3 1761 07357915 3

Börne

Ludwig Börnes gesammelte Schriften.

Inhalts-Übersicht.

I. Ludwig Börnes Leben und Wirken. Von Alfred Klaar. — Ludw. Börnes Ankündigung seiner gesammelten Schriften. — Erzählungen. — Reisen. — Vermischte Aufsätze.

II. Schilderungen aus Paris. — Aus meinem Tagebuche. — Dramaturgische Blätter.

III. Kritiken.

IV. Briefe aus Frankfurt. — Menzel der Franzosenfresser. — Fragmente und Aphorismen. — Französische Aufsätze

V. Briefe aus Paris. 1—66.

VI. Briefe aus Paris. 67—115.

VII. Nachgelassene Schriften. 1. Bd. Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1819, 1820, 1821.

VIII. Nachgelassene Schriften. 2 Bd. Briefe und vermischte Aufsätze aus 1822 — Tagebuch 1817. — Geschichte meiner Gefangenschaft. — Geschichte des preußischen Staates. — Die zwecklose Gesellschaft in Breslau. — Tagebuch 1828—29. — Der Jude Shylock. — Brief an Cotta. — Fragmente und Aphorismen.

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Professor Heichelheim

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Sechster Band:
Briefe aus Paris (Fortsetzung).

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

LIBRARY
MAR
10
1981
OF TORONTO

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830 bis 1833.

(Fortsetzung.)

	Seite
Sechsundsechzigster Brief	5
Siebenundsechzigster Brief	17
Achtundsechzigster Brief	20
Neunundsechzigster Brief	26
Siebzigster Brief	31
Einundsiebzigster Brief	40
Zweiundsiebzigster Brief	42
Dreiundsiebzigster Brief	49
Vierundsiebzigster Brief	59
Fünfundsiebzigster Brief	100
Sechsundsiebzigster Brief	103
Siebenundsiebzigster Brief	109
Achtundsiebzigster Brief	113
Neunundsiebzigster Brief	116
Achtzigster Brief	123
Einundachtzigster Brief	126
Zweiundachtzigster Brief	131
Dreiundachtzigster Brief	135
Vierundachtzigster Brief	139
Fünfundachtzigster Brief	141
Sechsundachtzigster Brief	146
Siebenundachtzigster Brief	150
Achtundachtzigster Brief	152
Neunundachtzigster Brief	157
Neunzigster Brief	167
Einundneunzigster Brief	180
Zweiundneunzigster Brief	188
Dreiundneunzigster Brief	189
Vierundneunzigster Brief	195
Fünfundneunzigster Brief	199
Sechsundneunzigster Brief	209
Siebenundneunzigster Brief	210
Achtundneunzigster Brief	217
Neunundneunzigster Brief	221
Hundertster Brief	224
Hunderterster Brief	230
Hundertzweiter Brief	236
Hundertdritter Brief	243
Hundertvierter Brief	248
Hundertfünfter Brief	259
Hundertsechster Brief	264
Hundertsiebenter Brief	273
Hundertachter Brief	278
Hundertneunter Brief	286
Hundertzehnter Brief	297
Hundertelfter Brief	306
Hundertzwölfter Brief	313
Hundertdreizehnter Brief	315
Hundertvierzehnter Brief	324
Hundertfünfzehnter Brief	325

Sechsundsechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünschte darum nicht, daß meine Briefe in das Französische übersetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu mißfallen? Wie sollte ich simpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu fürchten? Das ist jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürsten. Ich wäre eine Art Falschmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beschäftigte; das könnte mir den Kopf kosten. Es wäre mir darum unlieb, hier übersetzt zu werden, weil mir Angst ist, die Arbeit, von irgend einem ökonomischen Buchhändler aus Gewinnsucht veranstaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Tagelöhners fallen, und ich verunstaltet werden. Mein kleiner weicher Geist ist leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Professor Willms in Straßburg, der Bruchstücke aus meinen ältern Schriften in der Revue Germanique so vortrefflich übersetzt hat, auch die Briefe französisch herausgeben wollte, würde ich mich sehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußischen Censurbande getreten, um die Schande, Mitglied derselben gewesen zu sein, abzuwaschen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn sein Ruf stünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadellosigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menschheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Censor zu sein; sondern aus gereizter Eitelkeit, weil er sich persönlich gekränkt fühlte, daß die Censur sein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angstzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals fassen, wie ein Mann, der sich nur ein wenig selbst achtet, der nicht schamlos seine ganze Menschenwürde von sich geworfen, um nackt wie ein Tier im warmen Stalle zu lagern, dort seinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunst der großen Glückpächter herum zu grasen — wie ein solcher Mann sich dazu verstehen kann, ein Censor, ein Henker zu werden — nein, schlimmer als ein Henker, denn dieser tötet nur die schuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder

der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das einzige, was göttlich ist am Menschen: die Freiheit des Geistes, zerstört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitsche seiner Treiber hergeht und kaut und wiederkaut, was ihm seine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer empört sich mein Herz gegen die Dummheit des Volkes überall, das gar seine Macht und Übermacht nicht kennt; das gar nicht ahnt, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzustoßen. Wenn unter den Tausenden in jeder Stadt, welche die Censur als einen schändlichen Übermut verabscheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, sich nur zwanzig angesehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Censor als einen ehrlosen Menschen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tische mit ihm zu essen, seine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpesteten, ihn immerfort mit Verachtung zu bestrafen, mit Spott zu necken — dann würde sich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Censor würde sein wollen; ja selbst der Gefühllose, wenn er nur von einem gewissen Range ist, würde nicht den Mut haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genötigt sein, ihre Censur den Schindersknechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schafschädeln und konfiszierten Büchern. Aber wie die Menschen zum Guten vereinigen? Das ist der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsstube giebt es edle Menschen genug; aber jeder glaubt, er sei allein gut gesinnt, und so fürchtend, alle gegen sich zu haben, wagt es keiner, mit seiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten, die sich besser erraten, sich leichter finden. Das ist's, was mir vor vielen anderen den Mut giebt, für Recht und Freiheit so laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich stehe nicht allein, daß ich weiß, es giebt Tausende, die so gut und besser sind als ich, die meinem Rufe folgen und sich mir anschließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im selbstverliebten Dünkel allein zu stehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich schwiege und duldete wie die anderen alle.

— Gleich nach Empfang Ihres Briefes schrieb ich nach Stuttgart und bestellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckar-

zeitung gewaschen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünschter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den Generalstab und das Geniekorps der süddeutschen Ministerialarmee auf einem Flecke beisammen. In Württemberg bereitet man sich auf die schrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unseren Tagen die Cholera alle deutsche Regierungen gewöhnt hat. Die besten Ärzte gegen den Liberalismus, die um so besser sind, weil sie die Krankheit selbst überstanden, werden herbeigerufen und zu Rate gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Ständelazarette angestellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für kontagiös hält, sondern miasmatisch, wird sie die Angestellten keiner strengen Absonderung unterwerfen, und sich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzu ängstlich widersetzen. Um aber den üblen Folgen einer solchen Gemeinschaft zwischen Gesunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbesserungen vorschlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, sich auf Kosten der leitenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben.“ Kurz, es ist zum totlachen, und alle die komischen Präservative gegen die Cholera sind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgarter Zeitung sind die zwei großen Rauchfässer, aus welchen in einem fort Chlorwolken sich erheben. Herr Münch ist der Lindenblütenthee, dessen Heilsamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner ist die Kupferplatte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatischem Gifte, das homöopathisch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesversammlung den Württemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholerapolitik! Ich bekomme Leibschmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgarter Hof- und Cholerazeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kommt mir sehr gelegen. Mit dem Vater der Allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernstes Wort zu sprechen. Seine unverschämte Tochter sprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwidern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurückgewiesen worden, wie vor kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor sein, aus prunkender Großmut den Vorteil der allgemeinen Sache

zu vernachlässigen, weil zufällig mein eigener damit verbunden ist. Dann brauchte ja jeder schlechte Schriftsteller, jeder feile Zeitungsschreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urteile sicher zu sein! Ich kenne die geheime Lebensgeschichte der Allgemeinen Zeitung sehr genau, von den Jahren des französischen Direktoriums bis zum Untergange Warschaus; und es hängt bloß von mir ab, ihr den Namen der deutschen Phryne zu verschaffen. Die Allgemeine Zeitung ist freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für alle, die bezahlen; aber das Recht hat selten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunst der Allgemeinen bezahlen kann, ist die Schöne so schlau, ehe sie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthür zu entlassen, damit die beiden Nebenbuhler sich nie begegnen, sich messen und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwischen ihnen zu wählen.

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht gelesen. Sind sie aber wirklich so herrlich, als Sie sie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rate folgend, sie übersetzen und mit deutschen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tausend Freuden. Kann mir denn etwas erwünschter sein, als früher oder später auf der Frankfurter Hauptwache Ihre schöne und gute Gesellschaft zu genießen? Zwar hat diese freie Stadt Frankfurt keine Civilliste zu bezahlen, aber unsere Regierung muß ihr Kontingent zu jeder Bundestyrannei stellen, und der Senat würde meine Gotteslästerungen über die großen Königsmagen so streng bestrafen, als ob er selbst ein König wäre. Ja wohl ist die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kommt es an, ob man einem Fürsten für seine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger giebt — man gebe ihm so viel er braucht, so viel er wünscht, daß er zufrieden sei und uns zufrieden lasse; denn die üblen Launen eines Fürsten sind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk sein Glück und seine Freiheit erkaufen. Sondern das ist zu bedenken: jeder überflüssige Sold, den ein Volk seinem Fürsten giebt, den dieser nicht für sich und seine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel sich zwischen Fürst und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinsternis hervorbringt. Vielleicht ist es wahr, was die Fürstengläubigen behaupten: eine Krone sei etwas Himmlisches, eine Art Sonne, die im reinsten Lichte strahle; aber woher wollen wir Bürger das wissen?

Man zerstreue den Hofdunst, der jede Krone umgiebt, und dann werden wir sehen, was daran ist. Dann ist zu überlegen, daß man ganz falsch rechnet, wenn man bloß die Millionen, die man einem Fürsten als Civilliste bewilligt, zählt. Diese Millionen sind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag giebt; diese Civilliste ist nur die Waffe, womit ein Fürst sich alles erbeutet von seinem Volke, wonach ihm gelüstet. Ludwig XVIII. hatte fünfunddreißig Millionen; aber mit diesen fünfunddreißig Millionen holte er sich tausend andere, womit er sich und seine Kreaturen für den durch die Emigration erlittenen Verlust entschädigte. Hätte er keine fünfunddreißig Millionen gehabt, sondern nicht mehr als er zu seinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht bestechen können, und das heillose Gesetz der Emigrantenentschädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflasterkönig, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus seinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliste von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourges haben der Kammer eine Bittschrift übersandt, worin sie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das ist nach meiner Gesinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es sich etwas kosten lassen. Frankreich konnte unter sechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte sich kein Volk wählen; die Völker sind selten. Die Kommission der Kammer war in ihren Ansichten geteilt. Vier Mitglieder derselben stimmten für vierzehn Millionen, die vier anderen für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, stimmte für eine so kleine Summe, daß der ministerielle Berichterstatter der Kommission sich schämte, sie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lang werde, bis er den Thron besteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als diese unverschämte Apanagierung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer giebt denn dem armen Volke Wartegeld, wenn es auf den Tod eines bösen Fürsten ängstlich harrt? Aber die Höfe sorgen dafür, daß die Kronprinzen schon in ihrer frühesten Jugend an Verschwendung gewöhnt werden; sie fürchten: in den reiferen Jahren der Thronbesteigung möchten sie vielleicht für das Laster nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird also vierzehn Millionen bekommen, eine

Civilliste, die jedem Deutschen, der, wenn auch mit seinen Füßen, doch nie mit seinem Kopfe Deutschland verlassen, sehr winzig erscheinen muß. Und nach dieser Vergleichung ist sie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen, die Civilliste mit vierzehn Millionen würde also den hundertsten Teil der Staatsausgaben betragen. Das Budget von Bayern beträgt siebenundzwanzig Millionen, und die Civilliste des Königs drei Millionen, also den neunten Teil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich in gleichem Verhältnisse wie der König von Bayern ausgestattet wäre, würde seine Civilliste auf 155½ Millionen steigen; und wenn der König von Bayern dem König von Frankreich gleich gesetzt würde, sänke sein Einkommen auf 270000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheueren Summen, die der König von Bayern verschwendet, seinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erspart werden: München war die Stadt der Nachteule, schon ehe es Statuen und Gemälde besaß. Ist es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Spessart, der sich glücklich schätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß seiner Hände versilbern muß, damit in einer sechzig Stunden entfernten Stadt, die er nie gesehen, wohin er nie kommen wird, eine Klyptothek, eine Pynakothek, ein Odeon — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmsucht eines Königs befriedige? Und dieser kunstliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des bayerischen Volks sagen lassen: Er würde sie auseinander treiben, wenn sie sich unterständen, ihm noch so wenig von seiner Civilliste zu streichen! Und er hat später seiner Adelskammer kundgethan, er wolle sich mit drei Millionen begnügen! und die Minister dieses Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verstehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn sie sich gegen die Civilliste billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn diese sich je ihren Herrscher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verstanden? Der König von Bayern ließ seinem Volke sagen, er würde ihm dieses und jenes Recht gewähren, diese und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geschenkt verlangen könnte, wenn man sie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badische gethan? und .... doch davon später. Ich will warten, bis die von Kassel auch dazu kommt, noch

eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welker schon vor dem Siege, ja schon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum wehklagt mein Herz über den Sieg, den mein Geist errungen .....

Ich habe es vergessen: wir glücklichen Deutschen haben einige und dreißig Fürsten, einige und dreißig Civillisten. Rechnen Sie, was das kostet, und atmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tausende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und schiffen sich ein, um in einem fremden Weltteile ihren Hunger zu stillen! ... Ich will noch einmal zur Civilliste des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich so oft einen Verschwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomischer ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse mögen Sie immer dabei berücksichtigen. Freilich ist Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und sieben Kinder, und ich bin, Gott sei Dank, unverheiratet. Aber auf der anderen Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus seinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirtschaft führt, und ich muß alles selbst besorgen und werde geprellt. Also das gleicht sich aus. Und jetzt stellen Sie unsere Bedürfnisse nebeneinander. Die meinigen sind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen also bloß die des Königs mitzuteilen, wie sie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doktor und Apotheker jährlich 80000 Fr. Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es kostet — nicht geheilt zu werden. Der Hofstaat des Königs soll aus tausend Personen bestehen (doch das ist viel zu viel). Nun wird angenommen, das unter tausend Menschen einer das ganze Jahr durch krank ist. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichsten Art seien, die täglich zwei ärztliche Visiten erfordern. Jede Visite zu 10 Fr. gerechnet, also täglich 20 Fr., macht das jährlich 7900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., also Arzt und Apotheker zusammen kosten jährlich 8630 Fr., woher nun 80000? Das ist Verschwendung. — Livreebediente

200000 Fr., zu viel. Besoldete Tagediebe von Rang 650000 Fr.' unerhört! Küche 780000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königsmagen weitläufiger sprechen. Keller 180000: die Flasche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36000 Flaschen, und auf den Tag 100. Können Mann und Frau und Schwester und sieben Kinder, meistens Frauenzimmer, täglich 100 Flaschen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tischgäste mitbegriffen sei, denn die Ausgabe für diese werden unter dem Artikel Feten besonders mit 400000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900000 Fr., also jedes Pferd 3000 Fr. Ein Pariser Blatt bemerkte: Tausende in Paris würden sich glücklich schätzen, wenn sie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie sich noch des herrlichen Marstalles in Hannover, des dortigen Museums, das alle Reisende, alle neugierigen Damen besuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der seit hundert Jahren nicht in Hannover residierte, werden dort gefüttert mit dem Brote, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majestät des Thrones auch in Abwesenheit des Königs sichtbar werde. Und wenn es kalt ist in Hannover, aber recht kalt, so daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh gestreut auf dem Steinboden des Marstalles, quer über die durchlaufende trübe Gosse gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrorenen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort schlafen zwischen den königlichen Pferden, bis der Tag graut. Es ist keine Verschwendung, wie man sie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den anderen Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majestät ist der warme Dunst so vieler Menschen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel, Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr sein dürfen, welche die menschlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heizung 250000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort besser verwendet, damit unsere armen Polen nicht erfrieren. Übrigens steht die ganze Ausgabe betrügerisch da, da der König sein Holz aus seinen Domänenwaldungen zieht, und es also nicht zu bezahlen braucht. — Beleuchtung 370000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp, wie jeder König, immer im Dunkeln! Wäsche 160000 Fr. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich ist. Musik, Theater

300000 Fr. Reisen eine Million; Geschenke 160000 Fr. Ein Fürst hat gut schenken! Und alle diese Ausgaben zusammen nennt man an den Höfen: die kleinen Vergnügungen der Fürsten, les menus plaisirs. Was kosten ihnen nicht erst ihre großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Maitressen, Leibgarden, Günstlinge, Bestechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernste, wie sind solche große unmögliche Bedürfnisse nachzuweisen? ist die Antwort: höchstens der vierte Teil dieser Summe wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Vierteile werden gestohlen, kommen in die Hände einiger begünstigten Lieferanten, die den Vorteil mit dem Hofminister teilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliste bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beispiele von Hofgaunereien. Die Kaiserin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt selbst übersah, fand einmal in der Rechnung 28000 Fr. für Talglichter angesetzt. Diese große Summe fiel ihr um so mehr auf, da sie den strengsten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden sollte. Sie stellte Untersuchungen an, und da fand sich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiser Alexander, sich ein Talglicht hatte kommen lassen, um damit seine aufgesprungene Lippe zu bestreichen. Der Lakai, der das Licht kaufte, stellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgesetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und so von Diener zu Diener hinaufsteigend, schwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhofintendant die runde Summe von 28000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet, daß ihm jedes frische Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu stehen komme. Es ist wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich selbst, wenn ich Richter wäre, würde mich bedenken, solche große Künstler an den Galgen zu bringen. Solche Geschichten wären sehr spaßhaft, sehr unterhaltend, wenn nur das Volk den teueren Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerstag, den 5. Januar.

Gestern war in diesem Winter der erste Abend bei ***. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie sie sonst alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewell und noch viele andere konfiszierte Polen. Wenn man den Lelewell sieht und hört, sollte man es ihm zutrauen, daß er den Geist und Mut hätte,

vor einer Revolution herzugehen. Er sieht so zerquetscht aus, spricht so matt und gebrochen, hat ein so furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutschen Stubengelehrten halten sollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück seines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das ist das Wahrscheinlichste) ist er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu sprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gebe. Unter den anwesenden Deutschen war auch Börne, der Verfasser „der berüchtigten Briefe aus Paris", wie sie die berühmte Allgemeine Zeitung nur allzu gelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzosen gehalten haben; denn er unterhielt sich mit einem Deutschen über Dinge, die gewiß keiner hören sollte, und es hinderte ihn gar nicht, daß ich ganz nahe dabei stand. Und so habe ich denn gehört, wie dieser Freiheitsheld, dieser Demagog, dieser Fürstenknacker, zu dem anderen sagte: er verspräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtabak und ein halbes Pfund Schnupftabak aus Deutschland verschaffte, dafür seinen Fürsten, so viel und so lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen so heillosen Menschen, der für anderthalb Pfund Tabak sein Gewissen verkauft, können Sie eingenommen sein? Der Deutsche, dem er dieses Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrschte eine besonders große Bewegung in der Gesellschaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammersitzung, in der an diesem Tage ein heftiger Aufruhr stattfand, weil Montalivet die Franzosen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung gelesen haben. *** ließ die seitdem bekannt gewordene Protestation in der Gesellschaft cirkulieren, welche die anwesenden Deputierten unterschrieben. Um Mitternacht rief mich Mauguin in ein abgelegenes Kabinett, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tische mit Schreiben beschäftigt fand. Die deutschen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unsere Sprache zu übersetzen, habe ich heute keine Zeit. Doch eine wichtige Äußerung des Generals *** muß ich Ihnen mitteilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Resseo pariam vorum catibis, press ar littotas massica plissos, vorissilo caruss ab itanis. Os? pervens politan. Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; vertel. Cassus iran poplita poplites, varina faessionibus. Venamos pur? valemi naro inoitamentamus. Pasti? marmorum que-

sitan. Cass ab, papiron gash.“ Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutschen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und sprach: Ihr seid ein Volk und verlangt Garantie? Ich schämte mich meiner Übereilung, und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutsche Anekdote. Kaiser Josef errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als diese einmal in Friedenszeiten nachts durch einen Wald marschieren sollten, baten sie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unsicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — sagte ich noch. Mündlich das nähere.

— Heute schickte mir der hiesige Gesandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeschickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieser Welt, über die alle Menschen klagen, und mein Hôtel des menus plaisirs ist viel reicher versorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich, als ich den guten alten Kanzleistil wiedersah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt. Das Protokoll ist geschrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngeren Herrn Bürgermeisters Herrn Senatoris Dris Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hoff, des Rats, und meiner des Actuarii Münch.“ Herr, wird meinem Namen niemals vorgesetzt, sondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das sie mir gestohlen, schenkten sie dem jüngeren Bürgermeister, so daß dieser zweimal Herr vor seinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen sollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizeiprotokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge,“ und endet: „zu sistieren habe.“ Hat man je eine Schrift gelesen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden? In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803 müsse ich als Pensionär ein Amt annehmen, und nach meiner Vorstellung an den Senat vom 19. Juli 1815 wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, sollte ich mich sistieren, um der Frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn sie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig

werden. Ich schicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es lesen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte sonst Ihrer Brust schaden. Siebenundfünfzig Zeilen und ein Punktum! Es ist gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg sagt; und, was zu arg ist, ist zu arg, wie er ebenfalls sagt; und, da muß einem die Geduld reißen, wie er nicht minder sagt. Siebenundfünfzig Zeilen und ein Punktum! Das ist ja noch ärger wie Falstaffs Wirtshausrechnung. Ein Penny für Brot und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitiert? Ich war drei Jahre Ihr Kollege, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte setzt, Fallen stellt, Schlingen legt.

Dem *** werde ich nicht schreiben, das habe ich mir schon früher vorgenommen. Glauben Sie doch ja nicht, daß mir solche Dinge Gemütsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menschen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Bösewicht vorkommt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Bösewichter. Dann sehe ich sein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menschheit darf man nicht rechten. Gott hat sie geschaffen, wie sie ist, und hat allein alles zu verantworten. *** ist mir ein solcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen" — kommt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte vor? Nun, ich sage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie sonst wünschen, werde ich Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Drei Briefe sind erschienen, und jetzt in einer Broschüre vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ich gelesen. Es ist die Weisheit in Zahlen und ist die Thorheit in Zahlen. So, und nur so allein muß man die Menschen belehren; denn sie sind so dumm, daß sie nichts begreifen, was sie nicht zählen können. Sie sind gar zu dumm, die Menschen! Wenn sie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigstens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menschen kommen, und blieben dann nur noch Überschwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das ist's. Nicht wollen; das ist's noch mehr. Kaiser Maximilian hatte einen Hofnarren, der sagte ihm einmal: Wenn wir nun alle einmal nicht mehr wollen, was willst du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiser darauf geantwortet;

aber der Narr, der schon vor länger als drei Jahrhunderten einen solchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhabener Geist gewesen sein.

Siebenundsechzigster Brief.

Paris, Montag, den 9. Januar 1832.

Gestern war ein schönes Konzert im italienischen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Musikstück am besten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Konzert zu Ende ist. Es ist mit dem Kunstgenusse, wie mit dem sinnlichen: Ohr, Auge, die Seele haben einen Punkt der Sättigung, den erreicht, alles weitere nicht mehr mundet, noch gut bekommt. Die vielen und besonders verschiedenartigen musikalischen Gerichte, eines nach dem anderen vorgesetzt, stumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urteil ganz zu Grunde. Es ist eine abscheuliche Üppigkeit, die den Menschen endlich empfindungsarm macht. Dieses im Vorbeigehen; denn man soll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philosophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann kommen, daß man sie bei ihr braucht, und dann ist der überraschende Vorrat sehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen starken Husten und sang schlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber sie trug ein Kleid von rotem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erschien, verzieh ich ihr das auch. Es ist das liebenswürdigste Gesicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er ist bescheiden, sinnig, voll Geist und Gemüt. So ist auch sein körperlicher Anstand und so sein Spiel. Paganinis Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht seine Tiefe; aber seine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in seinem Spiel nicht nennen, was ein besseres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorstellung einer weiblichen Kraftlosigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen soll. Was mir an Berriot am meisten gefiel, war seine Anspruchlosigkeit sowohl in seinem Vortrage als in seiner Komposition. Ich habe an anderen großen Komponisten und Virtuosen oft bemerkt, daß sie ihrer gelungensten Stellen sich selbst bewußt sind, und wenn sie an diese kommen, gleichsam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt sich immer gleich, giebt keinem Teile seines Spieles und seiner Komposition einen Vorzug

vor dem anderen, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot ist ein Nebenbuhler, der meiner würdig ist, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte sie keine bessere Wahl treffen.

Schon seit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erst vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erstenmal spielen sehen. Aber daß Sie ja meine Ungeschicklichkeiten keinem verraten! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geschrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen sagen sollte, und ich weiß es heute noch nicht, was ich davon denken soll. Die Sache ist: ich habe alle Übung im Kunsturteile verloren. In früheren Jahren war ich, wie mich mehrere dramatische Dichter und Schauspieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, versichert haben, ein sehr guter Theaterkritiker; aber seitdem hat das unverschämt prosaische Europa mich aus aller Ästhetik geworfen. Ich *glaube*, daß die Mars die größte Künstlerin ist, als welche sie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringsten, was diesen Glauben schwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß sie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels sehr ökonomisch ist mit ihren Mitteln, und man darum, den Reichtum ihrer Kunst zu beurteilen, erst jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten soll, in welchen sich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu solchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen sie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les fausses confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Lustspiele nicht, auch nicht die besseren. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geistreiche Umrisse von Charakteren, die Leser, Zuhörer und Schauspieler ausmalten. Das beschäftigte den Geist, und gab der Kunst Beschäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geist und ohne Erfindung wie sie sind, zeigen ihre Kunst nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauspieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelassen, zu kopieren. Das Drama Delavignes ist solcher modernen Art, und selbst eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausspinnen, und wer daher, wie ich, das Stück gelesen und gut verstanden, erfuhr nichts neues von ihr. In dem alten Lustspiele les fausses confidences fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem schönthuenden Frauenzimmer miß-

lingen. Thut denn die Mars schön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen. Doch vergessen Sie nicht, daß es zehn Jahre sind, daß Sie sie gesehen, und zehn Jahre sind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil sie alt ist. Zu meinem Unglücke saß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdies meinem boshaften Vergrößerungsglase, das selbst eine Hebe verleumdet. O die Runzeln, diese Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemischt ist! Lächeln aber ist die ganze Kunst einer Schauspielerin in diesen modernen Komödien, wo Tugend und Laster, Treue und Verrat, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit, zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man gesellschaftliches Leben nennt, zusammengelächelt sind. Die Schauspielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, soll die Medea spielen, die Klytemnestra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in diesem rekonvaleszierenden noch schwachen Jahrhundert. Ach die Weiber, welchen höchstens der Spiegel sagt, daß sie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Gesichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es ist gar zu traurig. Ich hätte der alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnlosen Braut den ganzen Abend gekost; so gerührt war ich. Die abscheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich sehe keine Runzeln in meinem Gesichte. Und doch sind sie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen besseren Freund als mich, und einen der seltensten Art; einen Freund in der Not und nur in der Not, nicht im Glücke. An eueren Freuden will ich nicht Teil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verratener Liebe bis zum Schmerze eines besiegten Hutes: sie sind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit seit einem Jahre nicht spielen können, und da sie nun zum ersten Male wieder auftrat, wurde sie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem stürmischen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu teil ward, als sie von einer Kunstreise von einigen Monaten, die sie in Gesellschaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Kredit, die alte Mars mußte den Beifall mit

ihrem Spiel bar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz der Mars hätte ich mich diesen Komödienabend sehr gelangweilt, hätte nicht Monrose mitgespielt in Marivaux's Stücke. Monrose ist ein unvergleichlicher Schauspieler für alle spitzbübische Bedienten, welche in neuerer Zeit durch die Konkurrenz ihrer Herren ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei ist so wenig schändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut alles selbst und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monrose ist ein herrliches antikes Kunstwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter sah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, sondern Monrose — und erstaunte über sein Talent. Er wurde mit Beifallsäußerungen empfangen — nicht Monrose, sondern der König — der Zorn über meine dicke Tinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich schreibe — aber es waren einstudierte Choristen, das merkte man gleich.

Von den Briefen eines Verstorbenen im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig gelesen; die anderen noch gar nicht. Ich werde sie mir zu verschaffen suchen, und dann auch darüber sprechen. Ich glaube, daß sie Robert geschrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Oos trauert, daß in den Stürmen der Julirevolution seine nicht assekurierten Vaudevilles untergegangen! Dort sinnt und sinnt er, wie zu machen, daß von ihm gesprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — sage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Achtundsechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832.

Gestern war ich wieder bei dem monatlichen encyklopädischen Diner. Die Gesellschaft war gut, das Essen schlecht. Es kompensiert sich alles; bei den Aristokraten speist man besser. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Straßburg meine Briefe gelesen. Mehreren Anwesenden wurde ich vorgestellt als ein Allemand très distingué. Bei Tische wieder die gewöhnlichen Toaste auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutschen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde sehr

schön gesprochen. Der Trinkrefrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm sich in der Wiederholung recht musikalisch aus. Und wäre es auch bloß eine Komödie — ist nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten polnischen Revolutionsregierung waren auch zwei anwesend, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der letztere war sehr freundlich gegen mich, und wird mich besuchen. *** war poetisch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geschah vor dem Essen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanzminister; ist das nicht merkwürdig? Bei dem Toaste auf die Deutschen wurde des Herrn Bo-erne des Allemand distingué und seiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutsche haben auch mehrere andere Nationen auf die Gesundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unsere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaste auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy gelesen. Barthelemy und Mery geben seit einem Jahre eine politische Wochenschrift in Versen unter dem Namen Némésis heraus. Der schändliche Mord des Torrijos und fünfzig seiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erschossen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt sicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mitteilen, die von der Versammlung mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:
C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orgueilleux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain.
L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.
Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long martyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —
Et nous, nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau,

Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les pieds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang répandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aïeux la trace,
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;
Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les boeufs amoncelés qui palpitent encore.*)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère,
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!
Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères,
La vermine du cloître a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main;
Tr!!! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive,
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient, car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes faisait en Angleterre Louis-ledésiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits;
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits,
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem gestrigen Briefe überrascht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das sich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine solchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug sein in dieser kriegerischen Zeit ... Wollen Sie sich denn Ihre Ängstlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erst kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majestätsverbrechen geworden, sich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone ist? — Die englischen Blätter lese ich nicht; ich kann also nicht sagen, ob Übersetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon gesprochen worden. Aber hier in Paris erscheinen zwei Übersetzungen. Die eine ist im Kourier von gestern angezeigt. Lesen Sie selbst, was dabei gesagt ist. Welcher Buchhändler die andere herausgiebt, weiß ich nicht. Im Litteraturblatte (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. Dezember 1831) sagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurteilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird. Lesen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philistern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgesetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für seinen guten Willen und seine schmeichelhafte Zusammenstellung sehr großen Dank schuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweisen, ich habe sie weder verdient noch verschuldet. So zerrissenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menschheit verzweifelt. Sie ist mir klar und

darum ist sie mir schuldlos. Gott ist in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen diesen sich nicht bloß zu bekreuzigen, sondern ihm mit Wort und Schwert entgegenzutreten; denn er hat ein Ohr, das man schrecken, Fleisch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutschland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man schilt keinen Bettler wegen seines Geizes, den Reichen schilt man. Ein Volk ist ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es schelten; schelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es ist nicht meine Schuld, es ist mein Verdienst, wenn ich ein besserer Pädagog bin, als es mancher andere ist. Es giebt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines Volkes ist lang, sehr lang, sie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte und besser, daß man solch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geschehen, daß es den Hals darüber bräche, als es so fortdämmern zu lassen, in schwankender Mitte zwischen Tier und Pflanze, in schwankender Mitte zwischen Schlaf und Tod.

Samstag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von **Beranger** cirkuliert in der Handschrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grâce à mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères
Est déjà trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand cœur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.
Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un œil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle;
Je veux la paix.

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon.
Ma couronne est mieux affermie
Et même . . . . . .
Je veux la paix.

Viele Verse im heutigen Briefe. C'est pour former le cœur et l'esprit aux jeunes Allemands. Der Schatten an der Oos schrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die ‚Briefe eines Verstorbenen' (das Buch) benutzt." Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefstil nachzuahmen gesucht? Nun, ist es nicht geschehen, so kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un

œuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kommt mein Kanaster?

Neunundsechzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 15. Januar 1832.

O, es ist himmlisch! Ich hatte vermicelle, côtelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, sondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange spazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hause gebracht. Und als ich mit dem Essen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée bestellt hatte. Da schickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die Allgemeine Zeitung von Stuttgart, und darin fand ich: Rapsodien, veranlaßt durch Herr Börnes Briefe, von Pittschaft. Da hatte ich meine omelette soufflée! Es ist nicht der Philosoph Pittschaft, der im Tollhause sitzt; denn er sitzt nicht mehr im Tollhause, weil er sich erhängt hat. Es ist dessen Bruder, der Medizinalrat Pittschaft in Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen teilen können; die andere Hälfte ist noch groß genug. Mein Tischchen schwankte unter der Last des aufgehäuften Desserts; mein Salzfaß ward süß davon. Zuerst: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erschien das bekannte Buch dieses großen Arztes: Rapsodien über die psychische Behandlung der Wahnsinnigen. Lange vor und nach Erscheinung dieses Werkes, das seinem Verfasser besonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapsodien sprechen, so daß ich seitdem und bis heute, so oft ich das Wort Rapsodien lese oder höre, ich gleich an verrückte Menschen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn statt meiner Herr Pittschaft sich am Frankfurter Polizeiamte anstellen ließe, weil dann Polizeiamt und Medizinalrat sich wechselseitig ihren Stil verbessern könnten. Von dem Polizeiprotokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer ersehen haben werden, das Asthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapsodien des Herrn Pittschaft wäre ich beinahe erstickt,

wegen des Überflusses an Punkten. Nein, so ein pünktlicher Mann ist mir noch gar nicht vorgekommen. Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kennerauge nicht entgehen, daß der Teufel sich nur durch seine Klugheit hält. Der Teufel selbst verstellt sich in einen Engel des Lichts. So sagt der Apostel. Dem Schlechten stehen viel mehr Waffen zu Gebote, als dem Edlen. Dieser muß zur Erreichung seines Zweckes sich selbst einsetzen. Jener setzt andere ein. Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräftigen Manne heranwächst. Unsere Zeit leidet an einem ungebührlichen Heißhunger. Macht sie es doch wie Saturn und verzehrt die eigenen Kinder. Wenn sie nicht mäßiger wird, wird sie sich den Magen überladen." Sancho Pansa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und so geht es in einem fort. Dann fand ich so schön, daß Pittschaft und der Schatten Robert beide in Baden wohnen, und ich konnte mir so herrlich ausmalen, wie der Medizinalrat, der im Winter keine Kranken hat, und Robert, der in keiner Jahreszeit Leser hat, sich gegenseitig in diesen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leser ausgeholfen, und wie sie beide auf dem Berge und auf dem Sofa einander gegenüber saßen, und Robert dem Medizinalrate seine verstorbenen Briefe vorgelesen, und dabei vor und nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu untersuchen, ob er nicht außer sich gekommen; und wie der Medizinalrat wirklich außer sich gekommen vor Ungeduld, und nach Hause gegangen, seine Rapsodien gegen mich geschrieben, den anderen Tag wiedergekommen, und sie aus Rache dem Robert auch vorgelesen — ist das nicht alles schön vom Anfang bis zum Ende, mit Ausnahme der Punktarmut im langen Satze, welcher erst die Hälfte seines Weges zurückgelegt, die ich aber vorsätzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizeiamt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrat, seine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopathisch zu heilen und ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz sagt in seiner Poetenkunst: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf deutsch heißt für Frauenzimmer: Punkte sind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergessen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht..... Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittschaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er sagte: Ich wäre eine Leuchte, und ein

Prophet, und ein brennender Busch, und ein Repräsentant der sieben fetten Kühe (ach, hätten alle Volksvertreter nur solche fette Komittenten, dann brauchte man gar keine repräsentative Verfassungen!) und ein Dornbusch. Und ich wäre darum ein Dornbusch, weil ich haben wollte, daß etwas von den anderen daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbusch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schafpelz machen lassen. Aber wer hieß den Medizinalrat mir so nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, ist das meine Schuld? Der Dornbusch steht, die Herde geht; sie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgengel. Dann spricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erstens sagt er: ich verlangte, die Deutschen sollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens sagt er: ich zähe Deutschland für eine Kratzbürste an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie sehen, Pittschaft ist ein Demagog, er will das Volk aufklären, er schreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden gesagt: Dieser Ort ist ein wahres Karbonaronest; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königstädtischen Theater zurück? Warum ist er kein unschuldiger Waldfrevler geblieben? Warum ist er der Macht der Verhältnisse untreu geworden, und liebäugelt jetzt mit allen deutschen Mächten? Warum hat er seine schmerzstillenden Didaskalien unterbrochen? Zehn aufrührerische Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitsch hätte sie ins Polnische übersetzen lassen, und hätte dann Warschau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeversammlung eine Bittschrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat diese Bittschrift verfaßt? Das hat der nämliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Messager geschickt. O, ich habe das gleich verstanden! Ich durchschaute den und jenen und manchen und gar viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Gesichtern irre führen; es täuschte mich nicht, daß sie sich für Polizeispione ausgaben; ich erkannte sie auf der Stelle als geheime Karbonari. Und jetzt schreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht seine Maske sein, ich mag nicht sein Gesicht berühren. Und Pittschaft gesellte sich ihm bei; der undankbare Medizinalrat! Undank! Undank! Wenn er den Deutschen sagt: „Ihr habt immer den Saft zu

dem Punsche hergeben müssen, womit sich andere gütlich gethan" — von wem hat er das gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Mut, Deutschland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Mut, schon im Sommer für die Kontagiosität der Cholera zu schreiben, und der preußischen Regierung zu trotzen? Er rede! Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine russische Praxis ist ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland gelästert. Seine französische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Frankreich gelästert. Seine preußische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Preußen für ansteckend erklärt; und was ihm von deutschen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badischer Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrat, sich erlaubt hat, von Politik zu sprechen, ehe er zweitausend Gulden Kaution geleistet hat. Darum werfe er sich ganz in meine Arme; er hat sich mir verschrieben, mein ist er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß sie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbestechlichkeit. Pittschaft sagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldspekulation gewesen, und Robert verbürgt sich, daß ich nicht feil bin. Wer wird eine solche Bürgschaft verschmähen? Auch danke ich schön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbestechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das ist ein Tadel für Tausende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerspruch hervor. Nun werden meine Gegner sagen: (Er ist wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich selbst einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil ist er nicht. Er würde sich nie so geringe schätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsdor seine Ehre zu vermieten .... Der unglückselige Robert! Eine Welt hätte er setzen sollen zwischen sich und mir, und jetzt, das Glück verschmähend, daß ich ihn vergesse, sucht er mich auf, und zwingt mich, seiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Mut, mich herauszufordern? Ist es etwa, daß ich ein Herz habe, und seine eigene Brust nichts zu durchbohren darbietet? Ist es, daß er seine Brieftasche, seine polnischen Lose gut verschlossen weiß, und daß ich sie nicht durchlöchern kann und seine Seele nicht berühren? Daß der Unglückliche es wagt, den tiefbegrabenen Schmerz aus meiner Brust heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens

Leiche schmausen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Lesezimmer in das nahe Gebüsch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegensah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu lesen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urteil jener furchtbaren, namenlosen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterspruch: ob es einen Gott giebt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute", wendete das Blatt herum, sah unten nach dem Kurszettel; Warschau war gefallen, und die polnischen Lose waren gestiegen, und ein Höllenschein verklärte sein silbergraues Gesicht — wenn Wünsche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es solch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geschichte ungelesen und verächtlich überschlägt, um am Ende vor dem Kurszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der seinen Blick von dem schönen Gesicht der Zeit, so voll erhabenen Lächelns, schöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um sie herumgeht und ihren ..... küßt — ein solcher Mensch wagt es, ungerufen vor mir zu erscheinen und zu sagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittschaft sein Herz erleichtert, standen auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr Wurm, der Redakteur der Börsenhalle, einer der verlorenen Vorposten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechselt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Verteidigung gegen Herrn Wurm, seinen alten Freund und Duzbruder, in seinem Blatte geschrieben. Herr Wurm beklagt sich darüber und fragt seinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn, einen freisinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgesetzgebung nach englischen und amerikanischen Grundsätzen arbeitet?" Ist das nicht wieder recht schön deutsch; während die Freiheit sich auf dem Schlachtfelde verblutet, statt sie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach englischen und amerikanischen Grundsätzen zu schreiben? Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein sehr achtungswürdiger freisinniger

Mann, Chef der dortigen liberalen Partei, schrieb seinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mitteilen will. „Mein lieber Freund! Da Sie in dem Schreiben an unseren Freund Mebold meiner mit Namen und zugleich des Umstandes erwähnen, daß Sie mir die Kritik über Börne zugesendet, so glaube ich, Börne, den ich persönlich kenne und dessen Talent ich bewundere, die Erklärung schuldig zu sein, daß ich, für meine Person, Ihre Kritik seiner Briefe nicht billigen kann. Wie ist denn Aristophanes mit den Atheniensern und mit Sokrates, dem edelsten aller Menschen, umgegangen? Und was hat Swift dem englischen Volk und seinen Machthabern nicht geboten? Dessenungeachtet sind und werden sie die Bewunderung aller Zeiten bleiben. Beide, wenn sie lebten, würden Börne als ebenbürtig anerkennen. Sein ausgezeichnetes Talent darf da nicht mit der moralischen, und noch weniger mit der politischen Elle gemessen werden. Das deutsche Vaterland sollte es sich vielmehr zur Ehre rechnen, daß an seinem litterarischen Himmel ein solcher Stern der Satire und des Humors aufgegangen ist. Bei dieser Überzeugung konnte ich für meine Person dieses Blatt Ihrer Zeitschrift nicht als Probeblatt auf dem Museum auflegen."

Es kommt mir spaßhaft vor, daß man in Deutschland schon einige Monate lang von meinen Briefen spricht und schreibt; daß ich fast so berühmt geworden wie die Sontag. Und dabei gebrauchen alle meine Gegner den Polizeipfiff, zu sagen: es verlohne sich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er sagt: die Briefe wären zu platt, für Deutschland verführerisch zu sein; das Buch wäre gar nicht der Rede wert. Aber warum spricht er davon? Warum reden die anderen davon? Das ist leicht zu erklären. Bei stürmischem Wetter setzen sich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, schneller und sicherer fortzukommen. Ich mag deren Tausende auf dem Rücken haben, aber ich spüre es gar nicht.

Siebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 19. Januar 1832.

Lassen Sie die Leute immerhin sprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur schade; daß sind alles Worte ohne Sinn, wären sie auch noch so gut gemeint. Wer nützt? wer schadet? Die

See geht hoch, der Wind ist gut und Gott sitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge schwanke oben im Mastkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt stünde an der Mauer der Welt, und nur so vor mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig, der mich schüttelt; ist das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen? Giebt es Menschen ohne Brust, die nicht zu atmen brauchen — gut für sie; aber sie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde sagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutschland zu kommen, er würde in jeder Gesellschaft, an jedem öffentlichen Orte beschimpft werden — so mißtrauen sie dem Herzen oder dem Kopfe dieses guten Freundes. Er ist entweder einer jener Gossen, welche die Verleumdungen der Polizei weiterschwemmen, oder ist ein matscher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verstanden, wie jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln suchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben sie von der Kette losgelassen; alle hungerigen Zeitungsschreiber mußten ein Geschrei erheben, ehe man ihnen die Schüssel füllte, und dieses Gebell und dieses Geschrei sollen das Konzert der öffentlichen Meinung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, solche Gaukelkünste zu vereiteln. Die Aristokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn sie wissen recht gut, daß er ihnen gilt und nicht dem Volk; aber wir kennen das und spotten ihrer vergebenen List. Das Vaterland herabwürdigen! Deutsches Volk beschimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was sie durch ihre Ausrufer mich beschuldigen lassen — die Hände küßten sie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das sind den Aristokraten nur mythologische Geschöpfe, und sie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem solche Fabeltiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der sie getroffen, und dann abgethan. Ihr Vaterland ist der Hof; ihre Ehre ist in der Unterwürfigkeit des Volkes; ihre Schande in dessen Freiheit, und das Volk ist nichts, ein Stuhl, ein Tisch, ein Ofen, das man weder schänden

noch ehren kann. Vor solchen Menschen soll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen sie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verleumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne sie zu Asche. Ich erwarte sie, wenn ich nach Deutschland komme.

Gestern las ich wieder in hiesigen Blättern von Mautzerstörungen im Hessischen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geschichten sind. Indessen wahrscheinlich das erstere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen späteren Vorfällen schreiben. Das sind recht traurige Verhältnisse, und am traurigsten ist, daß sich die Regierungen nicht zu helfen wissen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum suchen sie das Volk über die wahre Beschaffenheit der Maut, ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum suchen sie es nicht durch Sanftmut zu beruhigen, durch Überredung zu gewinnen? Warum tragen sie den Geistlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollwesen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Fechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am ersten Sonntage nach dem monarchischen Gemetzel an der Mainkur ungefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Husaren imstande sind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart ihr wieder rechte Esel gewesen und habt euch totschießen lassen. Wißt ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn ihr es wißt. Dummköpfe seid ihr und Schwerenöter! Ihr jammert über die Maut, ihr wollt keine Maut bezahlen! Wißt ihr denn, was die Maut ist heutzutage? Wißt ihr, was sie sonst gewesen? Begreift ihr denn gar nicht, wie viel besser ihr es jetzt habt, als in früheren Zeiten? Nun, so gebt acht; ich will euch eine Laterne in den Kopf hängen."

„Viele von euch sind doch schon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, ist oft als Floßknecht nach Holland gekommen, ehe er sich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, sie hat mir gestern eine fette Gans geschickt. Und wer von euch nicht am Rhein war, der ist doch einmal in Königstein gewesen und am Falkenstein vorbeigekommen. Nun, das ist alles eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da seht ihr viele verfallene alte Schlösser, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht

immer so öde und verfallen, wie sie jetzt sind. Ehemals waren es prächtige Schlösser, worin die Ritter wohnten, und es ging lustig da her. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch seine Freude. Wenn sie sich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenster und sah zu, wie sie spielten, lachte er und sagte: Jugend hat keine Tugend, das will sich austoben; aber es ist mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte sieht, seine jüngsten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heulen, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngesund, stark wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hatte, fürchtete er sich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat euch den Tag zehn Pfund Rot- und Schwarzwildbret gegessen, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rosinenkuchen, aber wenig Brot. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und abends vor dem Schlafengehen ein paar Maß warmen Gewürzwein. Ich sage euch, Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmet angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschen wollte, wer kommt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: Herr Pastor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute morgen war der Schnupfen weg. Merkt ihr noch was davon? Seht ihr, solch ein lustig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegessen, gut getrunken und gut geschlafen. Und die übrige Zeit haben sie gejagt und sich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man schlug sich einander auf Helm und Schild, und war einer tüchtig getroffen, so ging er zum Schmied, und den anderen Tag war alles wieder gut. Das hundsföttische Pulver war noch nicht erfunden."

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlösser, schöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber sie hatten kein Geld. Woher wollten sie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten also nichts. Aber alle Menschen sind Gottes Kinder, und

wenn es einen Menschen giebt, der nichts arbeitet, ist es Christenpflicht, daß der andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten sich auch darnach, und so oft sie Geld brauchten, nahmen sie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten sie so: Auf die hohen Türme ihrer Burgen stellten sie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht achtgeben und umherschauen, und sobald ein Schiff mit Waren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chaussee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Messe zu bringen, stieß der Knecht ins Horn. Die Ritter, die das Zeichen verstanden, sprangen darauf vom Tische oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kisten und Kasten aufgeschlagen und alles herausgenommen. Darauf sagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Messe, ihr Herren! und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil sie auf diese Art ihr Brot verdienten, nannte man sie Raubritter. Die Waren verkauften sie dann um einen Spottpreis an Juden, und so hatten sie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waren wieder und darauf zogen sie zur Frankfurter Messe, und alles war gut. So ist die Maut entstanden, und was damals die Raubritter waren, das sind heute die Zöllner."

„Jetzt gebt weiter acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei sich: Wäre es nicht gescheiter, wir gäben den Rittern lieber gleich so viel bar Geld, als sie für unsere Waren von den Juden bekommen? Diese Spitzbuben lassen sich von uns zweimal so viel bezahlen, als sie selbst bezahlten. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch gespart. Sie schickten also dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zuleide gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiderte: ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; heute abend gebe ich

meinen Nachbarn einen Schmaus, habt ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und sagten ihm: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zuleide gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiderte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf euerem Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberstein, und so gingen sie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und sprachen mit allen auf die nämliche Weise. Und wie abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmausen kamen, und jeder seinem Nachbar erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Gesicht einen ehrlichen Mann gescholten, und seinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten sie alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel besser als früher."

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten, Landgrafen, die Vorfahren unserer gnädigsten Landesherren, daß sie lange dumm gewesen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein schön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, sind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht selbst verdienen? Wer ist Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie sagten also den Kaufleuten: Ihr unterstehet euch nicht mehr, euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das ihr ihnen gegeben, gebt ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden sein, und den Rittern wurde von den Landesherren untersagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüberkamen und nicht bezahlten, wurden sie wie früher geplündert und totgeschlagen. Sie mußten also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unsere gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: Unsere Kaufleute geben

für jede Ladung Ware den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, sie gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen. Auch hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie das Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen: wir danken unterthänigst für den bis jetzt geleisteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher. Die Fürsten erwiderten darauf: es freut uns, daß ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber euer Geld, und das Geleit müßt ihr bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürsten: ist es nicht ganz überflüssig, daß wir den Kaufleuten Husaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja sparen. Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuser errichtet, und so oft da Waren vorüberkamen, mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Fürst, daß man seine Unterthanen drücke, antwortete der diesseitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den eurigen mache; laßt euch auch Maut von ihnen bezahlen; Schafe wollen geschoren sein, sonst gedeihen sie nicht."

„Jetzt werdet ihr deutlich einsehen, daß ihr Ochsen seid, wenn ihr euch über die Maut beklagt. Habt ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt? Sonst wurdet ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden euere Kisten mit Ordnung geöffnet, man nimmt euch mit Höflichkeit euer Geld ab, und ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, totgemacht, wenn ihr die Maut nicht bezahlen wollt und euch zur Wehre setzt; ihr werdet aber nicht mehr wie damals totgehauen, welches grob war, sondern totgeschossen, welches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da ihr auf Befehl eures gnädigen Landesherrn totgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für euch. Wenn ihr

aber fragt: warum nimmt unser gnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen; das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekostet? so zeigt ihr wieder, daß ihr Ochsenköpfe seid. Behält denn unser gnädigster Landesvater euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit eurem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an seinem Hofe leben, und für die ihr, da sie euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt. Und nicht bloß für diese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst euer Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt seid mir keine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit euch nicht fertig werden können, als ihr die Maut gestürmt. Nun sagt ihr aber vielleicht: aber wäre keine Maut da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist die Maut unnötig. In dem, was ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, ihr seid gar nicht so dumm, wie ihr aussieht. Aber, liebe Kinder, ihr müßt noch etwas bedenken. Unser gnädigster Landesvater braucht nicht bloß seine Soldaten gegen euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußeren Feind. Fragt ihr nun: wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zuleide thun? muß ich euch aufrichtig antworten: es denkt keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, denen er in der Not beisteht; das ist Christenpflicht. Macht ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Österreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun seht: der Kaiser Nikolas will Polen haben, der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will alles haben. Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der König nicht Herr über alles, er ist nicht mehr als jeder andere, er ist nur der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort alles, und für das Volk geschieht alles. Nun sagen die Franzosen: alle Völker sind mit uns verwandt, wir sind alle

von einer Familie. Die Polen sind unsere Brüder, die Italiener sind unsere Vettern, die Deutschen sind unsere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen jemand etwas zuleide thue, sondern ihnen helfen. Darum leiht unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine Soldaten, damit sie mit den Franzosen fertig werden, und darum müßt ihr Maut bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzosen schickt, das sind euere eigenen Söhne und Brüder, und damit sie gern marschieren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde der Deutschen, und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzosen sind euere besten Freunde, und wenn sie kommen, kommen sie bloß, den Polen und euch beizustehen, und ihr müßt sie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber schließt euere Mädchen ein, bis sie wieder fort sind."

„Jetzt habe ich euch erklärt, was die Maut ist; nun geht und bessert euch. Wie wollt ihr es denn vor Gott und eurem Gewissen verantworten, wenn ihr widerspenstig seid gegen euren gnädigsten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen euch zu schicken, die ja alle euere Brüder und Söhne sind, und die, wenn sie euch erschießen, Vater- und Brudermörder werden? Geht und bezahlt die Maut. Und wollt ihr ja einmal wiederkommen und die Maut zerstören, so seid keine Ochsen, und bleibt weit von den Soldaten stehen, was ihnen Herz macht auf euch zu schießen, sondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie euch erkennen. Bringt euere Töchter mit. Die Liese dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht rot zu werden, Liese, wir waren alle einmal jung — und wenn sie nun zu ihnen tritt und sagt: „Aber Peter, aber Hans, seid ihr denn stockblind? Seht ihr denn nicht, daß ich es bin? Haben wir denn nicht auf der vorigen Kirchweih miteinander getanzt? Peter, da ist ja mein Vater, der dir manchen Apfel von seinem Baume geholt. Hans, da ist ja mein Bruder, dem du erst neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen. Lieber Peter, kennst du deine Liese nicht mehr? Willst du um ein Stück Kommisbrot ein Mörder werden? Bist du nicht selbst ein Bauernkind? Was gehen dich die Fürsten, was geht dich die Maut an? Komm zu uns, lieber Hans! Du sagst nichts? Nun, da steh' ich, schieß mich armes Mädchen tot, wenn du das Herz hast." Aber ich sage euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu schießen, sondern das Gewehr wird ihnen aus der

Hand fallen und sie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen, daß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht ihr keine Maut mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert euch. Wer mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!"

Einundsiebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir seit einigen Tagen das Sonderbare, daß ich an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit schreibe. Der eine gegenwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich stehe, und der andere liegt auf dem Schreibtische, an dem ich sitze. Die Abwechselung ist artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom Stehbriefe zum Sitzbriefe oder zurück, und setze bald den einen bald den anderen fort. Die Sache verhält sich so. Der Tischbrief behandelt einen Gegenstand, der zwar kurzweilig aber langwierig ist und sich sehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunst nicht unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getrennt, und Sie werden ihn einige Tage später erhalten als diesen. Es giebt nämlich einen Häringssalat. Den Häring habe ich aus Berlin bekommen und den will ich zwiebeln und zurecht machen. Einen Artikel im litterarischen Unterhaltungsblatte, den der Referendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alexis gegen mich geschrieben, und von dem ich früher schon gehört, habe ich jetzt erhalten und ihn gelesen. Nun weiß ich wahrhaftig selbst nicht, wie mir in den Sinn gekommen, diesem Männchen zu antworten, aber eine innere Stimme riet mir dazu. Dabei machen mir meine ungeschickten Versuche, die Sprache solcher Gegner nachzuahmen, tausend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arbeit gewöhnt, und meine rechte Hand ist mir wund von dem wenigen Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen Lage. Warum ich mich mit solchen unbedeutenden Menschen und auf solche Weise einlasse, darf ich nicht deutlich machen, denn sonst würde ich meine beabsichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möchte ich aus Eigenliebe durchschaut und erraten sein. Das setzt mich in Verlegenheit. Häringssalat, Zwiebeln, Zurechtmachen, Schäfer, Männchen, unbedeutender Mensch — Sie werden sehen, daß mein Wörterbuch von Schimpf-

wörtern viel reicher werden wird, als das von Mayer, von Wurm, von Robert und von Alexis.

Montag, den 24. Januar.

Gestern, Sonntag, hat Casimir Perrier wieder einen Bubenstreich begangen. An dem Tage, wo die Kirche seines Glaubens geschlossen ist, wo die Börse keinen Gottesdienst hält, vergißt er am leichtesten Gott und sein Gebot, und folgt seinen bösen Neigungen. An Börsentagen bedenkt er sich doch noch etwas, die Renten, das zarte, leichtverletzliche Geschöpf, durch allzurauhes Wesen zu schrecken. Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der Geschichte, wo ein Volk unter so schmachvoller Herrschaft gestanden, als jetzt das französische. Tausendmal, ja zehntausendmal lieber möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet sehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umschmeichelt, als sehen, wie ein König auf dem Drehstuhle thront und wie sein erster Minister Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volkes wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie so sehr erniedrigt, vor einem Könige: Vivat! zu schreien; nicht, da ich als gedankenloses Kind Kaiser Franz im Krönungszuge gesehen, wo alles schrie; nicht als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anstaunte; aber kehrte morgen Karl X. nach Paris zurück mit seinem alten Herzen und seinem neuen Hasse, mit dem ganzen Gefolge aller seiner Laster, aller seiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten seiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat schreien, bis ich die Stimme verlöre. Was ist's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich und das ist alles. Wie der Winter drängt sie Blut und Leben zurück; aber das stille Herz ist dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber diese giftige Geldwirtschaft hier trocknet wie der Sirokko alle Adern aus, und könnte sie zehn Jahre fortdauern, würde dann ein Tyrann es der Mühe wert halten solch ein Volk von Mumien zu unterjochen.

Ich wollte von den Simonisten sprechen, über die man gestern wie über eine Diebesbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen lesen, und Sie wissen so gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen ist.

Zweiundsiebzigster Brief.

Paris, Samstag, den 28. Januar 1832.

— Rothschild hat dem Papste die Hand geküßt und beim Abschiede seine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kommt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßte dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothschild sein römisches Anleihen, statt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und so dem Kardinalkämmerling zehntausend Dukaten mehr spendieren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind doch die Rothschild, als deren Ahnherr Judas Iskariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rothschild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles sehr schön. Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König ist, wird sich krönen lassen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, sondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse, und Rothschild wird dabei als Erzbischof fungieren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen lassen, und eine unter ihnen, eine lustige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, sich auf das Grab Napoleons setzen und seinen Gebeinen lachend erzählen, sie habe gestern seinen Nachfolger salben sehen, aber nicht vom Papste, sondern von einem Juden; und der jetzige Beherrscher Frankreichs hat den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothschild auf deren Thron setzte? Man bedenke die Vorteile. Die neue Dynastie würde kein Anleihen machen, denn sie wüßte am besten, wie teuer ihr das zu stehen käme, und schon dadurch allein würde die Abgabenlast der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Bestechungen der Minister müßten aufhören, die aktiven wie die passiven; denn womit sollten sie, wofür sollte man sie bestechen? Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral sehr in Flor kommen. Alle Civillisten würden aufhören, bis auf die der Rothschilde, welche aber für die Völker keine neue Last wäre, denn die Rothschilde hatten sie als

Privatleute auch schon bezogen, und zwar eine stärkere, als die irgend eines anderen Fürsten.

Wenn das Haus Rothschild auf dem französischen Throne säße, wäre die Welt von der großen Furcht des Krieges befreit, der zwischen diesem mächtigen Hause und dem Hause Habsburg auszubrechen droht. Österreich und Rothschild sollen, wie die englischen Blätter aus guten Quellen berichten, seit einiger Zeit sehr gereizt gegeneinander sein. Österreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundschaft, mit welcher die Brüder Rothschild es beehren, ihm teuer zu stehen komme. Die letzte vierprozentige Anleihe schloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abschluß des Vertrages gewann es 6 bis 7 p. c. Ein so außerordentlicher Umstand mußte die Aufmerksamkeit des österreichischen Kabinetts erwecken. Es beschloß daher, für seine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder seinen Geldunternehmungen eine Konkurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothschild, um solche Schritte zu vereiteln und der österreichischen Regierung zu zeigen, daß man seine Allianz nicht ungestraft brechen dürfte, wußte darauf durch seine Verbindungen und Spekulationen das bare Geld in Wien, Frankfurt und anderen Städten so selten zu machen, daß kein anderes Haus imstande war, eine Staatsanleihe zu unternehmen. Österreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwischen beiden Häusern statt. Österreich hatte nämlich dem Hause Rothschild die Summen überlassen, die ihm aus den französischen Kontributionsgeldern für seinen Anteil zugefallen. Diese Summen sollten in französischen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und solche verkauft werden, sobald sie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothschild jene Renten und verrechnete sie zu 95. Österreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten al Pari gestanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Österreich war darüber empfindlich und schmollte: Rothschild aber wußte durch Vermittelung beiderseitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das französische Blatt, welches diese Friedens- und Kriegsgeschichten nach englischen Blättern umständlich erzählte, bemerkt darauf folgendes: „Durch welche Mittel wissen jene Bankiers die österreichische Regierung zu zwingen, sich nach ihren Anmaßungen zu bequemen? Es sind dieselben Mittel, welche sie unter dem Minister

Villele angewendet, mit welchem die Herren Rothschild ungeheueren Gewinst geteilt haben, wie wir es in der Folge beweisen werden; sind die nämlichen Mittel, die sie neulich beim Anleihen des Ministeriums Perrier in Bewegung gesetzt. Hat man nicht durch fortdauernde Verkäufe, von jenen bewirkt, welche die Anleihe zu einem unbilligen Satze haben wollten, die französischen Fonds erdrücken sehen? Diese Darleiher haben unter unseren Augen das nämliche gethan, worüber die österreichische Regierung sich beklagte, als sie mit ihnen brechen wollte. Unsere fünfprozentigen wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das Anleihen zu diesem Preise zu haben, und sobald die Anleihe zu 84 zugeschlagen war, stiegen die Fonds bis über 88 Fr. Es ist immer das nämliche Spiel, welches diese Rothschild treiben, um sich auf Kosten des Landes, das sie ausbeuten, zu bereichern .... Wir haben es schon früher gezeigt, daß die Geldleute die gefährlichsten Feinde der Völker sind. Sie haben am meisten dazu beigetragen, den Grundbau der Freiheit zu untergraben, und ohne Zweifel wäre der größte Teil der europäischen Völker schon im vollem Besitze der Freiheit, wenn die Rothschild, die Ouvrad, die Aguado, die Casimir Perrier und andere, mit ihrem Gelde nicht die absolute Gewalt unterstützt hätten."

Dupin hat diese Woche in der Kammer die Bankiers loupcerviers, Luchse genannt! Das sind Raubtiere, die zum Katzengeschlechte gehören. Casimir Perrier hat ihm über seine unzeitige Naturgeschichte die bittersten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothschilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern säßen, statt daß sie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothschild noch auf keinen Thronen, so werden sie wenigstens, sobald ein Thron frei wird, um Rat gefragt, wen man darauf setzen solle. Herr von Gagern hat dieses neulich öffentlich in der Allgemeinen Zeitung erzählt. Es ist eine schöne Geschichte. Herr von Gagern war früher Gesandter beim Bundestage. Dieser große Staatsmann, der den Aristokratismus ganz allerliebst romantisch zu machen weiß und zwischen den Gräbern alter Ritter mit seinem Adelstolze im Mondscheine spazieren geht, hat sich auf einer solchen nächtlichen Wanderung schon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an einem politischen Mundflusse, einer Krankheit, die

unter den Diplomaten ebenso selten gefunden wird, als die Mundsperre häufig unter ihnen vorkommt. Diese seltene Krankheit des Herrn von Gagern giebt uns aber über die verborgene Physiologie der Diplomaten und Aristokraten lehrreiche und nützliche Aufschlüsse. Der große Staatsmann schreibt der kleinen Allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, sondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegessen. Herr von Gagern schreibt: er, Herr von Stein und Capodistrias, hätten sich in Nassau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nacheinander folgende Sommer diese Herren sehr oft eifrig miteinander sprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede sei. Es schien mir, als sprächen sie von ihren eigenen Angelegenheiten und denen ihrer Familie. Sie gehörten „zu den wärmsten und eifrigsten Verteidigern Griechenlands, oder der griechischen Frage". Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Not mit griechische Frage übersetzt, will ich Ihnen erklären. Es giebt nichts Weichherzigeres, Warmblütigeres, Nervenzarteres, Thränenreicheres, kurz Gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein solcher hat sich sehr in acht zu nehmen, bei seinen starken und häufigen Gemütsbewegungen seine zarte Gesundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät ist ihm unentbehrlich. Wenn daher Tausende der edelsten Portugiesen vom Fleischer Miguel geschlachtet und zerfetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der List und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käse zerschnitten, zugewogen und, in Protokollpapier gewickelt, den hungerigen Käufern stückweise eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenschlägen des Tyrannen unterliegt und sterbend den Helfershelfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich solche Greuel und Schändlichkeiten zu sehen und zu hören? Und doch ist ihnen das Schicksal der Völker anvertraut; wie erleichtern sie sich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie stellen sich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; sie suchen das zu vergessen und es gelingt ihnen durch Übung. Sie sagen darum nie: Portugal und Portugiesen, Italien und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polnisches Land; sondern

sie sagen: die portugiesische Frage, die italienische Frage, die belgische Frage, die polnische Frage. Es ist eine Art Salpeterjäure, welche das Blut abkühlt und das Herz ruhiger macht. Aus diesem diätetischen Grunde spricht Herr von Gagern von der griechischen Frage; aber sein Herz ist gut.

Jetzt weiter; und verlasse mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor diesen Seelenverkäufern. „Monarchische Verfassung, deutsche Leibwache, hinreichender Kredit, waren die großen Grundsätze, worüber wir einverstanden waren.“ Hört! Hört! vernehmt doch die großen Grundsätze dieser großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des schönsten Jahrtausendes der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Götter, noch immer verklärt von der Abendröte einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieses — dieses edle Volk, verarmt, verschmäht, vergessen, zu Boden gedrückt, erinnert sich, was es gewesen, und schüttelt seine Ketten; will wieder werden, was es war, und wirft seine Ketten ab. Es ergreift sein rostiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greise stürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtschaft von der Freiheit trennt. Die Übriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eigenes Herz mit Füßen, suchen den Feind und siegen. Einer kämpft gegen hundert. Die christlichen Könige Europas erfahren, ein kleines Christenvölkchen habe sich gegen Mohammed empört — sie lachen. Das Völkchen siegt — sie werden aufmerksam. Der Sieg wird entscheidender — sie werden bedenklich. Ein Volk soll die Freiheit erwerben, ohne sie und trotz ihnen? Nein! sie lassen den Griechen sagen: Ihr seid zu schwach, wir wollen euch helfen. Sie schicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit sie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmütiger Staatsmann läßt sich von seinem Herzen hinreißen und giebt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerstöre. Codrington siegt und die christlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgescholten. Die Griechen sind frei! Dieser Angstruf schallt von Hof zu Hof. Wie ist dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf sinnen jetzt die Räte der Fürsten. Es giebt viele magere Fürstensöhne in Europa, die kann man mästen mit dem Fleisch und Blut der Griechen — also monarchische Verfassung. Die Griechen sind begeistert, sie leiden an der gefährlichsten Brustentzündung; schnell, nur ja recht schnell das stärkste

freiheittreibende Mittel — also deutsche Leibwache. Aber kein Königsohn wird der Narr sein, sein eigenes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müssen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er sie glücklich machen soll; aber die Griechen sind arm, sie müssen also borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — also hinreichender Kredit. Viele Fürstensöhne meldeten sich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das ist die griechische Frage. Den Edelsten, den Tapfersten, den Geistreichsten, den Mutigsten? Nein! Den, der am meisten Kredit hat; den, der seine Minister, Oberstallmeister, Gesandte, Hofmarschälle, Oberkammerherren und adligen Gardeoffiziere am besten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt sich also sorgfältig, „bei dem ersten europäischen Wechselhause“ (also bei Herrn von Rothschild), welcher Fürst den meisten Kredit habe? Herr von Rothschild schlägt in seinem Kreditbuche nach, es standen alle Fürsten Europas darin, nur der einzige Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothschild schließt mit Recht daraus, daß ein Fürst, der nie Kredit bei ihm gesucht, des Kredits am allerwürdigsten sei. Er giebt also dem Herrn von Gagern den Bescheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Kredit. „Also ist Prinz Friedrich der Niederlande am würdigsten, König der Griechen — ich will sagen, König der griechischen Frage — zu werden“, ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, diesen großen Grundsatz dem Grafen Capodistrias mitzuteilen. Dieser aber ist auf Reisen, angeblich einen griechischen König zu suchen, eigentlich aber, um zu erlauschen, gegen welche künftigen Ansprüche er das moskowitische Interesse werde zu verteidigen haben. Herr von Gagern reist dem Compagnon seiner großen Grundsätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüssel erwischt er ihn, und erzählt ihm atemlos: Herr von Rothschild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meisten Kredit, und er solle daher gleich zu dessen Vater, dem Könige, gehen und die griechische Frage mit ihm in Ordnung bringen. Capodistrias gehörte aber unglücklicherweise zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundsperre im höchsten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbringen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, ich habe kein Kleid. Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch gelesen und habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Altertums gefunden, der so arm gewesen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen

Volkes zu reden und zu handeln! Warum hat Herr von Gagern, einer der wärmsten und frühesten Verteidiger der griechischen Frage, nicht dem Grafen Capodistrias ein paar hundert Franken vorgeschossen, daß er sich ein Kleid machen lasse? Jeder geschickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollständigen Anzug. Capodistrias erbot sich jedoch, zum niederländischen Minister zu gehen, „aber nicht als Staatsmann, sondern Mann zu Mann". Er geht. Herr von Gagern stirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkommt; was hat er gesagt? „. . . j'ai trouvé la fibre un peu molle", erwiderte Capodistrias . . . „was ich mit der Pflicht des wirklichen Staatsmannes explicierte", bemerkte Herr von Gagern. Er aber dürfe seinen Mundfluß haben, weil er nur „in der Rolle des Dilettanten erschien". Aber in meinem Leben hätte ich nicht erraten, daß eine lockere Fiber das Wesen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, da er die Fiber spannt, einen Talleyrand zum Esel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Capodistrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagieren, Rothschild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen, und den Prinzen und die Kurse der griechischen Papiere durch deutsche Leibwachen zu schützen. Kürzer und kräftiger hat noch keiner das seelenlose, mechanische, selbstsüchtige, schacherhafte Treiben der neueren europäischen Staatskunst, des Monarchentums und der Hofschwänzelei dargethan, als dieser Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegessen.

Montag, den 30. Januar.

Lassen Sie den *** tausend, ja zehntausend Male von mir grüßen und danken für die herrliche Gesundheit, die er ausgebracht: Allen Völkern ohne König! Hier sagen sie: Les Rois s'en vont. Diese Taugenichtse von Franzosen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, sobald wir guten Deutschen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unsere Töchter mit ihren Söhnen, unsere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige Verwandtschaft, und wehe dann jedem, der uns zu nahe kommt mit feindlichen Gedanken! Was Sie mir von den Polen geschrieben, und wie herrlich sie in Frankfurt aufgenommen worden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen seinen Mantel umgehängt und stillschweigend fortging,

dem sollte man auf dieser Stelle ein Denkmal errichten; keinen schöneren Zug des Herzens weiß die alte Geschichte zu erzählen. So mögen sie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem starken Volke der einzige Schwächling sein, und bin ich erst der Schlechteste aller Deutschen geworden, dann ist keiner seliger als ich. Guter Gott, was ist an einem einzelnen Menschen, was an mir gelegen? Bessere als ich sind verkannt worden. Das Leben ist kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kommt einmal, und keinem wird Gerechtigkeit zu spät ausgezahlt, der, wie ich, als er seinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht standen, aber richteten statt gerichtet zu werden, habe ich einiges übersetzt, das ich Ihnen später mitteilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier diesen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glaciert. Eine kleine republikanische Vorlesung zum Erwärmen kann immer gut sein.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geschrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreut. Möge es fortgehen auf diesem Wege; möge es sich emsig auf seine große Bestimmung vorbereiten und sich deren würdig zu machen suchen. Denn Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt des deutschen Reiches und der Sitz der deutschen Nationalversammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden. Den Taxisschen Palast, die deutsche Bastille, wird man niederreißen, und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg gesäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule sich erheben, welche die Inschrift trägt: Hier liegt Deutschlands Schande!

Dreiundsiebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom 29. Januar) stehen Proben aus der bald erscheinenden Übersetzung meiner Briefe. Es ist das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das alles sehr matt; zum Glück habe ich eine gute Natur. Der kleine Ärger macht mir eine Gänsehaut; aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe schon in einer anderen Recension gelesen, daß man mich gereizt und nervenschwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben so gar keine Vorstellung davon, wie man anders als sie selbst denken und fühlen könne, daß, finden sie es einmal, sie die wundervolle Erscheinung einer Krankheit zuschreiben. Sie kennen so wenig die Macht und Wirksamkeit des Geistes, daß sie es lächerlich finden, wenn ein körperschwacher Mensch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erschüttern sucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verschwörung gegen die russische Regierung entdeckt wurde und die Hauptverschworenen hingerichtet wurden, man von einem derselben nichts Verächtlicheres glaubte sagen zu können, als er sei nervenschwach und habe doch gesucht ein Reich umzustürzen! Auch Robert hat mich einen nervenschwachen Athleten genannt. Über die Spötter! Weil sie, wie jener Krotoneser, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit sich herumzuschleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganzen lebendigen Ochsen zu tragen, halten sie sich für stark, weil sie dumm sind. Diese Menschen, die, weil sie sich nie der Außenwelt widersetzt, auch niemals Widerstand gefunden, sehen nicht die nächste Grenze ihrer Kraft und halten sich für mächtig, weil sie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich besser. Er nennt mich so ein Kerl, was doch auf eine sechs Fuchs hohe Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur so ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich übersetzter Kerl, sondern ein untersetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Brust, breiten Zähnen, breiten Fäusten und breiten Gedanken — hei! wie wollte ich sie zurichten! Denn wahrlich, stünden mir alle Waffen der olympischen Götter frei, ich wählte nicht Jupiters königliche Blitze, nicht Dianens ferntreffenden Pfeil, nicht Merkurs Rednerlist, nicht Apollos Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditens Zauberblick, nicht Amors Schelmerei — ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Silens groben Spaß. Sie schrieben mir neulich, es sei meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittschaft ausgesprochen. Freilich ist es meiner unwürdig: aber es ist ganz meiner würdig, in solcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in diesen Tagen der Entscheidung? Soll ich daran denken, wie Leute von Geschmack über meine Schreibart urteilen, was Weiber von meiner Ästhetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, soll ich ängstlich besorgt

sein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kote lagern, soll ich fern bleiben und sie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beschmutzen? Wenn es darauf ankommt, von den feinsten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drahtnetz für Mückenseelen — ich verstehe das so gut als einer. Wenn es darauf ankommt, eine Satire zu spitzen, so spitz, daß sie durch die Pore eines Glases dringt — ich verstehe das so gut als einer. Wenn es darauf ankommt, ein Gift zu mischen, klar, hell, rein, durchsichtig, ohne Farbe, Geruch und Geschmack, unschuldig wie frisches Quellwasser, ein Verleumdungsgift, eine aqua tofana — ich verstehe das so gut als einer. Aber nein, ich will die Kerls totschlagen, am hellen Tage und vor aller Augen; denn alle sollen es wissen, und sie selbst, daß sie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenübersteht, der gar nicht weiß, wo er sich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er streitet — soll ich ihn schonen, weil er dumm ist? Er gilt seinen Mann und seine Kugel trifft so gut, als kenne er ihr Ziel. Darum schlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wenden, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit solchen plumpen Tieren, unter Scherz und Lachen Kirschkerne schnellen gegen solche Elefanten — es ist lächerlich. Sie spüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß alle die Plumpheit, die Roheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben Sie das nicht. Nicht einmal die Besseren alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in seiner Gegenwart und ergötzte mich unter lautem Lachen an dem Fischweiberwitze einer deutschen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Gesicht: ja es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiderte: pah! das bürstet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber später darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu sagen, und daß der Freund recht gehabt. Selbst Heine, der doch so fein ist in seinen Ausdrücken und ein plumpes Wort gar nicht verstehen sollte, bemerkte, als er sah, wie ich mich lustig machte, über ein anderes jener rohen Tabaksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind gelesen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urteilen aber die Leute, die entweder selbst zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung besser wissen als ich, wie man auf sie wirkt.

Die ministeriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum schreiben

sie denn so plump, warum schimpfen sie so pöbelhaft gegen die Verteidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil sie nicht fein zu sein verstehen? O nein! Sie verstehen es nur zu gut. Wenn sie einen Streit unter sich haben, Hof gegen Hof, Fürst gegen Fürst, Macht gegen Macht, dann kocht selbst ihr heftigster Zorn nie so stark über, daß der trübe Schaum der Wut zum Vorschein käme. Haß im Herzen, haben sie die liebevollsten Worte auf den Lippen und mit der ausgesuchtesten Höflichkeit stoßen sie dem Feinde ein schönes Schwert in die Brust. Wo es aber darauf ankommt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung, die Menge entscheidet, sind sie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenlose Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was sie gegen uns, sollten wir gegen sie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die Freiheit den Sieg, den sie siebenmal errungen, siebenmal wieder verloren, weil sie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, so in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht fest genug an ihr eigenes Recht und daß sie allein alles Recht besitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht und daß keiner Macht hat neben ihnen. Sie wissen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinste Teil davon, der sich weiter erstreckte als ihr väterliches Erbe, und daß sie darum von allem was sie wollen und was sie thun, keinem Rechenschaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil sie das nicht wissen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürsten gut und billig erscheinen, rechtfertigen sich, statt Rechtfertigung zu begehren, fordern, wo sie nehmen sollten, fordern nicht alles, was ihnen gebührt, und fordern es mit so leisen höflichen Worten, daß man sich anstellt, die Hälfte nicht verstanden zu haben, und die verstandene Hälfte abzuschlagen den Mut bekommt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen sie; liegt sie tief im Kote versenkt, wir holen sie auch. Darum siegt die Bosheit überall, darum wissen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorsprung zu gewinnen, weil sie den kürzesten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert ob er rein sei oder schmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, sie gebrauchen selbst edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen, und wir sollten den Kot meiden, auch wenn er zum Guten führt? Wir suchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und alles;

denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wann wir auch zu ihm stoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder später durchwaten müssen, wollen wir siegen für das Recht. Was andere thun für die Tyrannei, warum sollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, List gegen List, Kot gegen Kot, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine sagt: auch die Freiheit müsse ihre Jesuiten haben; ich sage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stückknechte, Rotmäntel, Baschkiren, Marodeurs, Paukenschläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur solche Waffen fürchten, die sie selbst gebrauchen; denn nur diese kennen sie. Darum der List ja keine Offenheit, dem Laster keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anstand gegenüber.

Ist es wie in den großen Kämpfen dieser Zeit, wo Macht gegen Macht streitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Mensch für sein besonderes Leben gegen das andere besondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weisen, der Bösewicht über den edlen Mann? Das geschieht, weil die edlen Menschen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechseln und mit Recht für das Recht streiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann selbst im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und diese bezahlt man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rousseau. Es gab keinen Menschen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte sein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er so verkannt? Warum wurde er so verspottet? Warum war sein Leben so voll Schmach und Not? Er verspottete die Gemeinheit und war gutmütig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte und schonte die Schlechten. Über die Sache verschwand ihm der Mensch; er liebte das Gute, und verstand die Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden; man muß hassen, um lieben zu können. Rousseau haßte und liebte keinen, darum stand er allein; er verschonte jeden, darum wurde er nicht verschont; er verfolgte keinen, darum wurde er von allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde verteidigte er, aber sich selbst wußte er nicht zu verteidigen. Das schien ihm schnöder Lohn für freien Liebesdienst, und den verschmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze seiner Bered-

samkeit gebrauchte er für andere; für sich selbst war er wehrlos und stumm. Einmal sagt er in seinen Bekenntnissen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt.“

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuste haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob sie zwar tausendmal mir recht gäben, doch tausendmal mich totschlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder!

Abends. Soeben habe ich die Abendzeitung, den Messager, gelesen. Gestern war sie noch ministeriell, heute hat sie die Farbe gewechselt. Die Aktionärs haben sich nicht gut gestanden bei dem bisherigen Ministerialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es ist merkwürdig! Läse ich keine andere Zeitung, als nur den Messager, hätte ich denken müssen, daß seit gestern sich die ganze Welt geändert, daß ein Komet an die Erde gestoßen und sie in eine neue Bahn getrieben. Daraus sah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes absteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abstand bleibt immer der nämliche. Und so ist es überall. Wie kann das gut enden?

Verflossene Nacht hat man eine Verschwörung entdeckt, aber keine von den neuen dummen Gassenverschwörungen beim hellen Sonnenscheine, sondern eine von der guten, alten Art, schauerlich, mitternächtlich, blutdürstig, wie sie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menschen, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in einem Hause überfallen. Sie setzten sich zur Wehr. Der erste eindringende Soldat wurde erschossen. Einige Hundert sind arretiert. Die Verschworenen sollen starke bewaffnete Trupps in verschiedenen Stadtteilen aufgestellt haben. Man wollte in die Tuilerien dringen; General Bourmont soll in Paris sein. Doch ist alles noch schwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Karlisten? Man sagt das letztere. Wäre das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Gesellschaft doch mehr als einer gewesen sein, der von der Verschwörung wußte. Es ist eine interessante Situation! Heuer gedeiht aber nichts. Warum sind sie nicht so klug wie Joseph von Ägypten gewesen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit besser für die Hungerjahre gesorgt? Jetzt kommt die Bescherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geschrieben: in Österreich würden sie erschrecken über die furchtbaren Fortschritte des Liberalismus, wenn sie erfahren, daß sogar in Konstantinopel eine Zeitung erscheint? Nun, das war damals freilich gescherzt; aber es war ein Scherz im Geiste des Ernstes. Und jetzt ist es wirklicher Ernst geworden. Der österreichische Gesandte in Konstantinopel hat der hohen Pforte eine sehr eindringliche Note überreicht, worin er im Namen seines Hofes vorstellt, welch eine schrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, selbst wenn sie im Sinne der Regierung geschrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was sagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf stelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr satirisch sein. Alle Phantasie geht dabei zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geschichte von der russischen Censur erzählen. Hängt euch, deutsche Censoren! Das da hättet ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Russe die Beschreibung einer Reise drucken lassen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Censur fand auch an dem Buche nichts auszusetzen, außer dem Titel; denn es war nicht schicklich, daß ein Russe 1812 in Frankreich reise, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um diesem Mißstande abzuhelfen, strich die Censur den Titel Reise durch Frankreich aus und schrieb dafür Reise durch England, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, setzte sie England an dessen Stelle.

Jetzt noch zwei chinesische Anekdoten zum Einschlafen, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiser von Rußland ließ dem Kaiser von China sagen: er möchte doch an der Grenze seines Reiches einen Cordon gegen die Cholera ziehen lassen. Darauf ließ der Kaiser von China erwidern: er werde das bleiben lassen; denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menschen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen solcher Unterthanen verlöre. Auch an einer anderen Grenze des chinesischen Reiches wollte der Regierungsbeamte von Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er sie als fruchtlos und den Müßiggang begünstigend ansah. Um seine Meinung zu unterstützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1070 brach in Peking eine sonderbare Krankheit aus, deren Wirkung sich an den Haaren derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. In kurzer Zeit verlor der Kranke die Hälfte seiner

Haare und darauf starb er. Als der damalige Kaiser Tschanglug dieses erfuhr, sagte er mit bestimmten Worten, er wolle von dieser Krankheit nichts hören. Dieser höchste Wille, mit Festigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verschwinden." Gute Nacht!

Freitag, den 3. Februar.

Ist denn das alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung gelesen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches schöne Wort eine noch schönere Gesinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, sagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiser und König an? Das hier sind brave Kerle, das weiß ich." Ein anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, ihr habt die Sontag ziehen wollen; die haben den Russen noch etwas ganz anderes vorgesungen." Ein dritter äußerte: „Wir müssen den jungen Leuten zeigen, daß wir keine Preußen sind." Der Berichterstatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hierbei, daß die Frankfurter, die sich so geäußert, aus den niedrigen Ständen gewesen. Diese Bemerkung war ganz überflüssig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder so viel Verstand, noch so viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutschland wird die schönsten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die schlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warschau war ihnen bange; sie zerstreuten es, und jetzt geht die Freiheit hausieren im ganzen Lande, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Österreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter schweigen; und jetzt schicken sie zwanzigtausend Prediger im Lande herum, die erzählen, was sie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Russen, dann wird man lange reisen müssen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu besuchen.

Was sich aber Preußen für Mühe giebt, sich verhaßt zu machen! So viel Bescheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu studieren. Daß aber meine guten Deutschen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es ist in ihrer schönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was sie dem Hasse geliehen (und sie leihen ihm nur und nehmen später zurück), setzen sie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen hassen, aber liebt darum Österreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Österreich zischt nicht eher, bis es gebissen.

Preußen watschelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Österreich wartet, bis sie an dem Dickicht vorbeikommt, wo es verborgen lauert. Hasset Preußen, aber fürchtet Österreich. Österreich *kann*, was Preußen nur *will*. Preußen ist nur Österreichs Mund; rechtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Österreich findet die Weichsel rot genug, es ist ganz zufrieden, und jetzt will es den Rest der Polen dazu benutzen, im deutschen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieses ist doch ein *Körper*, aber Preußen ist ein schauerlicher Geist. Hätte Österreich nicht diesen Zweck, wäre es nicht damit einverstanden, hätte die Begeisterung des deutschen Volkes für die edlen Polen in gar manchem deutschen Lande, in gar mancher Stadt, sich so ungestört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht gesehen, daß selbst die feigsten aller Regierungen an dieser Begeisterung teilgenommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen sich ausgezeichnet, sind der österreichischen Regierung mit ganz besonderer Liebe zugethan, durch ganz besondere Bande an sie geknüpft. Hasset euere offenen Feinde, aber *fürchtet die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen!*

Samstag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von jemand gefragt: worin er sich in seinen politischen Ansichten von mir unterscheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne ist eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Personen sind wegen der letzten Verschwörung arretiert worden, und darunter Leute von Namen, wie der General *Dufour*. Das ist der nämliche General Dufour, welcher in den Julitagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathause um die Gunst des Volkes bettelte, zu ihm sagte: Sie sehen, gnädiger Herr, welch ein schlechtes Ende schlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf sein Herz legte, und, nachdem er eine der schönsten Stellungen Talmas ausgewählt, zu Dufour sagte: „Es bedarf ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzose, habe die Freiheit immer geliebt, immer für sie gekämpft.“ Fast geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt sitzt er auf dem Throne und Dufour im Kerker.

Auf Perriers Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder andere auch. Man konnte sich ein Billet dazu verschaffen, wie zum

Theater; aber ich wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, mich nicht setzen, wo Spötter sitzen.

— Bei dem Anlasse neulich, wo die Simonisten in die rauhen Fäuste der Gewalt gefallen, haben sich die Franzosen hier wieder auf eine sehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meinung war zum großen Teile gegen die Simonisten; fast alle Blätter, am meisten aber die liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro besonders, dieses reiche Nadelkissen, stach sie täglich auf das grausamste. Aber seit dem Tage, daß die Regierung sich plump, wie jede, in ein zartes Verhältnis des Geistes gemischt, hat sich alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen sich der Simonisten auf das freundlichste an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weise, er werde von nun an kein Wort mehr gegen sie schreiben, sondern all seinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die protestantischen Interessen, daß die religiöse Lehre der Simonisten stets mit Kraft und Ernst bekämpft, machte gleich am anderen Morgen bekannt, es entsage von nun an seinem Kriege, und werde die Waffe nun gegen die gemeinschaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simonisten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde sie unter solchen Verhältnissen nicht bekannt machen. Ist das nicht alles, wie bei uns? Auch dort, sobald die Regierung einen Menschen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben sich gleich die lieben, guten, hochherzigen Deutschen zum Schutze und zum Beistande der Schwachen.

Das Gedicht auf den Preußengalgen ist wunderschön. Ich werde es dem General Uminski mitteilen.

Schrieb ich Ihnen nicht schon im Anfange dieses Winters, es würde noch dahin kommen, daß die französische Regierung, von der man früher erwartet, sie würde anderen Völkern beistehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, sich mit allen despotischen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun, heute erzählt man, Schiffe mit Menschen wären aus einem französischen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu besetzen, und gemeinschaftlich mit Österreich und dem Papste die Italiener unter das alte schmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig, ich schäme mich. Mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, schneller als der Wind seinen Blicken enteilt.

Vierundsiebzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum ersten Male seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, so lange sie noch regierte, zum künftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an jene käme, die nie geschont, sie ihren Rachedurst doch wenigstens nicht mit Blut sollen stillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe an. Doch jene anderen, die es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinsen verloren ginge, und daß sie das später alle wieder herbeischaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erschraken über die Abschaffung der Todesstrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungslosigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch schwiegen sie. Denn damals standen ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Minister Karls X., die ganz in ihrem Geiste und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. Man wollte sie vom Tode retten und ließ darum die Wünsche des Volkes für die Abschaffung der Todesstrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Minister zur Gefangenschaft verurteilt waren, befreite man sich von der schweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesstrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen seit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbestrittene Herrschaft ihrer Leidenschaften und eine mathematische Sicherheit ihrer Reichtümer höher gelten, als Christus' Lehre und als das Gebot der Menschlichkeit. Ihr eigenes Herz zum Maßstabe nehmend, hatten sie ausgemessen, nach einem Jahre würde das Herz des Volkes so klein geworden sein, daß die große Idee von der Abschaffung der Todesstrafe nicht mehr Platz darin findet. Aber sie täuschten sich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grèveplatze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk die Vorbereitungen sah, zeigte es sich so aufgeregt und widersetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben sie den Richtplatz an das Ende der Vorstadt St. Jaques verlegt, außerhalb des Gesichtskreises des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die

letzte Hinrichtung haben sie ganz im stillen vollzogen; erst zwei Tage später erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Minister haben es im Triumphe erzählt, wie schön alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimnisses alles dicht bedeckte. Das Schafott wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Diese waren schon seit vielen Monaten verurteilt, auf die Begnadigung hofften sie nicht mehr, sie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen sie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh spazieren, und als sie sich abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den anderen Morgen den Tod an. Der eine Verurteilte sagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber sie haben ihn nicht verstanden, diesen Donner des Himmels. Eilt euch! Eilt euch! ruft es ihnen von oben herab; kurz ist eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe angetragen, da hätten sie nicht ruhen und rasten, sie hätten ihre Kinder nicht wiedersehen, nicht eher essen, trinken und schlafen sollen, bis das rettende Gesetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückseligen! Für wen denn haben sie das Schafott aufgerichtet, für wen haben sie das verrostete Beil des Henkers wieder blank geschliffen? Für sich selbst. Nicht zum zweiten Male wird das Volk seine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweiten Male wird es seinen Feinden das Leben schenken.

— Wenn Pfeilschifters Blätter für den deutschen Adelstand nicht ebenso unsichtbar sind, als es noch alle seine früheren Schriften waren, wenn man sie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hierher zu schicken. Es ist ein Werk der Menschlichkeit und ich wäre imstande, selbst daran zu arbeiten. Charpie für den deutschen Adelstand — er wird sie bald nötig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan: doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menschen, sobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie schön ordnet sich das jetzt alles; wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den frühesten Zeiten war das Volk nichts, der Fürst wenig, der Adel alles. Aber die Fürsten wollten mehr werden, und verbanden sich mit dem Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürsten wurden viel, der Adel sank zu wenig herab, das Volk erhob sich zu etwas. Nun aber wollten die Fürsten alles werden, und verbanden sich wieder mit dem Adel, um das Volk in sein altes

Nichts zurückzustürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der späten Einsicht, daß ihm allein alles gebühre, und den Fürsten und Edelleuten, so lange sie außer dem Volke stehen, nicht das geringste. Jetzt in unseren Tagen ist die Not und Gefahr für die Fürsten so groß geworden, daß sie, wie immer in Gefahren, sich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an dessen Spitze sie sonst standen, stellen sie vor sich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das allervorteilhafteste für uns. Den Völkern war eine Art religiöser Scheu vor ihren Fürsten anerzogen, und darum, ob sie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind sei, trugen sie doch Bedenken, denselben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürsten zu verletzen, die vor ihm standen. Jetzt aber, da die Fürsten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg ist sicher. Nach dem polnischen Kriege hat sich der mächtige Kaiser Nikolas ganz erschöpft in die Arme seines Adels geworfen; der absolute König von Preußen organisiert die Aristokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der englische Adel drängt seinen König zurück, und der französische rüstet sich mit dem Gelde der dummen Bankiers. Darum schreibt, ihr Pfeilschifter! Zupft, ihr gnädigen Fräulein von Neuschatel! Zupft; das ist Weiberarbeit, das kommt euch zu! Aber errötet, daß ihr die alten Fischweiber von Paris übertroffen und furienartiger, als jene einst die Aristokraten mißhandelt, mit euern zarten adeligen Händen den Demokraten das Gesicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einst der Bayard des Tugendbundes, gefesselt vor euer Sofa geschleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der Allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, sondern in der Deutschen allgemeinen Zeitung — steht: „noch ein Wort über Börne"; ein sehr verdienstvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Censurorden geschmückt worden ist. Das ist nun einer der Wohlwollenden, der froh und emsig alles herbeigeholt, was er zu meiner Verteidigung für nötig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in allem verteidigen kann. Nun wohl, er hat mich besser verstanden, als die anderen; aber auch nur besser verstanden, was ich gesagt, was gedruckt zu lesen war. Doch was ich nicht gesagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den übrigen entgangen. Haben euch denn die täglichen Gedankenstriche eurer Censur nicht

wenigstens im Erraten einige Übung gegeben? Ach, das ist eben der Jammer mit den Deutschen. Weil sie immer so gründlich, so vollständig sind; weil sie alles, was sie thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, so oft sie lehren, sie alles lehren, was sie wissen über alles; weil sie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieser Stunde, von den Verhältnissen eines beschränkten Raumes, sie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durchsprechen; weil sie hinausschiffen in den großen Ocean, so oft sie sich die Hände waschen wollen — urteilen sie, findet sich einmal ein Mann, der sagt, was zu wissen nur eben not thut, es sei ein oberflächlicher, einseitiger Mensch, der luftige Worte spräche und nichts Gründliches sage. Was ist da zu thun? Ach, gesteht es nur, wenn wir uns wechselseitig unerträglich sind, so ist doch meine Last viel größer, als die euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menschen verteilt: das giebt jedem von euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutsche auf dem Rücken, und die sind sehr schwer, sehr schwer! Gesteht es nur, ich brauche mehr Geduld mit euch, als ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der Deutschen allgemeinen Zeitung sagt: man möge nicht vergessen, daß ich ein Jude bin. Aber das spricht er nicht als Vorwurf wie die anderen aus; nein, er gedenkt dessen zu meiner Entschuldigung, ja zu meinem Lobe. Er sagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutschen erbittert, die mein Volk so gedrückt und geschändet; nicht der Haß, die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie Börnes ist das Franzosentum der Riesenmaßstab geworden, mit welchem gemessen die deutsche Nationalität in ihrer ganzen Zwerghaftigkeit und Verkrüppelung erscheinen soll.“ Ferner: „Auch die Ironie bedarf eines Gegensatzes, wie alles in dieser Welt voll Licht und Schatten, und sie muß daher, um ihren Gegenstand in seiner ganzen Kleinheit darzustellen, ein wirklich oder scheinbar Großes ihm entgegensetzen.“ Ferner: „Die ernsten schlagenden Worte eines Rotteck und Welker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze eines Heine und Börne, streuen den Samen künftiger Thaten über unser Vaterland aus .... Hat man Börnes Briefe zu Ende gelesen, so ist auch der Eindruck vorüber und es ist uns nicht anders zu Mute, als hätten wir einem glänzenden Feuerwerke zugesehen .... Allein alle diese einzelnen Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, auf welcher die Nationen vorwärts zu schreiten haben; das vermögen keine blendenden, zucken-

den Gedankenblitze, sondern nur das Licht der klaren unwandelbaren Sonne.“ Und noch mehrere Dinge solcher Art spricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwidern will.

Es ist wie ein Wunder! Tausend Male habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die anderen verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht wert, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu teilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt euch nicht, das Dach eines

baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte euch, verachtet mir meine Juden nicht. Wäret ihr nur wie sie, dann wäret ihr besser; wären ihrer nur so viele als ihr seid, dann wären sie besser als ihr. Ihr seid dreißig Millionen Deutsche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebt uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat sie vor Fäulnis bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Hasses in ihr Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt sie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt und das Kellerloch mit Mist verstopft; aber ihr, frei dem Froste bloßgestellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ. —

Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand und Mißverstand sind Zwillingsbrüder, und es ist schwer, sie voneinander zu unterscheiden, für jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt ihr klugen Leute denn das herausgelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune, und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichtum jenes schlechten Bankiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise, und mich glücklich schätze, solche Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen; aber jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß euer Herz stark genug werde für euern Geist; daß euere Zunge feurig genug werde für euer Herz; daß euer Arm schnell genug werde für euere Zunge; eignet euch die Vorzüge der Franzosen an; und ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind, und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott, ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen

Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechsunddreißig Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Censur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit seinem Demute, seinem Hochmute, seinen Hofräten, seinen Philistern — — auch mit seinen Philistern? — Nun ja, auch mit seinen Philistern. Aber ich sage euch, es ist schwer, ein gerechter Richter zu sein!

Ihr sagt: Die Ironie bedürfe eines Gegensatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merkt ihr, was ihr fehlt, dann fehlt ihr ja nichts mehr, und merkt ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr seid ja selbst der Gegensatz! Soll ich euch, breit wie ihr seid, auf das schmale Papier hinstellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug ist? Man malt den Schatten, man malt nie das Licht. Soll ich euch etwa loben, ein Volk loben? Seid ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden sie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das sieht jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden sie. Das ist, was gelernt werden muß, darin ist die Wissenschaft. Von den Tugenden der Franzosen konnte ich sprechen, denn das sind Lichtflecken. Ihr seid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurteilt es, aber beurteilt euch mit, daß ihr es nicht falsch beurteilt. Ihr sagt: mit solchen fliegenden Witzen streue man nicht den Samen künftiger Thaten über unser Vaterland aus! O schonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von Samen ausstreuen reden höre. Jetzt reden sie noch von säen, da doch ihr Korn schon längst geschnitten ist, und es nur an Dreschern fehlt, die es ausschlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die euch gedroschen; dankt es mir! Samen ausstreuen! Man verliert alle Geduld. So macht euch auch eine neue Erde für euren Samen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meint ihr. Wenn man meine Briefe gelesen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich euch den Tag geben? Ich kann euch nur zeigen, daß ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine Briefe gelesen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die argen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Wasser statt Wein einschenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum

den Vorwurf stammeln. Was nennt ihr wirken? Was nennt ihr die Menschen bewegen? Heißt ihr das sie bewegen, wenn es euch gelingt, sie zu euren Gesinnungen hinüber zu ziehen? Wenn so, dann bin ich bescheidener als ihr. Ich nenne es auch die Menschen bewegen, wenn es mir gelingt, sie fortzutreiben, entfernten sie sich auch von meiner Gesinnung. Sie gingen doch, sie blieben nicht länger stehen. Und das ist mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn seit der großen Sontag das deutsche Volk so in Bewegung gesetzt als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben sie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben sie mit faulen Äpfeln geworfen; aber sie haben sich bewegt für mich, wie für sie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben sie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben sie mit einer greulichen Katzenmusik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben sie vor meinem Hause gekeffelt und geklappert, sie sind später zu Bette gegangen, sie haben drei Stunden weniger geschlafen. Ist das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röte des Zornes in tausend blutleere Wangen gejagt, und seid ihr denn so ganz gewiß, daß nicht manche schüchterne Schamröte das benutzt, sich leise, sachte auch darüber hinwegzuschleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar gestreut — was geht das euch an? Das ist meine Sache. Genug, es flammt. Seid nicht undankbar gegen einen eurer treuesten Diener, der mit den anderen geholfen, euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in seinen hohen Jahren schlafbegierig geworden, da, seiner Fürstenpflicht eingedenk, befahl er seinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er seinen Diener. Trinkt nur erst eueren Kaffee, und dann werdet ihr es mir danken, daß ich euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet ihr die ersten sein, es zu gestehen, daß sie einst gerecht gewesen. —

Sie verlangen, ich solle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher sie vorwärts zu schreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: spottet ihr über euch selbst, oder wollt ihr mich zum besten haben? Wie? Soll ich euch Bücher schreiben? Soll

ich reden von Preßfreiheit und Censur, ja nicht zu vergessen die Kaution; von öffentlichen Gerichten; von Geschworenen; von Abschaffung des Neubruchszehnten, des Blutzehnten und anderer Teufelszehnten; von Aufhebung der Fronden und Zünfte; von Aufhebung der Universitätsgilden; von persönlicher Freiheit; von einem gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuche; von gleichem Maße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von starker Wehrverfassung gegen das Ausland? Von dem allen sollte ich euch sprechen? Hat es denn noch keiner vor mir gethan? Habt ihr geschlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich euch den Buchbinderlohn erspare. Positives wollen sie haben! Wahrhaftig, sie haben es mir vorgeworfen, es sei gar nichts Positives in meinen Briefen. Positives! Und ihr Postament ist die ganze Erde! Ist es euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut ihr seiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage Positives aufzusetzen? Ich verbürge mich für seine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildsäule der Freiheit darauf zu setzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und euch auch nicht. Doch könnt ihr's nicht mit Freundschaft anhören, was ich euch mit Freundschaft sage, daß ihr alle wie die Oldenburger Herren seid? Diese arbeiten jetzt an guten Kommunalschuhen, und sind diese fertig nach hundert Jahren, stecken sie die Füße hinein; und nach hundert Jahren stellen sie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren stellen sie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren setzen sie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren setzen sie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Konstitution, so gut und so schön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!

Neue Ideen wollen sie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannt alle eure Professoren auf die Folter, und wenn sie euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die sie widerrufen, sobald ihr sie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verstehe es besser. Ein Volk ist ein Kind! Habt ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geschmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgestattet mit allen Gaben des Herzens und des Geistes; aber eine unheilbare Schwäche, eine schlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen

gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küsse mich. Du bist ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt hast du eine Ohrfeige, denn du warst unartig gewesen. Und jetzt küsse mich wieder, teures Kind!" Nein, so handelt ihr, so redet ihr nicht, so thöricht seid ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem übrigen schweigt ihr. Darüber gehen seine schönen Eigenschaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verständiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der schwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann sah er wohl etwas in seinem Auge, das wie eine Hoffnungsthräne schimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerstag, den 9. Februar.

Es erzählte mir jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; statt fünfzehn Paare jährlich, sollen künftig achtzehn Paare heiraten dürfen. O Zeitgeist! Zeitgeist! Wer kann dir widerstehen?

— Wenn **** zu Ihnen kommt, binden Sie sich einen dicken Shawl um den Hals, denn er haut einem den Kopf ab, ehe man sich's versieht. Das ist ein Jakobiner!

— In Preußen hat man den Juden das deutsche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären sie, wenn sie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und sonst überall, wo man mit der Menge spricht, die deutsche Sprache verbieten und dafür die hebräische einführen könnten, die keiner versteht! Hebräisch regieren — das wäre etwas Himmlisches! Ein Punkt kann den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, giebt dem Gesetze einen ganz anderen Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Konstitution so fein machen, daß sie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, ihr christlichen Minister! Werdet Rabbiner und ich habe das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das ist die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutsche Superlativ des Monarchismus; es ist eine allerhöchste Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten

unter den Korporalstock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorsam verwandeln, und aus dem sitzenden Heere der Schreiber ein stehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräten Soldaten, welche die Feder statt der Flinte schultern, statt Patrontaschen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichtsassessoren werden Schildwache stehen müssen und die Referendare des Nachts patrouillieren. Das Ministerium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtstube. So verknechtet man das Volk, so verknechtet man seine Hüter, so verknechtet man alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! so viele Umstände wären gar nicht nötig. Die Preußen sind gute Menschen und leitsam wie die Hämmel. Der Kühnste unter ihnen, der Herr Professor von Raumer, ist noch furchtsam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Mut, von der Galeerenbank der Censur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cholera, wo jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Se. Excellenz, der Geheimerat von Raumer, Galeerenhauptmann und sein Onkel gewesen, auf dessen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwischte. Indessen er hatte ihn. Gleich ließ er seine Heldenthaten, als sein eigener Homer, in die Allgemeine Zeitung setzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch sein gnädiger Onkel nicht schützen, das griff die preußische Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Professor Raumer, seinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er hätte die Nachricht nicht in die Allgemeine Zeitung geschickt, er wisse nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für solche Menschen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menschen, die mit Herz und Glauben dem Absolutismus dienen; nein, Herz und Glauben sind der Tyrannei verhaßt, auch wenn sie ihr dienen. Man will freigesinnte, aber gottvergessene Menschen, die ein Gewissen zu verkaufen, die eine ursprünglich gute Gesinnung dem Teufel zu verschreiben haben. Die sucht man, die belohnt man am besten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufstellen, als hohnlächelnde Beweise vorzeigen, daß Tugend nichts ist und Ehre eine Ware. So verknechtet, so entadelt man die Menschheit, daß sie Gott selbst nicht mehr erkennt, und sie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich gestern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menschlichkeit müßte in Ihnen erloschen sein. Haben Sie meine erschütternden Ermahnungen vom Neujahrstage schon vergessen? Warten Sie nur, dann schreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen soll.

Den gestrigen Abend brachte ich in einer Soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es ist eine wöchentliche Zusammenkunft, die, wie jede andere, der geselligen Unterhaltung gewidmet ist und keine besondere religiöse oder doktrinäre Bestimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beschneiten nordischen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer schöneren Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günstigen Gefühle, sondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahingekommen. Ich hatte mir fest versprochen: dort findest du Menschen, die einem Jahrhundert und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtausende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menschheit aufzusuchen; und du findest sie mit den neuesten Gesichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Gesinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzosen und Pariser. Ich fand sie nicht so. Es schwebte ein Geist heiteren Friedens über diesen Menschen, ein Band der Verschwisterung umschlang sie alle und ich fühlte mich mit umschlungen. Eine Art Wehmut überschlich mich, ich setzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergessenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetische Geist des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider seinen Willen? Ich weiß nicht. Aber schweigende Begeisterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simonisten haben mich nie gerührt. Dabei war alles Lust und Freude, nur stiller. Es wurde getanzt, Musik gemacht, gesungen; man spielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menschen, ein Dritteil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das sieht man freilich in anderen Pariser Gesellschaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während sie aber beisammen

sind, findet eine Art Ehescheidung zwischen ihnen statt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer saß eine ganze Reihe Kammer- und Dienstmädchen. Sie kamen oft in das eine Gesellschaftszimmer, um durch die offene Thüre des Salons ihre Herrschaften tanzen zu sehen und singen zu hören. Diese Gleichheit gefiel mir sehr. Noch beim Nachhausegehen auf den Boulevards fühlte ich mich seelenwarm und ich ging zu Tortoni und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, besonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem *** wie vielen Deutschen, welche die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Die französische Leichtigkeit ist bei ihnen zum Leichtsinn, das so notwendige und darum verzeihliche Sichhervorstellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn sie sich als die gemeinsten Charlatane betragen, glauben sie Leute von Welt, seine Pariser zu sein.

An der Deutschen Tribüne zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, sobald ich frei werde. Das ist ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der sein Vaterland liebt, fehlen soll. Aber die Zeitung, wird sie noch lange bestehen? Sie hat bis jetzt der Censur getrotzt, wofür der Redakteur zu sechsmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt worden.

Ich schicke Ihnen heute den Häringssalat. Es ist eine große Schüssel und Sie werden Durst darauf bekommen.

Häringssalat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchsten Bör, meinem erhabenen Ahn, dieser Knabe Alexis kämpft mit einer Berserkerwut, für die ihm einst in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder soll ich nicht? Kennten mich nur die Menschen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich solchen niedrigen Trotzbuben das Gesicht zuwende. Aber auch diesen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig. Oder glaubt ihr, es wäre nichts, mit einem Philisterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haselnuß geschnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, sich vor ein Nürnberger Schächtelchen

hinzustellen, wie es beschaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernsthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo seine Seele hingekommen? Es ist viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in seine Bierkaltschale gegossen, und der blasse blöde Junge, der früher nicht den Mut hatte, eine rotwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, stürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus seinem Taumel, bis eine starke Faust dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunterstürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schlesinger! Ach, lieber Papa Schlesinger! Ach, wäre ich doch freimütig und zu Hause geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwischte mich kein zweites Mal! Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin, wo Werber zechen. Sie haben dir wohl versprochen, du solltest Hauptmann werden; aber du bliebest Trommelschläger dein ganzes Leben. Du dauerst mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite stamme ich von Belsta ab, des Riesen Bergthorir Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenstolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abstammung, um jenen thörichten Menschen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich sei als Jude geboren, und darum weniger als sie — um ihnen zu zeigen daß ich mehr bin als sie, wie durch mein Leben, so auch durch meine Geburt. Der Ursprung meiner Familie geht hoch über das Christentum hinaus, und ist noch älter als das Judentum. Wir stammen aus der Lichtwelt, Muspellheim war unser Wiegenland; ihr aber stammt aus der Nebelwelt, von Nifleheim seid ihr hergekommen, seid Ymers böse Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einst gewaltigen Eisriesen. Einst heiratete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der eurigen, die Kuh Audhumbia, und diese Verwandtschaft spüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zweitausend Jahre vor Christus zog der mächtige Heimdall, Nachkomme Börs und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahllosen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nach-

kömmlinge Ymers, aufzusuchen, und mit diesen seinen tückischen Vettern einen alten Rechtsstreit auszukämpfen. Nach langem und beschwerdevollem Zuge kam Heimdall mit seinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern schallten die Sturmglocken, und zahllose Wachtfeuer brannten rings umher. Heimdalls kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben sein letztes Horn ausgeleert und sich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botschaft gemeldet. Es erschienen fünfundzwanzig Zwerge in seidenen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der kleinste derselben trat hervor, warf sich Heimdall zu Füßen, küßte sie, stand dann wieder auf und sprach: „Allerdurchlauchtigster Fürst und Herr, Allergnädigste Geißel Gottes! Mein Herr, der König der Hofräte, sendet mich zu Allerhöchstderen Allerhöchster Person, und flehet Allerhöchstdieselben, ihn in diesen kritischen Zeiten mit keinem Kriege zu überziehen, weil deren heilige Person gerade beschäftigt ist, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme von Portici einzustudieren. Allerhöchstdieselben mögen geruhen zu bedenken, oder wollen geruhen zu bedenken, wie es meiner schuldigsten Ehrfurcht am angemessensten lautet, daß von dieser neuen Oper das Glück des ganzen Volkes der Hofräte abhängt, und darum geruhen gefälligst umzukehren, und Allerhöchstderen Königreich, das gesegnete Muspellheim, wieder mit Allerhöchstderen Gegenwart zu beglücken. Mein Herr und König übersendet Ew. glorreichen Majestät durch meine unwürdigen Hände dieses blaue Band der schönen Sängerin, deren Hausorden, als ein Zeichen seiner Freundschaft und unwandelbaren Gesinnung, und bittet Allerhöchstdieselben, mit Allerhöchstdemselben einen Allerhöchsten Zollvertrag abzuschließen, zu wechselseitigem Vorteile der beiderseitigen Höfe.“ Als darauf der Zwerg dem großen Heimdall das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum seine Kniee erreichen konnte, brach darüber Heimdalls Heer in solch ein donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und starben. Deren Anführer und Vormund riß sich die Haare aus dem Kopfe, warf sich Heimdall abermals zu Füßen und sprach mit thränenden Augen: „Allerdurchlauchtigstes göttliches Wesen! Mächtiger Beherrscher von Muspellheim! Mögen Allerhöchstdieselben in Allerhöchstderen gerechtem Zorne, wenn ich mich allerunterthänigst so ausdrücken darf, es unserem unglücklichen Lande nicht anrechnen, daß einige schlechte Hofräte sich erkühnt, in

Gegenwart Allerhöchstderen geheiligter Person umzufallen und zu sterben. Es sind junge Leute, die erst vor zehn Jahren von Jena zurückgekommen, wo ihnen die Burschenschaft heillose demagogische Schwärmereien in den Kopf gesetzt. Wollen Allerhöchstdieselben Gnade für Recht ergehen lassen und sich damit begnügen, daß wir zu Allerhöchstderen Satisfaktion gleich morgen früh unseren Censor aufknüpfen, weil er, wie dieses Beispiel der frechsten majestätsschändenden Todesart lehrt, den revolutionären Grundsätzen nicht streng genug Einhalt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die Stumme von Portici hier, daß sie selbst für uns reden könnte!" Heimdall geriet in den heftigsten Zorn und sprach: „Ihr feigen Hunde habt nicht den Mut mit uns zu kämpfen, und wollt uns meuchelmörderisch in den Rücken fallen! Ihr sprecht von Frieden, und im ganzen Lande erschallen die Sturmglocken! Ihr sprecht von Ergebenheit, und rings umher verraten zahllose Wachtfeuer ein zahlloses Heer!" — Der Zwerg schlug sich vor die Stirn und erwiderte: „O jammervolles, o allerhöchstbetrübtes Mißverständnis! Allerhöchstdieselben geruhen nicht zu wissen, was Sie sprechen! Allerhöchstdieselben geruhen falsch zu hören und falsch zu sehen! Was Serenissimus für Sturmglocken gehalten, ist nichts als das festliche Geläute, womit wir Allerhöchstderen erfreuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchstdieselben geruhten für Wachtfeuer anzusehen, waren die Illuminationen, die im ganzen Lande der Hofräte von der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O Barmherzigkeit!" Heimdall gab dem Zwerge einen Fußtritt und sprach: „Fort, Hunde, mit Tagesanbruch seht ihr mich wieder!"

Nach Aufgang der Sonne stand Heimdall mit seinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräte. Der Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und sprach: „Allerdurchlauchtigster, ich wünsche wohl geruht zu haben. Allerhöchstderen heiterer Blick verkündet uns Ruhe und Frieden. Der Censor ist gehenkt, und die Güter der achtzehn Demagogen, die gestern abend eines revolutionären Todes gestorben, sind konfisziert worden. Ich bin von meinem Könige und Herrn bevollmächtigt, dem durchlauchtigsten Beherrscher von Muspellheim eine Operallianz anzubieten. Die beiderseitigen respektiven Höfe sollen auf ewige Zeiten ihre Sängerinnen und Tänzerinnen miteinander austauschen, zum größten Vorteile des Handels, der Industrie, der Moral, Gesundheitspolizei und Bevölkerung der beiden Staaten. Um Allerhöchstdenselben die Kosten der Kriegsrüstung zu ersetzen, will mein König und Herr die Hälfte seiner Staaten an

Ew. Majestät abtreten. Höchstderen allerunterthänigster Zwerg hat seinem Herrn dazu geraten. Wir sind unserer Hofräte, Domänenverwalter, Gardeoffiziere, Minister, Kammerherren, Oberstallmeister, Oberceremonienmeister, Hofdamen, Maitressen, Generalintendanten und Hofbankiers in allem nur 814. Für diese bleibt die Hälfte des Landes groß genug und wenn die uns bleibenden Unterthanen zweimal so viel Steuer bezahlen, als früher, verlieren wir nichts an den anderen. Geruhen jetzt Ew. Majestät ein ganz unterthäniges Frühstück einzunehmen, und dann der Generalprobe der Stummen von Portici huldreichst beizuwohnen."

Nachdem der Zwerghofrat so gesprochen, erhob sich im Hintergrunde ein wildes Geschrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen schmachvollen Frieden! Auf, Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heimdall schob die Hofräte, welche die Aussicht hemmten, weg, um zu sehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schar edler Jünglinge, welchen der Mut in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen rötete, und die den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild schlugen. Heimdall mit seiner Heldenschar streckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und Dank euch Brüdern! Wir kommen, ihr seid es wert mit uns zu streiten, und Sieger oder besiegt, in Walhalla trinken wir aus einem Horn!" Da erbleichte der Zwerg, sprang auf einen Stuhl, sah die tapferen Jünglinge zornig an und sprach: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Heimdalls Kriegern bot sich darauf ein Schauspiel dar, worüber sie zu Bildsäulen erstarrten und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöse aus den leblosen Händen fiel. Sobald die teutonischen Jünglinge gehört: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! legten sie ihre Rüstung ab, zogen Schlafröcke an, stopften ihre Pfeifen und fingen an zu lesen und zu schreiben. Heimdall sprach darauf zu seiner Schar: „Auf, tapfere Genossen, flieht fort von hier. Wir sind gekommen mit Männern zu kämpfen, nicht mit Schulmeistern und ihren Knaben. Fort von jener bedauernswürdigen Jugend, fort von diesen verächtlichen Alten! Flieht und schaut nicht rückwärts, bis wir nach Muspellheim gekommen."

So verließ Heimdall mit seinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräte sechs Mann und einen Unteroffizier zurück.

Dieser Unteroffizier war Heimdalls jüngster Sohn, der aber trotz seiner königlichen Abstammung nicht besser gehalten wurde, als

der gemeinste Krieger. Nachdem aber sein Vater fortgezogen war und der junge Mensch sich selbst überlassen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräte nicht lange widerstehen. Er verweichlichte, sein reines skandinavisches Blut artete aus, und von dem vielen Essen und Trinken, das man ihm alle Tage vorsetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit sich durch länger als zweitausend Jahre in seiner Familie fortgeerbt. Vierundzwanzighundert Jahre nach Heimdall reiste ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens Widar, wegen seines Podagras nach Baden bei Rastatt. Auf dem Wege dahin, im württembergischen Städtchen Mergentheim, lernte er ein schönes Mädchen kennen, namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte sich in sie, und verlangte sie zur Gattin. Er erhielt sie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm seine eigene Lebensgeschichte und daraus entstand Roberts europäisches Schauspiel: die Macht der Verhältnisse. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo später Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ sich da nieder. Sein Haus stand an der Stelle, wo jetzt in Sachsenhausen die untere Mühle liegt. Nach und nach siedelten sich viele Heiden und Juden dort an, und es entstand eine Stadt, die Widar nach seinem Namen nannte. Dieses zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im skandinavischen Wi, und furt, heißt dar. Also waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren waren daher im größten Irrtum, als sie gegen mich, der die Rechte der Juden verteidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger sein in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Christen gewesen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegenteile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Christen wären bloß Schutzchristen, welche die Juden in eine Christengasse einsperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu schließen, damit sie nach und nach aussterben und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf diese Weise ist meine früher heidnische Familie eine jüdische geworden, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdische Familie Rothschild so übermächtig

wurde, beschloß zum Christentume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der schwächeren und unterdrückten Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hierdurch das zerrissene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder festzuknüpfen. Seitdem heiße ich also Börne und nicht Baruch modo Börne, wie das Frankfurter Polizeiprotokoll ohne Punkte vom 5 Dec. sagt. Ich habe den Namen mit Wissen und gnädigster Erlaubnis meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir selbst spreche, heiße ich kurzweg Börne; wenn aber andere von mir sprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den älteren und jüngeren Bürgermeister nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur so weit angeht, daß ich selbst es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Person, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeister; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnstochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form seiner Nase mißfallen, lächelte mir beim Dessert den Befehl zu, dessen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib in tausend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unsterbliche Seele um das Spottgeld eines solchen Lächelns verkaufte. Also Herr Börne heiße ich und werde jedem zu begegnen wissen, der mir mein Herr anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Gesellschaft der Volksfreunde wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einsperrung bestraft werden können, vor ihren Richtern standen und angeschuldigt auf diese Weise, ihre Verteidigung auf eine wenn auch nicht strafwürdige doch höchst straffällige Weise führten, Recht und Ordnung, ihre eigenen Richter, den König und die Verfassung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichtspräsident die Angeklagten beim Namen rief, ohne Herr vorzusetzen, da sprach Raspail, einer derselben, zum Präsidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie Herr Präsident; wenn Sie mit uns sprechen, sagen Sie bloß Raspail, Hubert, Thauret. Doch sind wir gleich vor dem Gesetze; geben Sie uns die Eigenschaft, die wir Ihnen selbst erteilen. Die Achtung, die Sie von uns selbst zu fordern das Recht haben, sind Sie auch uns schuldig.“ Lautes

Bravorufen der Zuhörer folgte auf diese Anrede. Der Präsident aber nahm keine Rücksicht darauf und fuhr fort, Raspail zu sagen, ohne Herr. Darauf sprach Raspail: „Herr Präsident, nennen Sie mich Herr Raspail, ich verlange es; nicht für mich (man weiß, wie wenig wir auf so nichtige Dinge halten), aber ich fordere es im Namen der Würde der Verteidigung und der Achtung, die man den Angeklagten schuldig ist. Die Beklagten, die man alle Tage auf diese Bänke schleppt, sind gewohnt vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! sie mögen sich selbst achten lernen, es ist ein gutes Beispiel, das wir ihnen geben." So wie Raspail vor den Assisen, stehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen ist mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe ist fürchterlich. Wenn ich verurteilt werde, muß ich den Galeerendienst bei diesem Amte versehen. Darum sage ich im Gefühle meiner Würde dieser Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. Die Achtung, die ich Ihnen bezeuge, sind Sie auch mir schuldig. Den Doktor erlasse ich Ihnen, auch meine übrigen Titel, deren ich viele habe, brauchen Sie mir nicht zu salvieren, auch dem Wohlgebornen entsage ich. Aber nennen Sie mich Herr Börne, ich bestehe darauf."

Auf dieses Tutti lasse ich ein Solo folgen; denn ich spiele ein unparteiisches Doppelkonzert, indem ich zwar als Komponist und Konzertgeber mir die erste Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kommt die Reihe zu geigen an den Meister Alexis. „Noch nie habe ich ein Buch mit so steigendem Widerwillen, bis es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgelesen. Börne ist ein deutscher Ultraliberaler, sagen Sie. Mein Gott, reicht denn das Wort aus, diesen Inbegriff von knabenhafter Wut, pöbelhafter Ungezogenheit, diesen bodenlosen Revolutionsgeist, diese hohle, ans Alberne streifende Begeisterung für regierende Begriffe auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht unseren Liberalen unrecht, Börne als einen ihresgleichen zu nennen? Mich dünkt, so etwas von erschütternd Nichtigem, in einer abschreckenden Gestalt, ist noch nicht dagewesen, wenigstens nicht in der deutschen Litteratur . . Er wälzt sich in Gemeinplätzen, in einem bachantischen Taumel, oder wie jener irische Häuptling, der sich vor der Front in den Kot warf, um sich abzukühlen, wenn ihn das Fieber brannte. Es juckt ihn und er kratzt sich, daß es eine Lust ist." Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein

pfuschender Naturgesell von Lappen, die er seiner Meisterin gestohlen, dem kleinen hageren Seelchen Röckchen und Höschen zusammengeschneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referieren geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da schlägt ein Blitz in seiner Nähe nieder, das Seelchen erschrickt, springt auf, zum ersten Male bewegen sich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum bist du erschrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verschont er. Übrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehrere Male du zu Ihnen sagen. Zuweilen rede ich in Streckversen, und dann duze ich jeden ohne Unterschied des Ranges, der mir in den Weg kommt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Kongresse, da nahm ich Assafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabscheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Assafötida. Sie aber, mein Bester, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer steigendem Ekel gelesen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie solche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig suchen, warum erbrechen Sie sich vor den Augen aller Welt? Ist das artig? Thut das ein wohlerzogener Mensch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie sind kein alter Römer, sondern im Gegenteil ein Referendar. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: ist das litterarische Unterhaltungsblatt ein Nachtgeschirr? Endlich möchte ich wissen, wo Sie gelesen, daß ein irischer Häuptling sich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt. Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von diesem in ihm kochenden Grimme merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine Reise durch Norddeutschland machte. Man wußte bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um Frankfurt herum berühmt sei .... Die meisten hörten zum ersten Male von ihm, weil er ins Morgenblatt eine Kritik über die Sontag einrücken lassen, und so wurde er in Berlin präsentiert.“ „Es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben.“ Teurer Freund! Du gleichst dem Geiste, den du begreifst. Du saubergewaschenes, kuchenlächelndes, bimmbammelndes Sonntagskind, er-

kennst nur den müßigen, schöngeputzten, lustigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll schwerer Sorgen, saurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die hast du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie später, der Grimm in mir, nur heißer noch; denn als in den Julitagen der Vulkan sich in einem Feuerstrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und stiller. Damals aber, da die Freiheit nur erst rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu stolz zum Kinderspiele, verschloß ich meine Brust und ließ den Grimm darin kochen zum späteren Gerichte. Hättest du meine Glut geahndet, schwammiger Alexis, du wärst entsetzt von mir weggelaufen und hättest dich vor Angst in ein Wasserfaß gestürzt. Vielleicht hörtest du zuweilen, wie es siedete in mir; aber du dachtest wohl, ich summe ein Sontagsliedchen und liebtest mich darum. Doch über den Narren! daß er noch selbst herbeischleppt, was er verstecken sollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, so ist es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geschrieben, und so wurde ich jedem vorgestellt: es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erst das Feuer schüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muse, setze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber sei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Häring zu mir, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne! sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Häring an und wartete auf eine günstige Recension seines Einfalls. Häring aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: „Warum nicht? Im Kaffee ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum trinkt Börne Kaffee." Darauf sagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach, mit bewegter doch fester Stimme: ermannen Sie sich, Referendar; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann, wir blieben stehen. Häring sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann.

Robert sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer. Häring sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vierunddreißig Personen vorgestellt, die alle Hofräte waren. Endlich erreichten wir den Pariser Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt sein; aber nein. Man schleppte mich dem Tiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir Halt. Häring blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwischte; Robert aber stellte sich mir gegenüber, zog ein dickes Manuskript aus der Tasche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu lesen an: „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!“ — Da schlug sich Robert vor die Stirn und rief: Ich Esel! da habe ich den Waldfrevel statt der Rede eingesteckt! Schadet aber nichts, ich weiß sie auswendig. „Edler Börne! Hier unter diesen Pferden, die einst die Franzosen schmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter diesen Pferden, wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: „er denke gar nichts, worauf Jahn gesagt: er solle daran denken, wie man die Pferde wieder schaffe; hier unter diesen Pferden denke ich“ .... Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Wesen sind, aber ... Doch Robert ließ sich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter diesen heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche eben so viele Talente zu erbauen gekostet, als Sie besitzen, nämlich tausend und zwölf; hier unter diesen schönen Talenten — ich wollte sagen Propyläen — wo einst die verdienten Männer des Altertums auf Kosten unseres geliebten Königs verpflegt worden, freie Kost, Wohnung, Heizung und Wäsche hatten, täglich eine Flasche Champagner und monatlich hundert Thaler Taschengeld“ .... Der Referendar fiel hier dem Robert ins Wort und sagte: Lieber Robert, Sie faseln. Sie verwechseln Propyläen mit Prytaneen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytaneen oder Propyläen, das ist mir alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber, halb tot vor Hunger und Durst, raffte alle meine Kraft zusammen und sprach: „Lieber Robert! In den Prytaneen oder Propyläen, denn weil es Ihnen alles eins ist, ist es mir auch alles eins, bekamen die verdienten Männer des Vaterlandes, wenn sie Hunger hatten, ein Gebackenes zu essen, das man

Madsa nannte. Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, womit Ihre Glaubensgenossen das ungesäuerte Brot bezeichnen, das sie an ihrem Passah essen, mit jenem griechischen Madsa verwandt sei? Ich bin nicht der Meinung, sondern ich stimme mit der des berühmten seligen Wolf überein, der in seinen Prolegomenen zum Homer gezeigt, daß das griechische Madsa nichts anderes gewesen, als ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, teurer Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverstanden, von den guten in der Jägerstraße, mit einer Zuckerglasur und mit Aprikosen gefüllt." Robert, an den Rest seiner Rede denkend, sagte schmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geschehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben stehen und Häring sagte: Justizrat! Börne! Der Justizrat erstarrte und sagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte sich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieses Mal aber waren es lauter Justizräte. Endlich traten wir bei Justi ein und dort wurde ich im Namen der preußischen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Schokolade und Madeira bewirtet. Häring überreichte mir den ersten Pfannkuchen auf silbernem Teller und sprach: Börne! Dieser Pfannkuchen ist ein Bild Ihrer schönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein so unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Schokolade umstieß, die herabfloß und mir ein ganz neues schwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erst der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, dem zweiten meiner Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer gestohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie sei; denn je freier ein Volk, je schlechter ist seine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas gestohlen.

Und diese Menschen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: so ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geschrieben! — diese Menschen, die mir tausend und zwölf Talente angeschmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizeipräsident, möchte es erfahren, daß sie bei einem Essen, das sie mir im Café Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter seiner Brust, und die Brücke unter seinem Gesäß beim Gedanken, daß auf derselben Brücke der erste Freiheitskämpfer des Juli gefallen." . . . Ach, die Nase! Die Königsnase — darauf sitzen jetzt schon dreihundert Mücken! . . . . Meinen Jammer, daß „deutsche Genies" hungern mußten, den lobt und billigt der Philister; doch das ist seine einzige Unparteilichkeit . . . . „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutsche Dummheiten mitteilt." Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingiert, daß ihm jemand aus Österreich folgendes schreibt." Das haben die anderen Philister auch gesagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Mut nicht gehabt, in meinem eigenen Namen gegen Goethe zu schreiben; sie wollen mich nur allein stellen, alle Schuld auf mich allein häufen; das ist ein Pfiff, den sie von irgend einem abgesetzten Polizeidiener gelernt. Vielleicht hoffen sie auch auf diese Weise, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geschrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader schlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntausendmal zu schlau.

Der Referendar hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwissender Mensch. Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittschaft, oder ein anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, der ihm in seine Hand gefallen. Er zwang sie alle, ihre schmutzigen Stiefel auszuziehen; diese warf er untereinander und befahl ihnen, sie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geschrei und Zanken der Juden hören müssen, wie sie einander in die Haare fielen und sich die Stiefel aus den Händen rissen. Schinderhannes stand dabei und hielt sich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ihr seid doch im S eures Schimpfwörterbuchs und schon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt ist es zu spät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der ist nichts als ein schlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutsche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete und meine Schriften ganz oder zum Teil nachdrucke.

Also einer von meinen Gegnern sagt, ich wäre ein unwissender

Mensch. Ich? Wie viele Gelehrte giebt es denn in Deutschland außer mir, die einem armen Skribenten zu raten wissen, wie er es zu machen hat, mit seinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nötig habe, für Tagelohn zu schimpfen? Er muß es machen wie die Trazier Parabius, der Freund des Königs Phinous. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius ist, der die Geschichte des Parabius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Cressus Freigelassener, der korrekteste Schriftsteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Apollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge besitzt; oder Apollonius Cronus, der Philosoph aus der megarischen Schule; oder Apollonius Parga, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meisterwerk von den Kegelschnitten herausgegeben; oder Apollonius von Thyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaublichsten und lächerlichsten Wunder erzählt, (so soll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimütigen zweimal durchgelesen haben) — aber ein einzelner Mensch kann nicht alles wissen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in seinem mythologischen Lexikon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenor gewesen, krasse Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls und elende Schmeißfliegen sind, welchem Gesindel man einmal auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man sich sehr hüten müsse, die *Δειπνα απο σκνριδος* der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechseln, daß man ungebetene Gäste *σκιας* nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger ist mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienste befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege strenge Untersuchungen angestellt wurden, weswegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beschluß gefaßt, mich bei der Polizei anzustellen, welches ein Kriegsdienst ist, ein Platz im Geniecorps, und da einer der Senatoren die Einwendung gemacht, meine Kränklichkeit verstatte mir nicht, diesen Dienst zu versehen, erklärte: nun, so solle ich im Dezember von Paris nach Frankfurt reisen, um mich von

dem dortigen Stadtphysikus untersuchen zu lassen. Und weiß ich nicht, daß, thät ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphysikus mich aus alter Freundschaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, so oft ein Tumult entsteht, oder die Stadt in höchste Not gerät, gar keine Entschuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frankfurt ein Tumult wegen der Thorsperre, und ist nicht die Stadt durch die preußische Maut in die höchste Not geraten? Das alles weiß ich und ich wüßte noch tausendmal mehr, wenn ich aus Funkes Realschullexikon, worin ich das Zeug gestern abend gelesen, noch einige andere klassische Werke von zu Hause mitgenommen hätte, wie: Eschenburgs Handbuch der klassischen Litteratur, Heliodore, die Lautenspielerin aus Griechenland, Thibaults Pandekten und Roberts Waldfrevel. Und jetzt kommen solche Mordbrenner, solche Mauerbrecher, Dornbüsche, lächerliche Thoren, heillose Gesellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen sich zu sagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem seichten Geschwätze dieser elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie auf der Stelle aus meinem Hause den großen Koffer holen, der in der Dachkammer steht. Nicht den englischen Koffer; denn darin liegen bloß meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudevilles, Romanzen, Xenien, und eine deutsche Übersetzung von Willibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernsten Zweck nicht dienen können. Sondern den größeren deutschen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen ist, den drei Latten festhalten. Darin liegen meine gelehrten Manuskripte. Ferner ein großes gelbes Felleisen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt sind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichnis sämtlicher Manuskripte, wovon ich eine Abschrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inständig, aus dem Koffer diejenigen Manuskripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und sie mir durch die Post hierher zu schicken. Nur vier oder fünf will ich drucken lassen; das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, lassen Sie den Koffer und das Felleisen in ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und untersuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei sein. Es könnte mir einer ein Manuskript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat stehlen; denn die Gelehrten haben in solchen Dingen weder Scham noch Gewissen. Ich wünsche also zu haben: Nr. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore

L. Boerne 1826. Nr. 214. De captura harengorum 1831. Nr. 215. Deutsche Übersetzung des nämlichen Werkes: Von dem Häringsfange. Mit Zeichnungen. Nr. 333. Kommentar über die Gesetzgebung der geheimen Polizei, nach englischen und nordamerikanischen Grundsätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein Hauptwerk: Nr. 709. Vollständiges Verzeichnis aller Trauerspiele, Lustspiele, bürgerlichen Schauspiele, Liederspiele, Melodramen und Opern, welche auf sämtlichen deutschen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden sind, nebst Angabe der darin aufgetretenen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweisungen aller über die theatralischen Leistungen Deutschlands erschienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Teile. Ich wollte dies Werk schon verflossenen Sommer in Baden drucken lassen, ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerriet mir wegen der stürmischen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht sollen abwendig machen lassen. Grobe und schwere Talente, wie die seinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußschalen, schwimmen oben und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuskript dem Herrn Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, da es ein deutsches Nationalwerk ist, und gleichsam eine Fortsetzung von Ludens Geschichte der Deutschen. Es ist nur ein Jammer, daß er so schlecht bezahlt.

Der Referendar Häring oder Willibald Alexis, wie er mit seinem Süßwassernamen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutschen Männer und stellt die Büsten von Menzel, Pustkuchen, Heine und Börne hinein .... Wie kommt Pustkuchen hierher? Pustkuchen hat gegen Goethe geschrieben, und wer gegen Goethe schreibt, den hohen Priester von Karlsbad, ist ein Revolutionär. Häring macht die Inschrift für genannte Büsten. Als er aber an die von Heine kommt, zupft ihn einer am Rock. Ich weiß nicht, wie er heißt, es ist aber jemand von der hohen Polizei. Der sagt ihm etwas ins Ohr, worauf der Referendar ein pfiffiges Gesicht macht und lispelt: ich verstehe! Der Weisbinder, der deutsche Pantheos, schreibt nun, statt der Inschrift zu Heines Büste, folgendes von ihm: „Heine hat — doch halt! ich denke lieber an das, was Heine noch thun wird.

Heine hat, so lang es eine kitzliche Opposition war, als Liberaler gefochten; jetzt ist er es nur noch aus jugendlichem Mutwillen. Sein Talent will Beschäftigung haben. Ich hoffe die Zeit zu erleben, wo er denselben Kitzel darein setzt, gegen den jetzt bequemen Liberalismus sich in Ungelegenheit zu setzen. Ich lasse den Schleier über seiner Büste im Pantheon der deutschen Republik ruhen und denke an seine Büste in der deutschen Litteratur." Ist das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Äußerung über Heine, einem anderen Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeschickt und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein Schriftsteller (Heine), nicht ohne Geist und auch nicht ganz ohne Poesie (obwohl der Funke schon zu erlöschen beginnt) und den man früher gern mit Börne oder Lord Byron zusammenstellte, wandelt eine ähnlich gefährliche Bahn, und wir wünschen es aufrichtig zu seinem Besten, daß er zeitig umkehre. Schon das Streben, der Mode und der Tagesneigung beständig zu huldigen, ist äußerst bedenklich. Überschreitet er auch einst nur um ein Haar breit die Grenze, so stürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von seiner Höhe herab, und hinter ihm erschallen Verachtung und Hohngelächter."

Diese Zwerge fühlen selbst, daß sie dem Kampfe der Zeit nicht gewachsen sind, und darum möchten sie Heine anwerben. Nun, was gewönnen sie dabei? Wäre ein kleiner Vorteil der guten Sache mit der Schande eines verdienstvollen Mannes nicht zu teuer bezahlt, so wünschte ich, Heine ließe sich von den Polizeiwerbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die anderen auch, nur tödlicher, weil er stark ist und Widerstand leistet; während der Kleister der anderen sich um die Schärfe des Schwertes legt, sie einwickelt und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte, gegen alle Naturgeschichte, unter den litterarischen Hasen, die gar keine Stimme haben, sich ein solches Geheul erheben? Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrscheinlich von dem nämlichen Häring, erklärt die wunderbare Erscheinung und giebt die besten Aufschlüsse. Mir brauchte er sie nicht erst zu geben; die Naturgeschichte der deutschen Hasen im gesunden und im kranken Zustande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erscheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber anderen, die weniger belehrt als ich, werden die Aufschlüsse nützlich und willkommen sein. Der zweite Alexis schreibt von mir: „Der Verfasser genoß hier früher eines außerordentlich guten Rufes, der

viel über seine Verdienste hinausragte ... Der Mann wurde hier verehrt und vergöttert .... Und jetzt auf einmal dieser ungeheuere Abfall! Man spricht nur mit Abscheu und Widerwillen von ihm. Jeder möchte seine Hand in Unschuld waschen und nie bekannt mit ihm gewesen sein. Gewiß sind die in jenen Briefen niedergelegten Ansichten durchaus verwerflich, aber ebenso gewiß ist es, daß die jetzt hier vorherrschende persönliche Erbitterung nicht allein aus dieser Quelle fließt. Teils tritt bei vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel, teils bei anderen die Furcht, man möchte nun auch sie nach einem neuen Maßstabe zu beurteilen versucht werden ... Die Julirevolution hatte ihn völlig berauscht, und in diesem Rausche zeigte er sich auf einmal wie er war. Daß ihn dies gereut, bezweifle ich gar nicht." O d.r große Menschenkenner! ... Doch ich will das Wichtigere besprechen. Ja freilich, das ist es. Sie haben mich verehrt und vergöttert in Berlin. Als ich aber anfing gegen die Gewaltigen im Lande zu reden, da ward ihnen todesangst. Sie dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Köpenick, den Galgen und Pilatus-Kamptz. Sie verleugneten mich und werden mich noch hundertmal verleugnen, ehe der Hahn kräht. Kräht aber einmal der deutsche Hahn, werden sie sich wie die Würmer zu meinen Füßen winden, und von denen mit Haß und Abscheu sprechen, welche sie jetzt verehren und vergöttern.

O Berliner! O Hasenpasteten! O Kuchenfresser! O ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erst die Knochen wieder hart geworden, und die ihr, seit die Katze nicht zu Hause ist, ganz lustig auf den Tischen herumspringt! — Wenn ich jetzt unter euch erschiene, mit meinem alten Herzen zu eurem alten Herzen träte, würdet ihr nicht entsetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen vor eurem Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann gar nicht! Ich komme! Wenn ihr nicht artig seid, komme ich. Wahrhaftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke. Ich muß diese Menschen in Angstschweiß verwandeln, daß ihr ganzes Dasein in den Gossen abfließe. Den einen suchte ich in dem Buchladen auf, wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals und spräche: „Du siehst, teurer Freund, ich habe Wort gehalten und kam, sobald mich Preußens Söhne riefen!" An den anderen drängte ich mich in der Oper, zeigte ihm den Messager und sagte ganz laut: „Du bist ein Schelm, dein

Stil ist gar nicht zu verkennen." Dem Dritten schrie ich bei Stehely zu: „Deine gestrige Nachricht, daß der König abdanke, bestätigt sich; um desto besser." Meinem vertrautesten Freunde aber, dem Referendar Häring, schriebe ich folgenden Brief: „Teurer Brutus! Himmlisch warst du wieder gestern abend. Warum mußtest du uns wegen deiner Diarrhöe sobald verlassen? Als du fort warst, tranken wir auf die Gesundheit des preußischen Marats. Deine Epigramme auf Herrn von Witzleben und den Prinzen von Mecklenburg wurden zum zweiten Male vorgelesen und mit jauchzendem Beifall aufgenommen. Der österreichische Gesandte läßt dich erinnern, daß du ihm eine Abschrift davon versprochen. Ich habe heute Briefe vom General Uminski bekommen. Tausend Grüße für dich. Nie wird er es vergessen, daß du ihn drei Tage in deinem Hause versteckt gehalten und er seine Flucht von hier nur deinen Anstrengungen zu verdanken hat. Morgen versammeln wir uns wieder zum Abendessen. Wir feiern den 21. Januar, den schönen Tag, an dem das Haupt eines Tyrannen gefallen. Du wirst doch kommen? Noch eine andere, noch eine schönere Begebenheit feiern wir. Aber du erfährst das erst morgen. Doch nein, du lieber ungeduldiger Mensch, noch heute, du sollst es gleich erfahren. Rate! Wie, dein Herz sagt dir, du ahnst nicht? Du hast gewiß wieder Leibschmerzen. Die Sontag ist in die Wochen gekommen, und die hohe Kindbetterin und das neugeborene Kind befinden sich sehr wohl. Und jetzt? Bist du heute imstande, ein vernünftiges Wort in den Freimütigen zu schreiben, dann will ich zwölf Dutzend Austernschalen ohne ihren Inhalt hinunterschlingen. Dein Spartakus. N. S. Die Kisten mit den Dolchen werden heute abend bei dir abgeholt werden." Dieses Billet würde ich an den Referendar Häring adressieren, versiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permissionsschein gegen acht Groschen erneuern zu lassen. Da ließe ich das Billet unbemerkt aus der Tasche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natürlich finden, daß es der Referendar dort verloren. Und jetzt die Untersuchung, die Häringsangst! Das alles müßte köstlich sein.

— Gott stehe mir bei! Ich wollte das Brocknarrenhaus verlassen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da stürzte mir auf dem Korridor ein verrückter Philolog entgegen, und hielt mich fest, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutscher Philolog sein, denn er versteht kein Deutsch. Der Narr hat Nr. 97 im Hause.

Der läßt sich, wie folgt, vernehmen: „Börne (der Philosoph, wie er sich selbst nennt) hat in den Briefen aus Paris einen Beitrag zur forcierten Judenlitteratur geliefert, zu welcher auch Heine, sein Freund und Idol, schon manches steuerte, und damit ein sehr widerliches Buch geliefert, welches einer scharfen Geißel wird Stand halten müssen. Diese Briefe ganz zu durchlesen ist ein Opfer, zu dem man sich nur in gerechter Indignation und mit großem Unwillen entschließen kann. Wenn sich glückliche Anlagen und Scharfsinn so mit Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Hassenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünnigen, jedem Renegaten, und jedem an seinem angestammten Glauben seiner Väter zum Verräter gewordenen anklebt. Daß ein solcher auch sein Vaterland und was seinen Landsleuten heilig und verehrungswürdig erscheint, zu beschimpfen versucht, ist darum kein Wunder, und wird sich diese Untreue gewiß empfindlich strafen. Ein Herr Dr. Meyer hat in einer kleinen Schrift, betitelt ....., schlagend und tiefgreifend, doch fast zu flüchtig den ersten Streich dagegen geführt. Wie kann auf so wenigen Seiten mit zwei Bänden Auswurf gekämpft werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann Ruhe und Resignation, um für Deutschland gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum sei auch hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zugedacht wird, beleuchtet." Sehen wir jetzt, was diese Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutsche Sprache geschmäht und verächtlich herabgesetzt, und die französische über sie erhoben, diese fände ich sublim! Und das müsse „eine Verachtung bei jedem Freunde seiner Muttersprache unter uns hervorbringen, die höher steigen muß, als irgend eine Skala auszudrücken vermag." Wo der Narr in meinen Schriften das gelesen, möchte ich wissen. O Schulmeister!

Masculina sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
Mugulis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, sentis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig miteinander korrespondieren; aber nur ja nicht deutsch. Sie verstehen mich nicht und ich verstehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich seit einigen Monaten

bei dem ersten deutschen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, sonst ein Wort in Ihrem Artikel verstanden, will ich kein ehrlicher Mann sein. Schreiben wir uns lateinisch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Besuch machen. Ich habe mich über und über mit kölnischem Wasser gewaschen, meine Kleider gewechselt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürgerkanaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löschpapier ist sie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn ist zarter Champagnerschaum; ihr Spott Prickeln auf der Zunge, das mehr schmeichelt als wehe thut; und ihr Unmut ein trübes Wölkchen über der Sonne, an seinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie straft durch Vergebung und schweigt wenn sie verachtet. Und alle, die einer so lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergossen von ihrem Rosenschimmer, verzuckert, waren sie vorher noch so bitter; und fein, artig und gewandt, waren sie früher die plumpsten Grobiane und die schwerfälligsten Tölpel gewesen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es sind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es sind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat sie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein sind sie geworden, seitdem sie daran arbeiten! In diese Schule müßt ihr gehen, ihr Meyer, ihr Würmer, ihr Häringe, ihr Roberts, ihr Pittschaft, und wie ihr sonst alle heißen möget. Dieser Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein giebt sie das zu verstehen! Und wendet nicht ein: ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung schreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden, und für dreitausend Gulden kann man schon fein sein, aber wir armen Schlucker, womit sollen wir die Artigkeit bestreiten? Das sind leere Entschuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält euch ab sie zu wählen? Schlingels seid ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren sich die Stuttgarter Hofzeitung bedient: Frivoler Jude, herzloser Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenseele, ehrlos, schamlos, seichtes Geschwätz, gehaltloses Geschwätz, leichtfertiges Geschwätz, armer Revolutionsjäger, schamlose Frechheit,

seichte Frivolität, ungeheuere Anmaßung, jüdische Anmaßung, schmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt euch! Und jetzt erst die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zusammengesetzt sind! „Überall zeigt sich der frivole Jude, dem nichts heilig ist, der herzlose Spötter auf Geist und Charakter der deutschen Nation, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeit der Leidenschaften des Tages, und im Grunde doch selbst nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl kann man sagen, daß sich Börne durch dieses Buch in jeder Rücksicht selbst gebrandmarkt hat; kein Deutscher, dem die Ehre seines Landes heilig ist, wird ihn fortan mehr in seiner Gesellschaft dulden können." Lieber alter Freund! Sie sind alt geworden und wissen nicht, was Sie sprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutsche Nation verspottet? Das wäre doch ein sonderbares Mittel! Was ist denn die Nation anders als die Menge? Verspottet man einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verstehen unter Nation nicht die Menge, sondern nur die Dreißigtausend unter dreißig Millionen Menschen, welche die Blutsauger des Volkes sind, die ohne Vaterland und selbst ohne Fürsten nur den Hof kennen, an den sie festgeschlossen, und keinen anderen Gott haben als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Diese Nation würde ich wohl verspottet haben, wenn sie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn sie nicht, sobald sie satt ist, jedes Spottes spottete. Ach bester Freund, es wäre recht schön, wenn mich künftig kein Deutscher in seiner Gesellschaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Gesellschaft manches braven Mannes, dem die Ehre seines Landes heilig ist, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinausgeworfen! Man wußte, daß wir betrügerische Schuldenmacher, unverschämte Bettler, lausige Schmarotzer, ehrlose Kuppler, feile Lohnschreiber, und die niederträchtigsten Spione aller europäischen Höfe wären, und daß wir unser deutsches Vaterland für tausend Silberrubel zehntausend Mal verraten — und doch warf man uns nicht zur Thüre hinaus! Es ist aber ein geduldiges Volk, das deutsche! Wie gern ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilsamen Übung unter den Deutschen würde, daß sie nicht länger niederträchtige Schurken, die sie im Grunde ihrer Seele verachten,

aus weibischer Ängstlichkeit wie ehrliche Leute, und Menschen, die sie hassen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieses im Vergleich zu der Niederträchtigkeit des Buches noch sehr gelinde Urteil nur durch einige Belege, wie sie ihm gerade in die Augen fallen, motiviert, hat er sich dagegen zu verwahren, als ob er zu den Judenfeinden gehöre, zu welchen man seine Landsleute so gern rechnet ..... Er schätzt den braven, aufgeklärten, redlichen Mann, wessen Religion er auch sein möge. Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man gewöhnlich dem jüdischen Volke Schuld giebt, so schamlos ausgesprochen sieht, wie in diesem Buche des Herrn Baruch Börne .. ..dann kann er auch, tief empört über solche Schändlichkeit, gegen den Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt werden, daß solcher schamlosen Frechheit und seichten Frivolität nur der Jude fähig ist.“ Seht ihr, ihr gemeinen bürgerlichen Recensenten! Ihr habt euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber ihr habt es mit eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernt von diesem Hofzeitungsschreiber, wie man mit Hofmanier grob sei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Teilung er nichts gewann, als was Goethes Zauberlehrling durch Spaltung des Besenstiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, statt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moses bin ich Geld schuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tische geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine russischen Gelder aus; Herr von Isaak hinterbringt mir, was am Münchener Hof vorgeht; Herr von Joseph besorgt mir meine Wiener Korrespondenz — ich muß diese kostbaren Leute schonen, und nun sagen, die Juden wären brave charmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, ihr Flegel. Und fragt ihr mich, wie viele Dukaten und Flaschen Champagner es mich gekostet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsschreiber zu meinem Lobredner zu machen? so sage ich euch: ich bin ein Lump, wie ihr alle seid; aber diese kleine Ausgabe hätte mich nicht belästigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal selbst, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geist dazu gehöre, und dann im Gefühle seiner Armseligkeit ruft er den Geist Mendelssohns aus dem Grabe hervor, daß er ihm beistehe in seiner Not. „O edler Moses Mendelssohn, im Grabe mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes Jahrhundert nach dir einer deines Volkes

also schwatzen kann." Und da der edle Moses Mendelssohn auf die Beschwörung eines Taugenichtses natürlich nicht erschien, wurde er zum zweiten Male hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen Mendelssohn an: Zürnend erscheine deinem entarteten Enkel und bessere ihn, wenn es möglich ist." Vielleicht wundert man sich darüber, daß ein Hofzeitungsschreiber so romantisch ist; aber was kann man nicht alles sein für dreitausend Gulden jährlich? Gebt dem Manne sechstausend Gulden, und er wäre imstande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungsschreiber wie die ganze Schafherde, die gegen mich geblökt, fürchtet mich mehr, als den bösen Wolf, und sehe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit versäumte, mich totschießen zu lassen. So ein Schuß ist freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum sucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und sagt: „Bald will Herr B. nur Revolutionen und zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet seine erbärmliche Judenseele sie ängstlich, wie im neunzehnten Brief. So oft Spektakel und Auflauf war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Backen und jammert dann hinterdrein wahrhaft kindisch-komisch, nicht dabei gewesen zu sein." Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im neunzehnten Brief Furcht gefunden? Unser Mut und unsere Bangigkeit sind freilich sehr verschieden voneinander. Sie fürchten alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren besonderem Schutz stehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder später einmal in Stuttgart besuche, werde ich Ihnen beweisen, daß eine dicke Backe einem wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hause bleibt, und man als Oberspion keine anderen Spione unter sich hat, man nicht erfährt, was sich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere solcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindischen Ehrgeiz in mir aufzuregen suchten. Als sie erröten mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verschnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volkes die Wahrheit zu sagen, da meinten sie: Welch ein großer Mut sich in Paris hinzusetzen, und dort gegen deutsche Regierungen zu schreiben. Und jetzt hoffen sie, ich würde hurtig wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was ist die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutsche Regierungen die Beleidigung ihrer himmlischen Allmacht rügen? In

dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die sich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückischen, abergläubischen Staatspfaffen, die ihren Gott im Bauche, der sie füttert, verehrend, die kleinste Beleidigung ihres Gottes grausam strafen — ihnen Rede stehen während sie sitzen und verdauen; und dann aus der Welt verschwinden, wie eine Seifenblase, nicht Luft, nicht Erde zeigt unsere Spur; ausgelöscht im Gedächtnisse seiner deutschen Mitbürger, welchen der kleinste Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirokko das Herz ausdörrt; und dann zu schmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestrost, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Mut verlangt ihr von mir? Gebt mir offenes Gericht, gebt mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebt Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen ersehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich euch zur Rede stehen. Aber ihr werdet euch wohl hüten, das zu thun; denn ich stünde dann euch nicht Rede, ihr müßtet mir und dem Volke Rede stehen. Fragt Massenbach, fragt Ypsilanti, fragt die anderen Schlachtopfer alle, wie sie im Kerker gelebt, warum sie gestorben? Geht hin, fragt sie, sie stehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu schweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was seine Richter ihn gefragt? Er schweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn fest — das ist seine Freiheit. Fragt Murhardt in Kassel, der schuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geschmachtet? Er ist stumm. Er hat schwören müssen, die Geheimnisse der Tyrannei nicht zu verraten. Die thörichten Menschen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Brust, abgezwungen? Der lästert Gott und verrät die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kommt und seinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unschuld leidet. Ich hielte solchen Schwur nicht; es ist Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen gesagt: im nächsten Jahre würde das Dutzend Eier teurer sein, als das Dutzend Fürsten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie sich lustig über mich, weil von dieser Prophezeihung „gerade das Gegenteil eingetroffen". O ich möchte mich aufknüpfen! Das habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beschämt den ersten Platz ein, Sie sind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum sind Sie nicht immer so fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungsschreiber, ein Dietrich zu den größten

wie zu den kleinsten Kabinettskasten aller Fürsten Europas, ein Meisterschelm, der die Polizei selbst betrügt — warum sind Sie zuweilen so grob, daß Sie in Verdacht geraten, ein ehrlicher Mann zu sein, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie sich nur vergessen, „Ei, ei" zu rufen. Ei, ei — ist das nicht die Essenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philister eine Meile im Umkreise? Ich ließ mich lieber totschlagen, ehe ich ei, ei sagte oder schriebe. Und Sie haben ei, ei drucken lassen — leugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleusinien der deutschen Höfe lustig zu machen, erzählte ich, daß der parfanste aller Sterblichen, ein deutscher ungeadelter jüdischer Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchristlichsten Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Hr. Baruch Börne, man sollte fast glauben, daß Ihnen doch die Zeit ein wenig lang wird, bis Sie sich herablassen können, einer Prinzessin oder Herzogin die Hand zum Tanze zu reichen!!" Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann sonst nicht hinüberkommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr ei, ei gelesen, war es mir eine Belustigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieses Ei, ei hat mich ganz verstimmt, und unwillig rufe ich aus: es ist eine Schmach! Mit solchem Ei-ei-Gesindel muß ich mich herumschlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungsschreiber, als er den höchsten Gipfel der Begeisterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeister wohnt; in jener seligen Stunde, wo er sein Quartal empfangen, sagt er, schreibt er als heiße, gefühlausströmende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!" Nein, das ist zu arg, und „was zu arg ist, ist zu arg", sagt Eduard Meyer in Hamburg. Erst jetzt verstehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — so alles Herkommen und deutsche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigstens gesagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Mensch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach ist ein Ausatmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menschen gesteckt, und daß er, bloß sich Luft zu machen, sie ausgesprochen. O aber ist ein Einatmen, und verrät, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menschen gewesen, daß er sie vorsätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob gewesen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen gesammelten Schriften mit Ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie O gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stallartikel schickte, schrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne seine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweist nichts; es giebt oft täuschende Ähnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt — „O du elende Schmeißfliege!“ ist zu arg und das lasse ich mir nicht gefallen. Glaubt ihr denn, weil ich so lange geschwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt ihr das? Etwa weil ich ein Deutscher bin? Aber hört, was Eduard Meyer sagt: „Der Deutsche ist geduldig, schweigsam und bedenklich, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich mancher wundern über die scheinbare Umwandlung seiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin .... Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin! Wehe euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Gesindel, wenn ich ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe euch mein Wort: sie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutscher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, ihr Flegels, ihr Ochsen, ihr Esel, ihr Schweine, ihr Schafe, ihr Mordbrenner, ihr Spitzbuben, ihr jämmerlichen Wichte, ihr Sch—, doch ohne Leidenschaft! Alles mit Ordnung. Ihr:

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzige, Achselträger, Affen, Alltagsgesichter, Ameisenfresser, Anfänger, Angeber, Anschwärzer, Aristokraten, Auerochsen, Aufpasser, Aufschneider, Auswischlumpen, Auskundschafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Austernschalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Bengel, Bestien, Beutelschneider, Blattläuse, Blutigel, Böse-wichter, Brecheisen, Brechpulver, Brotdiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenschwengel, Büffel, Buschklepper, Butterfässer;

C.

Censoren, Charlatane, Chinesen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Despoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienstboten, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüsche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Duckmäuser, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisschollen, Elentiere, Esel, Eselsköpfe, Eulen;

F.

Falschmünzer, Ferkel, Filzläuse, Fischweiber, Fladen, Fledermäuse, Flegel, Fratzengesichter, Frostbeulen, Fußschemel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimschreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinschreiber, Giftmischer, Gimpel, Gliedermänner, Glockenschwengel, Grobiane, Grundeln, Grundsuppen;

H.

Halunken, Hasenfüße, Häringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsfötter, Hungerleider;

J.

Janitscharen, Insgesamt, Johanniswürmchen, Irrwische;

K.

Kabalenmacher, Kammerdiener, Käsemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckse, Kleinstädter, Klöße, Klötze, Knechte, Korrekturbogen, Kostgänger, Kotkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebse, Krüppel, Kundschafter, Kürbisse;

L.

Laffen, Lästermäuler, Laxiermittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtstumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Maden, Makulatur, Mamelucken, Mastvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Milchbrötchen, Mispeln, Mistkäfer, Mordbrenner, Murmeltiere;

N.

Nachtgeschirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochsen;

P.

Papageien, Pedanten, Pharisäer, Philister, Pinsel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recensenten, Rekruten, Referendare, Renegaten, Resonanzböden, Rohrdommeln, Rotznasen;

S.

Schafe, Schafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmären, Schlaraffengesichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeißfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchse, Schurken, Schweine, Siebenschläfer, Skribler, So so, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfische, Stöpsel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtse, Theekessel, Tintenkleckse, Tölpel, Trampeltiere, Tremulanten, Trommelschläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuser;

U.

Unleserliche, Unterthanen, Unverschämte;

V.

Verschnittene, Verjagte, Vielschreiber, Vorhängschlösser;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuse, Wanzen, Wassergeister, Wasserköpfe, Weihrauchfässer, Wespen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wische, Wohledelgeborene, Wohlgeborene, Würmer, Wurstmäuler;

Z.

Zahnstocher, Zeitungsschreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge; — ihr sollt sehen, daß ich mit euch fertig werden kann!

Jetzt aber bitte ich den ersten Kunstkenner seiner Zeit, den

Herrn Geheimen Kabinettssekretär Saphir in München, öffentlich zu entscheiden, wer von uns gröber gewesen. Nicht der Herr Saphir oder ich — so anmaßend bin ich nicht; sondern Herr Meyer, Herr Wurm, Herr Häring, Herr Robert, Herr Pittschaft, die Münchener Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die anderen Menschen und Blätter, die ich nicht gelesen, sie alle für einen gezählt — oder ich, jenen allen der einzelne gegenüber.

Ende des Häringssalats.

Fünfundsiebzigster Brief.

Paris, Montag, den 13. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem englischen Journale eine gute Kritik von meinem Buch, mit sehr vielen Auszügen. Ich mußte im Lesekabinett laut auflachen, als ich den Konrad mit seinen Abenteuern übersetzt fand. Was der Mensch Schicksale haben kann! Wurde es dem Konrad bei seiner Wiege vorgesungen, daß einst in einem Londoner kritischen Journale von ihm die Rede sein würde? Die Übersetzungen lesen sich sehr schön und viel schöner, als das Original. Die englische Sprache eignet sich sehr für diese Art zu schreiben. Sie hat etwas Kräftiges, schwer Treffendes, braun und blau Schlagendes. Jedes Wort ist ein Knotenstock, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchenverein für die Polen in Mainz hat an das hiesige polnische Komitee (nämlich das aus Polen selbst zusammengesetzte, an dessen Spitze Lelewell als Präsident steht) ein Schreiben erlassen, das diese hochgeprüften unerschütterlichen Männer mit thränenden Augen gelesen. Ganz deutsch und fromm im schönsten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und mädchenhaft, und wie Mondesblick, freundlich aber wehmütig auf die deutschen Männer herabsehend, welche schlafen. Der Brief wird von hier in die deutschen Blätter geschickt werden, und Sie werden ihn darin lesen. Diesen Mädchenbrief haben die jungen deutschen Patrioten hier an sämtliche Universitäten, mit folgendem Rundschreiben begleitet, geschickt: „Nachstehendes Schreiben deutscher Jungfrauen haben uns mit thränenden Augen die Polen gegeben, damit wir es unserem Volke bekannt machen, und insonderheit euch akademischen Brüdern, in deren höheren Bildung und veredelten Gefühlen das Vaterland zweier Nationen

den Keim seiner großen Hoffnungen niederlegte. Mit Stolz und Schamgefühl erfüllen wir den Wunsch der Männer. Er wird einen gewaltigen und folgereichen Wiederhall finden, denn es sind Worte der Wahrheit, aus deutscher Jungfrauen Munde hinüberströmend in deutscher Jünglinge Brust. Als wir sie lasen, diese deutschen Worte, da schwuren wir bei unserer Ehre und bei unserem Vaterlande, uns würdig zu machen der Jungfrauen, welche sie dachten. Diesen Schwur, Brüder, wir senden ihn euch! Polen, Deutsche, Männer — diese Worte wird hinfort keine Verschiedenheit der Bedeutung trennen!" Ich kenne die Jünglinge, die das geschrieben. Kennte ich sie nicht und hätte ich sie nicht erkannt, würde ich spotten, wie ich es oft gethan, über die hohlen Reden, die wie Seifenblasen glänzen und zerfließen. Aber ich kenne sie. Sie haben in Deutschland und in Belgien für die Freiheit mutig gekämpft, und ob sie zwar unglücklich waren und kein beredsamer Sieg für sie sprach, sind sie doch bescheiden und fromm geblieben und haben nur Worte für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn das deutsche Volk viele solcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen im Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenschaft gerät es nimmermehr.

Der Doktor Gartenhof sollte mir eigentlich zur Warnung dienen. Der hat lange nicht so heftig geschrieben, als ich, und doch haben sie ihn eingesperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß der konstitutionelle Geist in Hessen ihn gegen gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten schützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich in Frankfurt der schnödesten Willkür preisgäbe? Ich werde mich sehr bedenken, nach Deutschland zu kommen.

Lesen Sie denn die deutsche Tribüne nicht? Sind Sie nicht erstaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege gesehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der kleine Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber der Wirth, der schwingt die eiserne Keule und schlägt Ochsen und Löwen tot. Ach! wie bald werden sie kommen und werden mich wegen meines sanften Wesens, wegen meiner mäßigen und bescheidenen Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken lassen: „was zu arg ist, ist zu arg. Die Börneschen Briefe hatten meinen Unwillen in hohem Grade erregt, aber die Reden von Wirth übertreffen doch noch die dort aufgetischten Frechheiten. Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt."

Das ist ein braver Wirth, der giebt seinen Gästen reinen Wein, und sie werden sich gesunden Mut daran trinken. Endlich, endlich findet sich doch einmal einer, der einen deutschen Mann steckt in das hohle deutsche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort hinter der That, der Diener hinter seinem Herrn, das ist seine Sitte. Die große Idee einer deutschen Nationalassociation zur Verteidigung der Presse, hat Wirth zugleich ausgeführt und besprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinste Summe wird angenommen, sogar ein Kreuzer monatlich. Mit diesem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldstrafen für Preßvergehen bezahlt, und nötigenfalls für die Familie derjenigen Schriftsteller gesorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigentum der Blätter gehört der Gesellschaft. Der Redakteur eines liberalen Journals wird aus der Kasse bezahlt. Die Journalisten werden als Beamte des Volkes angesehen und können, wenn sie sich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgesetzt werden. Diese Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organisieren, um sie der Standesmeinung der Regierung entgegenzusetzen, und die Organe derselben, die Journalisten, als die Beamten des Volkes zu betrachten, schwebte mir schon längst vor. Wenn dieser Plan, dessen Ausführung in Rheinbayern schon begonnen, sich über ganz Deutschland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch alles gerettet werden, sogar auf friedlichem Wege.

Dienstag, den 14. Februar 1832.

Ich gehe heute abend in Gesellschaft und habe mich noch gar nicht entschieden, wie ich meine Halsschleife binden soll. Man knüpft sie jetzt: en porte-manteau, en bec-de-lièvre und en chauve-souris. Manteljack ist sehr bequem und so trage ich sie gewöhnlich. Fledermaus ist eine uralte Mode. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo ich konfirmiert worden, eine Fledermausschleife getragen. Aber was Hasenmaul ist, weiß ich nicht. Ich will *** fragen, der alles, was sich auf Hasen bezieht, sehr genau kennt.

..... Man muß jetzt mit den Schuften persönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar sonst meine Art nicht war. Es ist notwendig. Im kleinen Kriege ist ein Mann ein Mann, und einer weniger ist auch schon ein Sieg.

Es ist schön von den Frankfurtern, daß sie Bockenheim in Bann gethan. Das ist ganz in meinem Geiste gehandelt. Dadurch wird Bockenheim gegen seine Maut und Regierung aufgeregt, und das

kann gute Folgen haben. Sie werden sehen, die Leute lernen etwas aus meinen Briefen.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Censur ist. Frankfurt ist nur vier Stunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie schreiben mir, vorgestern sollen dort Unruhen stattgefunden haben!

Sechsundsiebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 19. Februar 1832.

Alle Deutsche hier warnen mich aufs dringendste, ja nicht nach Deutschland zu reisen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir schaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutschen Regierung zu fallen.

Die Frankfurter Jahrbücher haben mir sehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es ist doch wenigstens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht gewesen, kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung sein. Die Artikel sind alle gut geschrieben, und bei der nötigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieses Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzosen keinen Sturm gehabt? Hätten die deutschen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutsche Volk, daß die Furcht der Könige seine einzige Hoffnung, ihr Schrecken sein einziger Trost ist.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Casimir Perrier seufzt so nach Frieden, wie ich seufze! Doch mein Friede ist wohl ein anderer. Wie bin ich dieses Kampfes müde! Wie ängstigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte spielen und sollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Kolleg bei meinem Schoppen sitzen, das Wochenblättchen lesen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philister würde. Die Zunge ist mir trocken; ich bin so durstig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt, mir Labsal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meinte; ich bin der Politik überdrüssig geworden. Bestellen Sie sich etwas Lustiges bei mir, schlechte Witze, wohlfeile Späße; es

wird mir alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geschichten erzählen? Kürzlich verteidigte ein Advokat einen Angeschuldigten vor Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache von keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte schon zwei Stunden gesprochen und war noch so ferne vom Ziele als zwei Stunden früher. Da erhob sich einer der Geschworenen und sagte: Müßte ich auch fünfhundert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht länger aus. Ich bekomme Krämpfe, ich falle in Ohnmacht, wenn der Advokat noch länger spricht; meine Langeweile ist unerträglich! Der Advokat lächelte und schwieg. Der Präsident und die Richter lächelten; alle Zuhörer lächelten und waren des Scherzes froh, der allen wohlthat. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geschworene, als er nach Hause gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zu Ader lassen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffeehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei österreichische Offiziere in bürgerlicher Kleidung. Der eine fragte den anderen, ob er Schokolade trinken wolle? Dieser antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Offiziere vor die Polizei geladen und ihnen vorgehalten, sie wären Revolutionäre, Karbonari, Liberale und sie sollten nur alles gestehen, dann würde man ihnen vielleicht das Leben schenken. Die Offiziere sahen sich einander verwundert an und beteuerten ihre Unschuld. Unschuldig? donnerte der Polizeidirektor. Herbei, Zeuge! Da kam ein italienischer Spion und sagte den Offizieren ins Gesicht, sie hätten im Kaffeehause von Freiheit gesprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für Liberté verstanden. Die Offiziere wurden mit einem ernsten Verweise wegen ihrer Unvorsichtigkeit entlassen. Den anderen Morgen wurde bei der Parade dem Offiziercorps die Parole gegeben: es solle bei Strafe der Degradation künftig keiner mehr in einem Kaffeehause sagen: ich trinker lieber Thee, sondern: ich trinke Thee lieber. Der Spion bekam eine Extragratifikation von zehn Dukaten.

Im preußischen Lande Posen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad Rotteck's Weltgeschichte verbrannt. Sie sind dafür zu Hofräten ernannt worden. — Gestern ist hier ein Roman in zwei Bänden erschienen, mit dem Titel: Crac! Pcheht! Bavunhd!!! Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? — In Hannover erscheint ein Journal, worin dem hannöverischen Volke periodisch bewiesen wird, daß es durch seine unvergleichliche Regierung das glücklichste Volk der Welt sei. Das Journal wird von drei Hofräten

redigiert. Sie heißen: Hüpeden, Wedemier, Ubbehohde. Wer solchen Namen nicht glaubt, der ist schwer zu befriedigen. — Der Rektor der Berliner Universität (ich glaube er heißt Marheinecke) hat an alle deutsche Universitäten geschrieben, sie möchten doch subskribieren auf die Werke des königlich preußischen Hofphilosophen Hegel, die in einer stilverbesserten Ausgabe erscheinen werden.

— Soeben verläßt mich einer, der im Namen des Verlegers der angekündigten Übersetzung meiner Briefe zu mir kam und mich um biographische Notizen bat, die man dem Buche vordrucken wolle. Ich musterte im Gedanken alle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Lebens, um einige davon hinauszuschicken. Aber da erging es mir, wie der Viertelsmeisterin Wolf in den Hussiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine lieben Kinder sind und ich konnte nicht wählen. Ich ließ den Mann wieder gehen, und sagte ihm, daß ich gar nichts von meinem Leben wisse, und er solle sich an andere wenden, die besser unterrichtet wären als ich in dieser Sache. Im Ernste, ich begreife gar nicht, wie einer so unverschämt sein kann, von sich selbst zu reden, außer er müßte sich über sich lustig machen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin sind meine Franzosen ganz andere Leute. Dr. *** hat vom Buchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biographisches Lexikon das Leben der hier wohnenden berühmten Männer zu schreiben. *** wendete sich schriftlich an diese selbst, und gleich den anderen Tag hatte er von allen die vollständigsten Selbstbiographien, worin sie ohne alle Satire sich auf das schönste lobten. Mancher besuchte außerdem ***, und firnißte noch mündlich sein schriftliches Lebensgemälde. In dem Namensverzeichnisse der Personen, deren Biographien geliefert werden sollen, welches Brockhaus dem *** geschickt, wählte dieser auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm diesen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir sagen. Jetzt läßt er sich ohne Zweifel meine Biographie von einem Häring oder einem anderen solchen Vieh schreiben. Ich lache jetzt schon darüber. Solche Narren meinen, sie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der siegenden Macht der Wahrheit haben sie gar keine Vorstellung.

Ich freue mich sehr auf Ihren nächsten Brief, worin Sie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wiesbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unser Geld ausgesetzt ist. Nun, was mich angeht, so kann ich es gar nicht erwarten, bis sie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erst nichts, dann bin ich alles

was ich habe, und das gäbe mir frische Lebenskraft und machte mich wieder ganz jung. Man fühlt die Leiden des armen Volkes doch nicht ganz, so lange man sie erraten muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichtum macht einen alt, sehr alt. Wissen Sie, warum man den Deputierten in Wiesbaden arretiert hat, oder arretieren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Sehen Sie, die sind klug! Sobald sie eine Henne gackern hören, suchen sie die Revolution in der Dotter des frischen Eies auf; sie warten nicht, bis sie herauskriecht. Und das ist das Geheimnis: die kleinen deutschen Fürsten alle sind von ihrem Adel an Österreich und Preußen verkauft. Die Minister dieser kleinen Fürsten drücken das Volk noch über ihre eigene Neigung hinaus, damit es sich empöre und Österreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu besetzen. Dann jagt man die kleinen Fürsten fort, und die Judasse von Minister werden gut besoldet. Sind aber die kleinen Fürsten so dumm, daß sie das nicht einsehen? O nein, sie sind gar nicht so dumm, sie sehen das recht gut ein. Wenn sie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen sie lieber gar nicht regieren und treten darum ihre Herrschaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volkes besser gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghausen von Wien zurückkommt und seine Pandorabüchse öffnet. Es möchten wohl Übel herauskommen, von denen er sich gar nicht erinnerte, sie eingeschlossen zu haben.

Höchst merkwürdig ist ein Artikel in den neuesten Blättern der deutschen Tribüne: „Der Kampf des deutschen Bundes mit der deutschen Tribüne.“ Der Verfasser sagt: ohne Zweifel werde die deutsche Bundesversammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutsche Freiheit damit beginnen, daß sie die Tribüne verbietet. Was wird nun darauf erfolgen? Die Tribüne wird sich nicht wehren lassen und fort erscheinen. Die bayerische Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Presse zerstören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbayern sich bewaffnen und werden zur Verteidigung ihrer Freiheit gegen die Königssoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht und sind sie zu schwach, dann wird man die benachbarten Franzosen zu Hilfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächt-

lichen Regierung", den Deutschen beistehen werden. Und dann allgemeiner Krieg ..... Dieser offene Trotz muß einen ganz besonderen Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er bloß aus der sehr edlen Leidenschaftlichkeit des Redakteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den besten Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge können wir für die Freiheit gar nichts Vernünftigeres thun; unsere ganze Hoffnung beruht auf der Unvernunft der Tyrannei. Diese herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftstellers sein, der von der Sache etwas versteht. Österreich und Preußen müssen die Revolution machen. Und man kann ihnen gerade heraus sagen, was man von ihnen erwartet; denn sie werden, uns zum Trotze und um unsere Erwartung zu täuschen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem ersten März an erscheinen im Badischen zwei neue liberale Blätter, ohne Censur. Das eine in Heidelberg vom Deputierten von Itzstein redigiert, das andere in Freiburg von den Deputierten Duttlinger, Rotteck und Welker. Das ist nun zum erstenmal in Deutschland, daß bedeutende und angesehene Männer ein politisches Blatt schreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesversammlung thun? Die Art, wie ich geschrieben und die Tribüne, war den Herren für einige Zeit wenigstens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tausende von deutschen liberalen Philistern, die früher in der Abenddämmerung ein leises Wort mitgesprochen, sind von unserem lauten Worte am hellen Tage so in Schrecken versetzt worden, daß sie seitdem schweigen. Das war jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie die genannten, mit Festigkeit, doch mit Mäßigung, auf eine dem ängstlichen und frommen Gemüte der Deutschen entsprechende Weise — und sie wirken doch, nur langsamer — die konstitutionelle Gesinnung zu verbreiten suchen, dann werden Österreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutschen Mächte hierdurch bedroht wird, alles anwenden, dem, was sie als ihr Verderben ansehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden sehen, wer am nächsten ersten April den anderen in den April schickt.

Dienstag, den 21. Februar.

Diesen Morgen besuchte mich jemand aus Wiesbaden und der von dort kommt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Depu

tierten, sondern einen Beamten arretiert, den man in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Der eigentliche Verfasser jener Artikel sei der Papierhändler Schulz in Wiesbaden, und als dieser von der Arretierung jenes Beamten erfahren, sei er vor Schrecken gestorben. Wir Deutsche empfinden jetzt die üblen Folgen, daß man Polignac und seine Gesellen nicht aufgeknüpft hat. Ein solches Beispiel hätte die deutschen Ministerchen doch etwas stutzig gemacht. Wie bequem es aber unsere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tyrannei bei uns ist! Die Regierungen können ein Schreckenssystem ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philister nur mit Gefängnis zu bedrohen, und da sterben sie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, ihr Regenwürmer, die ihr nach dem Gewitter in Frankreich euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis euch der Fuß der Tyrannei zerquetscht! Welker hat in der Ankündigung seiner neuen Zeitung, die der Freisinnige heißen wird, gesagt: „das neue Blatt wird zeigen, daß Baden wert ist, das unschätzbare Gut der Preßfreiheit zu genießen.“ Zeigen — wert ist: — wem zeigen? der Regierung? der Bundesversammlung? Dieser zeigen, daß ein deutsches Volk der Freiheit würdig sei? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur so wenig die Würde des Bürgers, so wenig die Würde eines Volkes fühlen, in dessen Namen man spricht, daß man sagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls seiner Regierung würdig sei? Die Regierungen müssen um den Beifall ihrer Völker buhlen: sie, aus dem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm teuer bezahlt — sie müssen zeigen, daß sie des Vertrauens würdig sind, das man in sie gesetzt, daß sie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum besten aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu schmeicheln, ihm ist alle Macht, sein ist alle Herrschaft, und die Regierung ist sein Unterthan.

In einem deutschen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen seines Patriotismus (welches man in der Schindersprache demagogische Umtriebe nennt) zu lebenslänglicher Untersuchung verurteilt worden. Man kann nicht wahrer und geistreicher die himmelschreiende Grausamkeit der deutschen Gerichte bezeichnen, die überlegend, ob sie einen armen gefangenen Vogel fliegen lassen oder braten sollen, ihn rupfen sein ganzes Leben lang. — In dem nämlichen Blatte stehen einige Strophen eines Ring-

oder Dosengedichtes, welches der Hofrat Rousseau in Frankfurt an den Kaiser Franz gemacht hat. Er sagt darin: die Welt habe den Schwindel, und wenn sie Kaiser Franz nicht am Arme festhielte, wäre sie schon längst umgefallen. Dann sagt er: Jakob hätte sieben Söhne gehabt, — so viel mir bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt; aber weil zwölf nur eine Silbe hat und sieben zwei Silben, hat der zarte Lyriker fünf Menschen totgeschlagen; — also Jakob habe sieben Kinder gehabt und nur einen Benjamin. Aber Kaiser Franz mache keinen Unterschied zwischen seinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia stünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Lust, das Gedicht ganz zu lesen. Bringen Sie mir es mit. Nicht schicken — es wäre schade um das Kreuz.

Siebenundsiebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 26. Februar 1832.

Der deutsche Bund zur Verteidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Teilnahme gefunden; mit steigender Wärme wird diese Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert sich täglich. Die hier befindlichen deutschen Handlungscommis, von deren Gesinnung und Streben ich Ihnen schon früher geschrieben, haben sich vereinigt und ihre Liste mit Unterschriften ist schon bedeutend angewachsen. Die deutschen Handwerksgesellen haben schon, ehe diese Veranlassung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speisehause, das sie gewöhnlich besuchen, wo der Wirt ein Deutscher ist, wird der Westbote (ein in Rheinbayern erscheinendes, im Geiste der Tribüne geschriebenes Blatt) schon längst gehalten, und mit einem Eifer gelesen und mit einer Wärme und einem Verstande erklärt, daß es zum Bewundern ist. Diese tragen auch ihren Sou monatlich zur Association bei. Der Advokat Savoie aus Zweibrücken, einer der Gründer des Vereins, ist seit einigen Tagen hier und setzt für die gute Sache alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß diese Angelegenheit nicht bloß eine deutsche, sondern eine europäische, und mehr als alles, eine polnische sei. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutschland gehe und daß nur ein freies Deutschland den Durchzug gewähre. Darum werden auch sie sich der Association anschließen, und im Namen des hiesigen polnischen Komitees eine Bekanntmachung erlassen. Die italienischen Flücht-

linge werden diesem Beispiele folgen; denn noch mehr als die Deutschen selbst, drückt sie die deutsche Tyrannei. Die spanischen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutschland der Wall ist, der die Freiheit des westlichen Europa gegen die Angriffe des östlichen schützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag ist ein Sieg. Denn nichts zu schaffen ist in Deutschland, es ist nur wegzuschaffen: das kleine Hindernis, das die größte Bewegung aufhält. Es ist Mittag, das Volk sieht hell; doch ein Fensterladen macht Tag zu Nacht und macht das Volk blind. Ein schlechtes Stück Holz zerschlagen und alles ist gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt steigt schwarz empor und wird die Frucht auf dem Halme zerschlagen. Eins wird immer gewonnen und das eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutschen Patrioten, die trotz ihrer Heftigkeit und scheinbaren Unregelmäßigkeit doch kalt und sehr gut berechnet sind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was sie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker sind wie die Oliven. Dem leichten Drucke geben sie süßes Öl, dem starken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt pressen sie nun um einen Grad stärker, als sie es bis jetzt gethan, bereiten sich einen bitteren Salat und sie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und besonders jüdische, in Frankfurt für den Verein unterschrieben? Letzteren muß man vorstellen, das sei das einzige Mittel, die Heiratsfreiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27. Februar.

Gestern abend hatten wir ein patriotisches Essen, etwa sechzig Deutsche, meistens Handlungscommis. Der Zweck der deutschen Association für die Preßfreiheit wurde besprochen, und da zeigte sich denn wieder, was sich in jeder Gesellschaft zeigt. Einige sind begeistert; die anderen, der Wärme froh, die ihnen fehlt, sonnen sich gern; die meisten sind kalt, bleiben es gern und müssen mit Gewalt ins Feuer geworfen werden. Deutsche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Julitagen wollte der eine nicht gesprochen haben: das könne uns verdächtig machen; andere unterschrieben, aber nur mit Buchstaben, und erklärten alle Teilnahme zu verweigern, wenn sie ihre Namen nennen müßten. Es war zum Lachen. Sie stürzten nach dem Essen, als sie warm geworden, wie blind nach dem Tische zu,

worauf der Subskriptionszettel lag, gleich einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geschlossenen Augen stürzt. Deutsche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: sie müssen doch eine Regierung haben, ein Komitee, Präsidenten, Sekretär. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und suchten sich unter dem Namen eines Komitees eine Herrschaft. Ich stellte ihnen das Gefährliche einer Kommission vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimnisse und Papiere in die Hände Weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder alles leiten, alles verhindern könne; wie sie dann wisse, wo sämtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorstellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine schöne Rede, die mit größerem Enthusiasmus hätte aufgenommen werden sollen. Auf Vaterland, Freiheit wurden mit mäßiger Wärme Toasts ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum schreiben — veranlaßt durch einige anwesende Polen, die Gesundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte stürmischer lauter Beifall. So sind sie! Für fremde Freiheit hellflammend, für eigene muß man sie erst einheizen. Die hiesigen deutschen Handwerker sollen sich aber vortrefflich benehmen. Gestern wurde an einem ihrer Versammlungsorte eine Liste aufgelegt, und gleich in den ersten Stunden waren dreißig unterschrieben. Ob man ihnen zwar gesagt, der monatliche Beitrag von einem Sou sei willkommen, wollte doch keiner weniger als einen Frank unterzeichnen, und sagten dabei: gingen die Geschäfte besser, würden sie mehr geben.

Nachmittags sagte ich zu Konrad: „Geben Sie acht. In der Rue Tirechappe Nr. 7 am Ende der Rue St. Honoré, es ist eine kleine finstere Gasse, ist ein Speisehaus. Der Wirt ist ein Deutscher. Dort gehen Sie heute hin essen. Fordern Sie von dem Wirt die Liste für die Deutschen. Viele Handwerker und andere haben unterschrieben. Wir machen Geld zusammen, und wollen die Fürsten wegjagen. Sie unterzeichnen auch mit einem Franken monatlich, und ich will das Geld für Sie bezahlen." Konrad lachte, und war sehr vergnügt über die Revolution und sagte, ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das selbst gern. Sein Freund, der Schreinergesell aus Kassel, habe schon gestern mit ihm von der Sache gesprochen. Und er möchte gern wissen, „wann der Spektakel losgeht", damit er gleich fort nach Deutschland eile. Also Konrad hat da gegessen, es waren schon neunundsechzig Unterschriften und

meistens mit einem Frank. Das sind arme Leute. Die Commis, die doch alle guten Gehalt haben und oft Söhne reicher Eltern sind, haben auch nur einen Frank gegeben! Konrad ein Verschworener! O Zeitgeist!

Es interessiert mich sehr, zu wissen, wer im Gelehrtenverein ja, und besonders wer nicht unterschrieben. Daß es *** gethan, ist ein gutes Zeichen; denn es beweist, daß die Sache Mode ist.

Das Pereat: der deutsche Bund, der tote Hund, hat mir sehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienstag, den 28. Februar.

O prächtig, da haben wir sie schon! Sie heulen mit den Wölfen, damit sie selbst für Wölfe gehalten und nicht gefressen werden. Den einzelnen deutschen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutschen Association, die von Rheinbayern ausgeht; sie wollen dieser fürchterlichen Einigung aller Deutschen zuvorkommen, und was thun sie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden eine badische, eine württembergische, eine Darmstädter Freiheit, daß nur keine deutsche sich bilde. Herr von Fahnenberg, Oberpostdirektor in Karlsruhe, sonst ein achtungswerter Mann, aber ein Mitglied der Regierung, also in ihrem Geiste, auf ihren Befehl und zu ihrem Vorteile handelnd, stellt sich an die Spitze einer großherzoglich — badischen — Preßfreiheitsassociation. Im Falle also der Absolutismus in seinem Kampfe unterläge — berechnen unsere vorsichtigen Regierungen — haben wir doch im schlimmsten Falle nur einen großherzoglich badischen, einen königlich bayerischen, einen herzoglich nassauischen Liberalismus und mit diesen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günstigeren Zeit schon fertig werden. Unterdessen genießt die badische Regierung einen Finanzvorteil bei dieser Sache. Die Bundeskasse der Preßfreiheitsassociation vermehrt die Kaution der Journalisten und sichert ihre Bestrafung. Alles schön, alles gut; es kommt nun darauf an, wie weit die Dummheit des deutschen Volkes geht. Und geht sie so weit, daß sie ihren Patriotismus provinzialisieren und mit neununddreißig dividieren lassen, dann wären ja alle diese schlauen Mittelchen ganz unnötig. Sind wir denn wirklich so dumm, als die Regierungen glauben? —

Gestern steht in der Allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heines, zwischen einem Anhänger und einem Gegner desselben ein Duell vorgefallen. Die politischen Duells sind seit einiger Zeit sehr häufig, auch hier zwischen den Polen. Das ist ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwischen den Parteien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Achtundsiebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 1. März 1832.

Da ist die Adresse nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt und ich muß darum über alles übrige heute schweigen. Sie sollen sich in alphabetischer Ordnung unterschreiben. Wenn nur nicht unglücklicherweise der wahrscheinliche Abraham in der Gesellschaft ein furchtsames Herz hat, und sich bedenkt, den Anfang zu machen! Vorwärts, Israel! Die Mauern Jerichos sind von Trompeten eingefallen — aber es ist kein wahres Wort daran. Unter Trompete verstand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tyrannei fallen. Und lest das Kapitel von Samuel und Saul zweimal, zehnmal, hundertmal. Adieu.

An die Herren Vorsteher des deutschen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liste von Einwohnern Frankfurts, die dem schönen Bunde für das freie deutsche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des ersten Monats zu übersenden. Alle die Unterzeichneten sind jüdischen Glaubens. Wenn dieses Verhältnis unserer Teilnahme eine besondere Bedeutung giebt, die sie ohne dies nicht hätte: so ist das weder unsere Schuld noch unser Verdienst, es ist nur unser Mißgeschick.

Wir hätten vorauseilen sollen in einem Kampfe, der uns mehr verspricht, als den übrigen Deutschen, weil uns alles fehlt; doch wir sind die Minderzahl, und es ziemte uns daher die Beschlüsse der Mehrheit abzuwarten und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unserem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir seit länger als ihr.

In dem Kriege, den sie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unsere Fürsten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenschaft eines Helden ihre kleinen schwachen und verächtlichen Leidenschaften geschmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genossen wir in Frankfurt, wie überall in Deutschland, wo französische Gesetzgebung herrschte, gleiche Rechte mit unseren christlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde diese neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraschte, wie alles Fremde, doch sie ward will-

kommen, wie alles, was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glase mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angesehen oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das ist der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menschen umwandelt: Mißtrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Wasser gleicht Gerechtigkeit; sie fällt schnell herab und steigt nie hinauf. Jede Regierung vermag in allem, was gut und schön ist, die Meinungen und Gesinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unsere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlassen, als Knechte wieder, und das sind wir geblieben bis auf heute. Nicht bloß die Rechte des Staatsbürgers, nicht bloß die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menschenrechte, die, weil sie älter als die bürgerliche Gesellschaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat sich uns gegenüber das Recht der Pest angemaßt, das Recht, unsere Bevölkerung zu vermindern, und um dieses fluchwürdige Ziel zu erreichen, verstattet man uns, die wir in Frankfurt fünftausend an der Zahl sind, jährlich nur fünfzehn Ehen zu schließen. Höre es, deutsches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menschlichkeit in deinem Wörterbuche stehen, erröte, daß du ohne Erröten diese Schmach, die das ganze Vaterland schändet, so lange ertragen konntest.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meisten Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu sein, hat uns mehr geschmerzt, als die am meist Betrogenen zu sein.

Verdienten wir unser Schicksal? So wenig als ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverschämtheit gefehlt, wenn sie aus Spott eine Rechtfertigung sucht, über die sie ihre Gewalt erhob? Dich, christlich deutsches Volk, haben deine Fürsten und Edelleute als ein besiegtes Volk, dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns jüdisch deutschem Volke sagt man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechselung die babylonische Gefangenschaft mit der deutschen vertauscht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja selbst unsere Mitbürger als Fremd-

linge. Doch das ist unser Glauben, was auch die Verleumdung gelogen; das ist die Lehre unserer Väter, was auch die Schriftgelehrten herausgedeutet! Als Gott die Welt erschuf, da schuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Christen, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menschen, er sei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Christ. Wenn unsere christlichen Brüder dieses oft vergessen, dann kommt es uns zu, sie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter sind als sie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt und der reinen Quelle der Menschheit näher stehen als sie.

Viele unserer Glaubensgenossen, und wie hier so gewiß auch überall, zögern noch, dem Vereine beizutreten. Sie teilen unsere Gesinnungen, ihr Herz schlägt so warm als das unsere für die Freiheit des Vaterlandes; aber sie sind bedenklich, sie, die Reichen unter uns, weil sie, den Räten der Gewaltherrscher näherstehend, sich einflüstern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger schließen.

Schenkt diesen Einflüsterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenossen! So sprechen jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit sie das so getrennte, sich wechselseitig mißtrauende Volk leichter nach ihrer Willkür beherrschen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Presse gründet die Herrschaft der Vernunft, und unter dieser Herrschaft sind alle gleich, giebt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und mutige Männer, die für das deutsche Volk das Wort genommen, sprechen Sie es aus, was unsere Glaubensgenossen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die anderen, die ängstlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort, günstig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, so erhaben er auch war, lud man dort die Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt euren Kampf, wir teilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wissen, das Schuldbuch des Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten und Sünden der Menschen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verratenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenossen, sei es gesagt: wenn einst

unsere christlichen Brüder die Freiheit sich gewinnen und wir teilen, wie den Kampf, so die Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergessen, nichts vergeben, keine Versöhnung, die nur die Grenze des Hasses ist. All unser Gedächtnis liege bei den Gebeinen unserer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir sterben.

Neunundsiebzigster Brief.

Paris, Montag, den 5. März 1832.

Der Lindner ist zum Legationsrate in München ernannt worden, und hat die allergnädigste Erlaubnis, die Uniform des königlichen Hauses tragen zu dürfen, taxfrei bekommen. Ich möchte ihn sehen in seiner Livree. Dieser Lindner ist die vollendetste Lakaienseele, die ich je kennen gelernt; er ist mit gelben Aufschlägen und geprägten Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Hormayer schreiben die neue bayerische Staatszeitung, und der letztere hat das Feld der Litteratur zu bebauen übernommen. Das wird eine schöne Landwirtschaft werden!

— Ach, was habe ich für einen schönen neuen Überrock! Haselnußfarbe, bequem über den Frack zu tragen, wattiert, lang, ein Meisterstück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte Staub gemacht, der Rothschild der Schneider. Als ich ihm sagte: Noch nie hätte mir ein Pariser Schneider einen Überrock nach Wunsch gemacht und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernst zu bedenken, lächelte er ganz mitleidig und sagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat recht, stolz zu sein. Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille sollten Sie sehen! — —

Mit diesem schönen Überrock ausgeschmückt (und in dieser Absicht schone ich ihn und ziehe ihn selten an) werde ich künftigen Sommer den Redakteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg besuchen, und werde ihm sagen: Ich bin der Verfasser der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hofzeitung gesagt hat: O du elende Schmeißfliege! Die zwei Hauptredakteurs an dieser Zeitung sind der ehrliche Lindner und geheime Hofrat Münch, von denen jeder dreitausend Gulden Gehalt bekommt. Dafür müssen sie grob sein. Sie aber werden weit schlechter bezahlt, und sind daher auch weit weniger grob. Indessen haben Sie von mir gesagt: Ich hasse die Fürsten, weil ich

keine Hoffnung hätte, selbst ein Fürst zu werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das eine ist dumm, und darum verzeihe ich es Ihnen; aber das andere ist gelogen. Betrachten Sie mich in diesem Rocke: Sehe ich aus, wie ein Mann, der arm ist? Der Rock hat eine Haselnußfarbe, einen Sammetkragen, und ist mit Seide gefüttert und wattiert von oben bis unten. Er hat fünf Taschen und eine sechste geheime für Verschwörungslisten, und kann bis an den Hals zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieses Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wie viel die Elle von solchem Tuche kostet und Sie werden erstaunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn Ihre ganze Garderobe so viel wert ist, als mein einziger Rock, sollen Sie mich zum Fenster hinaus in den Neckar stürzen. Hundertunddreißig Franken hat er gekostet. Überhaupt, für wie reich halten Sie mich? .... Der Redakteur, dem mein grimmiges Gesicht ganz Angst gemacht, möchte gern höflich sein und mich für sehr reich erklären; aber so ein armer Teufel von Pescherä hat nicht weit zählen gelernt und er antwortet: O, Herr von Börne, Sie sind gewiß drei- bis vierhundert Gulden reich ... Vierhundert Gulden! Sie sind ein Narr. Eine Million bin ich reich, sowohl an barem Gelde als an Manuskripten und guten Eigenschaften. Sie aber, wie viel sind Sie wert? ... O! ich bin wenig wert ... Wenig wert? Gar nichts sind Sie wert. Sie sind nicht wert, daß Sie der Teufel holt! Dann ginge ich fort und lachte mich tot. Nur eines ist mir unerklärlich: warum der Redakteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

— So viel ich das undeutlich geschriebene Motto aus dem Tacitus lesen kann, heißt es in deutscher Übersetzung ungefähr wie folgt: „Nicht bloß gegen die Schriftsteller, sondern auch gegen deren Werke wurde auf Befehl der Triumvirn mit Erbitterung verfahren, und die Denkmäler der erhabensten Geister wurden auf dem Forum verbrannt — als könnten durch Feuer die Klagen des römischen Volkes, die Freiheit des Senats und das Gefühl des ganzen Menschengeschlechts vernichtet werden!“

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myrons Kuh wurden zu ihrer Zeit so viele Epigramme gemacht, als in Deutschland seit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es sind nicht bloß kleine Schaumuster von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechischen waren: sondern es sind ganz lange, breite, schwere Witzstücke, woran drei Blei hängen, das bekannte

Fabrikzeichen der deutschen Satire. Es ist aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Kredit habe! Sie schicken mir ihre Ware unbestellt, unverlangt, und scheinen ganz unbekümmert, ob ich sie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle sie — ehrlich währt am längsten.

Ein solches Witzstück erhielt ich gestern in einem Briefe, der das Postzeichen: Hamburg, 15. November trug. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte darauf schwören, daß der Briefsteller acht Tage nach dem 15. November sich morgens vergnügt die Hände rieb und jubelte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird er braun, rot, gelb und weiß vor Ärger und zerbricht sich den Kopf, wer das Sonett gemacht haben mag: Goethe oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Chamisso — und kann es nicht erraten. Aber es kam ganz anders. Den Brief erhielt ich erst gestern, also vier Monate später, weil die Adresse falsch war. Die Straße Rue de Provence war zwar richtig angegeben, aber die Hausnummer war falsch. Ich wohne Nr. 24, und die Adresse hatte Nr. 21. Vier Monate suchte mich der Briefträger, bis er mich endlich fand! Und ich wohne doch der Nr. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt den Brief zugleich mit dem ersten Veilchen, zu einer Zeit, wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann meinem Ost entgegendämmere, weil ich dann des baldigen Wiedersehens froh bin. So weise hat mein Schutzgeist alles gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonettiers zu vereiteln.

Aber so ist der Deutsche! Dieser unbekannte Hamburger — ein Mensch, der so gar keine Schulkenntnisse hat, der so wenig von Geographie, Statistik, Historie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß er nicht einmal weiß, daß ich in der Rue de Provence Nr. 24 wohne und nicht Nr. 21 — nimmt sich heraus, ein Dichter sein zu wollen, nimmt sich heraus ein Sonett auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnen möchte, daß ich ja in der Erwartung schwelgte, das Innere des Briefes werde so rücksichtsvoll und artig sein als sein Äußeres, und die Überraschung, der Schrecken mich um so fürchterlicher darnieder werfe — schrieb er auf die Adresse: à Monsieur L. Boerne, savant Allemand und frankierte den Brief. Wie man einem Grobheiten frankiert schicken mag, begreife ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abschrift des Sonetts. Das „Entwichner

Wechselbalg" wird Ihnen gefallen. Ich bitte, sehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechselbalg steht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An L. Börne, den Briefsteller aus Paris.

Ist der ein Deutscher, der mit frechem Hohne
Den deutschen Namen schändet, ihn entehrt,
Was Deutschen heilig ist, giftig zerstört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frone! —
Schütz Himmel uns vor dem verworf'nen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Christ empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend selbst der ew'gen Schande Krone! —
Du wähnst dich sicher im Asyl der Franken,
Und nicht zu Deutschen, nicht in deutsche Schranken,
Entwich'ner Wechselbalg, kehrst du zurück!
Doch wohin dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang' im Busen deutsche Herzen schlagen,
Ist auch Verachtung dein gerecht Geschick!

Donnerstag, den 8. März.

Als ich gestern den Wechselbalg suchte, war er nicht zu finden. Erst einen Tag in meinem Zimmer und schon verschwunden! Darum heißt er auch mit Recht ein flüchtiger Wechselbalg. Endlich fand ich ihn unter meinen Papieren versteckt und niedergekauert. Und als ich so Nachsuchung hielt, fiel mir noch ein anderes Blatt in die Hände, ein köstliches Blatt, eine wahre papierne Krone, und ich kann darum wie Saul sagen: ich war hingegangen einen Esel zu suchen, und habe eine Krone gefunden. Doch nein! O Gott nein! Jetzt nicht scherzen, nicht lachen! Lesen Sie, lesen Sie. Dieses schwefelfarbige Aktenstück aus dem Archive der Hölle wurde mir im Winter vor unserem Aufenthalte in Soden von *** vertraulich mitgeteilt. Ich sollte es zum Drucke befördern. Nun hatte mich wohl damals meine schwere Krankheit unempfindlich, später die französische Revolution hoffnungstrunken gemacht. Es war mir ganz aus dem Sinne gekommen. Jetzt gesund genug und nur zu nüchtern, fand ich das Papier wieder. Jetzt will ich es drucken lassen. Schreiben Sie mir es ab, und verbrennen Sie sogleich das Original. Die Handschrift möchte vielen in Frankfurt wohl bekannt sein. O! es kocht, es kocht in mir! Aber meine bevorstehende Reise läßt mir nicht

Zeit zu warten, bis meine Zornsuppe gar geworden. Unglückliches Volk! Unglückliches Vaterland! Kein Wahnsinniger wird so bevormundet und gepeinigt. Es ist mir, als sähe ich das ganze deutsche Volk im Drillhäuschen. Doch genug, genug!

Bericht des österreichischen Generals von Langenau an den Fürsten von Metternich. (Frankfurt, 1823.)

In die Majorität der Bundesgesandten ist ein Geist des Widerspruchs gefahren, der sich in zweifacher Beziehung in der Form des Liberalismus manifestiert, obwohl er durch und durch politischer Natur ist.

Die erste Form ist die Gesetzlichkeit. Kein Antrag darf ohne strenge Prüfung zur Abstimmung gebracht werden. An jeden wird der Buchstabe des Gesetzes als Maßstab gelegt; jede Diskussion wird auf Grundsätze zurückgeführt. Alles wird unter die Lupa der Bundesversammlung gebracht; kein Gesetz wird für oder wider angeführt, ohne durch künstliche Exegese den Sinn desselben auf so folgenreiche Weise auszudehnen, daß der Konvenienz bald gar kein Spielraum mehr übrig bleiben wird. Aber nicht die Gesetzlichkeit, die Verfassungsmäßigkeit ist der letzte Zweck dieser Sophisten. Dieser liegt vielmehr darin, den großen Bundesmächten die formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder so unerträglich zu machen, daß sie, um sich in ihren Interessen nicht binden zu lassen, sich genötigt sehen, im Bunde nur eine passive Rolle zu spielen, und nur durch diese Passivität gegen die Aktion der Mindermächtigen zu reagieren. Allein dies gerade fördert ihren Zweck, indem die kleineren Staaten, eben durch diese Thätigkeit, die öffentliche Meinung in dem Grade für sich gewinnen, in welchem die größeren durch ihre Unthätigkeit, die als hemmendes Prinzip erscheint, dieselbe verlieren.

Die zweite Form ist die der Nationalität. In dieser Form suchen sie die verschiedenen, oft sich widerstrebenden Interessen der einzelnen kleinen Staaten in Separatverhandlungen auszugleichen und zur Erhaltung der so errungenen gemeinsamen Interessen förmliche Bünde im Bunde zu stiften. Warum wird mit so großem Eifer, mit so vieler Umsicht an der Organisation der gemischten Armeekorps gearbeitet? Warum der Vereinigung darüber alle Rangverhältnisse so leicht geopfert? Warum stehen die Teilhaber dieser Korps, sobald sie die Selbständigkeit derselben nur von weitem gefährdet

glauben, gleich für einen Mann? Warum hat man in den Staaten, welche von Protestanten regiert werden, mit so unwandelbarer Hartnäckigkeit allen Schwierigkeiten, die sich der Gründung eines gemeinsamen Systems für die katholischen Kirchenangelegenheiten in den Weg stellten, Trotz geboten? Hat nicht, um nur das System zustande zu bringen, Württemberg seinen Landesbischof einem badischen Erzbischof untergeordnet, Darmstadt der Metropolitanwürde, welche Mainz so lange zierte, entsagt, Kurhessen dem Großherzogtum Hessen den Vorrang eingeräumt? Hat man nicht selbst die kleinen Staaten Norddeutschlands in den süddeutschen Verein zu locken gewußt? Warum wird auf einmal jede Finanzrücksicht und jedes Provinzialinteresse für nichts geachtet, um nur den süddeutschen Handelsbund an welchem in Deutschland so eifrig gearbeitet wird, zustande zu bringen? — Die öffentliche Meinung soll damit gewonnen werden, die Völklein sollen an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten; sie sollen in solchen Vereinen ihr Wohl gegründet finden, sie sollen Partei nehmen gegen die, welche, weil sie andere Interessen haben, den gleichen Weg nicht nehmen können, und in dieser neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung wollen jene Liberalen dem Einflusse ein Ziel stecken, den, zu ihrem großen Verdrusse, die großen Mächte noch immer auf die inneren Angelegenheiten der einzelnen deutschen Staaten ausüben und auszuüben berufen sind. Diese Menschen, die oft weniger liberal sind, als sie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sich darstellen, teilen sich zwar wieder in zwei verschiedene Klassen, in die Idealisten und Realisten; allein, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, streben sie doch beide nach dem einen Ziele, gegen die beiden großen Mächte einen Antagonismus zu organisieren.

An der Spitze der Idealisten steht der Freiherr von Wangenheim. Ihm schließen sich mehr oder weniger an die Herren von Carlowitz und Harnier. Realisten sind der Freiherr von Aretin und der Herr von Lepel. Jener läßt die Idealisten sprechen und zieht, indem er sie zu bekämpfen scheint, die Konklusa, wie sie es wollen, gegen Österreich; dieser stimmt offen und unverhohlen für alles, was gegen die großen Mächte ist. — Ihm folgt, wenn irgend möglich, der Herr von Roth. Auf Graf Eyben, Graf Grüne, Graf Beust und Baron Penz ist nicht zu rechnen; sie sind den

Idealisten und Realisten persönlich befreundet, und wenn sie auch gegen die großen Mächte nichts unternehmen, sind sie doch auch nicht für sie zu gebrauchen. Macht man Ansprüche auf sie, so schützt der eine die Forderungen der Ehre, der andere gar die des Pandektenrechtes vor — im Grunde liebäugeln auch sie mehr oder minder mit der Popularität. Aus Freiherrn von Blittersdorf ist nicht klug zu werden, er lebt in allen Elementen mit gleicher Leichtigkeit.

Was bleibt uns? Ein Präsident, der zwar sagen muß, was wir wollen, es auch gern und mit Heftigkeit sagt, aber es nicht verteidigen kann, so daß er mit dem besten Willen oft das Gegenteil von dem selbst mit beschließen hilft, was er durchsetzen sollte; ein Graf Goltz, der das, was Graf Buel bejaht, zwar nie verneint, aber zur Verteidigung der Sache nie auch nur das mindeste beizutragen vermag; der Herr von Hammerstein, der uns nur bei seinem ersten Auftritte liberal und also gefährlich erschien, jetzt aber sich täglich besser zeigt. Er hat Kenntnisse, Verstand und einen gewissen Geist der Intrigue, und den Stolz, der über die Kleinen hinwegsieht; er wird uns, wenn Sie ihn nicht mit dem Bande, das er uns selbst darreicht, vollends fesseln, wichtige Dienste leisten können. Der Minister Marschall, auf den unter allen Umständen und für jeden Zweck zu bauen ist; der Freiherr Leonhardi, der nicht mucksen darf, und die Gesandten der sogenannten freien Städte, obwohl auch diese, der Mehrzahl nach, die Faust in der Tasche machen.

Hieraus folgt, daß, so gute Elemente wir auch haben, dennoch an der Begründung des Stabilitätssystems, und mithin an Herstellung der Ruhe nicht zu denken ist, wenn man nicht die Idealisten zusamt den Realisten bannen kann. — Die Bundesversammlung muß epuriert werden. Darauf müssen Österreich und Preußen vor allen Dingen wirken. Die auf diesen Zweck berechneten Schritte müssen zwar gemeinschaftlich verabredet, aber nur abwechselnd von einem dieser beiden Staaten allein und sehr nach und nach gemacht werden, damit nicht andere als die angegriffenen sich in ihrer Würde gefährdet glauben mögen. Deshalb darf man die Epuration auch nicht beim Freiherrn von Aretin anfangen, obwohl seine Entfernung, weil er vor allen anderen der Verstockteste und daher der Gefährlichste ist, am wünschenswertesten wäre. Bayern hält am meisten auf seine Unabhängigkeit, würde also am ersten Lärm blasen, und nicht ohne großen Anhang bleiben. Daher muß das bayerische Gouvernement nicht gereizt, sondern ins Interesse gezogen und für die Epuration gewonnen

werden. Dies ist zum Glück gar nicht so schwer, da der Minister Rechberg das bayerische anti-österreichische System vergißt, sobald man ihm in irgend einem magischen Spiegel die Revolution und den Fürsten Metternich als deren Bändiger zeigt.

Nicht ohne Erfolg hat Preußen in seinen Cirkularbemerkungen über die Köthensche Streitangelegenheit den Freiherrn von Aretin nicht nur geschont, sondern sogar gelobt. Rechberg findet diese Bemerkungen vortrefflich, das Benehmen der Mehrzahl der Bundesgesandten abscheulich. Gelingt es, das bayerische Gouvernement in dieser Stimmung zu erhalten, so wird der Epuration kein großes Hindernis im Wege stehen. Es kommt dann nur darauf an, immer nur einen Gesandten auf einmal und zuerst einen solchen zu attaquieren, dessen Hof von den übrigen aus irgend einem Grunde am leichtesten zu isolieren ist. Es ist ziemlich gleichgültig, wer dieser erste sei. Alles ist gewonnen, wenn um seines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur einer rappelliert wird. Zeigt man dann nur den festen Entschluß, daß, wenn es sein muß, der nämliche Prozeß sofort werde von vorn angefangen werden, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der böse Geist, der jetzt in der Bundesversammlung sein Unwesen treibt, bald gebannt sein wird. Keinem Gesandten wird es alsdann so leicht wieder einfallen, in seinen Berichten, die wir ja meistens perlustrieren können, den Geist der Opposition, der allerdings in den deutschen Fürsten zu leicht nur geweckt werden kann, zu nähren, vielmehr werden sie, um sich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Posten zu befestigen, selbst dazu mitwirken, ihre Höfe den österreichischen, also auch den preußischen An- und Absichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus entgegenzuführen.

Dies ist der einzige Weg, auf welchem meines Dafürhaltens wir das wieder erobern können, was wir uns in unbegreiflicher Sorglosigkeit haben entreißen lassen.

Achtzigster Brief.*)

Paris, Samstag, den 10. November 1832.

Diesen Brief, vom Samstag datiert, fange ich heute Sonntag erst an. Ich habe mich einer Treulosigkeit gegen Sie schuldig ge-

*) Mit diesem Briefe beginnt die dritte Abteilung der Börneschen „Briefe aus Paris." Siehe die Notiz vor dem ersten Briefe im fünften Bande.

macht; nicht wegen Mademoiselle *** — denn diese besuchte ich erst um zwei Uhr, ich hätte also den ganzen Vormittag Zeit gehabt, Ihnen zu schreiben, — sondern wegen eines Buches, das mich so angezogen. Ich empfehle Ihnen Scènes de la vie privée par Mr. Balzac. Ich glaube es sind vier Bände. Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die Tugend so liebenswürdig darzustellen weiß, daß man sie, zu seinem eigenen größten Erstaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten also einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend selbst.

Montag, den 12. November.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich selbst darüber und ich weiß nicht, wie es kommt ... O! es ist so langweilig, so langweilig! ich knurre wie ein alter Hund, der unter dem Ofen liegt, und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Professoren Rotteck und Welker abgesetzt, sondern gegen die letzteren, die aus Schafsgutmütigkeit ein aktives Verbum haben zum passiven werden lassen. Nicht gegen den Minister Winter in Karlsruhe, der sich für einen freisinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Pascha von drei Fuchsschweifen gehalten; sondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamlosigkeit der bayerischen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland schickt, um deutsches zahmes Kuhpockengift in das edle griechische Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübsches, weibliches, polizeiglattes Gesicht behalte, sondern gegen die Bayern, die ruhig und breit dastehen, wie die Bocksbierfässer, und ohne sich zu rühren sich anzapfen lassen von dem unersättlichen Gewaltsdurste ihres Königs. Nicht gegen die hessische Maitressenregierung, welche alle freisinnigen Deputierten mit Fächerschlägen aus der Kammer jagt; sondern gegen diese selbst, die sich wie Spatzen durch ein Husch! Husch! vertreiben lassen. Die in Kassel begreife ich nicht. Die Cholera ist dort und wie ich gelesen, haben sie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängnis und Geldstrafen fürchten? Aber der Deutsche hat ein großes Herz! Als einst Napoleon einen Offizier ausschmähte, antwortete dieser: Ihr Zorn ist nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel —

und darauf schwieg der Kaiser und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutscher Wachtparadenfürst gewesen, er hätte den Offizier kassiert und ihn auf die Festung geschickt. Es ist doch etwas sehr Geheimnisvolles in der Furcht; den Heldenmut begreift man viel leichter. Hunderte von freisinnigen Bürgern in Frankfurt lassen sich dort von der Polizei schulbübisch examinieren und abstrafen und denken gar nicht daran, daß wenn sie Hunderte wie ihrer sind, sich alle in eine Reihe stellten, alle für einen für jeden sprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte, da Frankfurt nicht genug Gefängnisse hat, sie einzusperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im Ernste ein Hund. Wenn ein Hund von seinem Herrn geprügelt wird, so ist es doch ein höheres Wesen, das ihn beherrscht; der Mensch ist der Gott des Hundes, es ist seine Religion, ihm treu und gehorsam zu sein. Läßt sich aber je ein Hund von einem anderen Hunde beißen, ohne sich zu wehren? Oder hat man gar je gesehen, daß tausend Hunde einem einzigen gehorchen? Der Mensch aber läßt sich von einem anderen Menschen prügeln; ja tausend Menschen erdulden es von einem einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin ist an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an diesen Jarke, wenn ich ihn vergessen sollte. Ich habe etwas über ihn zu sagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlassen; aber ich denke es ist genug an ihm für uns beide.

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser als die deutsche. Ich weiß nicht — es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die jeder sieht, der jeder ausweichen kann, und es müßte einer sehr zerstreut sein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch ein anderer heilloser Tag, und da befahl die Polizei in Warschau: es müßte jeder illuminieren und für jedes Fenster, das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich! Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marseiller Zeitung schriebe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich diesen Winter auch nur den kleinsten Rest verwenden sollte. Die Malibran ist nicht hier und sie kommt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log sie mir den Sommer vor; wenn sie sang, sah ich blitzen, hörte ich donnern, und wo in meiner Brust noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Lust, die Seifenblasen der Bundesknaben steigen sehen und nach den Schuldoktrinärs mit Schneeballen werfen.

Einundachtzigster Brief.

Paris, Montag, den 12. November 1832.

..... Fragen Sie doch allerlei und verschiedenartige Leute — es müssen aber natürlich solche sein, welchen hierin ein Urteil zuzutrauen: ob sie mich für fähig halten, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben? Ich selbst habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entschiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Lust dazu habe; welches aber gar nicht beweist, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speisen, die man am wenigsten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urteilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geschichtschreibung gehört ein künstlerisches Talent, und die Leute sagen, daß mir das durchaus fehle. In einer Geschichte müssen die Dinge dargestellt werden, wie sie sind, wie sie sich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie sie durch das Prisma des Geistes betrachtet, als Farben erscheinen, noch weniger wie sie in der Camera obscura des Herzens sich abschatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zu viel denke und empfinde! Die gefährlichste Klippe in einer Geschichte der französischen Revolution ist: daß diese noch nicht geendigt ist, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man also je nach der Gesinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht sprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken sich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht sein. Ein Geschichtschreiber muß sein wie Gott; er muß alles, alle lieben, sogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wissen, daß es einen Teufel giebt. Also fragen Sie

den und jenen, und teilen Sie mir genau mit, was jeder von ihnen sagt. Es ist ein Werk langer und schwerer Arbeit und ich möchte es ohne Hoffnung, daß es gelinge nicht unternehmen. Ich bin jetzt schon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tausend Büchern sitze und sie eines nach dem anderen durchlese und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich seufze: ach! wie glücklich war ich in früheren Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergesell, dem man in der Herberge das Felleisen gestohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirtshaus fand. Aber es ist Zeit, daß ich das Schwärmen einstelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich sehe die Sündflut kommen. Vierzig Monate wird sie dauern, und dann, wenn die Gewässer abgelaufen sind und der Regenbogen am Himmel steht, werde ich mit einer versöhnlichen Geschichte der französischen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Recensenten ersoffen sein werden, das einzige Recensentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeschichte in meine Arche gerettet, so wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, sei es unter einem Lorbeerkranze, sei es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt!

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, lebt noch mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können ist ein großer Vorteil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen, ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen, welche die Revolution unter freiem Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Scharen. Man sollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung allen, welche an der Bestürmung der Bastille teilgenommen, eine Pension bewilligt, und es fanden sich noch fünf- bis sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben sind und deren Namen der Moniteur mitteilte. Auch diese zu beraten ist nützlich, um von den entscheidenden Gassengeschichten und den seitdem so sehr umgestalteten Schauplätzen der französischen Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen.

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen; schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bin es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung wert. Der Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Kokette, weil verschmäht, sich ihm so eifriger zudringt. Der Verfasser schreibt schön ohne es zu wollen. Er ist ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünschen übrig und sie gewönnen Zeit, sich zu verlieben und Novellen zu schreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchische Wesen, nichts sündlicher gegen Gott und die Natur. Er teilt meinen Abscheu gegen die vergötterten großen Männer der Geschichte und meint, die schöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräte, so auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesem immer vorgeworfen, es sei ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon zwanzig Jahre in meinem Herzen und sie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkür war mir nie so verhaßt, wie die der Gesetze. Der Staat, die Regierung, das Gesetz, sie müssen alle suchen sich überflüssig zu machen, und ein tugendhafter Justizrat seufzt gewiß, so oft er sein Quartal einkassiert, und ruft: O Gott, wie lange wird dieser elende Zustand der Dinge noch dauern? Und bei dieser Betrachtung hat der Verfasser eine schöne Stelle, die ich wörtlich ausschreiben will. „Freilich ist das Firmament ein Staat, und Gott ist Monarch, der sich die Gesetze und die Bahnen unterordnet; aber die Sterne des Himmels werden einst auf die Erde fallen, und Gott wird sein strahlendes Scepter und die Sonnenkrone von sich werfen, und den Menschen weinend in die Arme fallen, und die zitternden Seelen um Vergebung bitten, daß er sie so lange in seinen allmächtigen Banden gefangen gehalten.“ Küssen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und

Mißgeburten dieser Zeit so schöne Dinge gesagt. Auch eine betrübte rätselhafte Erscheinung unserer Tage erklärt der Verfasser gut. Woher kommt es, daß so viele in Deutschland, die früher freisinnig gewesen, es später nicht geblieben? Spötter werden sagen: sie haben sich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie so schlecht von den Menschen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechsel der Hoffnung gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, diesen Wechsel bezahlten. „Sie könnten den Nachwuchs eines neuen Geschlechtes nicht ertragen; sie wollten nicht, daß man munterer, dreister dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es ist in Frankreich ebenso gegangen. Die in der alten französischen Kammer einst die äußerste Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der ehemaligen Opposition sind nur darum in die rechte Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, sich in jugendlicheren Gemütern lebendiger bethätigte. So sind in Deutschland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die loyalsten Organe der Regierung geworden. Früher sprachen sie allein über gewisse Wahrheiten, jetzt thun es ihnen hundert andere nach."

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als seinen Titel. Man soll sich nicht toll oder betrunken stellen, wenn man die Wahrheit sagt. Auch nicht einmal im Scherze soll man eine solche Maske vorhalten, denn es giebt unwissende Menschen genug, welche die Vermummung als einen Beweis ansehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu sagen, sondern nur während der Fastnachtszeit und in der Hanswurstjacke. Überhaupt sollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun sei, witzig zu sein, sondern sie selbst zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das wichtigste hätte ich fast vergessen. Stellen Sie sich vor, es wird in dem Briefe erzählt: der goldene Hahn auf der Frankfurter Brücke sei abgenommen worden, und unsere Regierung habe es auf Befehl der Götter des taxisschen Olymps thun müssen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit sei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, sintemal er von Messing ist, doch als Krähinstrument in dem Munde eines Sachsenhäuser Revolutionärs staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich

glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfasser, oder er hat es sich aufbinden lassen. Aber was ist in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, lassen Sie doch *** auf die Sachsenhäuser Brücke gehen und nach dem uralten Hahne sehen. Ist er noch da, dann werde ich den närrischen Briefsteller öffentlich als einen Verleumder erklären.

Donnerstag, den 15. November.

Heute marschieren die Franzosen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen sein eigenes Land zu schützen, das seiner in den nächsten Tagen überdrüssig werden dürfte. Den Franzosen gegenüber ziehen sich die Preußen zusammen, darauf zu wachen, daß das Volk in seiner Lust nicht übermütig werde, und sich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemessen. Was ist dieses Frankreich gesunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleons Asche übrig ist, es müßte sich jetzt entzünden. Gleich schwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entschuldigen, sie war Erschöpfung nach einem ungeheuren Tagewerke. Die jetzige Regierung aber ist schwach und schlaff von vielem Schlafen. Und der Ernst gegen Holland soll nur Komödie sein, gespielt, der doktrinären Regierung Gelegenheit zu geben, mit Kraft zu paradieren, daß sie sich befestige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es ist die wohlfeilste Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr diesen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tische bittet, um ihm den Triumph des Justemilieus feiern zu helfen. Ich werde essen und lachen. Ich fange an einzusehen, daß die Menschheit kein Genie hat für die Wissenschaft. Seit einigen tausend Jahren geht sie in die Schule und sie hat noch nichts gelernt. Gott hätte sie nicht sollen zum Studieren bestimmen, sondern ein ehrliches Handwerk lernen lassen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich alles, denn sie ist Mutter und glaubt an ihrem Rechte. Das ist ihr von der frühesten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heillosen Königspfaffen aber, die Bürgerblut für Wasser ansehen, womit sie ihren verkümmerten Thronsprößling begießen — diese möchte ich alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einsperren, in welchem die Berry sich versteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht schüren. Was aber die neue Geschichte schöne Romane schreibt! Wer es ihr

nachthun könnte! Es that mir noch niemals so leid als jetzt, daß ich keine Geschicklichkeit zu so etwas habe. Das Ereignis mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane! Ihr Verräter der getaufte Jude, welch ein schönes Nacht- und Rabenstück! Man begreift nicht, warum dieser Judas katholisch geworden ist. Als hätte er als Judas nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es ist kein gewöhnlicher Bösewicht; sein Gewissen hat eine halbe Million gekostet, und er ist blaß geworden, als er den Verrat vollendete.

Ein Münchener Bierbrauer und der Dr. Lindner werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort bayerisch Bier und russische Treue einzuführen. Griechenland soll ein Teil des deutschen Bundes werden, und die griechischen Zeitungen müssen alle in deutscher Sprache geschrieben werden, damit sie der Hofrat Rousseau verstehe, der zum Censor in Nauplia ernannt worden ist. Carove tritt zur griechischen Religion über und wird Konsistorialrat in Athen. Der Professor Vömel wird Censor aller griechischen Klassiker, die ohne Censur nicht neugedruckt werden dürfen. Diese Neuigkeiten standen gestern abend im Messager.

Adieu für heute.

Zweiundachtzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon gestern wollte ich zu schreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von vorgestern zehn Pfund schwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wissen jetzt, daß man unseren guten König hat umbringen wollen, und daß die beste aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat sich die Vorsehung so glänzend gezeigt als dieses Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr als Leibwache der Fürsten Pflicht war; sondern sie hat auch verhindert, daß keiner von den Hunderten von Nichtkönigen, die den König eng umschlossen und um die sie sich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein leichtes gewesen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Minister in allen Blättern sagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, sondern ihn entwischen lassen, damit er ohne Buße sterbe und jenseits in ewiger Verdammnis leide. Der Mörder gab sich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber

es half ihm nichts. Statt einen anderen Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht ist, so leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tausend Soldaten alle Straßen besetzt hielten, wo unzählige Polizeiagenten unter dem Volke gemischt waren, und der König selbst von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt sich auf die freie Straße hinzustellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, stellte sich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war und die zwei engen Zugänge augenblicklich gesperrt werden konnten, wie es auch wirklich geschehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug, abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht zischen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm Ihr Leben lang. Bei dieser Gelegenheit aber konnte ich mich schämen, daß ich, ein Liberaler, erst mit anderthalb Jahren begreife, was die Absolutisten schon längst verstanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher sei als eine konstitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin solche Polizeikomödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrene Menschen auf der Galerie sitzen, die alles für Ernst nehmen und, gleich Kotzebues Landedelmann in der Residenz, imstande sind einen Schauspieler durchzuprügeln, der als Graf Leicester die schöne Maria Stuart verraten — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet sich ja einmal ein naseweiser Theaterkritiker, der das Spiel beurteilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Öffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrscht, wo tausend Menschen es laut aussprechen, es sei ein Polizeischuß gewesen — wozu? Darum ist eine konstitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den anderen, wenn sie Absolutisten sind. Einer von uns wird den Sieg davontragen; das Justemilieu aber, diese Mißgeburt mit zwei Rücken, bestimmt, auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird sie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenschale auf die Gasse geworfen werden.

Aber in diesem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Postenlaufs nach Deutschland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zweihundert Mörser, die Franzosen in der Stadt vierhundert. Diese sechshundert Mörser können in der Zeit von einer Stunde zwölf-

tausend Menschen zerstoßen. Dann gäbe es zwar zwölftausend Narren weniger in der Stadt, aber sie dauern mich doch die armen zerquetschten Menschen! Es bleiben so viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht spüren wird. Sich totschießen zu lassen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde ist das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments sind da versammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen, die auftreten, sondern im Gegenteil. Nachdem man aber mit den anderen den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen läßt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tische von dem nämlichen Schriftsteller; ich habe es aber noch nicht gelesen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Teile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche sprechen kann; denn ich will es nicht bloß lesen, sondern studieren. Und warum studieren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto ein Verzeichnis derjenigen Personen in Frankfurt, die noch nicht arretiert sind. Sie treiben es dort ins Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des ersten Ranges. Wenn sie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, sollten sie sich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er besucht mich um keinen Preis und weicht mir aus so viel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch seinem Fortkommen zu schaden. Nach dem Eschenheimer Turm wässert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin sitzen. Welch ein romantisches Gefängnis! Auf der einen Seite die Aussicht nach der Promenade, auf der anderen in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erster Legationssekretär stünde den ganzen Tag

am Fenster, meine Seufzer zu dechiffrieren. Welch einen schönen Roman könnte unser Frankfurter Walter Scott daraus machen! Ist es wahr, daß der Senat den Mühlberg will befestigen lassen, angeblich gegen die Franzosen, eigentlich aber um die rebellischen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninsel deportieren will? Gestern in der Kammer hat man davon gesprochen.

Hören Sie. Ein Deutscher hier, der sich für die Auswanderung nach Amerika interessiert und dafür schreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, sobald unserer Vierzigtausend am Ohio wären, und nun der neue Staat organisiert werden sollte, von diesen vierzigtausend guten deutschen Seelen neununddreißigtausendneunhundertneunundneunzig den Beschluß fassen möchten, sich aus Deutschland ein geliebtes Fürstenkind zum Oberhaupte kommen zu lassen. Es war ein Scherz des Augenblicks, aber nachdem er verschallt, fiel mir bei, wie viel Ernst in der Sache sei. O! wäre ich nur sicher in meiner Vermutung — auf der Stelle ging ich nach Amerika, bloß um unsterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalsamierte, meine Gebeine ein Jahrtausend gegen Verwesung schützte — es wäre ein unsterblicher Spaß.

Donnerstag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, ist wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt sich für schwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß, aus welchen Bestandteilen diese zusammengesetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Konstitution und Belagerungszustand, so oft man Furcht hat, besonders Beschränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgschaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat gestern ihre Majorität ausgesprochen. Sie hat sich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinärs. Dupin ist zum Präsident ernannt worden, er wird also Minister werden. Sein Blatt ist der Konstitutionnel, daraus können Sie also sein System kennen lernen. Es ist aber besser, Sie lesen den Balzac. Ich bin so kleinlaut und genügsam geworden, daß ich mit Dupin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutschland liegt, so hoffe ich, daß Dupin

Casimir Perriers Krämerpolitik gegen das Ausland nicht fortsetzen wird.

Daß sich Dr. Bunsen steif gemacht, das hat mich sehr amüsiert. Wenn sich alle steiften, ginge alles besser. Aber wenn man einen Deutschen ins Gefängnis führt, ist er imstande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börse um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat gestern einen jungen Mann arretiert, der den Schuß nach dem König gethan haben soll. Er hat dadurch sich verdächtig gemacht, daß er seine großen Backenbärte abschneiden ließ. Was man vorsichtig sein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte stutzen; aber aus Furcht, die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geschehen. Ich warte damit, bis der Mörder eingestanden, dann bin ich sicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden sehr, daß sie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geschickt werden. Zwar bringt mir selbst die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen habe und auch keinem trauen würde, als dem Teufel selbst, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er sich für nichts anderes ausgiebt als was er ist. Aber es giebt andere hier, die etwas zu verschweigen haben und welche von der schwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wissen. Diese werde ich warnen. Übrigens so oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Untersuchung nicht annehmen. Es ist eine von den Künsten der Polizei, um unter den Patrioten Mißtrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde sehen. Es ist etwas in den Augen eines Menschen, was der geübteste Schurke nicht in seiner Gewalt hat. Dieses Etwas verrät ihn. Adieu!

Dreiundachtzigster Brief.

Paris, Samstag, den 24. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hause vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich sehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und besuchte die ***. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergessen. Auch war es thöricht, daß ich es versucht. Ist ein Frauenzimmer langweilig,

kommen Sie mir zurück; ist sie liebenswürdig, noch mehr, es ist keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen sieben kam ich nach Hause. Da lag der Brief auf meinem Pulte . . .

Den Gedanken des ****, statt einer förmlichen französischen Revolutionsgeschichte französische Revolutionscharaktere zu beschreiben, habe ich früher selbst schon gehabt. Er hat aber auch darin recht, daß dieses ebenso viel Arbeit als eine vollkommene Geschichte nötig machen würde. Robespierre war die höchste Spitze der Revolution, und da hinaufzukommen, müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends so lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geschichte beschriebe. Aber **** hat unrecht, wenn er meint, ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu sehr, zu sehr Fatalist. Ich würde den Adel entschuldigen, wie es noch keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, alle rein zu waschen von ihren Sünden, die Aristokraten von ihren Rostflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die, welche Geld genommen wie Mirabeau. Diesen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Also mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da sehen Sie, da sehen Sie, so sind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert sollte man das Gesindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So ist es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen französischen Zeitungen steht: daß die Sachsenhäuser die Staatsgefangenen zu befreien gesucht und daß darüber ein Aufruhr stattgefunden; warum schreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutschland täglich in den hiesigen Blättern stehen. So las ich heute in der Tribüne: der bekannte Vidocq sei als Professor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit dreitausend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrat. So viel ist gewiß, daß Vidocq von der Pariser Polizei seinen ehrenvollen Abschied bekommen und daß er weggereist, man weiß nicht wohin? Nur geschwind von etwas anderem, sonst komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von Diderots Briefen an seine Freundin (Mademoiselle Volland hieß sie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geschrieben. In diesen Tagen las ich die Fortsetzung. Da wir — Diderot und ich — seitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieses Mannes. So viel Punkte, so viel Küsse sind in seinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunst, daß man durch

die zehn Jahre, die der Briefwechsel dauert, nie merkt, wie alt sie denn eigentlich ist. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutscher und urteilte: weil er mit ihr von gewissen Dingen auf eine gewisse Art spricht, muß sie wohl ihre Jugendzeit hinter sich haben. Als ich aber den dritten Band las, sah ich ein, wie ich mich geirrt. Da spricht Diderot einmal von und mit seiner eigenen Tochter, die sechzehn Jahre alt ist. Nein, das Blut kann einem dabei gefrieren! Über Dinge, in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis sie Meisterin geworden, und worin sie nur die Erfahrung belehren soll, wird Diderots Tochter von ihrem Vater wissenschaftlich unterrichtet. Und er erzählt seiner Freundin umständlich und mit väterlichem Entzücken, wie verständig sich seine Tochter dabei benommen. Gut — sagt sie zuletzt — wir wollen keine Vorurteile haben; aber der Anstand, die Übereinkunft, der Schein ist zu achten. Dann spricht sie von Geist und Materie wie Holbach und die anderen. Der Satan von sechzehn Jahren erkennt keine Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals Caleche nannte. Sie lächelt, sagt ihrem Vater, wie auf der Straße sie alle jungen Leute schön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber vielen ein wenig gefallen, als einem viel." Der Vater weint vor Freude. Gott! wenn ich eine solche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich sie in das Wasser, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moralisiert. „Ich bin des trockenen Tones satt, muß wieder einmal den Teufel zeigen." Hören Sie.

Damals kam ein König von Dänemark, blutjung, erst neunzehn Jahre alt, nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces: — vous êtes monté bien jeune sur le Trône! — Sire, vos sujets ont encore été plus heureux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas: vous ne nous restez pas assez de temps, ma famille est si nombreuse; ce sont mes sujets. — Et puis tous les Crocodiles qui étaient là présent se sont mis à pleurer. — Über den Brutus! Der König von Dänemark besuchte Diderot in seiner Wohnung im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn abends bei Holbach. Dieser wußte nicht, daß Diderot den König schon gesehen, und hatte seine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube, er spräche mit einem gewöhnlichen Menschen.

Und Diderot lachte heimlich über Holbachs Täuschung. Und wie liebenswürdig dieser König sei (er war den größten Teil seines Lebens und starb 1808 wahnsinnig), und was er Schönes während seines Aufenthaltes in Paris gesprochen — über alle diese Erbärmlichkeiten zu sprechen wird der Philosoph Diderot nicht müde. So sind die Liberalen!

Etwas was ich nicht früher bemerkt, ist mir beim Lesen von Diderots Briefen plötzlich klar geworden. Es ist zum Erstaunen! Voltaire starb elf Jahre, Diderot fünf vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Andere berühmte Staatsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts haben noch länger herabgelebt. Und keiner dieser Schriftsteller (wenigstens so viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahnung von dem Herannahen einer socialen Umwälzung Frankreichs. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß sie einen deutlichen systematischen Wunsch darnach ausgesprochen. Sie tadelten zwar viel und stark die bestehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfassung gerichtet. Rousseaus System machte auf praktische Wirkung keinen Anspruch. Voltaire schrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort ist mir bekannt, daß er aufrührerische Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen; aber das geschah sehr spät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und seine Gleichgesinnten selbst haben ihn wie einen tollen Menschen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionären Schriftsteller waren nur gegen die Geistlichkeit gerichtet. Es scheint also, daß die geistliche Macht, wenn auch nicht die stärkste, doch die vorderste und höchste Mauer bildete, welche als Befestigung die Tyrannei umzog, und daß man erst, nachdem diese Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürstentum als Graben und Wall gewahrte, ausfüllte und stürmte. Waren selbst damals die Philosophen so blind, darf man sich über die Verblendung des Adels und der Fürsten gewiß nicht wundern. Wie wurden die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkost! Freilich stellten sie sie nicht höher als gute Schauspieler und schöne Operntänzerinnen; aber sie wären gewiß nicht so freundlich gegen sie gewesen, hätten sie deren Gefährlichkeit eingesehen. Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderots Freundin wissen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce lendemain — antwortete er.

Vierundachtzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 25. November 1832.

Ist es wahr, was heute die hiesigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt so unverschämt gewesen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten Geldbeiträge gesammelt, und daß der Frauenverein sich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erscheinen? Es wäre gar zu schön, und daß die Männer erst von ihren Frauen lernen müssen, wie man den Mut habe sich dem Übermute entgegenzusetzen. Ich sage nicht, die Deutschen wären feige, denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenbergs menschenfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptet, es sei boshaft und lächerlich, eine Tugend, die irgend ein Mensch nur im kleinen Grade besitzt, Laster zu nennen. Statt zu sagen, ein Mensch habe einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verstand, sage man, er sei faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutschen, daß sie einen kleinen Grad von Mut haben. Nur das tadle ich, daß sie nicht alle ihren Pfennigsmut in eine gemeinschaftliche Kasse werfen, wodurch sich die Nation zu ihrem eigenen Erstaunen eine Million von Heldentum sammeln könnte. Es ist unglaublich, was man durch eine beharrliche und allgemeine Association selbst der kleinsten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den englischen Ministern, welche für die Reformbill gestimmt, von einem Teile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhunderttausend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutschen nur sechs Millionen, jeder nur eine Minute lang Mut hätte — und so lange hat ihr selbst ein Hase, der von Hunden verfolgt sich zuweilen auf die Hinterfüße setzt — so hätten die sechs Millionen Helden zusammengerechnet Mut auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin, den Senator Miltenberg und den Herrn von Gualta einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können. Association — das ist das ganze Geheimnis. Die tapferen württemberger Liberalen haben alle eine Minute Mut, sie verstehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch sie den falschen aber traurigen Schein gewinnen als wären sie feige. Neulich hat

der König von Württemberg einigen hochgeachteten Deputierten in Stuttgart auf ihr allerunterthänigstes Ansuchen die allergnädigste Erlaubnis erteilt, sich jede Woche einmal, an einem bestimmten Tage, in einem Hause außerhalb der Stadt zu versammeln, um die Paragraphen der Verfassung juristisch zu erläutern — juristisch nur, bei Leibe nicht politisch, setzte das menschenfreundliche königliche Reskript, mit aufgehobenem Finger lächelnd drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen stinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die allergnädigste königliche Erlaubnis nicht übel, im Gegenteil, ich finde sie sehr erhaben. Aber, daß die Deputierten um solche Bewilligung allerunterthänigst nachgesucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir so viele frohe Stunden gemacht, nicht undankbar bezeigen; sonst würde ich das deutsche Volk mit ihm vergleichen. Ich sah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen saß seine Frau vor dem Ofen und trank Schokolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüsen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder schmähte den Gimpel, je nachdem sie mit seinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo sind denn die Krebse?" fragte die Frau. „Ach" — erwiderte Staberl — „sie sind aus dem Korbe gesprungen, ich ihnen nach; da sie aber rückwärts gingen, konnte ich sie nicht einholen." Darauf giebt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert sich nicht, sondern bittet seine Frau unterthänigst freundlich um einen Kreuzer, sich damit eine Brezel zu kaufen .... Ist das deutsche Volk nicht ein echter Staberl? Seine Regierung, wie jede, ist seine Frau, bestimmt seine Wirtschaft und Haushaltung zu führen. Statt dessen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung sich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei seiner Regierung um einen Kreuzer, und ist glücklich, wenn es ihn erhält! ... Und die Krebse? Nun, das sind die konstitutionellen Fürsten, und die Staberl von Liberalen entschuldigen sich, daß sie sie nicht hätten einholen können, weil sie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama: Le roi s'amuse auf das Théâtre Français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an diesem Tage: denn alle brauchbaren Plätze waren lange vorher bestellt. Das Stück wurde fast ausgepfiffen und nur mit der größten Anstrengung vermochten die

Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe gestern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verschiedensten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie sagen, Hugo habe Scherz und Ernst, Possen und erhabene Reden untereinander gemischt. Nicht Aristoteles', nicht Racines Lehren habe er gekränkt — über solche Pedanterie sei man längst hinaus. Nein, die Natur selbst habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures sein, was Hugo begangen; er muß eine entsetzliche Schuld auf sich geladen haben — seit Müllner ist Hugo ein Name schlimmer Vorbedeutung. Wir werden sehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erscheinen. Dazu kommt noch, daß — auf allerhöchste Veranlassung, wie wir in Deutschland sagen würden, die fernere Aufführung des Dramas von dem Minister verboten worden ist. Um Aristoteles und die Natur bekümmert sich kein Minister, das Verbot muß also einen anderen Grund haben. Adieu.

Fünfundachtzigster Brief.

Paris, Montag, den 26. November 1832.

.... Dabei fiel mir ein, wie nötig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindisch weibischen Männern verständlichen Sprache die Greuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln und diese Verbrechen als Notwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherschranke auszustrecken, sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröte zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre haben die Greuel der französischen Revolution gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll

vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Don Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! Und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürsten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk sein, die Unschuld der Republiken zu verteidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumstellen, vier Weltteile werde ich als Beweisstätte auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Thatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten, die wortreichen Jarkes darauf zu antworten finden.

Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Genz bekommt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Teil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kommt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen anderen, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Angste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hintereinander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verrät alles, er warnt alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüten und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten, ausgebreitetsten, festesten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran

hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum anderen. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längst verstorbenen, längst verwesten Großmutter das Heiraten; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Flusse soff, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Zeuge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbayern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Julirevolution. Dann verteidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Julirevolution, sondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayettes herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren, mit dem Gedanken sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundertundfünfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kommt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke solle aber nicht vergessen, daß, sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann adieu Hofrat, adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzuteilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: Deutschland

und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sei, ist schwer zu entscheiden.

„Übrigens ist es vollkommen richtig, daß jene Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutschland niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer der schlechten Richtung nicht selbst bloß ein grausenhaftes Spiel mit Deutschlands höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst am besten wissen, daß dieser Weg ohne Rettung zum Verderben führt und bloß deshalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem sie ihrem Ursprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unsrigen erduldet."

O Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rat, sondern nichts weiter als das preußische Gegenteil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollen das deutsche Volk unglücklich machen weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem, Kriminalisten und seiner schönen Imputationstheorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Übermute seiner Aristokraten, dem Hochmute seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit preiszugeben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir

uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.

Dienstag, den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber ist eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es so bequem habe, lese ich viel und verschlinge alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnasiast. Zu zwei Tassen Thee verzehrte ich gestern den ersten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er ist aber nicht von dem dummen Sand, der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfasser ist weder ein Deutscher noch ein Franzose, sondern eine Französin, die diesen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfasserin erkundigt und erfuhr, sie sei eine junge, schöne, geistreiche und liebenswürdige verheiratete Dame, die aber von ihrem Manne sich getrennt habe, um ungestört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfasserin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich schwer zu erreichen sein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müsse man jung, schön und liebenswürdig sein. „Mais comme vous n'êtes qu'aimable" ..... Es ist doch ein jämmerlicher Kurs, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu stehen! Es wäre tausendmal klüger, gar Bankerott zu machen und sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben sie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baseler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es ist merkwürdig, was die deutschen Regierungen für ein Talent besitzen, in die schrecklichsten Geschichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre, was sie thun und sprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Bayern läßt sich von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Bayern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein bayerisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeitlang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz, die dummen Philister. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutsche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die

deutschen Schmachfelder anders als deutsche Gauen. Und wie König Otto dem Bürgermeister von Nürnberg sagte: er möge nicht daran vergessen, daß einst Nürnberg für die deutschen Gauen war, was Hellas für die Welt gewesen, und weil einst Hellas die Welt mit Künsten und Wissenschaften versorgt, müsse auch Nürnberg die deutschen Gauen mit Künsten und Wissenschaften versorgen, und Hellas und Nürnberg, die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie recht, was die Form betrifft. Sie ist affektiert und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geschrieben sind. Übrigens sind sie gut und schön, und man muß solche Gesinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Goethebüchlein und die Didaskalia schicken Sie mir doch, wenn sich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Victor Hugo, dessen fernere Aufführung untersagt worden ist, wurde aus keinem politischen Grunde verboten, sondern wegen seiner Unmoralität. Alle Minister, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moralisch. Das ist eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem Berliner Kabinette eingeschickt worden, beklagte man sich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der Londoner Konferenz betrogen habe, und er wäre sozusagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unschuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß sie der Spitzbube überlistet habe. Die verächtliche Schwäche der französischen Regierung hat es dahin kommen lassen, daß die noch verächtlichere preußische wieder eine Rolle spielt. Schon ist sie ganz von Sinnen aus Hochmut, sie steht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrat Deutschlands, diesmal wird der Verrat Polens bestraft.

Sechsundachtzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 4. Dezember 1832.

O teure Freundin! was ist der Mensch? Ich weiß es nicht. Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund, der seinen Herrn verloren. Das Leben ist ein A B C-Buch. Ein bißchen Goldschaum auf dem Einbande ist all unser Glück, unsere Weisheit nichts als ba, be, bi, und sobald wir buchstabieren gelernt, müssen

wir sterben, und die Unwissenheit fängt von neuem an. Wer ahnt meinen Schmerz? Wer sieht den Wurm, der an meinem Herzen nagt? O! man kann essen und lachen und Zahnschmerzen haben und doch unglücklich sein! Wenn ich auf die Straße hinuntersehe, und sehe die Tausende von Menschen vorübergehen, und keiner weicht meinem Fenster aus, und keiner fürchtet zerschmettert zu werden — — — sollte nicht jeder Mensch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor seine Wohnung hängen? Ist man denn nur eine einzige Stunde seines Glückes sicher? Ist einer sicher, daß er sich nicht in der nächsten Stunde zum Fenster hinausstürzt und dabei einen Vorübergehenden totschlägt? Aber morgen, übermorgen entscheidet sich mein Schicksal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geschichte. — — — — —

— Ich habe Sonntag im Théâtre français Hamlet gesehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was ist Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie sind nicht mehr als was sie erscheinen, nichts anderes als wofür sie jeder hält. Wenn aber dieser Jeder ein Volk ist, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann ist der Schein alles und die Wirklichkeit nichts für alle. Können nicht große Menschen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falsch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Christ erst einem kommenden Geschlechte geboren. Das ist die Traurigkeit. Was ist Shakespeare den Deutschen und was den Franzosen? Ducis hat diesen Hamlet vor siebzig Jahren zurecht gemacht. Aber Ducis ist kein einzelner Mensch, er ist ein Volk, er ist Frankreich und das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philosophie der Kunst und jede Wissenschaft in der schönsten Blüte stand. Es reicht nicht aus zu sagen, Ducis habe den Shakespeare französiert — nein. Er hat britische Formen, welche mit französischen Sitten im Widerspruche standen, geändert; sonst aber hat er den Shakespeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber seine Augen? Hat er denn nicht mehr gelesen? Nein, was sind Augen? die Diener des Geistes; sie sehen nicht mehr und nicht anderes als was ihnen ihr Herr zu sehen befiehlt.

Ducis' Hamlet sieht auch den Geist seines Vaters; aber nur er allein, der Zuschauer nicht. Daß man mit roten Backen und einem guten Magen Geister sehen könne, davon hat ein Franzose keine Vorstellung. Also ist Hamlet verrückt, und weil der Wahnsinn eine körperliche Krankheit immer zur Ursache oder Folge hat, ist

Hamlet auch krank. Das ist nun schauderhaft zu sehen. Hamlet trägt einen schwarzen Überrock, ist leichenblaß, hat ein wahres Cholera-gesicht, schreit wie besessen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnstuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit seinem ganzen Gewichte hinein! Sein Freund und Vertrauter sucht ihm seine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm sehr vernünftig und psychologisch, woher es komme, daß er glaube, den Geist seines Vaters zu sehen. Kürzlich wäre ein König von England gestorben, und, dem Gerüchte nach, am Gifte, das ihm seine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe diese Erzählung sehr erschüttert, er denke von morgens bis abends daran, und womit sich der Mensch bei Tage beschäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauspieler Ligier, Talmas Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf französische Art gut genug gespielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazarett- und Tollhausscene, die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauspiel im Foyer Voltaires Büste betrachtete, da ward mir Ducis' Hamlet erst recht klar. Ein Gesicht wie Scheidewasser, der wahre Antihamlet. Man sollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen und Voltaires Bild als den Gott hineinstellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn so sehr, weil ich ihn hassen müßte, wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch so wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl seines Geistes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück ist Dunkelheit; wem man die Gestalt seiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen. Daher begreife ich auch, wie es so viele giebt, die Voltaire tödlich hassen. Wie den Schmerz, zerstört er auch die Freude; denn Glück ist auch Dunkelheit.

— Die Börse ist heute selig wie eine Braut. Die Renten sind um einen Franken gestiegen, weil der König der Deputation der Kammer gesagt hat, der Friede gedeihe herrlich und unsere Kinder würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unsere Kinder! Wie man nur so etwas sagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eigenen Mute, was sie zittert, sie möchte Ruhm erwerben, das glaubt keiner. Gott weiß, auf welche Justemilieu-Art sie Antwerpen belagern mögen! Wahrscheinlich sind die Bomben, mit welchen sie schießen, nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt sich die Regierung und die Börse

gegen mich! sie denken gar nicht daran, daß, wenn sie den Frieden behalten, sie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernste, mir. Wir, wir Hambacher verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, sie zittert vor uns. Zwar sind viele Hambacher eingesteckt, aber viele sind noch frei. Solange ich frei umher gehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich sollten die Renten steigen, so oft ich auf der Börse erscheine. Aber die französische Regierung versteht nichts von der deutschen Politik, sie ist noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Victor Hugos Drama le roi s'amuse habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen lese ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. Dezember.

Was ich diese ganze Zeit über unter Freunden im Scherze vorher gesagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmordkomödie einen herbeischaffen, der freiwillig bekennt: er habe den Pistolenschuß gethan, das ist jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Versailles ist gestern zum Polizeipräfekten gekommen und hat erklärt, er sei der Mörder und alle die als verdächtig Eingekerkerten wären unschuldig. In einem zweiten Verhör nahm er sein Bekenntnis zurück und erklärte weinend, er sei unglücklich, des Lebens überdrüssig, und habe diese schöne Gelegenheit, guillotiniert zu werden, benutzen wollen. So wird die Geschichte gestern abend in den ministeriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Bayern, um eine Macht des ersten Ranges zu werden, nicht auch eine solche Mordkomödie aufführen und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf sich schießen lassen wird. Es geht fürchterlich in diesem Lande her! Dem Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen, und er sieht alle Liberalen für antike Statuen und die Gefängnisse seines Landes für Museen an, in welchen er sie aufstellt. Ja, es ist freilich wahr: diesem geist- und körperschwachen Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen. Um den Preis dieser Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit seines Volkes und seine eigene Unabhängigkeit verkauft. Um diesen schnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Ottos zählen) ist er ein Helfershelfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeister Rußlands, ein Polizeischerge Österreichs geworden.

Siebenundachtzigster Brief.

Paris, Samstag, den 8. Dezember 1832.

In der heutigen Zeitung steht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr gewesen mit Blut und Fensterscheiben; aber die deutschen Blätter dürften nicht davon sprechen. Was ist Wahres an der Sache?

Alle hiesigen Blätter sprechen von der Versteigerung der Frankfurter Mittwochsgesellschaft, von den fünfzehn Gulden, von den ledernen Hosen und dem Senate. Es ist schade, daß die Zeitungen wegen Antwerpen und den Kammersitzungen so wenig Platz haben, sonst wären die Hosen länger geworden. Es ist ein herrlicher Spaß, aber der Ernst in der Sache ist noch schöner. Nur ist es betrübt, daß man über den Spaß den Ernst vergessen wird. Ich habe es immer gesagt: wenn zweihundert Bürger zusammenhalten in gerechten Dingen, sind sie unbesiegbar. Aber zusammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er sei noch so lang, das macht ihn nicht stärker, ein Kind zerreißt ihn — sondern wie ein Knäuel. Und nicht zusammengehalten in seltenen und großen Dingen — zu seltenen und großen Dingen finden sich seltene und große Menschen, die das allein vollbringen — sondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen, wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch physische Gewalt; es ist aber Täuschung. Wo noch so despotisch, wird durch eine sittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zusammengebracht, zusammengehalten? Durch moralische Einflüsse, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeist. Alle diese Hilfsmittel der Tyrannei stehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie selten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geschieht, da ist es schon ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Versammlung Bürger auseinandertreibt, ist keine physische, sondern eine moralische Gewalt, denn sie ist nur ein Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr ist die Macht der Tyrannei. Sie ist die Krämerei des Despotismus, die ihn stündlich, aber den ganzen Tag und alle Tage lotweise ausgibt und die Freiheit pfennigweise einnimmt. Dieser Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegensetzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feste feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder bestrafen

kann. Wie dort zwanzig Tausende auf einem Berge sich versammeln, mögen sich hier fünfhundert freisinnige Bürger täglich in den verschiedenen Gasthöfen zerstreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit gesprochen werden. Sie sollen nur unbekümmert sein, das Wort im Schwanen findet sich mit dem Worte im englischen Hofe zusammen — es giebt einen Gott, der das redigiert. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr spielen; es ist nichts Leichteres als das. Besonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt sie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellinghausen und kann manches Rätsel erraten, so verstockt sie sonst auch ist. Aber wenn auch!

Nicht zu vergessen Le roi s'amuse ... Les rois s'amusent — aber Geduld! ... Sehen Sie, es giebt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht bloß, weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit großen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie, und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen. Aber dieses Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehn Jahren kommen sehen, ich habe seitdem oft davon gesprochen. Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sanskulotismus, ein Jakobinismus (drei Worte wie Kampher, die Censurmotten abzuhalten) in der französischen Litteratur. Es ist der Übergang vom Despotismus zur konstitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt, Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunst — sind ihnen Vorrechte. Sie nivellieren alles, sie duzen alles. Sie sagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an nichts, und hätte sie die Natur selbst angemessen. So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. Die alte französische Kunst ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeschmackt, ungesund, naturwidrig. Aber zwischen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsstück, man soll die Kunst nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es sei; man kann sich daran gewöhnen. Aber geschunden! Die neuen französischen Dramatiker schieden alles: die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Lust. Das ist abscheulich! Die Natur selbst giebt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigstens eine Farbe zur Hülle. Das farbenlose Licht, das ist der Tod, die Fäulnis, das ist gräßlich.

Sonntag, den 9. Dezember.

Ich habe aufhören müssen. Seit einigen Tagen werde ich von grausamen Zahnschmerzen geplagt. Am Tage sind sie leidlicher; da bin ich aber müde von der schlaflosen Nacht. Es ist ein Fluß, und ich werde sehen, wie ich hinüberkomme. Der unschuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Recensent ist ein Wolf, einer der Zahnschmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerste Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie, die ihn am Ärmel zupft, so oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung spielt in der Zeit und am Hofe Franz des Ersten. Das ist der französische König, der in seinem vierundfünfzigsten Jahre an einer unglücklichen Liebe starb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt sein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Kosen, das Küssen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tausende von Zusehern, unter welchen Leute sind wie ich. Es ist abscheulich. Racines Fürsten und Helden schmachten und weinen, wenn sie lieben; ihre Krone schmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in goldenen Thränen herab. Das ist Unnatur; denn ein König ist früher König als Mensch. Victor Hugos Franz der Erste überläßt das Weinen seinen Geliebten, er schmachtet nicht, sondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das ist Natur, aber es ist die häßliche Natur, und was häßlich, ist unsittlich. Bis jetzt die komische Unmoralität; jetzt kommt die tragische, die tragische Häßlichkeit .... Jetzt kommt aber auch der Zahnarzt, nach dem ich geschickt habe. Fortsetzung im nächsten Briefe.

Achtundachtzigster Brief.

Paris, Montag, den 10. Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Fortsetzung. Vielleicht mache ich den Beschluß erst in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch besser als die Leser des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmlisch deutscher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchstabieren und längere Zeit brauchen, die Geschichte zu lesen, als die Geschichte selbst brauchte, um zu geschehen. Ich bin heute noch etwas satirisch, ich habe noch Zahnschmerzen. Triboulet ist der Hofnarr des Königs.

Er ist klug und boshaft, wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Victor Hugo sagt (in der Vorrede), er sei auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er sagt ferner: Triboulet hasse den König, weil er König sei; die Hofleute, weil sie Vornehme wären; alle Menschen, weil sie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem allem nichts gemerkt, und ich halte es für Verleumdung. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter sein eigenes Werk verstand, oder vielmehr wie er es zu verkennen sich anstellt, um sich gegen die Beschuldigung der Unsittlichkeit zu verteidigen. So oft Triboulet aufspürt, daß einer der Hofleute eine schöne Frau, Tochter oder Schwester hat, verrät er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umstände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abenteuer aus, besucht die Weinschenken und garstigen Häuser und taumelt singend und betrunken in sein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von seiner ganzen fürstlichen Natur nichts als die Schonungslosigkeit, und man begreift nicht, warum er seinen liederlichen jungen Menschen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakespeare es verstanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen den kurzen Karneval vor der langen und traurigen königlichen Fastenzeit lustig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich ist die Gemeinheit eine Maske, bei Franz ist die Krone eine.

Die Hofleute hassen diesen Triboulet, weil er sie alle ungestraft necken und ihnen boshafte Streiche spielen darf. Da machen sie die Entdeckung, daß sich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus schleiche. Es kann nicht anders sein, meinen sie, Triboulet hat eine Geliebte, und sie nehmen sich vor, das lustige Geheimnis aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts anderem die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen sich tot darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln macht Triboulet seinen gewohnten geheimnisvollen Gang und schleicht sich mit ängstlicher Vorsicht in ein Haus, zu dem er den Schlüssel hat. Wir wollen uns mit hineinschleichen; es muß schön sein zu sehen, wie der bucklige und tückische alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz anders als die schurkischen Hofleute es sich vorgestellt. (Die Erde liege schwer auf ihnen, weil sie meinen Triboulet, den ich liebe, so unglücklich gemacht!) Nachdem Triboulet die Thüre hinter sich verschlossen, setzt er sich im

Hofe, der das Haus umgiebt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Luft; das Weinen ist sein Feierabend, und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß, solange die Sonne scheint. Er klagt im Selbstgespräche: jeder Mensch, der Soldat, der Bettler, der Galeerensklave, der Schuldige auf der Folter des Gewissens, der Verbrecher im Kerker, diese Unglücklichen alle hätten das Recht, nicht zu lachen, wenn sie nicht wollten, das Recht zu weinen, so oft sie wollten, nur er hätte diese Rechte nicht. Er tritt in das Haus; ein junges holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft sich in seine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er sie an seine Brust. Es ist seine Tochter. Jeder weiß, wie ein Vater sein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geschöpf ist, das ihn, das er liebt; wenn er sonst überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austeilt — wie dann ein Vater seine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter erraten. Diese Scene, gleich noch einigen anderen des Dramas, ist herrlich, und man muß sie vergessen, um den Mut zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ seine Tochter in stiller Verborgenheit aufblühen, um sie vor der bösen Luft in Paris zu schützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht, die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal seinen Namen. Sie ahnt nur, er müsse unglücklich sein. Sie spricht:

Que vous devez souffrir! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non, cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

Et que dirois-tu si tu me voyois rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt, sich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüster mehrerer Menschen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erschrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet beiseite und vertraut ihm lachend an, sie wären gekommen, die Frau eines Hofmannes, die der König liebt und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und ins Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh, bei der Entführung behilflich zu sein. Alle waren vermummt; man legt Triboulet auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt, ihm zugleich mit einem Tuche Augen und Ohren zu verbinden. Es ist dunkle Nacht, und Triboulet merkt nicht,

daß er nichts sieht. Man giebt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulets Tochter wohnt, und diese geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt sich Maske und Binde vom Gesicht weg, findet die Leiter an seinem eigenen Hause gelehnt und zu seinen Füßen liegt der Schleier seiner Tochter. Die Räuber waren schon weg; sie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der sie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam.

Triboulet ist seiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermutet nur erst, wohin man seine Tochter geführt. Am anderen Morgen erscheint er im Louvre, zeigt sich wie immer, aber er lauert. Das Flüstern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß seine Tochter beim Könige ist. Er weint und fleht und droht, man solle ihm sein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas sein, was selbst den Spott und Übermut der Höflinge entwaffnet. Alle schweigen und sind bestürzt. Triboulets Mut steigt, und er kehrt mit seinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt sich der Dichter aus. Bald stürzt Triboulets Tochter aus des Königs Zimmer und sinkt, unter Todesblässe errötend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß schon alles. Er führt seine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lustigen Rat wie vor. Er sinnt im stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lusttragenden von seinen Feinden befreit. An diesen wendet er sich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien, der Straße oder in seinem Hause, wie man es wünscht. Für das Haus hat er eine junge schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und sie unter Lächeln und Kosen dem Messer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die schöne Zigeunerin besuche. Er kauft seinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preises voraus und wird um Mitternacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einen Sack gesteckt ausgeliefert werden solle, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet seine Tochter (sie heißt Blanche) auf den Platz, wo das Haus des Banditen steht. Er sagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der schon früher als unbekannter Jüngling in der

Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, schildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß sie sei und wie oft er das in schönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, seine Tochter zu enttäuschen, führt sie an das Haus des Banditen, durch dessen zerrissene Mauern und unverwahrte Fenster man von außen alles hören und sehen kann, was sich innen begiebt. Da sieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen, hört, wie er dem Mädchen die nämlichen süßen und schönen Worte schenkt, die er ihr selbst gegeben. Das betrübt sie, sie jammert und willigt schweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt sie nach Hause eilen, sich in Männerkleider werfen, sich zu Pferde setzen und in das Land flüchten, wo er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz sitzt im Hause und scherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett, sich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer, wo er einschläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bittet diesmal um Schonung, denn der junge Offizier von so seltenem edlem Anstande hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit weist sie kalt zurück, sagt, er sei ein ehrlicher Mann, habe seinen Lohn erhalten und müsse den versprochenen Dienst leisten. Doch ließ er sich so weit bewegen, daß er versprach, den Offizier zu schonen, wenn unterdessen ein anderer käme, den er statt jenen ermorden und im Sacke gesteckt ausliefern könnte. Der Brotherr werde es ja nicht merken, da es Nacht sei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo sei aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht sich jemand hierher verirre?

Unterdessen hatte Triboulets Tochter über die dunklen drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erst klar, der König solle in dieser Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Offizier gekleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was sich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin, und entschließt sich, für den König zu sterben. Sie klopft an die Thüre, sie wird geöffnet, und sobald sie eintritt, fällt sie unter dem Messer des Banditen.

König Franz taumelt singend zu seinem Louvre hin.

Unterdessen kommt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus und empfängt den Sack mit der

Leiche. Der Monolog, der jetzt folgt, ist herrlich. Es ist grause, dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Rachegluth und Freude im Herzen, setzt seinen Fuß auf den Sack, verschränkt stolz die Arme und triumphiert in die Nacht hinaus: wie er endlich, er, der schwache, verachtete, verspottete Triboulet seinen Feind unter sich gebracht. Und welch einen Feind! einen König. Und welch einen König! einen König der Könige, den Herrlichsten unter allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen gerissen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner schlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe sich losgemacht von der Harmonie, und der Bau stürze krachend zusammen.

So zecht Triboulet fort, und immer trunkener durch seinen Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es ist finstere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten soll. Er öffnet den Sack, der Blitz kommt, der ihn zerschmettern soll, er erkennt seine Tochter. Im Anfange hofft er, es sei ein Gaukelspiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm diese Hoffnung. Er zieht seine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt sie darin. Sie ist entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt sie. Sie röchelt noch, spricht noch einige Worte und verscheidet. Der Vater sinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beschluß morgen.

Neunundachtzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 13. Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Beschluß. Dieses Schicksal im Sacke; diese schauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz seiner geliebten Tochter; diese Tochter im blutigen Hemde tot, nein schlimmer als tot, im Röcheln des Todes; und dieses alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finsterer Nacht umhüllt, daß sich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angst des Traumes geselle — hat das nicht in seiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigstens als ich diese Scene las, so sehr sie mich auch erschütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er sich prellen lassen; man soll doch nie eine Katze im Sacke kaufen!

Ich weiß nicht, woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel schrecklichere Schrecken; aber bei ihm ist der Schmerz gesund, das Ungeheuere hat seine Art Wohlgestalt; denn selbst die Krankheit hat eine Gesundheit, die ihr eigen ist, selbst das Verbrechen hat seine moralische Regel. Bei Victor Hugo aber ist das Mißgestaltete mißgestaltet. Ich weiß nicht; es ist darüber nachzudenken. Das ist die tragische Häßlichkeit, von der ich sprach, die tragische Unsittlichkeit. Die komische war in den Liebeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch helleren Scheine der Kerzen auf das Unverschämteste dargestellt werden. Victor Hugo hätte aus dem allem einen Roman machen sollen. Erzählen kann man alles, auch das Häßlichste; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Mißfällige, und ein Buch kann man ja zu jeder Zeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichste; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es ist ein Dichter und er hat gelogen. Aber dieses in ein Drama bringen, dieses alles unter unseren Augen geschehen lassen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Minister! Was geht die Minister Louis Philipps die Ästhetik, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben sie die Aufführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt, was Victor Hugo darüber sagt. Am Morgen nach der ersten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theaterdirektor; er habe soeben vom Minister den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu lassen. „L'auteur, ne pouvant croire à tant d'insolence et de folie, courrût au théâtre“ ... Insolence — folie — von einem Minister! das wäre nach dem bayerischen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majestätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geschieden ist, der Hausnachbar eines Königsmordes. Victor Hugo eilt in das Theater; es ist wirklich so; er liest den Befehl des Ministers. Das Drama wäre unmoralisch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des gensd'armes, la brigade Leotaut y était et l'a trouvé obscène; le bureau des mœurs s'est voilé la face; monsieur Vidocq a rougi.“ Aber war es von seiten des Ministers mit der Einwendung der Unmoralität ernst gemeint? Hugo sagt: das sei nur ein Vorwand gewesen, der eigentliche Grund aber des Verbotes sei ein Vers im dritten Akte: „où la sagacité maladroite de

quelques familiers du palais a découvert une allusion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait songé jusque là, mais qui une fois denoncée de cette façon, devient la plus cruelle et la plus sanglante des injures." Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Not der Verteidigung dazu, werde er sich deutlicher erklären.

Ich suchte mit dem größten Eifer den im dritten Akte enthaltenen, für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu,
Lâcheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenschaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend, kam mir die Angstlichkeit der Minister um so toller vor. Wer bekümmert sich um die Berry? Wer denkt an sie? Und die wenigen Legitimisten, die im Théâtre français sitzen, würden in Gegenwart des demokratischen Parterres und der Philippistenlogen nie wagen, eine solche Anspielung laut werden zu lassen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte später erzählen, es sei eine andere Stelle im dritten Akte, die den Minister stutzig gemacht. In der Scene nämlich, wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um seine geraubte Tochter jammert und die Hofleute ihn verlachen, wendet er sich an diese der Reihe nach und sagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt ihr? Du da hast eine Frau, du eine Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mutter — Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hat sie alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten historischen Familien des Landes, Triboulet nennt sie alle bei Namen, und unter diesen Bastardahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herstammen. Ich habe das Buch schon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht selbst beurteilen.

Der Dichter in seinem Zorne gegen die Minister triumphiert, daß, so viele Kunstfeinde er auch habe, diese doch, nachdem er eine so schnöde Behandlung erfahren, alle gleich auf seine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus d'ennemis que le persécuteur." Alles wie bei uns! Victor Hugo hat das Théâtre français beim Handelsgerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen oder zu einer Entschädigung von vierhundert Franken für jeden Theaterabend zu verurteilen.

Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? Nichts; auch weiß er das, und es ist ihm nur um den Skandal zu thun; aber was gewinnen die Minister dabei? Der Dichter sagt es offen heraus: er habe sich bis jetzt nur mit den stillen friedlichen Musen beschäftigt; er habe sich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde er gegen die Regierung feindlich auftreten. Ist nun Victor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer ist, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der gefährlichsten, der talentvollsten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde seine Feindschaft der Nation hunderttausend Franken kosten, welche die Minister aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu versöhnen. Was gewinnen also die Minister? Ich glaube aber, sie sind nicht so dumm, wie sie aussehen. Sie gewinnen, was der Dichter auch gewinnt: den Skandal des Prozesses. Das beschäftigt Paris drei Tage, und für die folgenden Tage wird der liebe Gott auch sorgen. Sie sind immer noch klüger als unsere deutschen Minister; sie lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine, daß der Kessel nicht platze.

Sehen Sie aber, was ein deutscher Gelehrter ist. Vorgestern morgen beim Frühstück hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnschmerzen, von den aristotelischen Einheiten, der Abwesenheit der Madame Malibran und der Anwesenheit der ****, von dem König Otto, von bayerischer Treue, Antwerpen, dem alten Turme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Victor Hugos an die Stelle: „Il fut même enjoint au théâtre de rayer de son affiche les quatre mots rédoutables: le roi s'amuse.“ Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme gestützt, und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse, sind das vier Worte, sind es nicht bloß drei? Kann man s mit einem Apostroph ein Wort nennen? Ist s'a ... ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo ist die Wahrheit? wo ist das Recht? ... Darüber ward mir mein Thee kalt und Konrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tische, ehe ich sie ausgelesen. So ist der deutsche Gelehrte; dem Victor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch besser verstehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein protestantisch deutsches Gewissen dieses nie zugegeben.

Aber zum Schlusse: der Handelsminister hatte recht, das Stück ist unmoralisch. Wie kam es mit Victor Hugo dahin? Ich habe es schon gesagt; es ist der Jakobinismus der romantischen Litteratur. Victor Hugo ist einer der edelsten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er ist doch ein Sklave. Im Übermute seiner jungen Freiheit weiß er diese nicht weise und männlich zu gebrauchen, und sündigt links, weil sein alter Tyrann rechts gesündigt hat.

Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen gelesen, und alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. Dezember.

Heute gehe ich zum ersten Male wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnschmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlassen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den stinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und so lange die stinkenden deutschen Zeitungen nicht zu lesen brauchte. Der Geschmack der letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es ist nicht zu ertragen. Die Deutschen müssen Nerven haben wie von Eisendraht, eine Haut von Sohlleder und ein gepökeltes Herz. Diese Unverschämtheit der Fürstenknechte, dieses freche Ausstreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieser weintolle Übermut, dieses Einwerfen aller Fensterscheiben, weil das Licht da durchfällt, als wenn sie mit dem Glase auch die Sonne zerstörten — es übersteigt meine Erwartung. Aber das steigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Aristokraten Mitleid haben, man muß ihnen nicht eher sagen, daß das Kassationsgericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage, wo sie hingerichtet werden. Das deutsche Volk wird einst gerächt werden, seine Freiheit wird genommen werden, aber seine Ehre nie. Denn nicht von ihnen selbst, von anderen Völkern wird die Hilfe kommen. Ich sehe es schon im Geiste: wenn einst die finsteren Gewitterwolken sich werden über den deutschen Palästen zusammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geschmeidige deutsche Volk wie ein Eisendraht hinaufkriechen zu allen Dächern seiner Tyrannen, um die geliebten Herrscher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf sich selbst herabzuziehen. Wem daran gelegen ist, verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmütig gegen seine Feinde zu sein, zumal gegen

die Fürsten, welche die Feinde aller Menschen sind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten, wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine stünde — die Franzosen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverschämtes Hofmeistern, ihre Ohrfeigen und ihre Rute, das, was der Deutsche das ganze Jahr erduldet — sie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzosen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber sie durften doch singen in ihren Ketten, sie durften ihre Kerkermeister verspotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und schuldlose Menschen auf das Blutgerüst gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das so feige und unmenschlich gewesen, einen Aristokraten zu verurteilen, daß er vor dem Ölbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menschen an, das, weil von Gott gesandt, heilig und unverletzlich ist und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieses Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menschen: seine Ehre, seinen Glauben, seine Tugend, das wird in Deutschland am meisten, zuerst bestraft, am boshaftesten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München wurde wegen seines politischen Glaubens auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurteilt, und zu der schlimmeren Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Kot, daß sie aussehe wie die Knechtschaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterscheiden könne und gemeinschaftlicher Schmutz Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn einer es wagte, im Theater einen Laut des Mißfallens zu äußern, und es versuchte einmal ein schamlos schmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenschaften, Thorheiten und Verbrechen seiner Fürsten durch Poesie, Musik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und so ein ganzes Volk zu Mitschuldigen seiner niederträchtigen Gesinnungen zu machen — und stünde die Todesstrafe auf ein Lächeln — es fänden sich hier Hunderte von Zuschauern, die lachen, zischen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre setzen würden. Man jauchzte keinem schamlosen, tollen Schauspiele zu, wie das, was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbesteigung des Königs Otto dichtete und auf der Bühne vorstellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauspiel, welches alle das

dicke Bockbier, das seit dem vorigen Sommer in den bayerischen Adern stockte, in die freudigste Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutscher Hofdichter etwas Politisches singt, umgiebt er sich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Es sind seine Grazien und seine Parzen zugleich. Mit ihnen versüßt er die Tyrannei, mit ihnen spinnt er die Freiheit zu Tode. Übrigens ist es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag, ein deutscher Unterthan zu sein. Jetzt werden die alten olympischen Spiele dargestellt, in dem Augenblicke, wo die Verteilung der Preise stattfindet. Hundert Dichter atmen schwer, die, welche den Gott in sich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bavaria kommt und deklamiert Gedichte des Königs von Bayern, und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild stellt die Gegend von Athen vor. „Mit erst düsterem Himmel, verbrannten Olivenwäldern und verdorrten Fluren. Nach und nach kleidete sich der Himmel in Bayerns Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grünen. Die Fluren bedeckten sich mit Blumen und Blüten, aus Ruinen entstanden Paläste. Und in diesem Augenblick erschien, von der Liebe getragen und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das als Segensgestirn über Hellas aufgehende Bildnis des Königs Otto, vor dem sich Griechenlands Volk in freudiger Huldigung neigte." Bavaria-Sappho ist verrückt, sie ist verliebt, weiß nicht mehr, was sie spricht und ich sehe sie schon vom leucadischen Felsen hinab in die Isar springen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringste Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann ist, von der Liebe, die ein Frauenzimmer ist, tragen ließ. Ich begreife nicht, wie das zarte Wesen diese Last von München bis zum Himmel, einen so weiten Weg, hat aushalten können; König Otto muß sehr leicht sein! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern gesetzt? Der hat schon in seiner Dummheit viel schwerere Lasten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei gewesen und das Ganze wäre ein Meisterstück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht, ob Sie Verstand haben, aber Geschmack haben Sie nicht den geringsten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat essen. Aber die bayerische National-

farbe, in welche sich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — ist das nicht himmlisch? ja, ja, so ist es. Den Himmel selbst möchten sie gern zum Lakaien machen, und sein heiliges Blau soll die Livreefarbe eines deutschen Fürsten sein! Verdammnis! es kommt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht, und Deutschland wäre der Wassersack der Pfeife, bestimmt, um diese rein zu erhalten, allen Schmutz, alle stinkenden Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäische Fürst mit einem Stück seines Landes in den deutschen Bund treten wird, um sich mit einem solchen heilsamen Wassersacke zu versehen. Hannover ist der Wassersack Englands, Luxemburg der Wassersack der Niederlande, Holstein der Wassersack Dänemarks, Neufchatel der Wassersack der Schweiz. Wie heute die englischen Blätter erzählen, soll ein anderer Sohn des Königs von Bayern Donna Maria heiraten. So verspricht Portugal der Wassersack der spanischen Halbinsel zu werden, und Griechenland ist voraus zum Wassersack des Orients bestimmt, wenn dieser, wie sie fürchten, der Civilisation und Freiheit entgegenreift.

Der schönste Spaß in dieser bayerisch-griechischen Komödie ist: daß König Otto, oder vielmehr sein Vater in dessen Namen, die griechische Konstitution nicht hat beschwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechischen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines solchen Eides sei er beauftragt, dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er also, da man sich weigere ihn zu leisten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze seiner Bayern hin und nimmt von seinem Lande mit Gewalt Besitz. Ich fürchte sehr, daß wenn der griechische Himmel das wahre Verhältnis der Sache erfährt, er sein Bayerischblau wieder ausziehen und seinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es ist mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, liest die Erdzeitungen und brummt über seine entarteten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlische Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! Wie er seinem Vater, dem Fresser Kronos, ein Brechmittel eingab; wie er sich als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet,

zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch, und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war, kommt ein Sklave atemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles gerät in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Lais macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust, Plato bekommt Angst und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus, alles zu notieren, die Blumenmädchen suchen eine der anderen vorzukommen, und jetzt alle eilig zum pyräeischen Thor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Bayern schon gelandet. Das erste, was er that, war, daß er dem Perikles den großen Hubertusorden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrat und die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag, die Büste des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Oberbaurat von Klenze zeigte dem Kalikrates die Risse seiner schönsten Gebäude in München und dieser fragte: hat euer Basileus so viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrnschlüssel und ein bayerischer Obrist fragte Epaminondas, wie viel Fouragegelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Festspiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede:

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel trägt die bayerische Nationalfarbe, denn Griechenland gehörte in den ältesten Zeiten zu Bayern. Die Pelasger wohnten im Odenwalde und Inachus war

aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungsschreiber haben euer schönes Land ins Verderben gestürzt. Die heillose Preßfrechheit hat alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die Ölbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu euch herübergekommen, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. Jetzt seid ihr ein Glied des deutschen Bundes. Meine Minister werden euch die neuesten Bundesbeschlüsse mitteilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wissen, und euch nach und nach glücklich machen. Für meine Civilliste gebt ihr mir jährlich sechs Millionen Piaster, und ich erlaube euch, meine Schulden zu bezahlen." Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne ins Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen, die er machte, nicht mehr notieren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück und ließ sechs Karren voll Nieswurz holen. Die Bayern setzten sich in Marsch. Vor dem Thore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Bayer ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verräterei! Gift! und ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den anderen Tag wurde eine Centraluntersuchungskommission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medizinalrat nach Augsburg versetzt; die geistreiche Aspasia, die griechische Frau von Staël, nach Ägypten verbannt, und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurteilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen worden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeitlang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauste das Volk wie ein wogendes Gewässer durch die Stadt. Herr Oberbaurat von Klenze hatte in der Nacht anfangen lassen, durch mehrere hundert bayerische Maurer den Tempel der Minerva abtragen zu lassen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunstwerke, die der Tempel enthielt, lagen schon auf der Straße, von Stroh umwickelt, um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenze, was diese Tollheit bedeuten solle? Er erwiderte: Seine Majestät der König haben zu beschließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Pöcile,

noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, Allerhöchst Ihrem königlichen Vater nach Bayern zu schicken, zufolge eines mit Allerhöchst Demselben abgeschlossenen geheimen Vertrages, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, solle nach Bayern Kunstkolonien schicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des bayerischen Kekrops, und das alles gereiche zur Wohlfahrt beider Länder, und sei überhaupt sehr charmant. Aber die Athenienser fanden dieses gar nicht charmant, sondern ergriffen einige der schönsten antiken Steine mit Basrelief verziert und warfen sie dem armen Herrn von Klenze an den Kopf, bis er tot blieb. Dann stürzten sie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit seinem Frühstück beschäftigt war und dabei Saphirs deutschen Horizont las, bei dem Arme, setzten ihn in eine Sänfte und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiff nach Corcira bringe. Die bayerischen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienste im scythischen Korps. Ihr bayerisch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre bayerische Treue hatten sie vergessen. So endigte das bayerisch-russisch-englisch-französisch-hellenische Reich.

Neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 16. Dezember 1832.

Die Berry ist krank; aber wie man sagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloser Zustand, der sie niedergeworfen, sondern gerade das Gegenteil. Wahrscheinlich ist das Verleumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen sitzt und warum Karl X. nicht mehr in Paris lebt, schreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung setzen lassen. Hier kann man sich die Sache gar nicht erklären. Diese Abneigung der Völker gegen gewisse Namen und diese Vorliebe für andere ist ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran schuld ist, muß die Welt schwanger sein; sie hat wunderbare Gelüste. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich gesagt: ein Volk dürfe seinen Fürsten verjagen, wenn ihm seine Nase nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zu viel behauptet. Aber man muß mir doch zugeben, daß eine Nase eine sehr wichtige Sache ist. Eine Nase ist ein bedeutender

Teil des menschlichen Körpers; eine Nase kann einen Menschen entstellen und zieren; man kann seiner Nase willen einen Menschen lieben oder hassen; kurz eine Nase ist eine Nase; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunschweiger wollten keinen Karl und gaben sich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben sich einen Leopold; die Franzosen wollten auch keinen Karl und gaben sich einen Philipp. Der Name Karl scheint besonders unbeliebt zu sein. In Spanien handelt sich's auch um Karl oder nicht Karl; in Portugal ist der Streit zwischen Peter und Michel. Meine Nase ist mir tausendmal lieber. Nun haben sie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Karl vom Throne gestürzt, weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Also, weil er Philipp heißt und nicht Karl, wäre ihm alles erlaubt? Ja, er hat tausendmal schlimmer gehandelt als Karl X. Dieser that es in der Leidenschaft, er konnte sich wenigstens damit entschuldigen, er konnte alles auf seine Minister wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt sich nicht bloß mit dem Rechte der Leidenschaft, er will auch die Leidenschaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, so oft es ihm beliebt, ungerecht sein zu dürfen. Und er begnügt sich nicht, das Verbrechen allein zu begehen, er sucht auch die ganze Nation in deren Stellvertretern zu seinen Mitschuldigern zu machen. Nun giebt es zwar hier Leute genug, die nicht schlecht sind, sondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein anderer. Karl X. habe die Konstitution aus eigener Machtvollkommenheit verletzt; Louis Philipp thue es in Gemeinschaft mit den Kammern. Bei jenem sei die Aufhebung der Charte Willkür gewesen, dieser wolle sie gesetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht sie weit, weit schlimmer. Ist ein Verbrechen weniger ein Verbrechen, weil es zweihundert Menschen teilen? Ist die Tyrannei der Gesetze weniger Tyrannei als die der Willkür? Und wenn alle die dreißig Millionen Franzosen in der Kammer säßen, und sie alle stimmten Mann für Mann für ein Gesetz, das der Regierung verstatte die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse aufzuheben, das heilige Asyl des Hauses zu verletzen — sie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht, der Täuschung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbstsucht, der Ermüdung des Tages die bessere Einsicht, die Wahrheit, die Besonnen-

heit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geschlechts aufzuopfern. Hier ist der Jammer, hier ist die Treulosigkeit, das ist's, was die wahre Freiheit Europas noch um ein Jahrhundert hinausschickt. Erst fehlt die Kraft, dann fehlt der Mut, dann fehlt die Einsicht. Wenn einmal die Völker Europas sich der Tyrannei ihrer Fürsten werden entledigt haben, werden sie in die Tyrannei ihrer Gesetzgeber fallen, und sind sie diese los geworden, geraten sie in die Tyrannei der Gesetze. — Diese Tyrannei der Gesetze ist aber gerade die feste Burg, welche von der Freiheit seit fünfzig Jahren belagert wird. Was sie seitdem erobert, das sind bloß einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Festung etwas näher gerückt ist. Es muß Menschenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande teil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältnisse, um keines Vorteils, um keiner Beseitigung einer Gefahr willen vernichtet, geschmälert oder eingestellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waren über Bord, die Menschen zu retten; man wirft aber nie die Menschen über Bord, die Waren zu retten. In politischen Stürmen aber opfert man das, was der Mensch ist, dem auf, was er hat, man wirft den Menschen über Bord, den Bürger zu erhalten — das ist Wahnsinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn sie alle so verdorben wären, das, was sie haben, dem vorzuziehen, was sie sind — es bliebe doch Wahnsinn.

Mit besserer Einsicht als Europa ließen die Amerikaner, als sie ihre Freiheit gründeten, der Verfassungsurkunde eine Erklärung der Menschenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Gesetze bedürfen, um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Gesetz eingeschränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die französische Nationalversammlung hat es auch damit versucht. Aber jetzt denkt keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menschenrechten spricht, lacht er einen aus, und wenn man in Paris zwischen zwei und vier Uhr nachmittags das Wort Menschenrechte ausspricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menschenrechte — das ist die Guillotine!

— Gestern abend sah ich zum ersten Male Demoiselle Georges spielen; nicht zum ersten Male diesen Winter, sondern zum ersten Male im neunzehnten Jahrhundert. Dieses Schicksal habe ich schon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den

Mittag verschlafen, und erst beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiselle Mars habe ich voriges Jahr zum ersten Male gesehen, Talma kurz vor seinem Tode, mich selbst lernte ich erst nach dem dreißigsten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrscheinlich erst zehn Jahre später meine angenehme Bekanntschaft gemacht. Als ich vor zwei Jahren nach Paris kam, war die Freiheit schon im Untergehen, und ich mußte sogar auf einen hohen Berg der Begeisterung steigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwischen; denn im Thale war es schon dunkel. So immer zu spät. Ein politischer Ketzer bin ich geworden, seitdem man nicht mehr verbrennt und vierteilt, sondern bloß mit dem Zuchthause auf unbestimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Konterfei eines Königs bestraft. Dieses Abbitten vor dem Bilde des Königs von Bayern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es ist zu fürchterlich, es ist zu lächerlich! Das ist ja ein christlich-türkischer Despotismus, ein Despotismus in seidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wissen, wie sie einen, den sie zum Zuchthause verurteilt, zwingen können, Abbitte vor dem Bilde des Königs von Bayern zu thun, wenn dieser nicht will. Ich thäte es nicht; ich spräche wie der Geiger Miller in Kabale und Liebe: da ich doch ins Zuchthaus muß, will ich euch sagen, daß ihr Schurken seid. Der Präsident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß Er nicht, daß es auch Staupbesen und Pranger giebt! O! es kommt auch noch zu Staupbesen und Pranger; es kommt auch noch dazu, daß einer barfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er gesagt, der Leib und das Blut des Herrn sei nicht in dem Fürsten. Die wahnsinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kommt nur darauf an, welche Grenze die wahnsinnige Geduld des deutschen Volkes hat ... Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiselle Georges abgekommen. Zurück.

Sie sieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe gewesen sein. Auch ist in den Rollen, die ihr anzugehören scheinen, ein Alter, das an Ehrwürdigkeit grenzt, gar nicht störend. Sie hat eine schöne, volltönende Stimme, ihre Gebärden sind anständig und ihr Mienenspiel ist sehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben, daß sie beim Mischen ihrer Züge die Volte schlägt, und jede Farbe der Leidenschaft, die sie will, oben auf bringt. Das ist nun nicht die rechte Art. — Die Leidenschaft auch in ihrer entschiedensten Richtung hat keine bestimmte Farbenleiter

und sie ist sehr zufällig gemischt. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurteilen, ich muß sie öfter sehen. Auch ist das Stück, in welchem sie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: seit einigen Wochen, daß es gegeben wird, ist das Haus gedrückt voll, jeder will es sehen. Perin et Leclerc, ou Paris en 1443, drame historique. Was die Leute Schönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Dekorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Diesen Winter ist das Mittelalter mode, oder vielmehr das dramatische Vieh wurde durch Not die Alpe hinaufgetrieben, dort zu weiden, weil sie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiserreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegrast haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein Pariser Mittelalter zur Vorstellung. Gestern kam die komische Oper — auch ein solches Mittelalterstück, zum erstenmal: Le Pré aux clercs, Musik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen diese neue Oper sehr. Ich lasse mir das alles sehr gern gefallen, denn ich profitiere davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevardstheater meine historischen Studien. So oft ich ein historisches Schauspiel gesehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geschichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geschichte handeln, die auf der Bühne vorgestellt werden, und ich las sie. Jungen Leuten möchte ich diese Art Geschichte zu studieren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute ist das die rechte Art und ob ich zwar schlecht bestehen würde, wenn mich Schlosser examinierte, so bin ich doch im Ambigu Comique der gründlichste Historiker.

Das Stück, von welchem die Rede ist, spielt zur Zeit Karls VI. und die Georges spielte die Isabeau von Bayern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzulesen, denn die Geschichte war mir aus Schillers Jungfrau von Orleans schon längst bekannt. Leider! Der Mensch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Diese Isabeau ist verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Rabenmutter, nicht wie eine ausschweifende Frau; sondern wie ein junges unschuldiges Bürgermädchen. Und als ihr politischer Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack stecken und nachts in die Seine werfen ließ, weinte sie, als ginge sie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die

Georges wußte sich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters herauszuziehen. Also der Sack mit dem Schatze wird ins Wasser geworfen, aber wieder herausgefischt. Der Sack wird geöffnet und der sterbende junge Mensch im Hemde halb herausgezogen. Das ist seit einigen Tagen das zweite Mal, daß ich einen sterbenden Menschen im Hemde aus einem Sacke habe kommen sehen. Das ist die historische Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweiten Male ins Wasser und drohen mit einer Geisterstimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es ist recht schauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des contemporains holen, worin ihr Artikel steht. Da las ich etwas, was mich stutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, sondern auch mit einer gewissen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte. Darauf las ich den Artikel im Konversationslexikon, der sie betrifft und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutsche Berichterstatter bemerkt, die Georges habe sich eine romantische Darstellungsart angeeignet. Das mag sein. Die Verfasser der Biographie des contemporains waren Arnault, Jouy, Jay und andere solche gedörrte Klassiker, welche der Georges ihr frisches romantisches Wesen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieses eigen sei, nehme ich übrigens bis jetzt nur auf Glauben an. Nicht so ihr Alter. Sie war gestern abend 47 Jahre, 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben, in der sie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, was ist die Georges hinabgerückt. Früher im Théâtre français, bis voriges Jahr im Odeon, spielt sie jetzt im Porte-St.-Martin, in einem Boulevardtheater. O hätte ich sie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren wie einst ein Buchhändler mit Rousseau und Voltaire zu verfahren wünschte. Ich gäbe ihr gut zu essen und zu trinken, aber sie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir diktieren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg, vom Kaiser Napoleon, vom Kaiser Alexander und von hundert anderen Dingen und Menschen. Doch es ist merkwürdig! Wenigstens nach mehreren Erfahrungen, die ich gemacht, haben die schönen Schauspielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis, und sie verstehen gewöhnlich ihr eigenes, oft so interessantes Leben nicht kunstreich aufzufassen. Haben Sie, als Sie in Paris waren, die Georges nicht spielen sehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodrama: l'Auberge des Adrets; eine ganz gemeine sentimentale Mörder- und Räubergeschichte. Aber ein Schauspieler Namens Frederic führte eine komische Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht so sehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß das Komische gar nicht in der Rolle liegt, sondern in dem selbsterfundenen Spiele des Schauspielers und das zu seinem Charakter und den Reden, die er führt, gar nicht paßt. Es ist ein zerlumpter, niederträchtiger, boshafter ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke selbst um, ihm sein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmütigen Schelm daraus, der höchst ergötzlich ist. Zuletzt freilich werden die Possen, doch wahrscheinlich dem Pöbel und der Kasse zu gefallen, etwas gar zu weit getrieben. Stellen Sie sich vor: am Ende werden beide Räuber von Gendarmen gepackt, sie entspringen aus dem Zimmer, die Gendarmen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück ist aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Galerie hinaufsehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und sehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den sie verfolgenden Gendarmen sich herumbalgen. Endlich wird ein Gendarm (ein ausgestopfter) von einem der Räuber hinab ins Orchester gestürzt. Und auf diesem Theater spielt die Georges, einst die Königin so vieler Königinnen!

Dienstag, den 18. Dezember.

Als ich gestern abend nach Hause kam, fand ich eine schwarze Visitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie sie da lag auf dem schwarzen Marmortische im rötlichen Scheine der Lampe; es war wie der Besuch eines Geistes. Es war der Name eines Polen. Ich habe solche schwarze Karten hier nie gesehen. Sollten sie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie sie, ich schicke sie Ihnen, bewahren Sie sie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergossen, und sollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinen: dann sehen Sie diese Karte an, daß Ihr Herz zur Wüste werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verschütte. Denn wahrlich, es ist edler die ganze Menschheit hassen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein sterbendes Volk zu sehen, das ist zu schrecklich; Gott hat dem Menschen keine Nerven gegeben, solches Mitleid zu ertragen.

Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht sterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all das Blut, alle die Nerven der verstorbenen Glieder erben, und dem armen und elenden Rumpfe den Schmerz des Ganzen aufbürden — o Gott! das ist zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menschen Geist und Sinne geschwächt, es verliert das Gedächtnis nicht; sei es noch so bejahrt, wird es im Unglück wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Lust und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erschuf, diese Folterknechte der Welt, hätte er wenigstens die Völker sollen sterblich machen.

Man hat jetzt den Deutschen eiserne Reifen um die Brust geschmiedet, sie dürfen nicht mehr seufzen um die Polen; aber die Franzosen brauchen noch nicht zu schweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kommt auch die Hilfe. Haben Sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Kaukasus getrieben, um dort unter die Kosaken eingesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermutet nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es freigestellt, welche sie zur Verbannung wählen wollen; nur ist ihnen auf das strengste untersagt, die Begnadigung mit dem Kaukasus auf die Schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen, das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europas, auf Tod und Leben gegeißelt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nikolaus nicht Treue schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bajonette auf der Brust am schnellen Gehen gehindert, ging ein Geistlicher zusprechend neben den Verurteilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Kruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen standen in einen Haufen zusammengetrieben auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer

Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie *mußten* lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menschheit, das heißt Gott selbst in den Kot treten. Aber nicht an Nikolaus allein denke ich; so schuldig er ist, er hat es nicht verdient, unseren ganzen Fluch zu tragen. Er ist nur der gefällige Wirt, er gab seinen königlichen Brüdern ein königliches Schauspiel. Denn es ist kein Fürst in Europa, der nicht aus seiner Lage dieses blutige Schauspiel mit Wollust ansähe und nicht dabei auf sein eigenes Volk hinabschielte und ihm den stummen Wunsch zugrinste: nun wohl bekomme euch diese Lehre!

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünsche und selbst meiner Verwünschungen überdrüssig. Es sind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all das edle Blut, das vergossen worden, all den schönen Heldenmut, all den Geist, alle die Menschenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichtümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erst die Armut beginnt. Und bedenkt man, wie dieses Blut, dieser Heldenmut, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichtümer, wären sie nicht verbraucht worden zur Verteidigung des Daseins, zur Veredelung, zur Verschönerung, auf die Freuden des Daseins hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das *Recht* glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja teilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist

unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten, sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht. Ja, alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüten sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es giebt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

— Heute kaufte ich einen schönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechischen Himmels und der königlich bayerischen Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele schwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almosen bestimmen. Hören Sie, wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran, ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich schrieb Ihnen gerade. Ich las die Allgemeine Zeitung und darin von den hannöverischen Ständen und von der Öffentlichkeit, die man ihnen bewilligt von der Größe eines Nadelstichs; und wie man doch noch Angst gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch diesen Nadelstich in die Kammer steigen, und wie man darum den Nadelstich mit einem eisernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich so lachen, daß ich das Pult erschütterte; von der Erschütterung floß mein Stacheltintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Tintenbach von der Höhe herab und strömte über die Allgemeine Zeitung gerade durch das Hannöverische. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die Allgemeine Zeitung am trockenen Zipfel und warf sie ins Feuer. Dann holte ich Wasser und wusch das Pult ab.

Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer und kam bei dieser Gelegenheit an das Fenster und sah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menschen gingen und daß viele glänzende Equipagen davor standen. Dann sah ich wieder viele Menschen und Wagen herauskommen, und so ging das abwechselnd immer fort. Ich ward neugierig, schickte hinunter und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich schnell an und ging selbst hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est . . . . . weiter wußte ich nicht was ich fragen sollte. Er antwortete mir: im Hofe, links, im zweiten Stock über dem Entresol. Da stieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der schönsten Frauen und Waren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man sah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Malereien und wie sie sonst heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgestellt. An jedem Tische oder Laden stand eine Dame, die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geschrieben. Eine Bekannte, die ich dort fand, erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Besten der Armen diese Ware verfertigte und verkaufte. Stifterin dieses Vereins ist eine Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmanns, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieser Dame wurde durch die Religionssekte, zu welcher sich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verstärkt und angetrieben. Auch ist es ihre Wohnung, in welcher die Waren ausgestellt sind. Es war recht artig zu sehen, wie die Damen alle ihre Sachen priesen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften sie zu ihrem eigenen Gewinste. Auf diese Art sind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verstockte Aristokratin und lernen Sie endlich begreifen, wozu die Öffentlichkeit gut ist. Ich bringe ihn mit, wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Ottos Strahlen die verdorrten Ölbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. Dezember.

Bei den hiesigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwischen dem Kaiser Don Pedro und einem Pariser Bürger vor. Als der Huissier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! schrie einer der Zuhörer: à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nämlich dieser Dumoulin verlangt von dem Kaiser einige und dreißig-

tausend Franken für die Mühen, Reisen und Kosten, die es ihm verursacht, als er ihm seine jetzige Frau, die Beauharnois, verschaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppelpelz nach den Flitterwochen einfordern — eine solche Dummheit hätte ich keinem Pariser zugetraut; die eigentlichen Prozeßverhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübsch werden. Dem guten Don Pedro geht es sehr schlecht in Oporto, er rückt nicht vor und ist wie festgenagelt. Das ist der böse Zauber des Justemilieu, den sein Freund und Beschützer Louis Philipp über ihn ausgesprochen. Dieser hat ihm gesagt: lassen Sie sich mich zur Warnung dienen; besser keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren als mit einer Konstitution; bleiben Sie nur ruhig stehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie sich gerade und die Krone wird Ihnen schon einmal auf den Kopf fallen. Das hat sich Don Pedro gemerkt und er war so ehrlich, den konstitutionellen Portugiesen nicht einmal etwas zu versprechen, außer, daß er sie wahrscheinlich nicht werde hängen lassen, wenn er wieder zur Regierung käme. Diesen aber genügt die Galgenfreiheit nicht und sie leisten ihm darum in seinem Kampfe keinen Beistand. Louis Philipp wird ihm auch gesagt haben, er solle die heilige Allianz nicht ärgern und sich darum nicht anstellen, als wäre ihm an dem Glücke seines Volkes gelegen, sondern aufrichtig gestehen, es liege ihm bloß an seiner Herrschaft, und dann würde sie nichts gegen ihn haben. So ist er auf seine Lohnsoldaten beschränkt, und wie will er mit diesen gegen ein von Glaubenswut phantasiertes Volk, gegen seinen von den mächtigsten Fürsten der Welt gut beratenen, gut unterstützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie, die jetzt in Spanien gespielt wird, ist auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es ist Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief, und nichts soll meine Freude stören. Aber an jedem der fünf anderen Tage der Woche hätte ich der Sache einen anderen Namen gegeben. Es empört mich viel stärker, wenn Fürsten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und sie mit Märchen amüsieren und sie mit groben Lügen täuschen, als wenn sie sie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die spanische Königin hat ein Töchterchen, dem sie eine Krone verschaffen möchte. Aber ihrem Wunsche steht eine mächtige Partei entgegen, und um diese Partei zu bekämpfen, wirft sie sich in die Arme der Liberalen und verspricht ihnen Freiheit, daß es eine Lust ist. Hat

sie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird sie die konstitutionellen Spanier, die so thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, ebenso behandeln, wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen List, in welcher alle Fürsten so geübt sind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Christine die angeborene Natur oft komisch genug hervor. Ein Fürst, der von Freiheit spricht, macht dann ein Gesicht wie Robespierre — von dem einst Mirabeau sagte: er sieht aus wie eine Katze, die Essig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Versöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrat Rousseau in der Postzeitung am ersten Januar wahrscheinlich singen wird. Plötzlich wendete sie sich an die verstockten Gegner ihrer himmlischen Absichten, kratzt sie und spricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht Gehör giebt, auf den wird das Beil niederfallen, das schon über seinem Kopfe hängt.“ Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich sich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müssen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantäne halten. Nun kann das Lazarett nur sechzig Personen fassen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das ist ein Glück für wenigstens zwei Drittteile dieser Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren und sich so vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich eiferte mit edlem Unmute gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkische Kaiser in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker solchen Reformen entgegen sind. Welche schöne Teilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünsche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesversammlung auf einmal so weich gemacht? Ist etwa Rothschilds Koch krank geworden? Wie konnte aber ..... daß ich ein Narr wäre — da ist Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal, was die Doktrinärs eigentlich bedeuten. Ich weiß es selbst nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon schreiben.

— Der **** ist nicht ohne Geist und Witz, aber er schreibt etwas rauh. Er ist ein arger Hypochondrist und seine Satire hat etwas Menschenfeindliches, das sie sauer macht.

— Jawohl, ich habe es damals schon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Postschnecke sehr gefallen. Die erschien ihnen als eine Oase in meinen wüsten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und seinen langen Bart und über die Turnkunst lustig gemacht. Welche Menschen!

Einundneunzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 20. Dezember 1832.

Gestern kam Victor Hugos Klage gegen den Minister bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem die Sache zufiel, hat im Börsengebäude seinen Sitz, und da es gerade die Stunde war, in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Lust, die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es ist eines der herrlichsten Gebäude der Welt; das Altertum kannte kaum ein schöneres; unter diesem Säulendache sollte Phidias Jupiter thronen und strahlen und seine Menschenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf solch einen Vater! Aber drinnen sitzt Merkur in einem gepolsterten Lehnstuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt; Merkur, der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falschen Renten würfelt; Merkur, der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage seiner Geburt sich aus der Wiege schlich, hinauskroch auf das Landgut seines Stiefbruders Apollo, ihm die schönsten Ochsen stahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte seines Vaters schwur, er wisse von gar nichts; Merkur, Feind des Schönen, der Liebesleugner, der schon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und seiner Mutter, die ihn auf den Schoß genommen, ihren Gürtel stahl .... Also da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, schöne, blasse Frau, an dem Arme eines Herrn die Treppe herunter, und ich hörte, wie sie einem ihr begegnenden Bekannten sagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu setzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugos König sich ferner amüsieren werde oder nicht, schien mir Verschwendung. Abends bei Tische sprach ich einen, der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Mensch von achtzehn Jahren mit überflüssigem rotem Blute, dem etwas zu ersticken eher gesund als schädlich war. Es soll fürchterlich gewesen

sein. Über dem Lärm, dem Gedränge, dem Angstgeschrei: hinaus, Fenster auf, wir ersticken! konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat seine Hand verloren, die ihm zwischen Thüre und Angel zerquetscht wurde. Der Angstruf: Fenster auf, wir ersticken! wurde immer stärker und allgemeiner. Der Präsident erklärte, er könne die Fenster nicht öffnen lassen; man höre schon jetzt wenig, bei offenen Fenstern würde man gar nichts hören. Da rief einer: Herr Präsident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich ersticke! Endlich wurden die Fenster geöffnet, man trieb den überflüssigen Teil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgesetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux gelesen, will ich Ihnen einiges mitteilen. Dieses Blatt wird von Advokaten des Justemilieu redigiert. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß sie die gerichtlichen Verhandlungen mit Parteilichkeit darstellen; keineswegs. Ihre Nemesis legt in beide Wagschalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, sondern sie hängt ihr von der Nasenspitze herab, als der rechten Mitte zwischen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß, so oft Nemesis die Nase rümpft, die Wage etwas schwankt. Doch werde ich das schon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsstreit zwischen der romantischen und der klassischen Schule, es war wörtlich nichts anderes als das, wie wir später aus Victor Hugos Rede sehen werden — und diesen Streit sollte ein Handelsgericht entscheiden! Ist das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantischen Schule hatten sich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und sollen sich sehr unanständig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von seinem treuen Heere mit rauschendem Beifallklatschen empfangen; aber es schien, daß ihn diese kleine Huldigung mehr in Verlegenheit gesetzt als geschmeichelt habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Klienten überhebt mich der Pflicht, Sie mit ihm bekannt zu machen. Seine Sendung, die ihm von seinem Talente, seinem Genie angewiesen, war, unsere Litteratur zur Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit, die nur ein Werk zur Übereinkunft ist, zu einer gemachten Wahrheit, sondern zu der Wahrheit, die aus der Tiefe unserer Natur, unserer Sitten und Gewohnheiten geschöpft wird. Diese Sendung, er hat sie mit Mut übernommen, mit Ausdauer und Talent durchgeführt." Nun bitte ich Sie, was das für

Menschen sind! Da ist Victor Hugo, der Fürst der Romantiker, der sein Land und Volk verteidigt; da ist Odillon-Barrot, der erste Advokat Frankreichs, der ihm beisteht, und beide wissen nicht einmal, worin das Wesen der Romantik, worin ihr gutes Recht besteht. Es besteht nicht in der Wahrheit, wie sie sagen, sondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit sind aber zwei ganz verschiedene Dinge ... Diese goldenen Worte, die ich da aussprach, werden dem Herrn v. *** sehr gut gefallen, und er wird sie rühmen wie meine Postschnecke und meinen Freunden sagen, da hätte ich wieder einmal sehr schön geschrieben und sie sollten mich aufmuntern, auf diesem guten Wege zu bleiben.

Odillon-Barrot forderte für seinen Klienten, daß die Komödie Française entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entschädigung von 25000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert bloß der kleine, liebe, gute Skandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Gesetz vorhanden wäre, das einem Minister das Recht gebe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, setzt er hinzu: und gäbe es auch ein solches Recht, so gehört es nicht zu den Amtsbefugnissen des Ministers der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout, indem er es in Anwendung brachte, hat sich also eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht gebührt. — „Aber in der That, der Herr Minister des Handels greift sehr um sich; er hat sich die Verwaltung der Nationalgarde genommen; die Präfekturen sind ihm untergeordnet, und jetzt maßt er sich noch die Direktion der Theater an, die durch ein Gesetz der hohen Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das so ist, was wird denn dem armen Minister des Innern noch übrig bleiben?" Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es ist nämlich zu wissen, daß unser guter Monarch Louis Philipp von den republikanischen Institutionen, die ihn umgaben, sich so geängstigt fühlte, daß er beschloß, sich gleich Napoleon einen Polizeiminister zu geben, der auf diese republikanischen Institutionen acht haben sollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adresse der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er sich einstweilen, Thiers insgeheim zum Polizeiminister zu ernennen und ihm öffentlich den Titel eines Ministers des Innern beizulegen. Alle Geschäfte aber, die sonst dem Minister des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Minister des Handels zuerteilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Ämter, die mit ihr verwandt sind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und sprach wie ein Poet und zwar wie ein romantischer Poet. Ein Dutzend solcher Reden vor einem deutschen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterschied zwischen einer Schuldverschreibung und einem Wechsel sei. Es war ein Korpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er sagte, er hielte es für seine Pflicht, die kecke und strafbare Handlung, welche in seiner Person die Rechte aller gekränkt, ohne streng und feierlichen Widerspruch nicht vorübergehen zu lassen. Diese Sache sei keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine persönliche. „Nein, meine Herren, es ist mehr als das, es ist der Prozeß eines Bürgers gegen die Regierung.“ .... „Ich hoffe, Sie werden, was ich Ihnen zu sagen habe, mit Teilnahme anhören, Sie werden durch Ihren Richterspruch die Regierung belehren, daß sie auf bösem Wege ist und daß sie unrecht hat, die Kunst und die Wissenschaft mit solcher Ungeschliffenheit zu behandeln; Sie werden mir mein Recht und mein Eigentum wieder geben: Sie werden die Polizei und die Censur, die nächtlicherweise zu mir gekommen sind und, nach Erbrechung der Charte, mir meine Freiheit und meine Geld gestohlen, auf der Stirne brandmarken.“ Eine Polizei und eine Censur brandmarken — es ist doch gar zu schauderhaft! — „Die Bewegungsgründe, welche die Gesellen der Polizei einige Tage lang gemurmelt haben, um das Verbot dieses Stückes zu erklären, sind dreierlei Art: es ist der moralische Grund, der politische Grund und, es muß gesagt werden, so lächerlich es auch ist, der litterarische Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verschiedene Stoffe genommen wurden. Der kleine ministerielle Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die Censur für die Polizei geschmiedet hatte, ist aus drei schlechten Gründen zusammengedreht, gemengt und gemischt.“ Der Dichter untersucht nun diese drei Gründe. Über den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vorgefaßten Meinungen, welche gegen die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Polizei auf einen Augenblick gelungen war, sind in dieser Stunde, wo ich da spreche, verschwunden. Dreitausend Exemplare des Buches in der Stadt verbreitet, als so viele Advokaten, haben meinen Prozeß geführt und gewonnen.“ Betreffend den politischen Grund des Verbots beruft sich Victor Hugo auf die Vorrede seines Dramas, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgeteilt. Nach

dieser Anführung bemerkt er: „Diese Schonung, zu welcher ich mich verbindlich gemacht, ich werde sie halten. Die hohen Personen, welchen daran liegt, daß dieser Streit würdig und anständig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten; ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die Polizei einem meiner Verse einen Sinn gegeben, den der nicht hatte, das erkläre ich, ist unverschämt und gleich unverschämt gegen den König, wie gegen den Dichter. Die Polizei wisse es ein für allemal, daß ich keine Stücke mit Anspielungen mache. Sie lasse sich das gesagt sein."

„Nach dem moralischen und dem politischen Grunde kommt der litterarische. Daß eine Regierung aus litterarischen Bewegungsgründen ein Stück verbietet, das ist seltsam, aber es ist wirklich so. Erinnern Sie sich, wenn es sich ja der Mühe lohnte, sich einer solchen Sache zu erinnern, daß im Jahr 1829, als die ersten sogenannten romantischen Werke auf dem Theater erschienen, zur Zeit wo die französische Komödie Marion de Lorme annahm, eine von sieben Personen unterzeichnete Bittschrift dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man verlangte, daß das Théâtre français ohne weiteres, und von wegen des Königs, allen Werken, die man die neue Schule nannte, verschlossen werden möge. Karl X. lachte und antwortete mit Geist, daß in litterarischen Angelegenheiten er, wie wir alle, nur seinen Platz im Parterre habe. Die Bittschrift starb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl, meine Herren, heute sind mehrere von den Unterzeichnern jener Bittschrift Deputierte, einflußreiche Deputierte der Majorität, die Teil an der Macht haben und über das Budget stimmen. Um was sie 1829 ängstlich baten, das haben sie, mächtig wie sie sind, 1832 thun können. Das öffentliche Gerücht erzählt wirklich, daß sie es waren, die den Tag nach der ersten Aufführung in der Deputiertenkammer den Minister angegangen und von ihm erlangt haben, daß unter allen möglichen und moralischen und politischen Vorwänden Le roi s'amuse unterdrückt werden solle. Der Minister, ein schlichter, unschuldiger, gutmütiger Mensch, ging in die Falle. „Es ist merkwürdig! Die Regierung leiht 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht! Aristoteles ein Staatsgrundgesetz geworden! Deputierte, welche Karl X. abgesetzt haben, arbeiten in einem Winkel an der Restauration Boileaus! Wie armselig!"

Jetzt erinnert sich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernst gewesen. „Doch verhehle ich mir es nicht,

daß die Zeit, in der wir sind, nicht mehr jenen letzten Jahren der Restauration gleicht, wo der Widerstand gegen die Anmaßungen der Regierung so gepriesen, so aufgemuntert, so volkstümlich war. Die Ideen von Ruhe und Macht genießen in diesem Augenblick größere Gunst, als die von Fortschreiten und Freiheit. Es ist das eine natürliche Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir alle unsere Freiheiten im Sturmschritte zum zweitenmal genommen haben. Aber diese Rückwirkung wird nicht lange dauern. Unsere Minister werden sich eines Tages über das unversöhnliche Gedächtnis erstaunen, mit welchem selbst diejenigen Menschen, die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute so schnell zu vergessen sich den Anschein giebt ... Ich muß es hier sagen, ich habe starke Gründe zu glauben, daß die Regierung diesen Schlaf des öffentlichen Geistes benutzen wird, um die Censur in aller Form einzuführen, und daß meine Sache nur ein Vorspiel, eine Vorbereitung, eine Bahn zur allgemeinen Achtserklärung aller Theaterfreiheiten ist. Indem sie kein Repressivgesetz gab, indem sie geflissentlich seit zwei Jahren die Ausschweifungen der Bühne alle Dämme überschreiten ließ, glaubte die Regierung in der Meinung aller gesitteten Menschen, welche jene Ausschweifungen empören mußten, ein günstiges Vorurteil für die dramatische Censur geschaffen zu haben. Meine Meinung ist, daß sie sich betrügt, und daß in Frankreich die Censur nur eine verhaßte Gesetzwidrigkeit bleiben wird."

„Und bemerken Sie, daß in dieser Reihe willkürlicher Handlungen, die seit einiger Zeit aufeinander folgen, die Regierung aller Größe, aller Offenheit, alles Mutes ermangelt. Dieses schöne, obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die Julirevolution entworfen hat, die Regierung untergräbt es langsam, unter der Erde leise, auf krummen Schleichwegen. Sie faßt uns verräterisch von hinten, in einem Augenblicke, wo wir uns dessen nicht versehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführung nicht zu censieren, sie legt den anderen Tag die Hand darauf. Sie macht uns unsere wesentlichen Freiheiten streitig; sie chikaniert uns in unseren besterworbenen Gerechtsamen; sie setzt das Gerüste ihrer Willkür auf einen Haufen alter, wurmstichiger, abgekommener Gesetze; sie stellt sich, uns unsere Freiheiten zu rauben, in einem Hinterhalte, in den Spessart kaiserlicher Dekrete, durch welchen die Freiheit nie kommt, ohne ausgeplündert zu werden." (Victor Hugo sagte: Forêt de Bondi; aber ich habe Spessart daraus gemacht, denn ich bin ein guter

Patriot. Ich schreibe vaterländische Briefe wie Herr von Gagern in der Allgemeinen Zeitung, und bei mir hat alles eine deutsche Tendenz.)

„Ich sage, unsere Regierung nimmt uns stückweise alle die Rechte und Freiheiten, die wir in den vierzig Jahren unserer Revolution erworben haben. Ich sage, es kommt der Rechtlichkeit der Gerichtshöfe zu, sie auf diesem Wege, der so verderblich für sie selbst als für uns ist, einzuhalten .... Bonaparte, als er Konsul und Kaiser wurde, wollte auch den Despotismus; aber er machte es anders. Geradezu und mit einem Schritte trat er hinein. Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen Pfiffe, mit welchen man uns heute, eine nach der anderen, alle unsere Freiheiten aus der Tasche spielt, die alten wie die neuen, die von 1830 wie die von 1789. Napoleon war kein Duckmäuser und kein Heuchler. Napoleon stahl uns nicht im Schlafe unsere Rechte eines nach dem anderen, wie man es jetzt thut. Napoleon nahm alles auf einmal, mit einem einzigen Griffe, und mit einer einzigen Hand. Der Löwe hat nicht die Art des Fuchses."

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, Regierung, Verwaltung. — Ganz gewiß war es eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern wir uns, daß wir unsere Freiheit in Ruhm reichlich bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals hatte, wie Rom unter Cäsar, eine zugleich unterwürfige und stolze Stellung. Es war nicht das Frankreich, wie wir es wollen, das freie sich selbst beherrschende Frankreich; es war Frankreich, Sklave eines Mannes und Gebieter der Welt."

„Damals, das ist wahr, nahm man uns die Freiheit; aber man gab uns ein erhabenes Schauspiel dafür. Man sagte: an diesem Tage, zu dieser Stunde werden wir in diese Hauptstadt hineingehen; und am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde zog man dort ein. Man entthronte eine Königsfamilie mit einem Dekrete des Moniteurs. Man ließ sich alle Arten Könige in seinem Vorzimmer herumtreiben. Hatte man den Einfall, eine Säule aufzurichten, ließ man vom Kaiser von Österreich das Metall dazu liefern. Man regelte, ich gestehe es, etwas eigenmächtig die Verhältnisse der französischen Schauspieler; aber die Verordnung war von Moskow datiert. Man nahm uns alle unsere Freiheiten, sage ich; man hatte ein Censurbureau, man zerstampfte unsere Bücher, man strich unsere Stücke von dem Anschlagezettel! aber auf alle unsere Klagen konnte man uns mit einem einzigen Worte prächtige Antworten geben, man konnte uns antworten: Marengo! Jena! Austerlitz!"

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute ist es klein. Wie damals gehen wir der Willkür entgegen, aber wir sind keine Kolossen mehr. Unsere Regierung ist keine solche, die uns über den Verlust unserer Freiheit zu trösten versteht. Betrifft es die Kunst — wir entstellen die Tuilerien; betrifft es den Ruhm — wir lassen Polen untergehen. Doch hindert das unsere kleinen Staatsmänner nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn sie wie Despoten gewachsen wären; Frankreich unter ihre Füße zu stellen, als hätten sie Schultern die Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit so fortgeht, wenn die vorgeschlagenen Gesetze angenommen werden, wird der Raub aller unserer Freiheiten vollendet werden. Heute läßt man mir von einem Censor die Freiheit des Dichters nehmen, morgen wird man mir durch Gendarmen die Freiheit des Bürgers nehmen lassen. Heute verbannt man mich vom Theater, morgen wird man mich aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man mich, morgen wird man mich deportieren; heute der Belagerungszustand in der Litteratur, morgen in der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte, öffentlichem Rechte kein Wort mehr; nichts da. Wenn nicht die Regierung, von ihrem eigenen Interesse besser beraten, auf diesem Abhange einhält, während es noch Zeit ist, werden wir sehr bald allen Despotismus von 1807 haben, und ohne den Ruhm. Wir werden das Kaiserreich haben ohne Kaiser."

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten sie Ihnen, wenn Sie beratschlagen, gegenwärtig sein. In diesem Jahrhundert gab es nur einen großen Menschen, Napoleon, und eine große Sache, die Freiheit. Wir haben den großen Menschen nicht mehr, suchen wir wenigstens die große Sache zu behalten!"

Sprach's! wie Voß im Homer zu sagen pflegt. Das Urteil wird erst in vierzehn Tagen gesprochen ... Da fällt mir ein, daß ich etwas vergessen, das schön ist. Das Gesetz, aus welchem der Minister sein Recht, ein Stück zu verbieten, herleitet, stammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahre 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater sollten wöchentlich dreimal Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon und überhaupt nur republikanische Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet ist, den öffentlichen Geist zu verderben und den schmählichen Aberglauben des Königtums wieder aufzuwecken. Wozu sich doch der Teufel nicht alles brauchen läßt — sogar zum Engel! Merkwürdig!

Zweiundneunzigster Brief.

Paris, Montag, den 24. Dezember 1832.

— — — Heute nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Übergabe von Antwerpen. Ich sage: der Donner, weil das so üblich ist; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, sondern ging nach Hause, um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous wert sei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh sein, daß der Theatervorhang endlich gefallen ist, was mag er Furcht vor seinem eigenen Mute gehabt haben! Welche artigen, höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europas geschrieben und sie um Verzeihung gebeten haben für die sehr große Freiheit, die er sich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein echt monarchischer Krieg, eine Schachpartie, wo sich Bauern für den König schlugen. Zu verteidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte seine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält sich nur im Blute — das ist bekannt. Es ist mir, als wenn ich dabei wäre: der Marschall Gerard wird den General Chassé zu Tische bitten und da werden sie sich wechselseitig die artigsten, schönsten Dinge von der Welt sagen; dem einen für seine heldenmütige Verteidigung, dem anderen für seinen heldenmütigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken, und vor der Thüre spielt die Regimentsmusik. Unterdessen jammern die holländischen und französischen Verwundeten in den Spitälern, unterdessen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphierend in Paris ein, Marschall Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Lesen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten das herrliche Gedicht: Warum? „Von dem possierlich kleinen Männlein, das sich auf der Sprache garbenreichem, unermessenem Erntefeld ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt, das Männerwort: Warum?“ Ich bin selbst solch ein possierlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterschlüge, er murmelte immerfort: warum? — Doch wer weiß! die heilige Allianz hat den französischen Löwen wieder einmal brüllen hören, und ist er auch noch in ihrem Käfig, so erinnert sie das doch, daß es ein Löwe sei und keine Katze.

Vielleicht erschrickt sie darüber, vielleicht bekommt sie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an, und dann ist uns geholfen. Ich bin so hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung giebt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir selber und komme mir vor wie jener schwedische Soldat, der das Rauchen so leidenschaftlich liebte, daß, als ihm einst im Kriege der Tabak mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein bißchen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es ist so wenig, was ich fordere. Ich verlange nichts als Hosen für mich und meine deutschen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung soll immerfort duzen dürfen. Mein einziger Ehrgeiz ist, Deutschlands Ödip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie ist schuld an meinen Zahnschmerzen. Täglich bringt der Berliner Korrespondent eine diplomatische Nuß zum aufknacken; ich nehme sie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß ist hohl, zerbricht wie Eierschalen, meine Zähne knirschen unvermutet aufeinander und meine erschrockenen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man sich gefallen lassen, muß schweigend zusehen, wie dieser Berliner Affe die Zunge gegen die französische Regierung und das deutsche Volk herausstreckt, und darf ihm nicht auf das Maul schlagen!

Dreiundneunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 30. Dezember 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat seine Gerichtsdiener, nachdem sie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann ist ein Philister. Es wäre merkwürdig! Ist er kein Bösewicht, oder ist er nicht wahnsinnig, ist er ein Philister. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach einige groß, die meisten klein; manchmal gut, öfter schlecht; viele leer, die meisten unmäßig. Aber so glatt gestrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich diesem Louis Philipp, war noch kein französischer König Die anderen hatten ihre Leidenschaften, sie hatten ihre Krankheiten; aber diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen.

O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräte werden! Und seine Tintenlecker, seine besoldeten Redner und Zeitungsschreiber, was sie ihm Hymnen singen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäsar, nicht Napoleon besungen. Sie sagen: vor Antwerpen sei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzosen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, sondern für die Gesetze hätten sie gekämpft, es sei ein legaler Heroismus gewesen. Für die Gesetze wären Frankreichs Heldensöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Wasser gestanden und hätten sich beregnen und niederschmettern lassen, und hätten dabei ihren fröhlichen Mut behalten; nicht aber die Marseillaise gesungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, sondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive la loi! ... Und darum jene drei heißen Julitage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armselige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunschweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falschen Zahn seiner Unterthanen eine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundsechzig Thaler für einen ganz falschen Mund! (Wenn dieser gute Herzog viele Beamte und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürst werden.) Und darum dieses dreitägige Fest, welches die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechsel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verschleuderte Jupiter in drei Tagen alle seine Blitze, um ein frommer Jurist zu werden und Götter und Menschen ferner durch Konferenzen und Protokolle zu beherrschen! Was ist da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürsten von Sigmaringen zum Legationsrat ernennen lassen.

Ein deutscher Esel in London hat in einem englischen Journal von meinen Briefen gesprochen; ein deutscher Esel in Leipzig hat das im litterarischen Konversationsblatt übersetzt und ein deutscher Esel in Paris hat mir den Artikel zu lesen gegeben und darauf geschworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer soll gesagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer soll durch vier Seiten von Jude gesprochen und gesagt haben: ich sei „eingestandenermaßen“ ein Jude! Eingestandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe gesagt: das Ganze habe eine Satire sein sollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich sei ein kalter Mensch, ohne allen

Enthusiasmus, und man höre es mir an, daß mir alles gleich wäre, so oder so! Dieses Lumpengesindel ist nur zu Löschpapier zu gebrauchen; aber sie drucken ihr bestes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verstehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie, was das heißt: gutes weißes Druckpapier, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unserem öffentlichen Leben. O das Vieh — eingestandenermaßen!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutsche in London ein freisinniges Blatt in deutscher Sprache. Als dort der österreichische und der preußische Gesandte das erfuhren, ließen sie von einem ihrer vertrauten Gesellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das sie verschenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Absicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Mut und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei solch einem wohlthätigen Unternehmen zu unterstützen, nicht dem ganzen diplomatischen Korps, den Nuntius an der Spitze, sollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu schrecken oder zu bestechen. Aber .... aber .... gutes weißes Druckpapier!

Montag, den 31. Dezember.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf morgen angekündigt. L'Europe littéraire, Journal de la Littérature nationale et étrangère. Das einzige Interessante bei der Sache ist, daß Heine die Redaktion der deutschen Litteratur übernommen, alles übrige, fürchte ich, ist Wind und wird zu Wasser werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen, wenn ich ihr unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Wasser wird; aber es steht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir: Prospectus confidentiel imprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire. Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen, und Sie sollen alles erfahren.

„Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant de nos efforts, nous avons dû nouer d'immenses relations, non seulement avec les académies et les corps savants de nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport direct avec tous les comités littéraires et artistes du monde civilisé. Nous

devons dire qu'en France, comme à l'étranger, tous les noms célèbres dans la littérature, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le même enthousiasme, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise." Das ist alles Wind! Was wenigstens die berühmten deutschen Litteratoren betrifft, so ist nicht möglich, daß sie versprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrat Rousseau in Frankfurt müßte ein Lügner sein, was auch nicht möglich ist. Dieser hat ja kürzlich erst bekannt gemacht, „daß die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands" sich verpflichtet hätten, in sein Frankfurter Konversationsblatt zu schreiben; und um ein Journal, das der Hofrat Rousseau redigiert, interessant zu machen, das allein könnte schon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beschäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Also gelogen. Weil ich gerade von ihm spreche — neulich erzählte mir jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyrischer Gedichte von Rousseau stehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilschifter, worin diesem gesungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind alle Demagogen, gleich welken Blättern, vor sich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, schicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Wasser. „La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment: elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourroient demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il a l'ambition d'obtenir. Déjà des hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de rencontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications dont l'art et le progrès furent le but unique et special" .... Ich muß in der Mitte aufhören, um zu horchen; es ist zehn Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Ich kehre zum französisch-europäisch-litterarischen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals schrieb früher den Figaro mit viel Geist und Witz. Unter der Regierung Casimir Perriers zog er sich mit seinem Witze, seinem Gelde und seiner Tugend zurück und hing, wie man zu sagen pflegt, die Politik an den Nagel; das haben schon viele gethan; es ist eine gefahrlose Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von seinen Renten. Die Moral eines Schriftstellers hat in Frankreich große Fortschritte gemacht. Der ärgste Schelm, wenn er sein Gewerbe versteht, kann mit dem Code moral in der Hand sich vor die himmlischen Assisen stellen und Gott und seine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein deutscher Journalist verkauft sein Gewissen, ein französischer verkauft seine Aktien. So kommt das Journal in andere Hände, und man braucht die eignen nicht zu beschmutzen. Ein deutscher Journalist stellt sich an den Pranger, ein französischer begnügt sich, ihn zu verdienen. Der Unternehmer der Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal kennen gelernt, meidet sie ängstlich und, um nicht zum zweiten Male in Versuchung zu kommen, seine Aktien zu verkaufen, nahm er sich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Aristokraten und Justemilianer, die das Unternehmen mit Geld unterstützen. Sie sind hier wie bei uns, es ist gar kein Unterschied. Sie glauben auch, es sei möglich, dem Geiste der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Ästhetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie sehen nicht ein, daß es ihnen an Verstand mangelt, sie glauben nur, es mangele ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, sie meinen, es fehlen ihnen nur die Köpfe anderer — zum abschlagen. Käme ich morgen zu dem ersten Minister jedes Staates auf dem europäischen Festlande und brächte ihm tausend Millionen Dukaten und einen ausführbaren Plan, hunderttausend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunterzuschlagen — er bestellte mich auf übermorgen wieder und verspräche mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzustellen. Ich glaube, ihr Irren kommt daher, daß sie die Geschichte nicht kennen oder nicht verstanden haben; die Welt wurde immer von einer Idee beherrscht, und Völker wie ihre Regierungen mußten sich ihr unterwerfen. Zwischen einer und der anderen Idee kam aber immer ein

Jahrhundert des Stillstandes; da schlief die Menschheit. Diese Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber, um die Völker zu unterjochen. Diese erwachten und da gab es Revolutionen — da war erst das Christentum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künste und Wissenschaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwischen dem Frieden, der die Religionsstreitigkeiten endigte, und der französischen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieser Zeit bildete sich das ministerielle Regieren aus, das früher gar nicht stattfand. Die Menschheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichste unter allen; denn die Freiheit ist eigentlich keine Idee, sondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu fassen, zu verfolgen und festzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürsten ihren Völkern sagen: Wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Reichtum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit ist das alles zugleich; wozu sie wechseln lassen, wozu uns mit der Scheidemünze unseres Glücks beschleppen? Es ist also da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die Welt nicht ändern. Übrigens erscheint sie viermal wöchentlich in Großfolio „sur papier grand-raisin vélin, satiné". Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutsches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unsere 36 Fürsten, die anderen aber bekämen das Journal auf gutem weißem Druckpapier.

Heute vormittag habe ich im magnetischen Schlafe die Postzeitung von diesem Morgen gelesen. Auf der ersten Seite steht ein Neujahrsgedicht, von Glaube, Liebe und Hoffnung. Glaube ist Friedrich Wilhelm, Liebe ist Franz, und Hoffnung ist Nicolas. Habe ich recht gelesen? Später ward es mir etwas dunkel und ich konnte nicht unterscheiden, ob „Jakob hatte sieben Söhne" darin steht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie sind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief von Ihnen? Ist das recht? Ist das schön?

Vierundneunzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht: die Didaskalia, die Xenien, der Tabak, das Büchlein von Goethe und der falsche Liberalismus. Den letzteren habe ich jetzt zweimal. Es entgeht keiner seinem Schicksale: ich und der Krug, wir waren bestimmt: er, von mir gelesen zu werden, ich, ihn zu lesen. Erst vor wenig Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil man mir gesagt, daß ich darin stände. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn lesen. Aber beim Aufschneiden der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen sehr viel, aber die Liberalen wollen lieber alles“ — und das sei das witzigste, was je aus einem deutschen Munde gekommen und könne sich mit dem besten französischen Calembourg messen. Dann kam unter meinem Messer hervor: „Ebendeshalb.“ Da verlor ich die Geduld. Was soll ich mit so einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrate anfangen, der „Ebendeshalb“ schreibt? Ebendeshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geschickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es lesen und Ihnen dann meine Meinung darüber sagen. Dieser Krug ist Professor in Leipzig und hat nach der polnischen Revolution, weil er gegen die Polen geschrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von diesen drei Dingen hat sich ereignet. Er ist einer der breitesten Köpfe Deutschlands. Die schöne Welt hält ihn für einen großen Philosophen, weil er so langweilig ist, und die Philosophen halten ihn für einen schönen Geist, weil er so seicht ist. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, sondern für einen Lump. Er schreibt über alles, was geschieht, ganz jämmerlich, und wenn ich die Geschichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geschäfte machen, als solch einen Buchhalter haben. Er ist ein litterarischer armer Teufel, der sich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinstellt und so oft ein Stück aus ist, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er ist ein Ebendeshalb und ein Hofrat.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geschickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube, Sie wollen mich ärgern. Da ist zuerst: Lionell und Arabella (Fortsetzung). „Arabella schauderte

bei diesen Worten in sich zusammen und drängte sich näher an den Mann ihrer Liebe, als suche sie Schutz bei ihm vor unsichtbarer Gefahr. Er schloß sie fest an sich, legte ihr niedergesunkenes Haupt an seine Brust und sprach feierlich: „Weib meines Herzens!“ Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu sprechen — was kommen Sie mir mit solchen Sachen? ... Ferner: Predigt über einen Rosenstock (Schluß). „Wie viele Küsse würde man z. B. um so manche meiner schönen Zuhörerinnen finden?“ Davon verstehe ich nicht einmal die Grammatik ... Weiter: Sitzung des Assisenhofes in Mainz (Schluß). „Am 29. März steckt er ein Messer in seine Hosentasche“ ... Unterhaltungen auf dem Marktschiffe zwischen Frankfurt und Mainz (Fortsetzung). „Hinter mir saß ein Mägdlein“ .... Dresden, den 25. November. „Die erfreuliche Nachricht von der Vermählung unseres Mitregenten mit einer Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach ist nun hier für niemanden ein Geheimnis mehr. Es ist zu hoffen, daß diese neue Verbindung zwischen zwei bereits verschwägerten Familien auch segensreich für die beiden Länder wirken werde.“ Ich gratuliere und hoffe auch.

Bitte sehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier“ des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor setzen sollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel schon vor drei Wochen gelesen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaste zu bitten. Es thut mir leid, aber es ist nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieser Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freising, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding“ bekannt, mag ein ehrlicher Mann sein, der es gut meint; aber irgend ein Hoffederfuchser, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm schmarotzt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktiert. Griechenland solle das bayerische Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geschichte der Deutschen „blieb leer seit siebzehn Jahren, bis ein großer, hochherziger König das alte unterdrückte Volk der Griechen in Schutz nahm, und ihm seinen Sohn als König gab“. Schön gesagt! (Ich bin schläfrig, 11 Uhr.) Die Deutschen sollen nicht nach Amerika gehen, dort Knechte zu werden; sondern nach Griechenland, um dort unter bayerisch-russischer Regentschaft freie Männer zu sein. Da wären

die besten Früchte, Wein, schöne Mädchen, „da könnt ihr euren Mut zeigen". Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien gelesen und habe mich sehr daran ergötzt. Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen wach zu erhalten, sei es durch Kaffee oder Schnupftabak, sei es durch Singen oder Schreien — gleichviel; nur daß sie nicht einschlafen. Schlafend durch die pontinischen Sümpfe zu reisen, soll lebensgefährlich sein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, besonders die über mich — versteht sich. Grob sind sie freilich alle, grobianissimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter sehr gut erklärt, warum die Grazien ausgeblieben. Aber seine hebräischen Späße sind entsetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögenssteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat sich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er ist. Er mag sich hüten, daß Heine nicht über ihn kommt, er mag seine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie sich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum, sie schreiben als deutsche Männer für Freiheit,
Kommt noch der Itzig dazu, stürzen die Fürsten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude stark genug ist, die wankenden Fürsten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum sollten drei Juden nicht Macht genug haben, sie herunter zu stürzen? Auch Christus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp gestürzt, und das war doch eine ganz andere Fürstenschaft als die der heiligen Allianz und des hohen deutschen Bundes! Wo ist jetzt Jupiter mit seinen Blitzen? Vor unserem Spotte schützt ihn nur unser Vergessen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heyum wird wohl Heine sein, aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! .... Es giebt aber doch nichts Dümmeres als so ein deutscher Philister, besonders wenn er ein Gelehrter ist. Sie kennen mich, ich kenne die anderen — nicht einer unter uns dachte je an den Juden; nie, so oft wir die Dummköpfe und Philister züchtigten, kam es uns in den Sinn, daß es die nämliche Peitsche sei, mit der sie selbst uns einst geschlagen! Und jetzt kommen sie und erinnern daran, und bringen uns täglich die schönsten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu sein — ich verliere mich darin.

Samstag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verstand darüber verlieren. Die Julirevolution, ein Zornvulkan, von dem Himmel selbst geladen, damit die Könige zu schrecken und zu strafen, ist ein wasserspeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdrusse und den Fürsten zum Gespötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamiere. Am Neujahrstage, diesem monarchischen Erntefeste überall, wo Land und Gut des Volkes das Landgut des Fürsten bilden, haben Philipps Knechte die schweren Garben Frankreichs, sein Glück und seinen Ruhm, seine Tugend und seine Ehre, seine Rosen und seine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wiese, alles dem König; wer nicht sein Kind ist, ist sein Knecht. Man schämt sich, ein Mensch zu sein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne seinem Reiter flucht; nur verstehen wir sein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menschenvolk küßt die Sporen seines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlandes genannt: diesen Findelkönig vom Greveplatze! Das französische Heer in Belgien wurde glücklich gepriesen, von zwei königlichen Prinzen Beispiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsschule zweier Milchsuppengesichter gegeben! Sie haben dem König gesagt: er hätte die Cholera besiegt, vor seiner Barmherzigkeit hätte sich die unbarmherzige Vorsehung geflüchtet. — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni seine Feinde niedergeschlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei hat König Louis Philipp diese mit Wollust eingeschlürft. Er hat geprahlt und gespottet: Die Republik wäre erbleicht vor seinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war geflossen; ein König sollte das vergessen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über seine Erinnerung hängen. Aber dieser König rühmt sich seines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider, der einmal Mut gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelsten Franzosen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall seiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie seine Schmeichler sagten, an der Spitze von vierzigtausend Soldaten ist er gegen dreihundert Republikaner gezogen, die sich wie Helden verteidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutegel rund am Halse, Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es sich

die Haut abziehen. Der alte Riese mit einer Kinderkrankheit! Schamroter Purpur! Herr Hofrat Frankreich! Herr, deine Hand liegt schwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demut tragen.

Fünfundneunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 6. Januar 1833.

Über Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, teils aus guten gedruckten Quellen, teils aus den mündlichen Berichten eines sehr glaubwürdigen Reisenden. Von meiner teuren Gesandtschaft dort erfahre ich nie das geringste; wenn diese diniert hat, denkt sie, sie habe auch genug repräsentiert und eine geheime Schublade ist ihr heilig. Das soll aber anders werden. Erstens habe ich aus dem Theaterrepertoire für den Monat Dezember, das in der Didaskalia steht, ersehen, wie in Zeit von wenigen Tagen vier verschiedene Stücke von Shakespeare aufgeführt worden sind; und nicht etwa der alte Hamlet mit seinem ewigen Sein oder Nichtsein, sondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das ist ja zum Erstaunen, das hat sich ja sehr zum Guten geändert. Waren Sie denn nie bei einer solchen Aufführung? Wie wird gespielt? Wie der junge Heinrich, wie Falstaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauspiel auf den öffentlichen Geist einwirken könne, so abgestumpft man auch gegen solche Reizmittel sein mag. Ein guter Bürger, der aus einem Stücke von Shakespeare kommt, kann noch den nämlichen Abend seinen besten Freund totstechen, aber ihn tot langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Museums aufgenommen und allen ohne Unterschied erlaubt, Äcker zu kaufen und Landwirtschaft zu treiben. Sehen Sie, mein eigenes Feld, das ich seit fünfzehn Jahren im Schweiße meines Angesichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geistige Erdkugel dreht sich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe schon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und so wie die Fürsten durch Rothschild sich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen lassen, uns auch die Geduld, die unseren Enkeln

zufallen wird, voraus zu nehmen. Das letztere wäre unschädlicher als das erstere ist; denn unsere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegenteile, alsdann werden die sie brauchen, gegen die wir sie jetzt brauchen. Übrigens bleibt es immer schön, was die Direktoren des Museums und der gesetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber, daß sie bei ihren Reformen mit weiser Vorsicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden schöne Beschlüsse gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen, was der Kaiser von Österreich kürzlich in der Rede gesagt, mit welcher er den ungarischen Landtag eröffnete. Er sagte nämlich: „Schwierig sind die Geschäfte, zu deren Verhandlungen wir euch diesmal berufen haben; sie übertreffen weit alle die Gegenstände, worüber während der vierzigjährigen Dauer meiner Regierung auf Reichstagen zu beraten war ... Unsere Väter haben durch das, was sie im 91. Jahre des vorigen Jahrhunderts beschlossen, ihre Sorgfalt bereits auf diesen Gegenstand gewendet, die Art und Weise der Ausführung aber, welche reichlichen Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen darbietet, uns ganz zu überlassen." Und jetzt fordert der Kaiser seine getreuen Stände auf, bei diesen Verhandlungen langsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerstehen. Wenn nun der Kaiser von Österreich sogar einen reichlichen Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geschont hat, wie viel nötiger ist es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen so ärmlichen Stoff als die Verbesserung des Zustandes der Juden ist, nicht zu früh angreife, sondern durch Aufhäufung der Zinsen das Kapital wachsen lasse, damit der Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, nach vierzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundschaftlichen aber ernst gemeinten Rat. Erstens gehen Sie in das Theater und sehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens gehen Sie in das Museum und geben acht, ob nicht die G-moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß, daß sie Juden mit anhören, in das Dur überspringt. Drittens lassen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen, ob man die Äcker der Juden in dem Grundlagerbuche unter der Rubrik Äcker jüdischer Nation einschreibe. Mein Rat ist: berichten Sie mir künftig besser, sonst werden Sie zurückberufen;

dann giebt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die Handelskammerdiener erheben ein Jammergeschrei, daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede" des Großherzogs von Darmstadt gelesen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand ist eine neue Schrift erschienen: Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie sollen sich aus Freundschaft für mich etwas darüber freuen; denn dieser gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erscheint, gehe ich in mein Zelt und lasse ihn kämpfen. Freilich muß ich diese Hilfe mit melancholischen Gedanken bezahlen. Wenn ich sehe, wie ein so geistreicher und edler Mensch von der Legitimität faselt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: auch Chateaubriand hat den Verstand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, diese Hoffnungslosigkeit des Unglücks, diese Erblichkeit der tiefsten menschlichen Erniedrigung — das verteidigen, das preisen! O Wahnsinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenschaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot sich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Minister erlaubten weder ihm noch seinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal seit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abschied genommen und sich in die Einsamkeit begeben, und dreimal schon kehrte er zurück. Er sagt: „Ich habe Hunger und Durst nach Ruhe; es kann mir keiner lästiger sein als ich es mir selbst bin; aber ich suche mich mit meiner eigenen Achtung von der Welt zurückzuziehen: man sehe sich vor, welche Gesellschaft man in der Einsamkeit wähle." Nun, warum hat er nicht gleich das erste Mal, als er Paris verließ, seine Selbstachtung mitgenommen? Wie vergißt man dreimal sein Paket zu machen? Ja, die Berry ist unterdessen gefangen worden! Nun, was geht ihm die Herzogin an? Man höre: „meine Denkschrift über das Leben und den Tod des Herzogs von Berry, in die Haare der Witwe gewickelt, die jetzt im Kerker schmachtet, liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Heinrichs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe diese ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht vergessen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Bezahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld." Das ist artig. Ich ließe es mir selbst gut gefallen, wenn eine schöne Witwe

ihr langes seidenes Haar um meine Schriften flechtete; aber sie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht wissen, ob sie nicht eine Witwe von Ephesus ist, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, sie ihrem neuen Liebhaber zu schenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei dem Herzen des geliebten Toten. Nichts da, und habe ich nicht recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Scharen dahin machten. Er sagt: „Man wirft mir vor, daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. Nein; ich ziehe die Treue des Eides dem Meineide, die moralische Welt der materiellen Gesellschaft vor. Das ist's.“ Freilich ist es das, nach der Lehre des Monarchisten. Der Räuber, nachdem er sein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geschworen, darf plündern und morden; denn Treue ist heiliger denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gebe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht ist, was würde das beweisen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß ist die Bestimmung jedes Daseins. Es kommt nicht darauf an lange, sondern viel zu leben. Nichts ist dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Tier vergehen schnell. Wenn die österreichische Monarchie noch zehntausend Jahre lebte und der nordamerikanische Freistaat endigte morgen in seinem fünfzigsten Jahre, wäre darum Österreich ein besserer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika gewesen? Napoleon sagte auf St. Helena: „Daß meine Dynastie nicht älter war, das hat mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre ich mein Enkel gewesen.“ Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweisen! Guter Gott! Das beweist ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europas auf dem Altare seines Ehrgeizes hätte schlachten dürfen! Das schöne Los der Franzosen, wenn Napoleon, als legitimer Fürst mit seinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen sie gebrauchte, dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer usurpierten oder einer Republik? Etwa

weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein. Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten und ihm darum in Gefahren Beistand leisten. Es ist nichts, als weil die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken als Brotdiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List zu Grunde zu richten suchen. Redet von der Macht der legitimen Fürsten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürsten fürchten, sagt aber nicht, daß sie ihn lieben. Die Franzosen haben dreimal die Bourbons verjagt, so legitim sie waren, und haben für den Usurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn sie liebten ihn. Die schweizerische Republik lebt schon ein halbes Jahrtausend im Glücke und Frieden, weil sie ihre Berge gegen die Fürsten schützte oder diese über die Teilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt seit sechzig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro ist ein legitimer Fürst, warum gelingt es ihm nicht? Weil er seinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum seine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie gestoßen, und ihm schaden, so viel sie können. Don Miguel ist ein Usurpator, warum erhält er sich? Weil er die Tyrannei meisterhaft handhabt, und die entzückten Fürsten ihm darum heimlich Beistand leisten. Das ist der Segen der Legitimität, das ist die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet sich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel lassen sie uns das Leben. Und will einer sein Leben und seinen Beutel behalten, schlägt man ihn tot und dann heißt es: Seht! das sind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorschlag: er wolle jede gestohlene Sache gegen dreißig Prozent ihres Wertes zurückschaffen. Nun, wer sich mit zwei Dritteilen seines Glückes begnügen will, wer nicht den Verstand und den Mut hat, Diebe und Räuber von seinem Eigentume abzuhalten, der hat recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, spricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen, um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie ist Mutter; er berufe sich auf das Herz jeder Mutter. Das ist stark! Ich sehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone sehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig

Millionen Franzosen zum Spielwarenlager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es ist ihr Ernst nicht. Nein, was wir armen Menschen jetzt geplagt sind, die Steine könnten sich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachsenen, mit regierenden Fürsten zu thun, jetzt quälen uns die fürstlichen Kinder schon während dem Leben ihrer Eltern! Da ist der Herzog von Bordeaux, da ist die Donna Maria, da ist die Tochter der Königin von Spanien, die erst einige Monate alt ist. Als gebe es kein anderes Mittel, die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu stillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu stecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry sagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich seine Schrift gelesen, nicht darum schreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unseren gemeinschaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündnis zwischen den Karlisten und Republikanern besteht. Es ist die Sympathie des Hasses gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Karlisten sich auf der Gasse und in geheimen Klubs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Karlisten. Erstere könnten leicht überlistet werden, denn die Karlisten haben das Geld, also auch den Verstand; diese aber würden, sobald die jetzige Regierung gestürzt wäre, ehe ihnen Hilfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampfwagen zugeführt, alle totgeschlagen werden, so daß keiner von ihnen übrig bliebe, sich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt, wie der neue Jeremias siedendes Öl auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn in dieser Wüste ohne Spur von Geist und Herz sich am Horizont ein großes einsames Denkmal zeigt, wenden sich plötzlich alle Blicke dahin. Die Frau Herzogin von Berry erscheint um so erhabener, als alles rund um sie her flach ist. Ja, sie hätte zu fürchten, verkannt zu werden, denn sie ist diesseits oder jenseits eines Jahrhunderts, das ihresgleichen hervorzubringen vermochte. Um zu bewundern, muß man fassen; der Mut bleibt der Furcht stets ein Geheimnis; die Mittelmäßigkeit knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye ist nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm ist ein Anachronismus.“ Larifari! Doch sind es respektable goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es sind noch keine vierzehn Tage, daß Chateaubriands Schrift erschienen und

schon sind dreißigtausend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfasser fünfzigtausend Franken eingebracht haben. Die Legitimisten nämlich haben auf diese delikate Weise seine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit seiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in seiner Einsamkeit die sehr angenehme Gesellschaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzigtausend Franken für sieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wässert einem darnach, ein Royalist zu werden. Zum Glücke bezahlen sie einem in Deutschland schlecht. Um fünfzigtausend Franken zu verdienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Kolumbien, Buenos-Ayres, Mexiko totschlagen und fünf oder sechs Preßfreiheiten, ebenso viele Konstitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker und zum Dessert mich selbst verschlingen. Das wäre ein saurer Verdienst.

Dienstag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir so oft nicht glauben wollten. Verflossenen Samstag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage vorher hörte ich, daß auf dem Theater (im le mari et l'amant) eine Cousine in der Provinz ihrem Vetter, der zum ersten Male nach Paris reiste, die Lehre gab: surtout Charles, n'allez pas au bal de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieser Warnung aber gedachte ich doch hinzugehen, so mächtig wirkt das Laster auf junges Blut. Auf dem Wege aber fing mir an das Gewissen zu zittern, oder was es sonst war; es war sehr kalt. An der Ecke des Boulevard stand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hause zurück und schlief, wie man nach einer edlen Handlung zu schlafen pflegt. Am anderen Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein greulicher Lärm gewesen. Die neue moralische Polizei des Justemilieu wollte, ich weiß nicht welchen bacchantischen Tanz verbieten. Darüber gab es Streit, die Gendarmerie drang ein, mißhandelte viele und nahm mehrere gefangen. Das Lustigste bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelste Jugend des Justemilieu, königliche Beamte, Bankiersöhne und andere solche Heilige angetastet hatte. Sie mußte den anderen Tag sehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei gewesen, ich hätte sehr leicht in die Bacchanalien, die Schläge und das Gefängnis mit hineingezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtausend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel schaden, wenn ich einmal sieben Bogen gegen meine Gesinnung schriebe? Ach! wär' ich doch ein Katholik und könnte an die Wirksamkeit der Absolution glauben! Chateaubriand fährt fort: „Man entgegnet mir: die Herzogin von Berry sei in keiner so großen Gefahr, man werde sie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. Aber die Minister des Königs sind nicht unabsetzbar. Ihr seid gutmütige Seelen, ich will es glauben; allein kennt ihr eure Nachfolger? Fand nicht Elisabeth, daß Maria Stuart nach neunzehn Jahren Gefangenschaft in der Verborgenheit ihres Kerkers nach außen Unruhen erregt und Einverständnisse mit dem Auslande und den Feinden des Staates hatte? Dann hat man bei Volksunruhen nie in den Gefängnissen gemordet? Endlich, wenn ich Kerkermeister wäre, würde ein Gedanke mich schaudern machen. Ich würde bei mir sagen: es wäre möglich, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die, welche auf Erden nur Trübsale gefunden, zu den Freuden des Himmels abriefe; ich würde mir sagen: man hat das Los der Waise im Tempel noch nicht vergessen. Wenn ein so großes persönliches Interesse an dem Leben einer Fürstin hängt (!), wenn aus einer Gefangenschaft, die einen undankbaren Ehrgeiz (!!) laut anklagt, eine Scham und ein tiefer Groll so natürlich fließen müssen: da kann aus dem Zusammenfluß von Umständen die Verleumdung schrecklich hervorgehen. Die Verleumdung aber kann in der Geschichte den Charakter der Wahrheit (!!!) annehmen. Seht euch vor .... Die Wohlthaten der Willkür, die man der Herzogin angedeihen läßt, rühren mich wenig; ich könnte fürchten, daß diese Wohlthaten zu einer Quelle neuen Jammers würden. Schwer würde mir fallen, in Erinnerung zu bringen, was ich neulich von gewissen Gespenstern (!!!!) sagte, die in einem gewissen Schlosse (!!!!!) hausen. Ich hoffe, um der Ruhe der Nächte der Macht selbst willen, die ich bekämpfe (!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu sein, jenen nächtlichen Erscheinungen, die einer halbverbrannten Frau, ihr nacktes Kind in den Armen und Ketten nach sich schleppend (!!!!!!!) zuzugesellen; eine Deputation von Schatten, die käme einem Schattenkönige (!!!!!!!!) ihr Kompliment zu machen." — —

††† Gelobt sei Gott und seine guten Geister; ich bin glücklich durch den Hexenwald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsschreiber,

fromme Ausrufungszeichen geschlagen und, wie Sie bemerkt haben werden, in steigender Angst und arithmetischer Progression. Früher habe ich mich oft über solche abergläubische Furcht lustig gemacht; aber Not kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutscher Sprache zu denken, was Chateaubriand wagte in französischer drucken zu lassen. Mündlich das weitere. Verbrennen Sie diesen Brief oder noch sicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carovés Werken.

„Pas mal pour un Allemand.“ Wie gefällt Ihnen das? Wütend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elsaß wieder haben, Lothringen, Burgund, und euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir euch zeigen, daß wir witziger sind als ihr. Da hatte einmal ein Deutscher in Paris bei Tische etwas gesagt, was seiner Meinung nach sicher nicht witzig sein sollte, und da rief ein Franzose, der dabei gewesen und dieses erzählt, gnädigst aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las soeben im livre des cent-et-un, im Artikel: La chanson et les sociétés chantantes. Da ist von den Vaudevilledineрs die Rede, welche man in Deutschland frömmer und romantischer Liedertafeln nennt. Zu einem solchen Singessen war einmal „le fameux Docteur Gall“ eingeladen. „Le jour où nous reçumes la visite de ce dernier, on lui servit un plat de friture composé seulement de têtes de gibiers, de poissons et de volailles. On lui demanda s'il voulait tâter les crânes de ces messieurs ou de ces dames? Le savant se dérida, et répondit en riant: qu'il fallait qu'il tâtât les corps auparavant, vu qu'à table son système ne s'isolait point. Pas mal pour un Allemand.“ Aber nur Geduld bis zum Frühling!

Mittwoch, den 9. Januar.

..... Es ist recht unartig von Ihnen, daß Sie mir so lange nicht geschrieben. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Sie mir außerordentlich schreiben mögen, so oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Briefstage müssen Sie darum nicht versäumen. Ich bin gewöhnt daran, und wenn ich an solchen Tagen nichts erhalte, verdaue ich schlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen, und es scheint mir ein Jahr zu sein. Sie hätten sich doch vorstellen können, daß ich vor Begierde brenne, etwas Näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen,

und ich liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angst umher, gleich einem Ehemanne, dessen Frau zum ersten Male in Kindesnöten liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es ist weder ein Sohn noch eine Tochter geworden, sondern eine Mißgeburt.“ Diese kleine schöne Satire schenke ich dem ersten Recensenten meine Briefe aus Freundschaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. Der Leithammel meiner Recensenten hat sich auch schon hören lassen. In der Leipziger Zeitung ist in einem Berichte aus Wien von den Pariser Briefen die Rede, „deren dritten Band Börne eben jetzt druckt“. Zum Unglücke kann man sich gar nicht auf den Stil dieser guten Leute verlassen. Was heißt das: eben jetzt druckt? Auf jeden Fall soll das bedeuten: drucken läßt; aber sind sie schon gedruckt? oder werden sie erst gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wissen, was darin steht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meisterstreich von dem Verleger. Als der schlaue Casanova aus dem Gefängnisse der Staatsinquisition von Venedig entsprang, flüchtete er sich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er sich am sichersten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien am meisten von den Wienern gelesen würden; das möchte aber wohl eine Aufschneiderei sein. Der Himmel wolle meine Demut vor größeren Gefahren bewahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geschehen, auf die erscheinenden Recensionen acht zu haben, sie für mich zu sammeln und mir mit Gelegenheit zu schicken. Nicht die Hälfte von dem, was über mich geschrieben worden, habe ich damals zu lesen bekommen. Einige der interessantesten Recensionen kamen mir erst nach meiner Rückkehr in Deutschland unter die Augen: wie die von Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne steht jetzt auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht.“ Es wäre zwar damals noch Zeit gewesen, darüber zu schreiben und es in meine Briefe einzuschieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden, und ich lüge nicht gern. Also thun Sie, was ich verlange und vergessen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte stehe, wo der Mensch in den Tiger übergeht, und daß es gefährlich ist, mich zu reizen.

Sechsundneunzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 10. Januar 1833.

..... Ich wollte, ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie, was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die französische Regierung den Entwurf zu einem Wahlgesetze für die Deputiertenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Interesse der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, statt, der Gesundheit gleich, etwas Angeborenes, Unbemerktes, Ungefühltes zu sein, stets etwas Erworbenes, Bestrittenes, kurz, ein ewiger Kampf ist, und man dieses wie jedes Kampfes in den reiferen Jahren teils müder, teils unkräftiger wird — sieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erst im höheren Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem französischen Wahlgesetze war also bestimmt, daß ein unverheirateter Mensch erst mit dem vierzigsten Jahre, ein verheirateter mit dem fünfunddreißigsten, und ein Witwer schon mit dem dreißigsten wählbar sei. Daß ein Ehemann früher erschöpft wird als ein lediger Mensch, begreift sich leicht: der Kampf für seine persönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Witwer schon im dreißigsten Jahre matt ist, und fünf Jahre früher als ein Verheirateter, verstehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgesetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Interesse der Freiheit — würde ich festsetzen: daß ein lediger Mensch nicht mehr nach dem dreißigsten, und ein Verheirateter nicht mehr nach dem fünfundzwanzigsten Jahre Deputierter werden könnte. Doch was die Witwer beträfe, ließe ich sie lebenslänglich wählbar sein; denn ich würde annehmen: ein Witwer müsse das Herrliche und Köstliche der Freiheit so lebhaft fühlen, daß er noch im siebzigsten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon?

Samstag, den 12. Januar.

.... Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Kongresse, der nächsten Frühling dort gehalten werden soll, und wozu beide Kaiser kommen? Es wäre schön. Das würde ja der deutschen Revolution eine Eisenbahn eröffnen.

Siebenundneunzigster Brief.

Paris, Samstag, den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die sieben Weisen jeder Schule, auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue ist seine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, sich ist er treu. Wäre das nur jeder in seinem Glauben, in seiner Gesinnung, wie weit besser wäre dann alles! Wollte nur jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerspruch, wie viel menschlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigensinnige Festhalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, sondern das furchtsame oder heuchlerische Nachgeben macht die Parteien so unversöhnlich. Gäbe es keine Royalisten, die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie sie sagen — gäbe es keine Freisinnigen, die Anhänglichkeit für den Fürsten heuchelten — beide aus List, Trug oder Schwäche — man könnte sich besser verständigen, denn man verstünde sich besser.

Es ist gut, daß Sie wissen, was Chateaubriand von der gegenwärtigen Lage Frankreichs, von seinen äußeren Verhältnissen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der Nation spricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand ist kein Zimmerspekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenster ansieht, er hat nichts zu erraten und zu vermuten, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er ist ein vornehmer Mann, steht an der Spitze einer reichen und mächtigen Partei, die alles weiß, alles erfährt und vieles selbst thut oder stört. Er ist selbst ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er ist ein guter Royalist der reinsten Art, ein Legitimist. Es könnte sich freilich finden, daß das, was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbnis jedes Fürsten sei; aber dann, desto schlimmer für Chateaubriand und desto besser für uns. Darum noch einiges aus seiner Schrift.

„Die Revolution der Julitage, aus dem Volke hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Ursprunge, sich von dem Ruhme geschieden und um die Schande gebuhlt, als gäbe der eine ihr den Tod, als wäre die andere ihre Lebensquelle. Das Justemilieu hat sich einer ausschweifenden Macht ergeben, an welche die Regierung Karls X.

nie gedacht und die man nie von ihr geduldet hätte. Verächter der Gesetze, zum Spotte der Charte vor 1830, hat er den Belagerungszustand eingeführt; zehn wichtige Artikel des neuen Vertrages sind von ihm gebrochen worden. Er trieb seinen Spott mit der persönlichen Freiheit; er hat die Gefängnisse angefüllt, die Haussuchungen, die Militärkommissionen, die Preßprozesse vermehrt und einen Schriftsteller wegen eines Wortspiels zum Tode verurteilt ... Der Fetsa, welchen die Minister der Pairskammer vorgelegt haben, verwandelt dem Geiste nach die konstitutionelle Monarchie in einen orientalischen Despotismus. Es ist Konstantinopel mit den Eunuchen der Doktrine als Janitscharen; nur tragen sie, wie Mahmud, Chalwaris auf englische Art, als Zeichen der Fortschritte der Civilisation. Aber wenn die Franzosen nicht bis zur letzten Staffel der Völkerleiter herabgekommen sind, wenn man noch ohne zu erröten oder zu lachen von Freiheit reden darf, werde ich mit meinen Betrachtungen fortfahren."

„Es ist augenscheinlich, daß das Prinzip der Julirevolution und das Prinzip der Kontinentalmonarchien sich feindlich entgegenstehen, daß diese beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange nebeneinander fortdauern können; daß das eine notwendig das andere zerstören muß. Wenn die überraschten Fürsten im ersten Augenblick das Königtum der Barrikaden anerkannt haben, werden sie früher oder später unfehlbar davon zurückkommen; denn keinem von ihnen wird sonderlich viel daran liegen, von einem Pflastersteine umgeworfen oder von einem Vetter verdrängt zu werden. Ja, je mehr sich in Frankreich ein Anschein von Ordnung und Wohlstand zeigte, je mehr würden sich die absoluten Regierungen entsetzen, denn die Versuchung für ihre Völker wäre dann um so größer. Wie wäre auch möglich eine freie Tribüne, freie Journale, die Gleichheit der Stände, die Teilung aller Ämter und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolution, minder bedächtig als ihre schwachen Führer, über den Rhein ginge? .. Daß Souveräne, von einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, schlafen wollen; daß Gesandte lieber in Paris bedeutende Personagen sind, als bei sich zu Hause hintenangesetzt und vergessen; daß sie darum in Angelegenheiten, von welchen sie sich selbst Rechenschaft geben oder nicht, sie ihrem Hofe die Wahrheit verbergen — das begreift sich. Lasset aber einen gewissen Tag kommen und einen gewissen Menschen gehen, und ihr werdet es erfahren." Die letzte Äußerung bezieht sich auf den russischen Gesandten, den Grafen

Pozzo di Borgo, von welchem gesagt wird, er liebe so sehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum seit der Revolution sich die größte Mühe gebe, seinen Kaiser in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieses erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des russischen Hofes, und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen, um Rechenschaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldsumme an eine einflußreiche Person soll ihm gelungen sein, seine Unschuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die gesellige Ordnung löst sich auf; die Anarchie, die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die materielle Gesellschaft. Man versteht sich über nichts mehr, die Verwirrung der Ideen ist unglaublich. Wenn der Nachbar nicht seinen Nachbar erwürgt, so unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt hindert, sondern weil die Fortschritte der sittlichen Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit genommen haben. Keine Partei, kein Mensch glaubt innerlich an den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge — für eine Regierung die allergefährlichste Stimmung. Die Quasilegitimität, sich für stark, entschlossen, unerschrocken ausgebend, Willkür für Kraft, den unverschämtesten Gesetzesbruch für Gesetzlichkeit haltend, giebt über die Prinzipien nach und verträgt sich mit allem, was ihr Furcht macht. Sie erhält sich nur durch das vorgehaltene Schreckbild einer noch schlimmeren Zukunft als sie selbst ist; sie stellt sich als eine traurige Notwendigkeit dar und sagt (sonderbarer Anspruch auf das öffentliche Vertrauen!): ich bin immer noch besser, als das, was kommen wird. Das ist so ausgemacht nicht."

„Vierzigjährige Stürme haben die stärksten Seelen niedergeworfen; die Gefühllosigkeit ist groß, der Egoismus fast allgemein; man duckt sich, um unbemerkt zu bleiben und sich in Frieden durchzubringen. Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft verderben, so bleiben nach jeder Revolution angefressene Menschen übrig, die alles mit ihrem Eiter beschmutzen."

„Die Freiheit ist nirgends mehr als in den Herzen einiger wenigen, die würdig sind ihr eine Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenstand der Spötter aller jener Elenden, die einst ihr Feldgeschrei daraus gemacht, wird diese verkaufte, geschändete, an allen Straßenecken ausgebotene und verschacherte Freiheit; diese Freiheit, welche die Possenreißer des Justemilieu sich mit Fußstößen einander zuwerfen: diese gebrandmarkte und mit der Haspel der Ausnahmsgesetze erwürgte

Freiheit, wieder durch ihre Vernichtung die Revolution von 1830, in eine große Schmach und eine hündische Schurkerei verwandelt."

„Die Gleichheit, diese Leidenschaft der Franzosen, scheint allen Bedürfnissen genug zu thun. Der Bürger, der glaubt einen König gewählt zu haben, der an dem Tische dieses Königs zu Mittag ißt, und mit seinen Töchtern tanzt, weiß sich in seiner Pfaueneitelkeit mit Freiheit und Ruhm wohlfeil abzufinden. Wenn man ihn festhält und ihm Handschellen anlegt, denkt er, er habe sie sich selbst angeschnallt; denn er ist die Quelle der Macht, er klirrt aus Prahlerei mit seinen eigenen Ketten, als Zeichen seiner starken Unabhängigkeit. In seinen Augen ist die Monarchie eine Haushaltung und das Diadem das Band einer Nachtmütze."

„Die Frau Herzogin von Berry sah einen Teil dieser Dinge vom fremden Strande aus ... Man sagte der edlen Tochter Heinrichs IV., daß es in Frankreich eine Partei gebe, die mit Hundegeduld alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, schamlos ihre Reden durch ihre Handlungen Lügen strafend (!!); die Verachtung der Nation und die Fußtritte des Auslandes (!!!) unterwürfig hinnähme; sich gegen künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!) Rettung sichere und in der Hoffnung zu leben krieche, krieche, krieche, weil es schwer ist, zu zertreten, was sich so platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die wohlwollende Prinzessin ..." — Doch genug von der Prinzessin; gute Nacht Prinzessin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgischen Krieg gesagt. Mir, seinem Sancho Pansa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden seines Herrn zu verkündigen. „Aus dem, was heute unsere mit der Klugheit der Quasilegitimität umwindelten Soldaten gethan, kann man sich überzeugen, was die echten Julimänner hätten thun können. Man hat vor Antwerpen das Heldengeschlecht von Marengo, Friedland, Navarin und Algier erkannt; nur sah man mit Schmerz, daß das Justemilieu so viel Tapferkeit verschwendete, so viele Menschen aufopferte, um das Feuer der Linken zum Schweigen zu bringen, um sich eine Kammermajorität zu schaffen und mit einer dummen Naivität eine Festung zum Vorteil unserer Nachbarn zu erobern. Wir, uns eilend über die Grenzen zurückzugehen, und nachdem jeder unserer Soldaten auf den Appell des englischen Kontrolleurs geantwortet haben wird, wir werden die Kosten eines glänzenden Kriegszuges übernehmen, der aber nichts endet,

weder für Frankreich, noch für Holland, noch für Belgien — ein mörderisches Turnier, dessen mittelbare Folge früher oder später ein Krieg, dessen unmittelbare Folge sein wird, die Schelde dem Handel Großbritanniens zu eröffnen. Dieses, das in dem blutigen Spiele keinen Schiffsjungen gewagt, hat nur einige Guineen auf hohe Zinsen angelegt. Fünf- bis sechstausend von dem Geschütze oder der Krankheit hingerafften Soldaten, mehrere tapfere und geschickte Offiziere getötet oder verwundet, einige und vierzig Millionen aus der Tasche der Steuerpflichtigen genommen, bilden die Mitgift, welche wir das Glück und die Ehre haben werden, der Eheliebsten des englischen Präfekten von Belgien anzubieten."

Dienstag, den 15. Januar.

Ein preußischer Naturforscher wollte eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika machen und bat seinen König um Unterstützung. Dieser antwortete: Amerika sei schon genug ausgeforscht, aber in Sibirien wären noch die schönsten Entdeckungen zu machen. Als sich nun ein anderer Naturforscher fand, der sich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reisegeld. Ist das nicht artig? Ja, dieses Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und stört sie im Schlafe. Wenn es nur zu plombieren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und sie sagen uns doch seit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre alles eins! Freiheit ohne Blut — und sie lehren doch der Hofratsjugend in allen Schulen: die Freiheit sei eine Art Fisch, der nur im roten Meere lebe! Aber sie hoffen sehr auf eine bessere Zukunft, auf Blut und Königtum auch in der neuen Welt. Sie haben es längst vorhergesagt, das Band, welches die verschiedenen Länder Amerikas aneinander knüpfe, würde bald zerrissen und dann würden die Vereinigten Staaten aus der gottlosen Liste der Republiken gestrichen und in die heilige Civilliste gesetzt werden. Und in diesen Tagen hat sich wirklich ereignet, daß eine Provinz der vereinigten Staaten aus Unzufriedenheit mit einem Douanengesetze, das ihrem Handel schadet, sich von der Union gewaltsam loszutrennen droht. Schon fangen die Aristokraten zu jubeln an: „das Werk Washingtons und Frankreichs stürzt zusammen!" schon halten die europäischen Fürsten im stillen eine Familienmusterung und verteilen Amerika zwischen ihre Ottos, Karls, Wilhelms und Friedrichs; schon erkundigt sich Herr von Gagern bei Herrn Rothschild, welcher Fürst am meisten Kredit habe, und arbeitet

an einer schönen Rede für die hessen-darmstädtische Kammer, worin er von der Brüderschaft des Missisippi und des Rheines spricht. Unvergleichlich ist die dumme Naivität, mit welcher die Royalisten die Naturnotwendigkeit der monarchischen Regierungen darthun und ihre feste Hoffnung ausdrücken, daß Gott in seiner Barmherzigkeit auch bald den amerikanischen Völkern Könige verleihen werde. Sie sagen: ein Staat in seiner Kindheit und in seinem Greisenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tausend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke ist, und daß, wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu, als sie verlangen, und bekenne, daß die Staaten nicht bloß in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, sondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürstlichen Regierung bedürfen — sobald sie krank werden. Dann ist die Monarchie das Heilmittel und der Fürst der Arzt. Aber sobald die Gesundheit zurückkehrt, wirft man das Arzneiglas zum Fenster hinaus und verabschiedet die Ärzte. In diesem Zustande der Wiedergenesung ist jetzt der größte Teil der europäischen Welt. Wozu also noch länger Doktor und Apotheker? wozu so vieles Geld für Arzneimittel ausgeben, das wir für unsere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da giebt es Völker, die von Gesundheit strotzen und in der Einbildung krank sind, und da sehen wir die ganze lächerliche und traurige Geschichte von Molières malade imaginaire. Lesen Sie gleich vorn die Apothekerrechnungen: es ist eine Satire auf die monarchischen Budgets. Da sind die Volksdoktoren Diafoirus Vater und Sohn; da ist der Volksapotheker Purgon, die den unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen ist. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er gesund sei, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thür hinauswerfen; aber da tritt jedesmal madame Beline, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüstet, zur rechten Zeit hinzu und spricht zärtlich: mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erstickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, sich selbst zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnisvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — selbst lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee ist, dem wir die amerikanische Freiheit zu verdanken

und alle die herrlichen Folgen, die sie für Europa gehabt? Ein Zoll, den das englische Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikanischen Kolonien. Ich rede da freilich im Geiste der Monarchisten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuschreiben; wäre es nicht der Thee gewesen, wäre eine andere Veranlassung dazugekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch ist es immer schön, daß es der Thee war, und daß er so wieder gut machte, was er verdarb. Nämlich der Thee, der Kaffee und andere indische Gewürze haben erstaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerseits, indem sie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Üppigkeit geistig entnervt haben, und andererseits, indem das Emporblühen des Handels die Fürsten bereichert hat, so daß sie sich stehende Heere bilden konnten, mit welchen sie die Freiheit niederschlugen. Trinken Sie die nächste Tasse Thee auf die Gesundheit Karolinas, nämlich jener amerikanischen Provinz, die durch ihren Widerspruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu schlecht.

Weil wir gerade vom Thee sprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich seit einigen Tagen sehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und schwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine besondere Büchse. Als ich nun zu Hause die Büchsen füllte, machte der schwarze Thee die Büchse ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es ist nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der schwarze? Es wäre merkwürdig, wenn ein Betrug stattgefunden, es war doch eine maison de confiance, in dem ich den Thee kaufte. Eine maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen sagen; beklagt man sich im mindesten, antworten sie stolz: c'est une maison de confiance.

Mittwoch, den 15. Januar.

Da ist Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf alles antworten, ich bin gestört worden, es ist zu spät. Ein Spanier hat mich besucht, einst beim Korps des Marquis Romana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemischte Schulkommission, heißt eine Schulkommission, die aus Dummheit und Pedanterie gemischt ist. Adieu.

Achtundneunzigster Brief.

Paris, Freitag, den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, dessen Kürze ich durch störende Besuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein schönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdose, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das heiligste versprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen, an welchen Sie mir zu schreiben haben, will ich es Ihnen verraten. Es heißt: Mémoires d'un cadet de famille, aus dem Englischen übersetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfassers steht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergessen und das Buch schon weggegeben. Er nennt sich Freund des Lord Byron. Der Held dieser Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu seinem Korsar und den Giaour gegeben. Freilich können diese Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht so anziehend sein als für einen Mann ..... Für einen Mann? O! Es ist mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir sind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt, etwas zu sein, weil er sich schämt, nichts zu sein. Ich schwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! sage mir doch, was hast du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich saß am Kamine und starrte in die lodernde Glut. Brennen — leben! Von diesem Holze bleibt ein wenig Asche übrig, das andere alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieser Rauch sammelt sich zu Wolken, diese Wolken stürzen als Regen herab, der die Erde befruchtet und so ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menschen bleibt nur ein wenig Asche übrig, auch sein ganzes Dasein geht in Rauch auf; aber dieser Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahllosen, unbenutzten, ungenossenen Kräfte aller der Millionen Menschen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung schlägt sie tot. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Mensch geboren wird — gleich umstellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; später kommt der Lehrer, später der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Märchen, die Wärterin eine Rute, der Vater

den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat seine Ketten, sein Henkerbeil. Und zeigt sich eine Kraft, rührt sich, stammelt nur eine Kraft — gleich wird sie fortgeschmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menschen, so bekommen wir schöne Talente. Wissen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent ist eine große fette Gansleber. Es ist eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Tier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall gesperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden gestopft mit moralischem Welschkorn und gelehrten Nudeln, und dann schnaufen wir und ersticken fast vor Moral, Gelehrsamkeit und Polizeifurcht, und dann kommt eine alte Köchin von Regierung, betastet uns, lobt uns, schlachtet uns, rupft uns, und benutzt unsere schönen Talente. Was nur an uns stirbt möchte ich wissen; ich möchte wissen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod ist ein armer Hund; nichts als Knochen sein ganzes Leben lang, selten, daß ihm ein voller Mensch herabfällt.

Dieser Korsar — man kann es aus den Epochen seines Lebens berechnen, er war ein Knabe, als die Seeschlacht von Trafalgar vorfiel — ist jetzt erst vierzig Jahre alt und lebt wahrscheinlich schon längst wieder in seinem Vaterlande und baut sein Feld. Ein Jahrtausend am Leben hat er schon zurückgelegt und die dreißig Jahre, die er noch leben mag, sind ihm ein Dessert, eine Sieste. Thaten, von welchen eine einzige nur das ganze arme Leben eines Menschen bereichern könnte, hat er vergessen, und jetzt in seiner Einsamkeit, da er seine Denkwürdigkeiten schrieb, war es oft eine seltene Waffe, die er erbeutet und noch besitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indische Ocean, mit seinen liebeswarmen, seligen Inseln, war sein Spielplatz. Dort ist die kriegerische Sonne, deren Pfeile Niobes Töchter getötet; dort ist das echte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferstichen kennen. Da wachsen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall sie besingt. Der Pfeil eines Wilden ist Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien ist Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabisches Mädchen, Zela, die Tochter eines Scheiks. Einmal in der Nacht überfiel er einen malaiischen Ort und metzelte die Einwohner nieder, sie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter diesen war ein Araber zum Tode verwundet, der, ehe er ver-

schied, die Hand seiner vierzehnjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Korsar trug sie auf seinen Schultern in sein Schiff. Sie ward sein Weib, die Mutter seiner Kinder, sie begleitete ihn auf allen seinen Seezügen, teilte alle seine Gefahren, ward sein Schutzgeist. Könnte ich Ihnen die arabische Zela schildern! Sie ist der holde Genius des Kaffees, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennspiegel der Seligkeit. Zela ist für den Geist des Korsaren, was der Kaffee für sein Fleisch. Denn ich muß Ihnen sagen, er trinkt Kaffee, wie ich auch, nur unter anderen Umständen, und das hat mich am meisten geärgert und darüber bin ich rot geworden. Ich trinke Kaffee — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; sondern mittags nach dem Essen, nachdem ich etwas geschlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu sammeln, ehe ich mich wieder an den Schreibtisch setze und federfuchse und schimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See schleudert und die Wellen mit ihm spielen und ihn sich einander zurollen; sein Mut und seine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtot an Bord gebracht — er trinkt Kaffee und alles ist wieder gut. Wenn er aus sechs Wunden blutend ohnmächtig niedersinkt; der dumme Schiffschirurg kommt mit Kübeln von Arzneitränken, mit seinen Messern, ihm Arme und Beine abzuschneiden — der Held schlägt die Augen auf, fordert eine Tasse Kaffee, trinkt sie und ist geheilt. Wenn — doch genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samstag, den 19. Januar.

..... Auf das, was *** sagt, lassen Sie acht geben. Er steht zwar ganz unten in der vornehmen Welt; aber unter der aristokratischen Sippschaft herrscht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerksam ist, kann man oft unten hören, was oben gesprochen wird und so erfahren, was sie vorhaben. Es kann recht leicht sein, daß sie diesmal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen sie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrschen, und wenn es ihnen mißlingt, denken sie, sie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken sie, die Duldung werde wirksamer sein; aber ihre Verachtung wird mir so wenig schaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung gelesen. Er

ist gut gemeint; aber ich finde mich noch schwerer in diese Menschen, als sie sich in mich finden. Da heißt es wieder: es sei doch jammerschade, daß ein so geistreicher Mann, wie ich sei, und der so unendlich viel Gutes wirken könnte, so unmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen soll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf den Fürsten von Wallerstein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürsten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß, über welchen eine bequeme Brücke führt, von der Weltschule trennt und der nichts gelernt. Auf einen Fürsten, der sein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen seines Volkes reichlichen Ersatz in einem preußischen Generalstitel findet und in einem artigen Briefe, den ihm sein König geschrieben? Ich soll Gehör bei Menschen suchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Bescheidenheit! Meine Hofmeister sehen eine deutsche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn sie ist alt und kränklich; aber sie ist doch unsere Großmutter, wir müssen Nachsicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien sind unsere Regierungen. Ist es großmütterlich was Bayern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Untersuchung spannt, bis er bekenne, wer seine Mitfühlenden gewesen? Ist es großmütterlich, wenn die Nassauer Regierung einen Greis von siebzig Jahren in einer Winternacht aus seiner einsamen Landwohnung reißt und ihn auf drei Jahre zu Dieben und Räubern ins Zuchthaus sperrt, weil er in einer ausländischen Zeitung freimütig über die Finanzen des Landes gesprochen? Ist es großmütterlich, wenn die preußische Regierung, wie sie selbst bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich sein, aber mit keiner Rabenmutter von deutscher Regierung.

Ich habe mir das oben besprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen lassen. Der Verfasser heißt Trelawney und nennt sich „Compagnon et ami de Lord Byron."

Ich habe nicht Zeit mehr, das Blatt herunterzuschreiben; ich bin wieder durch Besuche gestört worden. Adieu.

Neunundneunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833.

Meine deutsche Eselshaut ist schon wieder voll und ich muß sie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutsche Eselshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu bestimmt sind, beim Zeitungslesen die deutschen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich sie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taschenbuch kaufen. Sie sollten nur einmal das kleine gelbe Ding sehen, man glaubt es nicht, wie viel Ärger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreitete, ist es nichts mehr; es ist dann Scham, Zorn, Wut, Schrecken in vieler Tinte aufgelöst. Aber auf dem Pergamente ist es die reine natürliche Leidenschaft, wie sie aus dem Herzen kommt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredtsamer als die schönste lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, schleuderte ich einmal mein Taschenbuch in das verfluchte taxische Haus, daß das ganze Sündenregister mit allen Sündenregistratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort ist die Büchse der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung; die Hoffnung ist da, aber nicht in der Büchse; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr so bleiben, sie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott seiner Tyrannen; aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das sanfte, harmlose Ding, wird sauer und gerinnt, steift sich und widersteht, wenn man sie etwas tückisch anhaucht, wenn sie einer schlägt — und das stolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, sollte sich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herumplätschern? Es kann nicht sein, das ist nicht möglich, das ertragen sie nicht lange mehr — es ist Eisen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Öffentlichkeit ihrer Sitzungen beschlossen; denn was wäre selbst die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der anderen Kammer haben die Öffentlichkeit verworfen, denn sie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin sie auch ganz recht haben. Der Haupt-

mann der Edelleute, der Landesfürst hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmute, dessen ein kleiner deutscher Fürst nur fähig ist, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Kosakenkaisers sich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epistel lesen, die der Großherzog seinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er sagt ihnen: sie möchten ihm ja mit solchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk solle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittschriften nahen; denn wenn er noch so geneigt wäre, etwas zu bewilligen, und wenn es das billigste wäre — nie würde er thun, was viele, was alle von ihm verlangten! Die Epistel schließt mit den Worten: „Wir bestätigen übrigens sämtlichen Abgeordneten und durch solche sämtlichen geliebten Unterthanen noch wörtlich die Fortdauer unserer festbegründeten Huld und Gnade." Bedanke dich, glückliches Volk! Sehen Sie, so spricht Goethes würdiger Zögling. Aber ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, daß wir diesen deutschen Fürstchen unsere Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht bloß wörtlich.

In Hannover ist ganz das nämliche geschehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volksdeputierten auf Öffentlichkeit verworfen. Die armen Hannoveraner sind am schlimmsten daran unter allen deutschen Völkerschaften. Sie müssen ihrem Könige vergüten, was er an zwölf Millionen freier britischer Bürger verliert; auf jeden Hannoveraner kommt die Tyrannei von dreizehn Seelen. So ist der deutsche Adel! Nach der Julirevolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr fasten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 versäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß sie sich hüten, sich nicht den Magen zu verderben, daß sie sich wohl hüten: denn wahrlich, lassen sie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen schlimm ergehen. So ist der Adel aller Länder und Zeiten, so wird er bleiben, so lange man ihn duldet. Er ist immer so gewesen, er ist im Livius was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menschen, sie erkennen nur einen Gott der Edelleute; sie erkennen keinen Volksfürsten, sie erkennen im Fürsten nur ihren Hauptmann; sie erkennen kein Vaterland, der Hof ist ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahre 1816 hielt der Vicomte von Castelbajac, ein restaurierter Emigrant, in der französischen Deputiertenkammer eine feurige Rede über die Wiederherstellung der Religion,

durch Vermehrung der Macht und des Reichtumes der Geistlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwischte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ ... Vaterland! Er erschrak ob seines unwillkürlichen Verbrechens und sich entschuldigend sagte er der Kammer: „Du reste, en employant le mot patrie, je n'entends point le mot dont on a tant abusé, qui a servi de prétexte à tous les intérêts, à toutes les passions, et d'excuse à tous les crimes; j'entends par patrie, non le sol où je suis attaché sous les honteuses lois de l'usurpation, mais le pays de mes pères avec le gouvernement légitime.“

— Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeister gewählt, aber die badische Regierung hat diese Wahl verworfen. Nun darüber läßt sich nichts sagen, das ist etwas Bundestägliches. Die Minister hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke spielen lassen, diese Wahl zu verhindern; sie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eigenen Kandidaten entgegengesetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungskandidat nur zweihundert. Sehen Sie, was die höchst- und allerhöchstweisen Bundestagsbeschlüsse für ganz unterthänigste Folgen haben. Freiburg, in dem größten Teile seiner Bevölkerung waren gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch österreichisch gestimmt, die meisten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten sich von ihren Regierungspfaffen weiß machen lassen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündflut. Als ich verflossenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendessen von dreißig bis vierzig Personen bei. Darunter waren etwa zehn Bürger, alle übrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man versicherte mir, ich sähe da alles beisammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben gewesen. Und wie hat sich das jetzt geändert! Das haben die Bundestagsgesandten bewirkt, das sind die wahren Revolutionärs, die guten echten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tausendmal eher den Herrn von Blittersdorf pensionieren sollen als Rotteck und Welcker. Aber sie sind mit Blindheit geschlagen, mit einer Blindheit, gegen welche die ägyptische Finsternis blendendes Tageslicht ist. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in Ihrem nächsten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeschlüsse schreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich

erheitern. Den vielen Narren, die seit vorigem Sommer diese Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Gesicht lachen; aber mit Ihnen als meiner lieben Freundin brauche ich keine Umstände zu machen. Ich soll von den Bundestagsbeschlüssen sprechen! Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren, die das überrascht. Ich hatte die Bundestagsbeschlüsse schon ein Jahr früher gelesen, ehe sie gedruckt, ja ehe sie geschrieben waren. Habe ich denn in den Pariser Briefen vom vorigen Winter nicht davon gesprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es schien mir so etwas Natürliches, so etwas zu sein, was sich ganz von selbst versteht.

Hundertster Brief.

Paris, Montag, den 21. Januar 1833.

Heute ist der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es sind gerade vierzig Jahre. Um diesen jour funeste et à jamais déplorable, wie vorgestern die Pairskammer beschlossen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen, wie jede Republik eine Tigeressenz ist und jede Monarchie eine See von Mandelmilch und Rosenwasser — will ich Ihnen folgende lustige und herzbrechende Geschichte mitteilen. Ich habe sie aus einer französischen Schweizer Zeitung übersetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Wassersäcken der Welt geschrieben, und wie das Fürstentum Neufchatel, von dem Könige von Preußen beherrscht, der Wassersack der Schweiz sei. Jetzt lesen Sie:

Die Patrioten in den Gefängnissen von Neufchatel.

„Am 8. Dezember des vorigen Jahres begab sich Herr von Perrot, Maire von Neufchatel und Präsident des Kriminalgerichts, in die Gefängnisse, um den wegen politischer Vergehen Eingekerkerten die sogenannte Amnestie zu verkündigen, mit welcher der König von Preußen, in seiner unerschöpflichen Güte, sie zu begnadigen geruhte. Diese Magistratsperson legte den Unglücklichen einen Eid auf, nach welchem sie auf den königlichen Scepter zu schwören hatten, ‚daß sie an der Person ihrer Richter sich nicht zu rächen suchen; daß sie keinen Groll, gegen wen es auch sei, bewahren; daß sie ihrem Gefängnisse Treue hüten, und während der ganzen Zeit ihrer Gefangen-

schaft kein Mittel zur Flucht versuchen wollen.' Alle Gefangenen sprachen die Eidesformel aus: nur Dubois, der zum Tode verurteilt, dessen Strafe aber in lebenslängliche Gefangenschaft mit beständiger Zwangsarbeit verwandelt worden war, weigerte sich zu schwören; dieser unglückliche Patriot, als man ihm den Scepter vorhielt, erklärte, daß er sich ein solches Gelöbnis nicht auflegen könnte. Auf eine zweite Aufforderung wiederholte Weigerung, worauf der Maire befahl, Dubois in das Gefängnis zurückzuführen."

„Fünf Minuten später fielen auf einen Befehl des Maires zwei Gendarmen über Dubois her, knebelten ihn, legten ihm Handschellen an, schleppten ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den Gefängnishof, und warfen ihn in ein Loch, das man den Käfig nennt, um vierzehn Tage bei Wasser und Brod darin zu schmachten. Dieses Folterinstrument, ganz genau nach dem Modelle desjenigen verfertigt, das der Kardinal de la Belue auf Befehl Ludwig XI. ersonnen, ist ein Käfig von ohngefähr fünf und einem halben Fuß ins Gevierte, in dem man weder sitzen noch stehen kann, und in einem alten Turme des Gefängnisses angebracht. Der Unglückliche, den man hineinsperrt, muß sich auf dem Stroh, das man ihm unterlegt, niederkrümmen. Der Käfig ist aus starken Eichenbohlen gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht durch die Fensteröffnung einer inneren Thüre, und das bloß, wenn eine äußere Thüre von Eisen, die den Eingang des Turmes schließt, geöffnet wird. Im Sommer kann der Unglückliche, den man in dieses Loch sperrt, es noch aushalten; aber im strengen Winter wird es unerträglich, da die Luft von allen Seiten eindringt. Auch wurde der unglückliche Dubois, nachdem er die Folter des Winterfrostes achtundvierzig Stunden ausgehalten, von dem Gefängniswärter in dem erschrecklichen Zustande eines erfrorenen Menschen gefunden. Er hatte keinen Puls mehr und war steif wie eine Leiche. Der Kerkermeister entsetzte sich über die Folgen dieser kannibalischen Grausamkeit, eilte fort, Decken und warme Speisen zu holen, und bemühte sich, mit Hilfe seines Sohnes, das unglückliche Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleich darauf setzte er den Maire von den Folgen seines barbarischen Befehls in Kenntnis. Dieser ließ Dubois in sein altes Gefängnis zurückbringen und forderte ihn von neuem auf, den verlangten Eid zu leisten. Der Gefangene mußte sich in sein schmachvolles Schicksal finden, doch bei sich wohl begreifend, daß ein solcher abgefolterter Eid nur Wort und Wind sei."

„Dieses ist die genaue Darstellung von der Lage des unglücklichen Dubois, die uns einer seiner Leidensgenossen, der, glücklicher als er, nach Verlauf seiner Strafzeit, das Gefängnis verlassen durfte, mitgeteilt hat. Eidgenossen! Nach solchen Schandthaten dürfen wir nicht mehr allein die Henker von Modena und Lissabon verwünschen. Die preußisch-neufchateler Zwergtyrannen haben sich zur Höhe jener zu erheben gewußt. Das sind die Qualen, welche unsere Brüder in den Gefängnissen von Neufchatel, und alle die, welche die würdige Regierung dort noch hineinführen kann, täglich zu erdulden haben! Berner! das ist das Schicksal, welches jeden Augenblick Meuren bedroht. Und im Herzen der Schweiz, mit seinen milden und patriarchalischen Sitten, und im Herzen der republikanischen Schweiz werden solche monarchisch-aristokratische Schandthaten geduldet!"

Und warum sie nicht dulden, wenn sie aus so guten lieben Händen kommen? Der preußische Staat ist der glücklichste der Welt, er hat die allerbesten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum konstitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom A b c an dienen. Sie halten jetzt schon am a, b, ab; im zwanzigsten Jahrhunderte kommen sie an das b, a, ba und nach eben so viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchstaben hat, werden die Reichsstände zusammengerufen. Was mich aber an dieser schönen Geschichte von dem Menschenkäfig am meisten ergötzte, war das Scepter, dieses heilige Kreuz, worauf man schwören ließ. Das ist ein Seitenstück zur Buße vor dem Bilde des Königs von Bayern. Die Despotie in Deutschland wird täglich orientalischer, romantischer, sie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon oder ein Märchen aus tausendundeiner Nacht zu lesen. Es kommt noch dahin, daß man die Angeschuldigten kleiner Ketzereien in ein Krystallgefängnis sperren wird, oder sie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen lassen — und daß man die Angeschuldigten großer Ketzereien an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

Schwamm herbei! Die erste Seite der deutschen Eselshaut ist sauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwarenhändler in München „a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public", daß er frische Trüffeln bekomme. Es ist das erste Mal, daß ich so etwas in französischer Sprache lese und es nimmt sich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es sich aus, daß das verehrungswürdige Publikum so entsetzlich einfältig ist, so etwas zu

dulden. Das verehrungswürdige Publikum sollte sich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat, in seinen Ankündigungen besonders von dem hohen Adel zu sprechen. Möchten sie doch endlich einmal zur Besinnung, endlich einmal zum Bewußtsein ihrer Macht kommen! Möchten sie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und daß nur die Gesetze in den Ständen des Adels sind, die Sitten aber in den Ständen des Volkes! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Gesetze, es stünde heute schlimm in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es giebt keinen entscheidenden Tag, es giebt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Ist eine Seite der Geschichte herabgeschrieben, werden die Zahlen addiert, und diese Summe nennt man eine Revolution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe nicht als Transport auf die neue Seite setzt. Er meint die Rechnung von vorn anzufangen, ihr merkt nicht, daß die alte Rechnung fortgeht — er ist ein Esel. Aber seid ihr keine Esel! Ihr werdet nie etwas zu addieren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufschreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen gestellt. Es giebt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit, Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hinaus, Treppe hinunterwerfen. Aber jeder Tag hat vierundzwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und ihr glaubt es nicht, was fünf Seelen in vierundzwanzig Stunden verrichten können, wenn sie ernstlich und immer wollen ..... Du verehrungswürdiges Frankfurter Publikum — warum bist du denn so gar einfältig, dich in deinem Konzertsaale auf die Hinterstühle zu setzen, und dem hohen Adel die vorderen zu überlassen? Thut das nicht, setzt euch selbst mit euren Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß ich, wie viel es einem bescheidenen Manne kostet, sich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulassen; aber es soll auch nicht einer allein, alle Bürger sollen sich zugleich hervorstellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demütig, seid nicht blöde, seid nicht schwach. Eure Demut ist ihr Hochmut, eure Blödigkeit ist ihre Frechheit, eure Schwäche ist ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht diesen Schritt jede Stunde und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit, wie lange noch wirst du deine Blitze schlafen lassen?“ Sie glauben vielleicht, ich hätte

das gesagt? O nein, es steht im Frankfurter französischen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürstenschaft oder der Adel irgend eine Schlappe bekommen. Das Wort ist schön, aber die ganze hohe deutsche Bundesversammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräten und Gesandtschaftssekretären, mit dem großen Heere ihrer besoldeten Zeitungsschreiber, hatte so etwas Schönes nicht sagen können, sie mußte sich erst einen Franzosen dazu kommen lassen. Der versteht's! Er spricht wie wir, er macht unsere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Isaak, werde seinen spitzbübischen Sohn Jakob für seinen Erstgeborenen halten und ihm seinen Segen geben. Wahrhaftig, es gefällt mir, daß sie selbst die schlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die preußische Regierung, wie jede germanischen Ursprunges — es ist des Tacitus wegen — besoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt sich nichts sagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt so lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz, die freien deutschen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verstand verlieren und ihre freie Verfassung gegen einen Fürsten vertauschen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünschen sich einen Freistaat, sobald sie zu Verstande kommen; je vernünftiger sie also werden, je mehr Spione braucht ein Fürst. Das ist also ganz in der Ordnung. Außerordentlich ist es aber, eine sehr außerordentliche Naivität, daß eine Regierung es eingesteht und drucken läßt, sie treibe Spionerie, wie es die preußische gethan.

Da ist ein gewisser Traxler in Köln, ein königlich preußischer Paradiesvogel, ich meine: einer der Seligen im preußischen Paradiese, das so herrliche Rüben und Schulen hat, — der ließ etwas in einem Pariser Blatte von der Seligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die preußischen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und sperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängnis ist die beste Widerlegung aller Sophismen, es ist die wahre Schule der Logik. Der Temps (darin standen die Artikel) fragte: wie denn die preußische Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimnisses ihren

Korrespondenten habe entdecken können? Der preußische Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! so etwas erlaubt sich seine Herrschaft nicht; aber „den klugen Maßregeln unseres Gouvernements ist es zuzuschreiben, daß man endlich durch Vermittelung eines Agenten der Pariser Polizei, die Originalbriefe des Traxler und mehrere von anderen ähnlichen unnützen Gesellen, für Pariser ultraliberale Blätter bestimmt, erhielt .... Der deutlichste Beweis, mit welchem Vertrauen diese Radikalreformer und Lügenverbreiter unsere Regierung verehren, daß sie nicht Scheu trugen, ihre Korrespondenzen frank und frei durch die Post an die vollständigen Adressen der Zeitungsbureaus abgehen zu lassen ..... Nur von Traxlers Briefen wurde bis jetzt erst Gebrauch gemacht, die anderen sind wohl noch aufgespart zur gelegenen Zeit ..... Die Landesgesetze dürften dies wahrhaft verbrecherische Treiben leicht als landesverräterisch betrachten und eine Strafe bestimmen welche als Warnung für ähnliche Briefsteller, der Strenge und des Ernstes nicht entbehren wird."

Unnütze Gesellen, Lügenverbreiter — das ist der Odenstil monarchischer Begeisterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der preußische Korrespondent, als er so schrieb, kam vielleicht eben vom Tische. Wir wollen uns an die Prosa halten. Die klugen Maßregeln der preußischen Regierung sind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit seinen herrlich blauen Augen stand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterscheiden; denn schnell verhüllte er sich das Gesicht, als ich von seinen Enkeln erzählte ... Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens sieht es die preußische Regierung an, wenn ihre Unterthanen sie nicht für so niederträchtig halten, daß sie die Briefe öffne! So sind alle Monarchien. Jede monarchische Regierung will für jedes Unrecht, mit welchem sie ihre Unterthanen verschont, gelobt sein; dann soll man ihre Gerechtigkeit preisen. Jedes Gut, das sie ihren Unterthanen nicht raubt, will sie als Geschenk betrachtet wissen, wofür man Dank schuldig sei. Wenn sie dem Bürger erlaubt, jedem, so gut er es versteht, den Weg seines Glückes zu verfolgen, seinem Wohlstande nachzugehen, wenn sie ja einmal nicht hindert, rühmt sie sich, Wohlstand über das Land zu verbreiten und die Selbstbuldigung nimmt kein Ende. Das ist wörtlich wahr. War doch neulich in einem russischen Zeitungsartikel zu lesen: „Die Polen hatten alle ihre moralischen und physischen Kräfte der Re-

gierung zu verdanken, die sie schmählich verrieten, ob sie ihnen gleich die Mittel verschafft hat, mit denen ein achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward.“ Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgesogen, noch so viel Kraft behielt, sich der Tyrannei zu widersetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben sie den Polen übrig gelassen; aber um für die Freiheit zu kämpfen, braucht es keiner anderen Waffe, als der Liebe zu ihr.

Ist das nicht artig, wenn der preußische Advokat sagt: nur den Traxler habe man einstweilen vorgenommen, die anderen gleichschuldigen Pariser Korrespondenten werden zur gelegenen Zeit aufgespart? Das ist Gerechtigkeit! Sie sind wohl noch nicht fett genug, die anderen? Ihr verwahrt sie wohl für euren nächsten Freiheitsschmaus? Und: die Gesetze — dürften — leicht — eine Strafe bestimmen — die des Ernstes nicht entbehren wird! Also das Gesetz ist Richter, das Gesetz wird bestimmen! O mein Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

..... Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob sein, wenigstens diese Woche nicht mehr, ich bin ganz erschöpft.

Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe so gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten sind keines Punktes auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und seine Frau, und sie sollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit sie nicht so sauer spreche. — Glauben Sie ja keinem, der sagt, ich wäre kein Gelehrter; das ist boshafte Verleumdung.

Hunderterster Brief.

Paris, Freitag, den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den bösen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zustande zu bringen. Man spielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es ist Mozarts Musik; aber ohne ihren Geist. Es ist die nämliche Gestalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es ist eine Wachsfigur, es ist gemaltes Feuer. Ich wollte, unser Guhr käme einmal hierher und suchte dem ungläubigen Orchester etwas Religion beizubringen.

Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt

Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit voneinander liegen. Ich sah hinein, hinauf, und da es alle drei Eckhäuser sind, machte ich die Runde um sie, ganz wie ein Dieb, der kundschaften will, auf welche beste Art er in der Nacht einsteigen könnte. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Solche verödete Wohnstätten rühren mich mehr als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es ist eine Art Geburt. Hier aber war früher alles, und jetzt ist das Leben tot, da ist die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in diesen Häusern! Alle Lust und aller Schmerz des Daseins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichtum, Armut, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geist, Aberglaube, Philosophie, Edelmut, Gaunerei, Freundschaft, Treue und Verrat, aristokratische Verderbnis und demokratische Wut, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwischen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht etwas labyrinthisch und theatralisch aus und ist ganz geeignet, zu einem Schauplatze für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Goethes aristokratische Verstocktheit und beispiellos enge Hofbeschränkung wurden mir durch nichts klarer als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das Leben des Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionäre Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegenteil: das helle Aufflackern einer verlöschenden Zeit. Cagliostros Treiben war eine Parodie der monarchischen Taschenschauspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürsten aller Zeiten die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nötig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbnis aller Höfe, nur daß sie hier zum ersten Male öffentlich geworden. Freilich, wenn wahr ist, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachsen-Weimar-Eisenach-Moskowitische Adelskammer behauptete: daß Öffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionäre Erscheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Öffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos, der schönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erschöpfen muß, wenn er ihr so viel vergeben will, als sie geliebt hat. Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß sie noch im höchsten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden diese erst erstaunen, wenn sie heute lebten, und sähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre tot ist, noch jeder Mann von Gefühl sie liebt? Es ist ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten Male glücklich gewesen, ob in ihrem siebzigsten oder achtzigsten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn sie war neunzig Jahre alt, als sie starb. Chesterfield fragte einmal eine Dame von vierundsiebzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? diese erwiderte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müssen eine ältere fragen. Ninons Haus hat drei Seiten, die nach drei verschiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard ist eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen garstig rot angestrichen, verunziert eine Weinschenke der gemeinsten Art. Zu dem anderen höher auf einer Terrasse gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu springen, führt von der Straße aus eine kleine, holde anliebelnde Treppe, so eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber sich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für solche Fälle war gesorgt. Auf der entgegengesetzten Seite, nach einer anderen Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da ist der Haupteingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Apartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn sie das läse. Ein nicht-möbliertes Apartement, also nur jahrweise zu vermieten. Sie hat ihr Haus oft genug vermietet; aber die längste Mietzeit war nicht länger als ein Tag unserer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenster, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert sind. Diese vielen Fenster gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel sie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz sehen. Sie war so edel, daß, sobald ein Mann ihre Gunst erhielt, er das Recht, ihr ein Geschenk zu machen, auf immer verlor. Edel und doch gestorben — wie traurig! Aber es sterben auch gewöhnliche Menschen, die nichts haben als das Leben, und das ist noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieses suchte ich eigentlich auf, die anderen sah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Théâtre Français Figaros Hochzeit aufführen gesehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorstadt St. Antoine, sehr bezeichnend als Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war. Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden. Nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern zum Abflusse des Wassers versehen; es scheint, der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verratend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschließt jetzt ein neues Gebäude, zur Salzniederlage bestimmt. Salz — Beaumarchais — es ist ein Erbe, der seiner nicht ganz unwürdig ist. Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit. Unser heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es ist wie ein Kinderbrei. Auch ist jetzt die Menschheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger, als eine solche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unsere und die schon ein halbes Jahrhundert dauert. Man ist da immer entweder zu jung oder zu alt. Ist man zu jung, ist man gedankenlos und die Zeit geht einem verloren; ist man zu alt, ist man sorgenvoll und man geht selbst verloren. In der ganzen französischen Geschichte war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichste für alle genußliebenden Menschen, Philosophen und Müßiggänger. Wer aber von jenen Menschen, beim Ausbruche der Revolution, sich und die Freiheit verstanden, hätte sich unter den Trümmern der Bastille müssen begraben lassen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geschlossen, giebt es glückliche, wenn auch selten; aber wer die Freiheit geheiratet, nachdem er sie als Jungfrau geliebt, ist immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeit kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angst und Schmerzen, sondern man bezahlt sie damit, nachdem man sie schon genossen. Beaumarchais war nicht so glücklich, einen Tag nach der Monarchie zu sterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Versprechungen, erfuhr ihre Täuschungen, dann starb er und sah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es ist merkwürdig, wie aller Geist der Menschen nichts hilft,

wenn der Geist der Zeiten sich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen seinen schönen Mut, seine Klugheit, seine Gewandtheit, seine sonst so unerschütterliche Festigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten sich die Rüstungen des Lebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erst Voltaire ergangen, der so viel waffenreicher als Beaumarchais, sich so viel wehrloser gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftsteller, aber wissen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigsten Geschäftsmänner, einer der unternehmendsten Köpfe, einer der feinsten Hofleute und gewandtesten Weltleute gewesen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geselligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Mut und eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart gezeigt. Sein Abenteuer mit Clavigo in Spanien ist durch Goethe bekannt geworden; aber erst gestern habe ich aus seinen hinterlassenen Briefen erfahren, wie er einst ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, obzwar schwer verwundet, sich durch seine Unerschrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergestoßen, die anderen verjagt. Er war zugleich ein Duvrard und ein Voltaire. Durch seine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichsten Männer von Frankreich. Im amerikanischen Freiheitskriege machte er den Insurgenten, im Einverständnisse mit der französischen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei solchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch seine Gewandtheit, wußte aus allen diesen Verwickelungen sich zu seinem Vorteile zu ziehen. Nun, dieser nämliche Beaumarchais zeigte sich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutscher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionäre Regierung Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein sein Geld, sondern fast auch seinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Ministern einer absoluten Monarchie zu thun. Die Kabinettsthüren solcher Großen schließen und öffnen sich jedem leicht und sanft, der Schlösser und Angeln zu ölen versteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterscheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam

in Verdacht, dieses für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitete sich im Volke. In einer Nacht stürmten die Vorstädter racheglühend sein Haus. Sie schrieen, es wären Waffen darin versteckt. Beaumarchais flüchtete sich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Besonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie rasend. Man hat sie oft die Furien der Revolution genannt; aber nein, sie waren die Rachefurien der Monarchie, sie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erscheinen lassen. Die angstzitternden Diener Beaumarchais' waren im Hause zurückgeblieben und konnten später ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hause wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werte eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wutentbrannten löschten ihren Durst mit Wasser. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte, es würde jeder niedergestochen, der nur etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen: sie bekam dreißig Ohrfeigen und wäre beinahe im Springbrunnen ersäuft worden. Als Beaumarchais den anderen Morgen in sein Haus zurückkehrte, war er erstaunt, alle seine Schätze wiederzufinden. Er war erstaunt — so wenig verstand er die Revolution, er, der doch selbst dreißig Jahre daran gearbeitet! Er starb 1799 in seinem siebzigsten Jahre, bei ungeschwächter Kraft des Körpers und des Geistes; nur seine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode ohne das geringste Zeichen von Übelbefinden gesehen, äußerte die Vermutung, er möchte sich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais sagte ihm beim Scheiden: „Ich bin nicht neugierig mehr" ... Und wo sich dieses alles begab, wo solch eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochsalz verkauft! Ich bin gestört worden, sonst hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro gesprochen. Aber ich thue es in meinem nächsten.

Samstag, den 26. Januar.

..... Nun, das ist schön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünschen, was von den türkischen Angelegenheiten zu halten sei. Seit acht Tagen suche ich das mit aller Macht zurückzustoßen. Ich habe schon an Europa schwer zu tragen und jetzt soll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte

ich nicht aus. Und daß Sie es nur wissen: mir hat der Zorn der Götter, das böse Geschick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkulesarbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich schreibe Ihnen ein andermal davon; die Geschichte ist merkwürdig, aber weitläufig. Nur so viel in der Kürze: Die elfte Plage Ägyptens ist über mich gekommen; ich habe seit einiger Zeit die Pflicht, eine junge schöne Frau, fast noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheiratet hat, in ihrer schrecklichen Eifersucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und sie nennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, rot und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, ein Schneemann, an dem sie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes, um mich rasend zu machen? Ich verwünsche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme Astronomie, die mich zum respectable ami gemacht. Doch genug für heute.

Hundertzweiter Brief.

Paris, Samstag, den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro spielte die alte Mars die Susanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menschen, von echten und anerkannten Verdiensten, sich solche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechzig Jahre ist sie alt und übernimmt eine Rolle, für die man schon im dreißigsten nicht jung genug mehr ist. Eine Frau, welche die seltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem sechzigsten Jahre noch eine Susanne sein; aber eine spielen — niemals. Und was mir am schlimmsten schien, war: daß die Mars besonnen genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen, und, aus Furcht es zu übersteigen, es nicht einmal zu erreichen wagte. Sie stand nun da in ihrer edlen Art, wie eine betagte Königin und wagte, besorgt die Majestät ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die kleinste jugendlich heitere Bewegung, die sich doch selbst eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte so eine vornehme Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erschien, und es war ganz wunderlich zu sehen, wenn die Dienerin saß und die Gebieterin neben ihr stand. Wenn

Figaro oder der Page ihr einen Kuß raubte, ließ sie es geschehen, wie ein Spalier, von dem Knaben eine Birne abreißen. Diese Nachsicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauspielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß ist es für Menschen von Gefühl eine rührende Vorstellung, sich zu ihrem Vergnügen eine Künstlerin bemühen zu sehen, die einst ihre Väter entzückt hat. Aber wir müssen auch an unsere Kinder denken und aus Dankbarkeit für den Genuß, den unsere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geschieht, eine Schauspielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahre zu lange behauptet, so werden dadurch die jungen Künstlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft stirbt darüber ein ganzes Theatergeschlecht aus, das die bedeutendsten Rollen nie auf eine würdige Art darstellen sah.

Wie viel strenger noch, als es geschehen, hätte ich die Mars beurteilt, hätte nicht eine gewisse Ehrfurcht meinen Tadel bescheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermutet eine Erbschaft von vierzigtausend Franken Renten gemacht habe. Das Geld ist der wahre Kothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Diese Erbschaftsgeschichte ist sehr merkwürdig und voller Moral und Philosophie; sogar etwas Religion kommt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung diese Geschichte nicht gelesen haben, schreiben Sie mir es, ich erzähle sie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage, die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich erklären, was hier unter Liebhaber zu verstehen sei. Der alte Herr, der unsere Susanna zur Erbin eingesetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu sein. Er hatte sie, aber sie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt sich für weibliche Grausamkeit nie anders, als durch ein Geschenk von vierzigtausend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monrose ganz unleidlich dargestellt. Dieser Monrose ist sonst einer der besten Schauspieler des Théâtre Français, besonders ausgezeichnet in den spitzbübischen Bedienten der Stücke Molières. Aber eben die metallene Gefühllosigkeit und Unverschämtheit jener spitzbübischen Bedienten wußte er

nicht los zu werden, und Figaros Geist, Grazie und Sentimentalität verstand er nicht aufzufassen, oder verstand sie nicht darzustellen. Die Melodie seines Spiels und Beaumarchais' Worte paßten gar nicht zusammen. So war diese Aufführung eine der langweiligsten, die man sich denken kann, und was die Unlust noch vermehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, dessen rege Teilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariser Komödie so anziehend macht. Doch eben diese Apathie der Zuschauer interessierte mich auf eine andere Art und beschäftigte mich den ganzen Abend. Man besuche einen Freund in seiner Krankheit oder in den Tagen seiner Wiedergenesung, da hört er nicht auf von seinen Schmerzen oder von seiner Erleichterung zu sprechen, zu jammern oder zu lächeln; man besuche ihn vier Wochen später und frage ihn wie er sich befindet — er versteht die Frage nicht mehr. Ganz so erschien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais verglich. Es hat seine Schmerzen, seine Genesung, seinen Arzt und seine Gesundheit vergessen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satire, das einst eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was ist aus ihm geworden? Verschmähtes Kinderspielwerk; das erwachsene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo sonst der Sturm des Beifalls tobte, da war es still; man klatschte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgestäubt; fünf Jahre später zerschlug die Nationalversammlung die Möbels, und bald stürzte das leere Haus zusammen. Staub ist die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man sieht ihre Runzeln, ihr garstiges Pergament, und sie wird ein Spott der Jugend.

Figaros Hochzeit war eine Weltkomödie, bildete Epoche in der großen und majestätischen Geschichte Frankreichs. Und kommt mir einer und kauderwelscht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsschreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutionsfabrikanten: so will ich ihm beweisen, bis er rot wird, daß Ludwig XIV., indem er die Aufführung des Tartuffe, und Ludwig XVI., indem er die Aufführung des Figaro gestattete — jener der Geistlichkeit, dieser dem Adel die erste Wunde beigebracht, und daß es also zwei französische Könige gewesen, welche die französische Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geistlichkeit sind die beiden Enden des

Balancierbaumes der Fürsten, da jede Regierung, die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchische Regierung nur Seiltänzerei ist; fort die Stange, plautz der König!

Und hierin ist wieder etwas, das meine deutsche Hoffnung bis zur Unsichtbarkeit entfernt und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutschen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie seine Aufführung erlauben. Und kommt einmal die Zeit, daß man zu einem solchen Stücke keine Erlaubnis mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu sein, muß man sagen: die Könige aus dem Hause Bourbon hatten alle etwas Königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menschlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte sie, sie hatten nicht den Hof verdorben, und sie blieben immer die besten unter den Hofleuten. Um gerechter zu sein, muß man sagen: der französische Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geistreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düsteren Hochmute des deutschen Adels. Darum aber, weil sie so gewesen, sahen sie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Verderben entgegen. Unsere Fürsten und unsere Edelleute spotten jetzt über solche Verblendung und überheben sich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen spotten. Wenn sich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefsinnigste Naturforscher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es ist noch etwas anderes, was die deutschen Verhältnisse so mißlich macht, weil es der Freiheit ihre besten Waffen raubt: die Kunst und die Wissenschaft. Unsere Gelehrten, Schriftsteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höheren Stände; weil unser hochmütiger und geistloser Adel sie zugleich verachtet und fürchtet. Und geschieht es selten einmal, daß man sie nicht zurückstößt, sind sie blöde und unbeholfen, weil sie arm sind und sie den Mut und den Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit giebt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, seinen Geist zum Passe, dem damals kein Minister, keine Excellenz, kein Edelmann das Visa zu verweigern die Unverschämtheit hatte, drang durch seine Gewandtheit bis zu den Stufen des Thrones vor und erhob sich zu einem der reichsten Männer Frankreichs. Als Figaro erschien, sagte man: es habe dem Dichter weniger Geist gekostet, das Stück zu schreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht alles gethan und geduldet, um seinen Zweck

zu erreichen! Unser Raupach hielte solch ein schleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerst las Beaumarchais seine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Kabinetten vor und bettelte sich einen Reichtum von den schönsten, mächtigsten und galantesten Stimmen zusammen. Die Kabale war umgarnt, ehe sie sich dessen versah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verschiedenen Censoren vor, die es alle einer nach dem anderen prüften und nach den vollzogenen Änderungen, die sie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch standen hohe Berge von Hindernissen im Wege. Beaumarchais wandte sich an die Minister und bat, sie möchten ein Tribunal von Akademikern, Censoren, Schriftstellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Lustspiel lesen und prüfen möchten. Das geschah. Es wurde gelesen, geprüft, beratschlagt, wieder verbessert und endlich genehmigt. Er war noch weit vom Ziel. Da wandte er sich an den König. Dieser beschloß, zu besserer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausschusse von Zuschauern, an welchem nichts mehr zu verderben ist, spielen zu lassen. Der Tag der Aufführung war schon bestimmt, die Zuschauer waren eingeladen, die Schauspieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde alles wieder abbestellt. Endlich kam der Krönungstag seiner Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widersetzlichkeit, den damals die Gegner Beaumarchais' anführten, oder der Vorwand, den sie gebrauchten, war weniger die politische Bedeutung der Komödie, als ihre sittliche Ausgelassenheit. So urteilten leichtsinnige Franzosen. Aber ein nordischer Fürst, der damals in Paris war, eine deutsch-solide edelmännische Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend ist, um das verbuhlte Lüftchen eines unsittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punkt auf. Der König von Schweden, der damals in Paris war, sagte zu Maria Antoinette: „cette comédie n'est pas indécente, mais insolente." Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verspottet wurden. Der weise Fürst hatte es genau erraten. Sechs Jahre später lernte er in seinem eigenen Lande die Bescheidenheit des Adels, der Unverschämtheit des Bürgerstandes gegenüber, kennen und schätzen. Auf einem Hofmaskenballe, unter fröhlich rauschender Musik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von

dem Dampfe des Punschnapfes, fiel Gustav III. meuchelmörderisch von den Händen seines treuen und insolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur sind freilich bescheidenere Wege als Figaros Monologen, eine Regierung zurecht zu weisen. Heinrich IV., Gustav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänden, kaum ein Land, das nicht einen Fürsten gehabt, der das Racheopfer des Adels oder der Geistlichkeit geworden. Aber solche Tage sind keine jours funestes et à jamais déplorables, die man bei jeder Wiederkehr mit Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, so ist das ehrwürdiger Richterspruch; wenn aber, wie es nur zweimal geschehen, nach tausendjähriger Geduld, ein Volk seinen König richtet, ist das schnöder Meuchelmord, ein jour funeste et à jamais déplorable! Das sagen Adel und Geistlichkeit, die ihre Privilegien klug zu wahren wissen.

Dienstag, den 29. Januar 1833.

Ein Abbé Chatel in Paris hat seit der letzten Revolution eine neue Kirche unter dem Namen Eglise catholique française primaticale gegründet. Sie erklärt sich unabhängig von dem Papste und führt nach und nach wichtige Verbesserungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienst ein. Die Anhänger dieser Kirche vermehren sich täglich. Kürzlich wurde darin eine musikalische Messe zum Andenken Molières, Talmas, Philipps de Raucourt und aller anderen Schauspieler und Schauspielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes die katholische Kirche ein christliches Begräbnis verweigert hatte. Der Teufel mag sich freuen über eine solche späte Genugthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandten Molières und der anderen, jetzt selbst tot — erfahren sie denn von der heutigen Wiederherstellung, giebt sie ihnen Trost, lindert sie den alten Schmerz, den sie gefühlt, als die ewig tückische und Liebe heuchelnde katholische Kirche die Leiche eines guten Menschen beschimpfte und hinaus in den Kot der Gasse warf? Jetzt kommen sie und das ist mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen sich die Völker ab, ihre unwissenden und entarteten Fürsten und Regierungen zur Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt sitzen wir schon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, sehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und schmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrscht, endlich einmal gefallen wird, lesen zu

lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und sich die ersten Grundsätze der Sittenlehre einzuprägen. Man sage nicht, das Volk wäre einverstanden gewesen mit der Exkommunikation der Schauspieler; das war es nicht, wenigstens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molières Zeit noch so tief stand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch gewesen — wann hat sich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volkes bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekostet und keiner hätte zu murren gewagt, wenn Molière auch mit dem Gepränge eines Papstes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn sie dazu dienen, die Tyrannei der Fürsten und die Macht der Regierungen zu verstärken, wird geachtet und geliebkost; da ist des Volkes Stimme Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verspottet man sie, und verlangt sie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenschüssen. Die Unverschämten! Man höre doch wie sie jetzt über neue Ereignisse, wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, sprechen, wie sie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schwester, der Königin von Spanien, den Text lesen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Institutionen aufdringen, die es verabscheut? Ist das menschlich, ist das gerecht, ist das königlich? Könnt ihr das vor Gott und seinen Propheten verantworten? Das Volk ist gut, das Volk ist weise, das Volk ist gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will, was ihm gut ist; das Volk ist das Land; das Volk ist alles. Wer es mit dem Volke verdirbt, geht zu Grunde. . . .

So reden sie. Hat doch neulich euer Monsieur Durand in Frankfurt, der französische Advokat des deutschen Bundes, als er von der mißlichen Lage des Sultans sprach, ausgerufen: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ O mein sehr weiser, mein sehr bundestäglicher Herr Durand — wenn Sie wieder einmal den Berg Sinai hinaufsteigen, wenn Sie wieder eine Zusammenkunft mit Egeria haben, wenn Ihnen Mahomeds Taube wieder einmal in das Ohr flüstert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeschlüsse dem Widerwillen des deutschen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieses üble Folgen hätte? Lassen Sie an dem Thore des taxisschen Hauses, an den Palästen des Königs

von Bayern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmstadt, des Kurfürsten von Hessen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen Buchstaben in Marmor graben: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui." Unten darunter lassen Sie einstweilen 183 . . . setzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag sind dann schnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Professor Wolf in Jena sagt in seinem Buche über die schöne Litteratur: „Börne hat es in seiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben durch seine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zu weit trieb und die Menge zu beschränkt war, um einzusehen, daß jene Übertreibungen wirklich nichts sind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß." Dieser unbeschränkte Wolf ist auch einer von unseren Leuten, die es in der christlich deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr, ist das Spaß oder Ernst? — Völliger Ernst. — Nun das ist Ihr Glück, denn solchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der schrankenlose Professor, wenn er jetzt meine neuen Briefe liest, wird auch sagen: Nun das ist sein Glück, daß er alles für Ernst erklärt, denn solchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Hundertdritter Brief.

Paris, Donnerstag, den 31. Januar 1833.

Béranger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder gesungen. Gestern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit sie zu lesen; aber in meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen darüber und dann schicke ich Ihnen das Buch durch die erste Gelegenheit.

Ein Reisender, der aus Deutschland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen sind. Der erste Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden. Es scheint, daß ich im Januar und Februar am meisten Verstand habe. Das kann aber nicht immer so gewesen sein; denn in einem dieser Monate habe ich Sie einst kennen gelernt. Als

Conrad das Buch liegen sah, rief er aus: „Sind das Ihre neuen Briefe! Das wird wieder große Freude im Lande sein.“ Schöne Freude! In der Münchener Hofzeitung soll stehen: wenn Deutschland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radikalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbelgeschwätz und um das ganze monarchische Gesindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringste Lust habe ich, ein Wunder zu wiederholen und meine Recensenten zum zweiten Mal aus dem Tode zu erwecken. Friede sei mit ihren Gebeinen. Einmal war nötig, aber einmal ist auch genug.

Übermorgen wird im Theater der Porte St. Martin ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort, mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus sind alle Plätze bestellt. So ungeschickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu spät, und seit ich Paris besuche, ist es mir noch niemals gelungen einer ersten Vorstellung beizuwohnen, welche immer die interessanteste ist. Das wird besonders diesmal der Fall sein; denn wegen der Verfolgung, die Victor Hugo neulich von den Ministern zu erdulden hatte, werden seine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen suchen. Ohnedies spielt das neue Drama in dem Hause Borgia, diesem bekannten italienischen Fürstengeschlechte, dessen Blut von der Sünde schwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchischen Prinzip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchische Prinzip! Aus Angst und Verzweiflung, daß man ihm einen Teil seiner Schätze geraubt hat, packt es sich, gleich Molières Geizigen, an der eigenen Brust und schreit: haltet den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner seiner Feinde, als es sich selbst thut. Sie werden aus den Pariser Zeitungen halb erraten haben, welche neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie schickte zwei hiesige Ärzte nach Blaye. Daran wäre nun weiter nichts Auffallendes gewesen, da die Legitimisten selbst laut gejammert hatten, die Berry sei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen, aber die Minister des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Ärzte hätten eine ganz besondere wichtige Sendung, sie hätten den Auftrag, einen Punkt der gerichtlichen Medizin in das Reine zu bringen. Darauf schreiben die legitimistischen Blätter von Gift, sprachen von

Vergiftung. Natürlich war das Verleumdung. Die Ärzte kamen von Blaye zurück, und die Legitimisten, diese dummen Pfaffen des monarchischen Prinzips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie sie ihn zu wissen glaubten. Die Ärzte wären verlegen, schamrot, stotternd vor der Herzogin erschienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Witwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre stolz vor die armen Doktoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, sehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen selbst den Mund geöffnet und gesagt: „Ich weiß, warum ihr gekommen; jetzt seid ihr hier, jetzt untersucht ihr alles gehörig, und nicht eher sollt ihr das Zimmer verlassen, bis ihr alles gehörig untersucht habt. Man soll wissen, woran man ist." Die medizinischen Richter untersuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit roter Stirne fort. Mich ärgert die Geschichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchischen Trosse frohlockend ausrufen: „Seht ihr, seht ihr, was von einer repräsentativen Verfassung herauskommt, welche schöne Folgen Öffentlichkeit und Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande, das nicht mit der Preßfreiheit verflucht ist, je von der Mütterlichkeit einer Prinzessin Witwe reden gehört?" Ganz recht hat Herr Jarke. In solch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts ist abscheulicher und fruchtbarer als die Preßfreiheit; sogar einer fürstlichen verwitweten Unschuld kann sie einen bösen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchische Prinzip immerfort an sich kuriert! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es sieht, daß ihm Ärzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern seine Zuflucht und gebraucht sympathetische Mittel. Vorgestern war ein Ball bei Hofe und da erschienen mehrere Damen, „die presque jolies et à peu près jeunes" waren, zum allgemeinen Erstaunen mit Puder in den Haaren und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentschaft. Die königliche Familie überhäufte diese tugendhaften gepuderten, loyalen, monarchischen, fast schönen und ungefähr jungen weiblichen Köpfe mit Gunstbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers sagte ihnen im Namen der Doktrinärs die schönsten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatischen Korps überreichte ihnen der päpstliche Nuntius Konfekt und Eis. Herr Pasquiers, im Namen der Pairs, erklärte diesen Tag

für einen jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volkes wurden sie von allen übrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben und wissen mußte, daß Mirabeau und Robespierre sehr gepudert waren und daß Madame Roland eine steife Schnürbrust getragen. Den anderen Tag schickten drei Gesandte Kuriere an ihre Höfe und man glaubt, dieser Puder werde sehr viel zur Schlichtung der belgischen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernsten Willen Louis Philipps, das reine monarchische Prinzip herzustellen und die ungepuderte und ungeschminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könne.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es ist dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine karlistische, aber die hilft auch. Sie unterscheidet sich von einer liberalen nicht mehr als Kreuzaß von Herzaß; der Wert ist der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allstündlich ändern. Auf keine Weise ist zu fürchten, daß sich die Spanier in den Schlaf protokollieren lassen. Eine diplomatische Konferenz verdaut nimmermehr solch ein hartes Volk. Wenn das dort Verstand hat, werden wir es in Deutschland bald an den frischen Ohrfeigen spüren, die man uns geben wird, wir sind die Menins aller ungezogenen Völker — sie die Unarten, wir die Schläge.

Samstag, den 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir schicken. Was ich früher von ihm gelesen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit seinem Journale ist es ein großer Mißverstand. Wer für die Juden wirken will, der darf sie nicht isolieren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eigenes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn sie bedürfen keiner Zusprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Ansprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen sprechen, damit der ungeneigte Leser gezwungen werde, sich damit zu beschäftigen, weil es auf seinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf diese Weise leichter, die Juden zu verteidigen, jedem der keine blinde Liebe für sie hat. Ich habe oft und warm für sie gesprochen; hätte ich sie aber isoliert, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu sauer geworden. Es scheint,

Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt sehen. Aber die Nationalität der Juden ist auf eine schöne und beneidenswerte Art zu Grunde gegangen; sie ist zur Universalität geworden. Die Juden beherrschen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Christentum beherrscht die Welt, dieser schöne Schmetterling, der aus der garstigen Raupe des Judentums hervorgegangen. Die scheinbeherrschte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden sind die Lehrer des Kosmopolitismus, und die ganze Welt ist ihre Schule. Und weil sie die Lehrer des Kosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit. Keine Freiheit ist möglich, so lange es Nationen giebt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürsten; der wechselseitige Haß, der die einen trennt und schwach läßt, verbindet die anderen zu wechselseitiger Liebe und macht sie stark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, so lange ein thörichter Haß diese auseinander hält. Auch die Edelleute sind stark, weil sie kein Vaterland kennen. Deutsche! Franzosen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrschern zum wahnsinnigen Patriotismus entflammen. Weil man euere Vereinigung fürchtet, soll wechselseitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was sie als Vaterlandsliebe preisen, ist die Quelle eures Verderbens. Verstopft sie, werft Kronen und Scepter und zerschlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergamentschutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, ihr Deutsche dem Norden, ihr Franzosen dem Süden, und dann ist überall wo ein Mensch atmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie sind neugierig? Das ist merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyklopädie, in der von Krünitz, im Konversationslexikon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen englischen Weltgeschichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen gesammelten Schriften, in keinem dieser Werke ist auch nur ein Wort zu finden, das auf die Existenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es ist die merkwürdigste Entdeckung seit der Sündflut. Aber es thut mir leid, ich muß Sie schmachten lassen. Aufrichtig zu sprechen, es ist etwas in dieser Geschichte, das ich nicht mitteilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich sie Ihnen erzählen soll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verschweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu sagen, das ist eine künstliche Drechslerarbeit;

ganz zu lügen, ist viel leichter. Übrigens kann ich Sie versichern, daß die Geschichte gar nicht so romantisch ist, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich habe mehr wissenschaftliches als Kunstinteresse daran, und wäre ich nicht so wißbegierig, hätte ich mich schon längst dabei gelangweilt; doch das kann ich Ihnen mitteilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eifersüchtig ist, sondern auch die Mutter, und daß erstere mich seit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, sondern aimable; einmal sagte sie sogar adorable. Ich weiß nicht, was sie mit mir vor hat, aber sie abelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben, als mich exécrable zu nennen. Jetzt schmachten Sie ruhig fort und lassen Sie sich durch nichts stören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, sechs Wochen, vielleicht zehn, höchstens ein Jahr oder anderthalb.

Hundertvierter Brief.

Paris, Montag, den 4. Februar 1833.

Bérangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der früheren, in welchem reines Quellblut sprudelte. Wir aber, die den Dichter lieben, lesen sie wieder frisch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man sie in warmes Wasser stellt. Béranger fühlt es selbst, daß er schwächer geworden; aber er sagt: nicht sein Alter allein, sondern auch der Ernst der Zeit hätte seine Sangesweise schwer und nachdenklich gemacht. Mir aber scheint, daß seine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, sein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens, und daß darum sein sonst so siegesfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einst in seiner Jugend von der Armut rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zuneigung sind würdig und rührend. Da sagt er unter anderen: „J'ai toujours penché à croire qu'à certaines époques les lettres et les arts ne doivent pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen sich unsere deutschen gelehrten Zeugfabrikanten und unsere poetischen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Goethes gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas anderes als auf neue Erfindungen für die Lust der Reichen und Vornehmen sinnen, wenn sie je an etwas anderem, als

an Kronen und Ordenssternen arbeiten. In der Vorrede sagt Béranger: das wären seine letzten Lieder, und er wolle den Rest seines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit aufzuschreiben. Diese Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende schwören oft falsch.

„Das Glück der Menschheit war der Traum meines Lebens." Hätte Béranger nur das nicht gesagt! Das sagen ja eben die anderen auch, die das Glück der Menschheit nicht wollen. Sie spotten: Ihr träumt, ihr schwärmt! Nein, es ist kein Traum; aber freilich, wenn man schläft, ist alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es giebt jetzt zehntausendmal mehr glückliche Menschen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philosophen, welche von dem Glücke der Menschheit träumten, und gewiß wurden sie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch ist alles besser geworden, und ohne Zweifel übersteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt weit die Hoffnung jener Gutgesinnten, weit die Furcht jener Schlechtgesinnten. Was hat sich geändert? Hat das Glück der Menschheit sich vermehrt? Nein. Die Summe des Glückes ist immer die nämliche, nur kommt es darauf an, wie sie verteilt ist. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichtum und alle Lust des Lebens, waren alle Waffen zur Verteidigung der Güter des Lebens in alleinigem Besitze der Edelleute, und alle Kunst und Wissenschaft und göttliche Erkenntnis waren Eigentum der Geistlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geistlichkeit aufgelöst, und da flossen Reichtum und Wissen von selbst auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk mit eures Geistes, mit eurer Hände Kraft und wartet nicht auf die Zeit, die langsam zerstört und noch langsamer bildet. Die Zeit ist eine Seidenraupe; wollt ihr Seide spinnen, dürft ihr nicht warten, bis sich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brot essen. Jeder Fürst eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttausend seiner Unterthanen, jeder kleine Fürst nach Verhältnis noch mehr. Jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm.

Wenige sollen alles wissen, damit alle nichts wissen. Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man stellt sie an, daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißigtausend Schulmeister zerschlüge — in jedem geheimen Hofrat stecken ihrer tausend, — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, sittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menschheit der Traum der Schlechten sein.

Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können Sie sich leicht denken; nach den Gesinnungen und Äußerungen Bérangers über den Zustand Frankreichs. Mit wahrer Angst suchte ich das auf; denn ich habe seit zwei Jahren oft flüstern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Béranger seinen Zorn schweigen, sondern aus einem anderen Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die schöne Zeit ist nicht mehr, wo nur die Verleumdung edle Menschen beschädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Rost das reinste Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überschwemmen, daß sie ihre Mitschuldige werde, hat auch viele der Edelsten berauscht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunst so weit gebracht, daß sie selbst aus Rosenwasser das stärkste Gift destillieren können. Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht alles, was ich suchte. Den Stoff, den ihm die Regierung Louis Philipps angeboten, der viel schöner und reicher ist, als der der früheren Zeit, hat Béranger träge bearbeitet. Aber es giebt außer der Bestechung durch Geld, noch eine andere, die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Bérangers teilen jetzt den Gewinst und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derselben vorgestellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß seine Lieder auf das Volk hätten und daß sie am meisten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Parteien und dem Lande gegenüber stehe — das bedenken und darum schonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung

ein Endchen von irgend einem Geheimnisse der heiligen Allianz. Da ließ sich der gute Béranger überlisten und versprach zu schweigen. Später sah er wohl ein, daß er getäuscht worden, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

So zielen Bérangers politische Lieder zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das, was ich in meinen vorjährigen Briefen mitteilte, la Paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, ist nicht gedruckt worden. Die Minister und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung bespöttelt er etwas in dem Liede la Restauration de la chanson. In den ersten Tagen nach der Revolution hatte Béranger gesagt: „on vient de détrôner Charles X et la chanson." Darauf bezieht sich das Lied, von welchem hier die zwei ersten Strophen folgen.

Oui, chanson, Muse ma fille,
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Diesem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichsam als Beweis folgt. Der Minister Sebastiani wollte, so zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem schönen Liede: le Refus; darin sagt er:

Qu'un peu argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!

D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encore,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philosophischen Gedichte: les Fous sind folgende schöne Verse:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Oui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derselben, worin Béranger seine

Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuschreiben. Ich weiß, welche Freude es Ihnen macht, in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Wasser zu sehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères en Belgique,
Faites un roi morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.
D'un roi toujours la matière se trouve:
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi
Tout ceuf royal éclôt sans qu'on le couve.
Faites un roi, morbleu, faites un roi,
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre!
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et de croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs,
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le cousin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs:
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs.
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine: un dieu fit cette loi.
Les courtisans rougent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte;
Juges, préfets, gensdarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.

Vient le budget! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins coûté, sur ma foi.
L'ogre a dîné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un de chauds partisans.
D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise;
Plus ils s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre,
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du Louvre ouïra cette voix:
„Heureux Français, soulagez ma détresse;
Faites l'aumône au dernier de vos rois!“

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers,
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers,
Un senateur criera: „L'homme à besace!
Les mendians sont bannis par nos lois.“
„— Hélas! monsieur, je suis seul de ma race.
Faites l'aumône au dernier de vos rois.“

„Es-tu vraiment de la race royale?“
„— Oui, repondra cet homme, fier encor.
J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
A mon aïeul, couronne et sceptre d'or.

Il les vendit pour nourrir le courage
De faux agens, d'écrivains maladroits.
Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
Faites l'aumône au dernier de vos rois!

Mon père âgé, mort en prison pour dettes,
D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
Je tends la main; riches, partout vous êtes
Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
Je foule enfin cette plage féconde
Qui repoussa mes aïeux tant de fois.
Ah! par pritié pour les grandeurs du monde,
Faites l'aumône au dernier de vos rois!

Le senateur dira: Viens, t'emmène
Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
Contre les rois nous n'avons plus de haine:
Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
En attendant que le sénat décide,
A ses bienfaits si ton sort a des droits,
Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
Je fais l'aumône au dernier de nos rois."

Nostradamus ajoute en son vieux style:
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira.
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienstag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Strickнadeln, mit scharfen Zungen, mit Fischbeinen, mit Zwirnknäueln, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmstädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch gelästert deutsch und französisch. Sie haben gesprochen von Ariovist, von Cäsar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den

spartanischen Frauen, von Goethe, Schiller, von den schätzbaren Winken, welche die philosophischen Schriften des königlich preußischen Staatsministers Ancillon über diesen Punkt enthalten; von Himmel und Erde, von Gott und Teufel. Sie haben gesprochen von dem dröhnenden Geheule der germanischen Weiber und wie Cäsar vier Wochen gebraucht, seine Soldaten an den Graus zu gewöhnen, und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit gesiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer lassen, denn sie zittert vor euch. Sie fürchtet, manchem würde euer Lächeln mehr sein als das gnädige Lächeln des Fürsten, euer Händedruck schmeichelnder als das Achselzucken eines Ministers und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des preußischen Gesandten. Darum sammelt euch! In Ordnung! Die Häßlichsten im ersten Gliede! Vorwärts!.... Was ist? Ihr zaudert? Habt ihr Furcht?.. Ja so! Die Schönsten voraus! Marsch!... Halt! Kehrt wieder um und geht nach Hause. Es fällt mir eben ein, daß sie recht haben; es sind schon Weiber genug in allen deutschen Kammern.

Von den Duellen, welche in diesen Tagen zwischen karlistischen und liberalen Journalisten stattgefunden, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieses Ereignisses nicht ganz fühlen. Es war sehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem süßen Traum geweckt. Man dachte das Volk wäre tot, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Esel, wenn auch zitternd, herangestolpert, um durch einen Fußtritt seine Tapferkeit und seine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eselei zu beweisen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und sie bekamen Angst. Die unverschämte Herausforderung der Legitimisten, die doch so schwach sind wegen ihrer geringen Zahl, wurde so gedeutet: daß diese Partei durch den geheimen Schutz der Regierung sich stark fühle. Hat doch der Minister Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Karls X., die ganze Revolution, sei keine Handlung des Rechts gewesen, sondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müsse, weil man müsse. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Karlisten nichts als die Arglist der Regierung, und sie sprach sich so stark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erschrocken in ihr Schneckenhaus zurückzog. Carrel, der Redakteur der National, der sich für die liberale Partei hervorgestellt,

ist lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt ist er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein riesengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Ministerium und die Gesandtschaften sich öffentlich oder im stillen so ängstlich um das Befinden dieses Republikaners erkundigen lassen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den amis des droits de l'homme allein haben sich achttausend gemeldet, um, je zwanzig, es mit den Karlisten auszufechten. Ein Freund, der gestern auf dem Bureau der Tribune war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll gewesen, die gekommen waren, sich unter die Duellanten einschreiben zu lassen. Ich billige sonst Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die sogenannte Ehre ist nichts als die falsche Münze der Tugend, ein kindisches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das sich der Hochmut der Aristokratie erfunden, damit ihre Verdienstlosigkeit zu schmücken. Aber Duelle aus politischen Gründen preise ich. Man stirbt für die Freiheit so ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich Ihnen denn die Erbschaftsgeschichte der Mars erzählen. Bei dieser Gelegenheit aber muß ich die Künstlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich gestern in einer Biographie gelesen, ist sie 1778 geboren, also gegenwärtig erst 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtsinne behauptet hatte. Es geschah vor vielen Jahren, daß ein reicher Marquis sich in die Mars verliebte. Aber sie erbarmte sich seiner nicht. Er schrieb ihr seidene Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolstert mit Bankzetteln; die Edle schickte ihm den Flaum samt dem Überzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von seinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendôme, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hause zu tragen. Aber er erklärte mit fester Stimme den Umstehenden: hier liege ich und hier bleibe ich liegen und lasse mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiselle Mars kommt und mich in seine Behandlung nimmt. Man schickte zur Mars. Diese, zwar aufgebracht aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Dupuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als seine vermutlichen Erben das Inventarium machen ließen und über die vielen schönen Sachen sich freuten, fanden sie

unter der reichen Verlassenschaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieses Bild wohl gern an sich bringen, und ließen sie das wissen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenschein zu nehmen. Während sie mit den Erben um den Preis des Bildnisses unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Testament heraus, daß sie eben erst unvermutet gefunden und gleich geöffnet hatten, und sagten der Mars: sie möge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, sie wäre Universallegatarin. Die Mars stand mit einem Susannalächeln, die Erben standen mit Bazilemäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete sich bei diesem Anlasse. Als die Bücher des Marquis versteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerte. Der Auktionator durchblätterte das Buch, ehe er es losschlug, um zu sehen, ob es nicht defekt sei und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünfzig Stück, heraus, die als Papierstreifen zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre diese heilige Schrift nicht zufällig untersucht worden und ein armer frommer Teufel hätte sie gekauft für dreißig Sous, und zu Hause fünfundzwanzig, vielleicht fünfzigtausend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Christentum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1. Man weise alte Marquis zurück; ihr Tod ist einträglicher als ihr Leben. 2. Man kaufe alte Bibeln.

— Es schrieb mir heute einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht selbst eröffnet, weil Pfitzer (Verfasser der Briefe zweier Deutschen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines solchen Mannes könne er nicht annehmen. Ach! was habe ich wieder eine volle und schmutzige Eselshaut! Das ist meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz andere als Balzacs seine. Diese wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine wächst nach jeder. Doch heute still davon. Ludwig XIV. schrieb ein staatsrechtliches Buch zur Belehrung seines Nachfolgers. Darin ist der Grundsatz aufgestellt: „Die Nation ist nichts für sich, sie ist ganz in der Person des Königs aufgelöst.“ (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der Letzte wird einst sprechen wie Ludwig XIV. gesprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friedrich,

der letzte Franz, der letzte Karl werden gesinnt sein, wie der erste Wilhelm, der erste Friedrich, der erste Franz, der erste Karl gesinnt waren. Es giebt keine andere Hilfe, als daß uns der letzte von allen befreie.

Hundertfünfter Brief.

Paris, Donnerstag, den 7. Februar 1833.

Der Journalist Traxler aus Köln, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, hat sich gerettet und ist glücklich in Paris angekommen. Gestern besuchte er mich. Als er abends, da es schon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er sein Urteil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängnis führen sollte, ihn vorher in seine Wohnung zu begleiten, wo er einiges Nötige zu bestellen habe. Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huissier in das Zimmer eingetreten war, sprang Traxler hinaus, verschloß die Thür hinter sich, stürzte auf die Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinaus und kam so glücklich über die Grenze. Auch ist in diesen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt war. Er saß schon lange in Pirna fest, als es ihm gelang, seinen Kerker zu durchbrechen, um den weiten Weg durch Deutschland nicht unerkannt, aber unverraten zurückzulegen. So haben sich schon sehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich sechs in Frankreich begegnet und gesprochen habe. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß diejenigen, welche sie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverstanden waren, so, daß wenn sie auch nicht behilflich dabei gewesen, sie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit und Dankbarkeit von einem solchen Einverständnisse nicht sprechen, doch aus den angegebenen Umständen errät man es bald. Einer dieser Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir unbedenklich fand, gestand es, daß ein Polizeibeamter, und zwar ein solcher, der sich seit mehreren Jahren durch seine blinde Folgsamkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat und darum in der ganzen Stadt verhaßt ist, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht gekannt, zu seiner Flucht behilflich gewesen. Wie erfreulich ist es nicht, wahrzunehmen, daß die Karyatiden der Throne mit Menschengesichtern und steinerner Brust endlich auch warm werden und sich beklagen.

Der gute Geist in Deutschland breitet sich immer mehr aus, auch unter den Offizieren und Unteroffizieren. Und was dann? Die deutschen Fürsten werden bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und selbst diese Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherstellung der alten deutschen Reichsgerichte, aber in den alten Kessel soll neues Gebräu kommen. Man spricht von deutschen Nationalgefängnissen, von hohen deutschen Bundestürmen, die gebaut werden sollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern, die Sie mir geschickt, habe ich von Weitzels „Politische Ansichten der Gegenwart" nur noch einige Bruchstücke gefunden; ich hätte aber wahrscheinlich aus dem Ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann schreiben in dieser Zeit und in seinen Verhältnissen? Wenn er sagt: „Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, die sich mit der Aristokratie verbunden, ein Gegengewicht zu geben, kommt um manche Jahrzehnte zu früh" — so will ich mich aufknüpfen lassen, wenn das sein Ernst war. Weitzel ist einer der besten und klarsten politischen Köpfe Deutschlands und sein Rat, mit der Ausbesserung des Hauses zu warten, weil es noch manche Jahrzehnte dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zusammenstürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Aristokratie und Monarchie zusammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten sie uns täglich, wir möchten doch so gut sein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur je etwas aus nichts schaffen! Als wenn sie nicht selbst vorher zerstören müßten, um Neues zu bilden! Für solche Dummköpfe halten sie uns, daß sie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerstören, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen sollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen sollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimnis predigen sie uns nicht. Und wenn sie zanken: Der Liberalismus könne nur zerstören, finden sich in Deutschland gutmütige, aber einfältige Menschen genug, die vor dem Schrecken dieses Vorwurfs zusammenfahren, und aus Furcht, für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hause schleichen, die Nachtmütze aufsetzen und in den Andachtsstunden lesen.

Es ist etwas in den Deutschen, auch in den Freisinnigen, was ich nicht verstehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Psychologie nicht ausreicht. Ich erstaune täglich über die Gefühllosigkeit, mit welcher die liberalen Deputierten der Kammer die unverschämten Reden der Minister anhören. Ich sage nicht, sie sollen der Gewalt Gewalt entgegensetzen; denn sie haben keine. Ich sage nicht: sie sollen der Frechheit, wie es sich gebührt, antworten und der Pflicht und Ehre ihren persönlichen Vorteil aufopfern; aber ich sage: sie sollen ihr antworten müssen. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm sein der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns solche Aufopferung selten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; stünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und schweigen. Es gäbe aber Verhältnisse, in denen ich unfähig bliebe, zu überlegen, in denen mein Herz den Verstand verdunkelte, und in solchen Verhältnissen, stünde ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich seine Krone, seine Kerker, seine Henker vergessen und ihm begegnen, wie es sich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbrecher, wie ein Dummkopf geduldig behandeln lassen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum sind sie Schulbuben, wo sie sich die Schwächeren fühlen? Weil sie Schulmeister sind, wo die Stärkeren; der ganze Unterschied besteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet sie zu Grunde. Vor lauter Begeisterung für das Gute verlieren sie den Geist, es zustande zu bringen. Thränen der Menschenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick, und der dümmste Jäger kann sie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputierter sitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Faust seines gnädigen Herrn, und zeigt sich etwas hoch oben in der Luft, was der gnädige Herr mit seinem Geschosse nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn steigen. Das edle Tier steigt, steigt, steigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht, daß er wieder zur alten Faust zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verstohlen.

In Kassel feierten sie den Jahrestag der Verfassung und schrieben am folgenden Tage: „Tausend stille Gebete und Wünsche für sie steigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige selbst ist

nicht ewig genug, mit euerer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als stille Gebete. Der Eröffnung der Württemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienst voraus, und ein Prälat — versteht sich ein Haas — predigte über den Psalmenvers: „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe", und ging dann geschickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näselte „von der Treue gegen unseren verehrten König". Und die Deputierten fürchten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nachdem der Präsident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorstehenden Landtag!" Und dann erhebt sich ein hochherziger Deputierter, den ganz gewiß irgend ein loser Schelm von Staatsrat heimlich an seiner Großmut gekitzelt, und macht den Vorschlag: man solle die Diäten der Deputierten von $5^1/_2$ auf $4^1/_2$ Gulden herabsetzen. Taumelnd stand gleich alles auf, was Edles auf den Bänken saß, und alle, einer nach dem anderen, schrieen wie die Kinder: „ich auch, ich auch!" Es war eine Rührung zum Ersaufen, und die Junker im Trockenen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputierter das Wort und sprach: „Ich verzichte nicht auf meine fünf Gulden dreißig Kreuzer; ich werde aber einen Gulden täglich den Armen zukommen lassen." Auch diese schönen Worte hatten vielstimmigen Wiederhall. Endlich stand einer auf und rief: „Wenn man mich zum Präsidenten der Kammer erwählen sollte, werde ich mich, statt der festgesetzten fünftausend Gulden, mit dreitausend begnügen." Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebste Versteigerung und einer forderte immer weniger als der andere. Dieses Mal aber, als die Junker sahen, wie sich die Moral in Tausende verstieg, lachten sie nicht mehr, sondern sie murrten. ..... Und solchen unverständigen Menschen ist das Wohl des Landes anvertraut! So lassen sie sich von ihrem Herzen zum besten haben! Sie sehen nicht ein, daß sie für einige tausend Gulden, die sie durch Verminderung der Taggelder dem Volke ersparen, ihm vielleicht Millionen an anderen Lasten auflegen. Denn wenn die Diäten so gering sind, daß sie den Deputierten den Verlust ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müssen sie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlassen. Diese aber werden, wie immer, die Auflage so viel als möglich auf die unteren Volksklassen wälzen. Es ist schön, wenn einer edel ist; aber das sei er im geheim. Edelleuten und

Ministern gegenüber soll ein Bürger seine Tugend verstecken. Sobald diese merken, daß sie es mit einem edlen Deputierten zu thun haben, übervorteilen sie ihn um so mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegenteile, wir müssen stets Eigennutz heucheln, damit sie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutschen Fürsten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin dessen schadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der List unverdient, nur das erste Mal. Wen sie zum zweiten Male täuscht, der hat sein Geschick verschuldet, und es ist das zweite Mal, daß sich die deutsche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konstitutionellen Fürsten die Schranken der Verfassung durchbrochen, die uns gegen ihren Übermut geschützt; wieder einmal jubeln sie wie die entsprungenen Sklaven. Die Gitterstangen, die sie eingeschränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen, diese Einschränkung zu rächen, und mit den Gesetzen, die sie aus dem Boden gerissen, zerstören sie die Gesetze, die noch aufrecht stehen. Und nicht mehr, wie früher, begnügen sie sich, ihre Widersacher, die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu bestrafen; nein, sie bestrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen sich Widersacher gegen sie hervorgestellt. Der König von Bayern hat die Stadt Würzburg durch Verpflanzung mehrerer Ämter, durch Entfernung der berühmtesten Universitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Garnison, der heilige Bischof, die allerheiligsten Edelleute verlassen die kleine gewerbloſe Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß sie Rotteck zum Bürgermeister gewählt. Der König von Württemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptstadt sich so freisinnig zeigt, will mit seinem Hofe und mit seiner Leibgarde nach Ludwigsburg ziehen. Der Magistrat von Stuttgart, um das große Unheil von dem Wohlstande der Gemeinde abzuwenden, hat dem Könige einige von der Bürgerschaft unterzeichnete Adressen überreicht, worin diese den König bitten, nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutschen an einer gemeinschaftlichen Kette, und sie haben doch wenigstens eine Galeere zum Vaterlande. In Bayern soll es nicht mehr zu ertragen sein. Ich habe heute drei angesehene und reiche Gutsbesitzer aus Rheinbayern gesprochen, die nach Amerika reisen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlassung auszumitteln. In Rheinbayern, erzählen sie,

steige die Tyrannei täglich, und sie wollten sich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das sind keine Advokaten, keine Demagogen, keine Schriftsteller, keine Journalisten, keine Freiheitstheoretiker, keine schwärmenden Jünglinge; es sind Gutsbesitzer, schlichte Landbauern — und doch können sie es nicht ertragen!

Samstag, den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich sehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht gelesen. Sie haben das nicht verstanden, wenn Sie jene Erklärung als einen Versuch ansehen, den Spott abzuwenden, der den armen Häring in Berlin wahrscheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beschuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satire gegen ihn vorgebracht, sucht er sich zu verteidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rücksicht genommen. In solchen Sachen verstehen sie keinen Spaß, wie man zu sagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß sie so dumm sein werden. Übrigens können Sie sich leicht denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt keinem.

Hundertsechster Brief.

Paris, Samstag, den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des bayerischen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von München an bis Brindisi eine Rauchwolke von dem köstlichsten deutschen und italienischen Schmeichelgewürze herzog, — nennt ein hiesiges Blatt einen: roitelet idiot, sourd et bossu. Ich habe kein französisches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was idiot heißt. Ich vermute, es heißt dumm oder gar einfältig. Das wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu sagen; auch Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonne des Menschengeschlechts; denn bei ihnen fielen dann alle akustischen Täuschungen weg, es blieben nur noch die optischen übrig; ihre Höfe könnten sie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wäre dumm. Man braucht mehr Verstand, die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zusammengenommen. Diese Entdeckung von den schönen Eigenschaften des Königs Otto hat viel dazu beigetragen, die

französische Kammer bedenklich zu machen, ob sie die Garantie bewilligen solle, welche die Regierung für den dritten Teil des griechischen Anleihens zu übernehmen versprochen. Der Zeitungsredakteur ging mit dem Briefe, den er von einem bayerischen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Dupin, wo an dem Tage die Deputierten versammelt waren; dort teilte er seine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigsten Teil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und sie machten einen großen Eindruck, der auf die Kommission der Kammer überging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubayerischen Herzen, die von München wie die aus dem Spessart, sind, seit ihnen der Professor Thiersch erzählt, daß Sophokles und Äschylus mit dichterischer Begeisterung vom Bier gesprochen, so entzückt über die Hellenisierung ihres Ottos, daß sie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und sollten sie darüber verarmen und mit einer Hopfenstange in der Hand die Welt durchbetteln müssen.

Die Bayern begreifen recht gut die unermeßlich heilsamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der bayerische Vater mit dem griechischen Sohne geschlossen, für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majestäten verbürgen sich darin wechselseitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Bayern von Österreich oder seinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hilfe schicken. Sollte dieser einmal von Österreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Pascha von Ägypten oder von seinen eigenen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Bayern Hilfe leisten. Wenn ein bayerisches Regiment in Franken mit den Leiden des Volkes zu sympathisieren anfängt, schickt man es schnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten sich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen und sich die Stirne auf dem Pflaster zerschmettern; mögen sie immerhin bei der Einschiffung sich empören — man weiß sie zu zwingen. Wenn ein griechisches Regiment in Nauplia sich merken läßt, daß es seinen König doch gar zu bucklig finde — schickt man es nach München. Die Griechen in Bayern und die Bayern in Griechenland verstehen das Volk nicht unter dem sie leben, und hassen und mißhandeln es zum Heile und Segen des monarchischen Prinzips. Der Kaiser von Österreich übt auch diese schöne Regierungskunst. Die ungarischen Soldaten werden nach Italien, die italienischen werden nach Ungarn geschickt. Der Ungar

versteht kein Italienisch außer dem wenigen, was ihm abends in der Kaserne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt als caro amico, und man sagt ihm, caro amico hieße Hundsfott. Wenn nun der gutmütige Ungar in einer Weinschenke sitzt, und ein gutmütiger Italiener reicht ihm die Hand und sagt fratello mio, caro amico! — stößt ihm der Ungar seinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italienischer Offizier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinschleicht, und weint Sehnsuchtsthränen nach seinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und sagt in seiner Sprache: Nicht weinen, Bruder, du wirst dein schönes Vaterland bald wiedersehen! Der schmerzbetäubte Italiener glaubt, der Ungar spotte seiner und schlägt ihm ins Gesicht. Sie duellieren sich, der Ungar bleibt tot, und das monarchische Prinzip giebt am nämlichen Abende dem italienischen Offizierkorps einen Champagnerpunsch.

Wollen Sie nächsten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen? Der bayerische Volksfreund hat neulich den Vorschlag gemacht: „An der Stelle, wo die betrübte königliche Mutter ihrem vielleicht auf immer scheidenden innigst geliebten Sohne, dem Könige von Griechenland, den letzten Abschiedskuß gegeben, vermittelst Beiträge patriotischer Bayern eine Kapelle zu bauen.“ Die Patrioten werden beitragen, die Kapelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küssende Muttergottes, den griechischen Jesus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber so ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Brust. Was hat er nötig, eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht schöner gewesen, er hätte der königlichen Mutter gesagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du hast deinen Sohn nicht zum letzten Male geküßt, du wirst ihn bald wiedersehen —?“

Sollte die Ottolästerliche Korrespondenz jenes königs-, bier- und vaterlandsvergessenen bayerischen Journalisten in Straßburg die Folge haben, daß die französische Regierung ihren Teil des griechischen Anleihens übernimmt, so hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuschaffen. Aber ich teile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an schuldiger Liebe und Verehrung für den König von Bayern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel. Ich kann nicht jeden deutschen Fürsten besonders lieben, sondern ich liebe den deutschen

Bund für alle. In Frankfurt habe ich ein großes Kommissionslager von Liebe und Anbetung und jede Gesandtschaft kann sich dort für ihren Herrn so viel davon holen, als ihm nach Verhältnis seiner Civilliste zukommt. Steht aber wieder einmal ein bayerischer Patriot unter dem Bilde seines Königs, das er anzubeten verurteilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimnisse von seiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht ins Riesenhafte und ist so groß als das, was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menschlichen Blute ist, wie bekannt, Eisen enthalten. Jetzt hat sich neulich ein hiesiger Chemiker zu dem Versuche angeboten, aus dem Blute eines verstorbenen Menschen so viel Eisen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenstücks prägen könne ... Ich sehe vorher, ein Spitzbube von königlichem Geheimen Finanzrate fällt mir hier in das Wort und sagt: der Vertrag gilt nichts, wir wissen Ihr Geheimnis schon ... Das ist Betrug, Herr Geheimer Finanzrat! Freilich wissen Sie jetzt mein Geheimnis, aber haben Sie es früher gewußt? Es ist das Ei des Columbus. Nein, der Vertrag gilt; Ihr sollt jenem armen blassen Jüngling dort nicht das Herz brechen; er soll nicht das Götzenbild eines wahnsinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Ist es nicht eine Schande von liederlicher europäischer Staatshaushaltung, daß in allen Ländern so vieles kostbares Blut der Unterthanen ganz ohne persönlichen Vorteil ihrer Fürsten vergossen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut, welches die Soldaten für die Fürsten vergießen, sei doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch sein eigenes Blut, das er vergießt? Er nützt bloß durch das Blut des Feindes, das er vergießt; sein eigenes bringt dem Fürsten keinen Vorteil, denn sobald er tot hingestreckt oder verwundet wird, ist er kampfunfähig. Nun, warum sammelt man dieses Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eisen daraus? Man bedenke nur, welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen, vergossen wurde, die der französischen Revolution vorhergingen! Da ist der nordische Krieg, der österreichische Erbfolgekrieg, der polnische Krieg, der schlesische Krieg, der siebenjährige Krieg, der bayerische Erbfolgekrieg, der Krieg, den in Europa der amerikanische Freiheitskampf zur Folge hatte, der

Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht so viel Eisen, als man aus all diesem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben, Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und sagt: das sei doch nur Eisen! Ist denn eine Kanone von Eisen? Sie ist vom reinsten Golde, denn damit holt man's. Ein Potosi habt ihr verschleudert! Und das ist noch gar nichts.... O! Herr Geheimer Finanzrat, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die hundert von anderen Schlachtopfern eurer monarchisch-aristokratisch-jesuitischen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch ist zu spät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht bloß das Blut der Soldaten im Kriege, sondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die fürstlichen Kassen unerschöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern giebt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen können. Man lege ihnen eine Blutsteuer auf, man lasse sie zur Ader. Wenn ein Bürger seine Geldbuße nicht entrichten kann, lasse man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlassen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu bestrafen! Ein deutscher Journalist hat gewöhnlich weder Gut noch Geld, um Kaution zu leisten. Man setze tausend Unzen Blut als Kaution für jeden Journalisten fest. Kann ein Preßverbrecher seine Geldbuße nicht abtragen, verurteile man ihn zu einem täglichen Aderlasse, auf drei, fünf, sieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der bayerischen Kriminalpraxis auf unbestimmte Jahre. Man lasse den Journalisten Blut, bis die europäischen Verhältnisse sich gebessert haben, bis die belgische, irländische, französische, deutsche, portugiesische, spanische, amerikanische, griechische, türkische, ägytische Frage entschieden ist. Dann braucht auch ein deutscher Fürst nicht mehr den Kaiser von Rußland um sein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch seine Unterthanen zu den Bergwerken verurteilen; denn ein reiches Bergwerk ist das menschliche Blut.

Jetzt habt ihr meinen Finanzplan, jetzt habt ihr euer griechisch Anleihen vollständig. Komm nun mit mir, du elender armer Jüngling! Du weinst? Siehe diese Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand gestürzt! Brennt sie dich nicht wie Scheidewasser? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Mut hattest du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um sie zu trocknen! Du

weinst? Du flehest Gott an? Gott spottet deiner. Gott ist voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in seinen Schmerzen, er tröstet selbst den Schuldigen in seiner Herzenspein: aber er hilft und tröstet nur, wenn der Unglückliche sich zu retten alle seine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht seine Kraft, sondern er verläßt ihn. Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen!

Dienstag, den 12. Februar.

Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen! Das ist mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutschen Liberalen heißt: Mußt kräftig protestieren, schlägt man dir ins Gesicht. Und schlägt man so einen Pourceaugnac ins Gesicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il m'a donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieser deutsche Protestantismus! Damals, zu Luthers Zeiten, fingen sie auch mit protestieren an: aber endlich mußten sie zuschlagen, und da siegten sie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen jahrelang das kalte Fieber dem hitzigen vorschleicht und daß, was bei anderen Völkern Genesung ist, bei den Deutschen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geschehen, welche Leiden werden erduldet werden müssen, bis sie es zu einer Revolution bringen. Die Franzosen standen mit einem Sprunge darin. Hundertmal am Tage wünsche ich: hole sie der Nikolas! Wahrlich sie werden nicht eher spüren, daß es Winter geworden, daß die Erde kahl ist, daß die Bäume abgestorben, die Lüfte verstummt sind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man sie nach Sibirien schickt, und sie dort für den kaiserlichen Leib Fuchspelze erjagen müssen, und jeder Wunsch, der warm aus dem Herzen kam, zwischen den Lippen gefriert und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht besser, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freisinniger deutscher Mann edel gewesen, und hat durch seinen Edelmut der guten Sache mehr geschadet, als ihr hundert Schurkenstreiche hätten schaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erste Wahl verworfen, zum zweiten Male und, wenn wieder gehindert, zum dritten Male zu ihrem Bürgermeister wählen wollen. Aber da stellte sich der edle Mann auf einen

Schemel der Tugend und rief seinen Mitbürgern zu: sie möchten doch wegen seiner die väterliche Rache des Landesvaters nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeisterwahl einem anderen zuwenden. Das liberale deutsche Philistertum wurde von solcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und ist heimlich schadenfroh, daß die hohe deutsche Bundesversammlung erröten müsse, von solcher Großmut beschämt worden zu sein. Solch einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollständigen deutschen Reichsgeschichte, hat Rotteck — protestiert. Die Regierung möge sich alles nehmen, was ihr beliebt, nur recht soll man ihr nicht geben! So lassen sich diese edlen Menschen zum besten haben, und Rotteck, ein Meister der Weltgeschichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nikolas die Herren der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre listigen Wege kennt: glaubt einem schönen Triebe seines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab, den man an einer elektrischen Kette von Karlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk sein Recht behaupte, seinen Willen und seine Kraft geltend mache und zeige, daß es der Naseweisheit der badischen Junker zu begegnen wisse.

Ja sie werden nicht eher warm werden, als bis sie nach Sibirien kommen. Der Kaiser Nikolaus allein verstände es, das träge deutsche Blut in raschere Bewegung zu setzen. Unsere inländische Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt steht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und so oft das Leben zu entweichen droht, spannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte gesammelt. Aber in Rußland ist man so weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiserlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die sich schlecht aufführten, sollten unter die Soldaten gesteckt oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienstunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem despotischen Lande wie dort unter schlechter Aufführung der Jugend versteht, kann man sich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, spielen, trinken, die Lehrstunden versäumen, Liebschaften haben, — sondern das heißt: freisinnige Meinungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen!

Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geschieht in Deutschland? Höchstens wird ein freisinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurteilt. Die deutschen Höfe sollten ihre Junker nach Petersburg schicken, daß sie dort regieren lernten.

Es ist wirklich eine Schande, wie sehr die deutschen Junker noch zurück sind. Die in Sachsen haben es unter allen am weitesten gebracht; doch was ist's? In der ersten Kammer dort, in der Pagodenkammer — so oft in einer ministeriellen Mitteilung, des Namens des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geschieht, oder so oft ein Minister in den Saal tritt, stehen die Edelleute auf und verneigen sich. Das ist alles. Ich bin nicht unbillig, ich sage nicht: das ist nichts. Es ist freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Kleopatra in ihrem Weine auflöste, nur eine Linse war. Aber ich sage: es ist wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Ist es nicht abscheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachsen den Bürgerstand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition, worin man um die Abschaffung des Lehnwesens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieser Biene nicht bloß den Stachel, sondern auch den Honig genommen; man hat sie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redakteur, der mit der Zeitung seine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelstab gebracht. Das ist etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienenvater Nase und Ohren abgeschnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutschen politischen Monatsschriften kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das, welches der Professor Pölitz in Leipzig herausgiebt. Es war früher schon sehr gut, da der Mann nur erst Censor und Hofrat war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmstadt auch zum Geheimen Rate ernannt, und da wird das Journal noch viel besser werden. Diese Auskunft geben Sie einstweilen *** in meinem Namen. Über das andere werde ich ihm bald selbst schreiben.

— Heines Französische Zustände habe ich erst vor wenigen Tagen bekommen, auch schon darin zu lesen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zusammenkommen lassen. Das Buch kommt mir sehr gelegen. Es soll mir dienen, mich, vielleicht auch Heine zu

ergänzen. Das ist bequem und angenehm; es ist wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geschlossenen Augen sicher hinab. Heine, mir gegenüber, kommt mir vor wie Melanchthon gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine schöne Tonne für unsere lieben dummen Walfische!) Ich kann wie Luther sagen: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützchen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Melanchthon fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte."

Mittwoch, den 13. Februar.

Gestern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und saß viel spazieren. An solchen Tagen sprossen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den schönsten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichterisch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich, sobald ich meinen letzten Brief aus Paris geschrieben, eine Frühlingskur gebrauchen; Brunnenkresse, den Werther oder was sonst das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was die Menschen Thränen nennen, wird für keine Wunde, weinen nicht für kämpfen angerechnet! Doch es sei; glücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Herden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie sollen alles erfahren, aber heute ist es zu spät. In meinem nächsten oder nachnächsten Briefe werde ich die Geschichte zu erzählen anfangen. Ich führe Sie von Fortsetzung zu Fortsetzung, bis ich Paris verlasse und Sie wiedersehe. Dann ist das Geheimnis gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder schriftlich lüge ich nie. Das ist mein Amt und mir heilig. Ich unterscheide mich hierin sehr von allen Ministern, von welchen man mehrere Beispiele hat, daß sie in geselligen Verhältnissen nicht ge-

logen, in amtlichen aber kein einziges Beispiel — ausgenommen in dem seltenen Falle, wo sie die Wahrheit sagten, daß man sie nicht glaube. Also noch acht Tage warten.

Hundertsiebenter Brief.

Paris, Freitag, den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir ist wunderschön, gemütlich und geistreich. Ich hatte ähnliche Gefühle als ich erfuhr, Saphir wäre ein Hofmann geworden, und gar unentgeltlich. Sich den Höfen zu verschenken, das heißt sie verächtlich machen, das heißt sie ganz zu Grunde richten. Es giebt keine gefährlichere Feindin des monarchischen Prinzips, als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und seine Gehalte sind sein ganzer Gehalt. Aus einem Theaterkritiker ein Theaterintendant zu werden! Adam war so dumm, sich aus dem Paradiese verjagen zu lassen; aber so dumm war er nicht, daß er sich selbst mit dem flammenden Schwerte vor das Paradies stellte, um die verbotenen Früchte darin gegen sich selbst zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforschen, ob ich nicht geneigt wäre, eine ministerielle Theaterzeitung zu schreiben. Zu wie viele Thaler Courant man mein ästhetisches Gewissen abgeschätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrscheinlich meiner Phantasie keine Schranken setzen. Ich kann Sie versichern, daß ich in meinem Herzen die größte Lust hatte, mich in solchen Künsten etwas zu versuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchische Prinzip der Oper zu verteidigen und den Jarke des Balletts zu spielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel ist nicht gut zu spaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Gesinnung mag ich nicht sprechen, man macht sich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken sollen, daß man jede Achtung der Menschen, wie jede Herrschaft, nur durch die nämlichen Mittel behauptet, durch die man sie erworben. Diesen Weg zu verlassen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehn Kronen verriet Napoleon die Freiheit, die ihn emporgehoben; er verlor alles, und die Freiheit selbst erbte den Lohn, den er empfangen, sie zu verraten. Ich höre, Saphir wundert sich, daß man ihn nicht bezahlt und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn also bezahlte und doch nicht

gebrauchte, würde er sich um so mehr wundern. Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhängigen Geist kaufen, dieses gar nicht geschieht, um ihn zu verwenden? Was haben sie solchen nötig? Es fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerstören, um die menschliche Würde zu entheiligen und frohlocken zu können: „Seht, so sind euere Oppositionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner! Für Gold sind sie alle zu haben.“ Die Royalisten möchten die Ansicht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müsse uneigennützig, ein Republikaner tugendhaft sein. Es ist Schelmerei; sie möchten dem Liberalismus und dem Republikanismus den Handel verderben; denn mit so großen Aufopferungen wird sich ihnen selten einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenossen, den Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß unsere politische Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzenslust Egoisten zu sein. Es giebt sehr viele edle Menschen unter den Royalisten und sehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweist weder für die Monarchie, noch gegen die Republik. Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber so ist, wenn der Liberalismus und die republikanische Verfassung die Menschen nicht besser macht, was wird dabei gewonnen? Darauf erwidere ich Ihnen: der Republikanismus macht die Menschen nicht besser, aber den Menschen. Der Egoismus in einer republikanischen Sphäre ist weder so breit im Raume, noch so lang in der Zeit, als der Egoismus in einer monarchischen Sphäre. Nicht so breit — durch Korporationsgeist; nicht so lang — durch Erblichkeit. Er beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Individuell wie er ist, hat er nicht Raum genug, ungeheuer, nicht Zeit genug, trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. Die Person hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf sich allein zu nehmen, und dieses Gefühl wird auch der lasterhaftesten Natur Schranken setzen. Aber der Adel hat kein Gewissen, denn er teilt die Schuld mit den Tausenden seines Standes. Aber der schlechteste Fürst kann sich gerecht dünken; denn er betrachtet sich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von seinen Vorfahren anvertraut worden, ungeschmälert seinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein andermal deutlicher und umständlicher auseinandersetzen. Wenn Sie wißbegierig sind, erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenschule steht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von sämtlichen Regierungen ein allgemeines europäisches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Tier weiß gar nicht mehr, wo es sich vor all den Hunden und Jägern verstecken soll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weisen etwas lernt, ein unwissender Mensch aus einem guten Buche eine Lehre zieht, können Sie sich darauf verlassen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falsches sein wird, was sie sich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesquieu in seinem berühmten Werke: von dem Geiste der Gesetze, den Grundsatz aufgestellt: die Tugend sei das Prinzip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeschichte spricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikanischen Gesinnungen in Europa nichts zu spüren; die Tugend, wo sie sich zeigte, flößte also keine Besorgnisse ein und die Fürsten trugen kein Bedenken, einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da sich die republikanischen Neigungen täglich stärker aussprechen, erinnert man sich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung sei, und man sucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich sicherer und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reisen können. Ein freisinniger Mann nach dem anderen fällt ab, durch Bestechung oder andere Verführung. Das Traurigste hierbei ist nun, nicht daß die Feinde der Freiheit darüber frohlocken, sondern daß deren Freunde sich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das ist nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerstören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der sterbende Cato sprach: es giebt keine Tugend! — von dem Augenblicke an gab es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die, welche sich verführen lassen. Der gesundeste, der stärkste, der blühendste Mann — ist er darum, weil er so ist, der Wirkung des Giftes weniger ausgesetzt? Er unterliegt ihm wie der schwächste. Wie mit der Gesundheit des Körpers ist es auch mit der Gesundheit der Seele. Auch der edelste Mensch hat Augenblicke in seinem Leben, in welchen er sich dem Teufel verschreiben möchte. Es sind Augenblicke der Not, des Mangels, des Zorns, der Scham, der Liebe, des Hasses oder was es sonst ist, was einen guten Menschen aus seiner Bahn werfen kann. In solchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber zum

Glück kommt der Teufel nicht. Die mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und die Seele ist gerettet. Doch die Polizei kommt, sobald man sie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde, durch den Schornstein und durch das Schlüsselloch. Ja, sie kommt auch ungerufen, denn sie kennt die Not jedes Menschen, und wo keine ist, weiß sie solche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf dessen Verderben sie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen verlorenen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde der Regierung, in Österreich: gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Altrussen, in Bayern: Jesuiten nennt; welche aber der große Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung giebt es nur ein Gegengift, das wirksam ist: der Stolz. Zwar ist der Stolz auch ein Laster und vielleicht das größte unter allen. Aber eben, weil es das größte und mächtigste ist, beherrscht es die anderen Schwächen als Despot und unterdrückt sie alle. Den einzigen Rat, den man ehrlichen Leuten geben kann, sich zu wahren, ist: seid stolz! Bedenkt, daß ihr es mit Menschen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit ihr das Recht verliert, sie zu verachten. Bleibt fern von ihnen. Und weil man euch nur für stark hält, so lange ihr brüllt wie die Löwen — so brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch keiner nahe komme; ihr seid verloren, sobald ihr liebenswürdig seid.

Samstag, den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihre Hoheit geruhen wohl geruht zu haben. — Waren gestern bei Hofe? — Unterthänigst. — Was Neues? — Die Gräfin Amalie war en extase über das schöne Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgesprochen. — Erinnere mich nicht. — Ihre Hoheit geruhten, als die Rede von der Öffentlichkeit der Sitzungen und dem Drucke der Verhandlungen war, zu sagen: Thaten sind besser als Worte. — Weiter? — Der Graf bemerkte: vraiment le prince Jean est un Mirabeau. Die kleine gelbe Baronin Julie trat hinzu und sagte: oui Monsieur le Comte, le prince est une mire — à — beau. Darauf erwiderte die Gräfin: Et vous, madame, vous êtes une mirabelle. — C'est divin. Meine Schokolade! Um elf Uhr der graue Wagen vor. Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrat Böttiger, Aufseher im japanischen Palais, bittet Ihre Hoheit unter-

thänigst, einen Blick auf diese lateinischen poetischen Zeilen zu werfen. — Der japanesische Narr soll mich in Frieden lassen mit seinem Latein. Was will er? — Es ist eine Ode Horace — vorace, Kammerherr! — an Ihre Hoheit, über Deren männlich-fürstlich-edel-hoch parlamentarisches Betragen. — Was ist's? — Wie Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser als Worte. — Schicken Sie dem Hofrat zwei Dukaten und ich ließe danken. — In der Allgemeinen Zeitung stehen Berichte über die Ständeversammlungen. — Worte, nichts als Worte, Thaten sind besser als Worte. Ich werde mit dem Minister sprechen. Es darf keinem Unterthanen erlaubt sein, Berichte in eine auswärtige Zeitung zu schicken, ohne sie vorher der inländischen Censur vorgelegt zu haben. Wozu all das Geschwätz? Thaten sind besser als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, dieses Mal sind Sie in guten Händen. Der Hofrat Böttiger läßt merken: er sei Korrespondent der Allgemeinen Zeitung. — Was schreibt er? ba Mabonnière! — Er spricht von der neulichen Sitzung, wo Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser als Worte — Drei Dukaten bringen Sie ihm. — Ein junger Künstler wagt es, Ihrer Hoheit diese Skizze zu einem Gemälde vorzulegen. Es ist die Kammersitzung, in welcher Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser als Worte. Sämtliche hohen Ständeglieder sind porträtiert. — Mais Diable! man sieht ja ihre Gesichter nicht. Nichts als Rücken; man meint ja, es wäre der Grundriß zu einem Brückenbau. — Délicieuse, Altesse! Der Maler wählte den Augenblick, wo der Minister in die Kammer tritt und sämtliche Mitglieder aufstehen und sich verneigen. — Hut! Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholischen Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräfin wieder einsteigen sehen, kommen Sie mir entgegen. Prenez cette tabatière. A dio! — Thaten sind besser als Worte." — — Mit Ausnahme Ihrer Worte, die besser sind als alle Thaten. Dieser Brief ist kurz und bleibt kurz. Am Mehrschreiben verhindert mich Victor Hugos neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erschienen und worüber ich zwei Tage mit Lesen und Notieren zugebracht.

— Den *** habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Überhaupt ist er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß seine Verhältnisse ihn von politischer Thätigkeit entfernt halten. In unserem verkrüppelten deutschen Philisterwalde würde er als hohe Eiche hervorragen und man würde ihn aus den Fenstern der fürstlichen Paläste erkennen.

Hundertachter Brief.

Paris, Donnerstag, den 21. Februar 1833.

Lucrezia Borgia habe ich gestern aufführen gesehen, nachdem ich das Drama gelesen, und ich kann jetzt gründlich davon sprechen, ob die Dame schön oder häßlich sei, denn ich habe sie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, ist es mir, als sollte ich meinen Sohn verurteilen. Ich liebe den Rebellen; denn nur mit solcher Kraft und solcher Kühnheit kann man sich so weit und so hoch verirren und ich hoffe, daß, wenn er erst ganz die Besinnung verloren, er zur Besonnenheit zurückkehren wird.

Zu besserem Verständnis sollte ich Ihnen vorher einiges aus der wahren Geschichte der fürstlichen Familie Borgia mitteilen, wenn auch nur mit unleserlicher Hand, daß Sie so von der Hälfte der Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verstünden. Doch ich fürchte, noch so unleserlich, möchte das dem monarchischen Prinzip schaden, das jetzt kränklich und reizbar ist und das man schonen muß. Auch könnte dann geschehen, daß Sie vor Marat wie vor einem Heiligen niederfielen, und Sie sollen keinen anderen Mann anbeten, als den einen.

Nach reiflicher diätetischer Überlegung habe ich beschlossen, Sie mit der letzten Scene der Tragödie zuerst bekannt zu machen. Wenn Sie dort oben, auf dem Gipfel der Greuel, ausgehalten, ist weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben, in einer tugendhaften Region zu sein, und auf der Mitte des Berges, wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die moralische Hitze vielleicht lästig fallen. Wenn in dem Drama Personen vorkommen, die nur den Dolch gebrauchen, wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernste so. Ein Bandit, Vertrauter der Lucrezia, der alle ihre Missethaten ausführt oder einleitet, aber nur des Geldes willen, ohne Bosheit, erschien mir wie ein edler iffländischer Justizrat und bei seinem Anblick ward mir ganz weinerlich zu Mute.

Also in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Este herrschte. Seine Gemahlin war Lucrezia Borgia. Eine junge schöne Prinzessin, eine der Nymphen der Circe Borgia, hatte in ihrem Palaste eine Anzahl venetianischer

Edelleute zu einem Abendmahle eingeladen. Die Ritter tragen Rosenkränze in den Haaren, die schönsten jungen Mädchen verherrlichen das Fest, und eine Schar aufwartender Mohren erhöhen durch ihr Nachtgesicht den Glanz der Blumen, der Edelsteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tische prangen. Man lacht, man scherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht steif da zu und ich möchte wohl dabei gewesen sein. Beim Dessert tritt ein artiger Page mit goldenen Flaschen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuser oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuser. Unter den Gästen war auch ein Ritter im schwanzen Mantel, der sich mitten im Taumel durch seine Ruhe und Besonnenheit auszeichnet, ob er sich zwar auch weintrunken anstellt. Das ist aber mein wackerer ifflándischer Mensch, den ich so sehr liebe, weil er mit justizrätlichem Pflichtgefühle seinen besten Freunden die Hälse abschneidet, da es sein Amt ist und er dafür bezahlt wird. Wenn ihn seine Gebieterin Lucrezia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut er es auch. Kurz, er ist ein Muster von treuem Staatsdiener, und er hat zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Klasse mit einem allerhöchsten Belobungsschreiben erhalten.

Dieser schwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen stellen sich erschrocken und verlassen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lacht wie vor. Ein Weinlied wird angestimmt. Da mischen sich unsichtbare Geisterstimmen in den Chor, erst fern dann näher, erst leise dann stärker. Die lustigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergessenheit zurück. Aber der wunderliche Gesang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter werden nüchterner. Da schlagen plötzlich große Flügelthüren auf, und man sieht im Hintergrunde, durch eine Estrade von dem Saale geschieden, ein schwarz behangenes, von Kirchenlichtern erhelltes Zimmer, das Mönche in schwarzen und weißen Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Gestalten steigen in den Saal hinab, und die Edelleute in die Mitte nehmend, stellen sie sich in zwei Reihen und singen ihr schauerlich Latein. Die Ritter lachen noch immer, sie meinen, die jungen Damen hätten sich einen Scherz machen wollen und sich als Mönche verkleidet. Darum hätten sie auch so schnell den Saal verlassen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Gestalten hin und reißt ihr

die Maske ab. Da sieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Gesicht eines Mönches. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kommt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhabene weibliche Gestalt hervor. Ihr weites schwarzes Sammetkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren, dessen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, gaben ihr das Ansehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Estrade und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, du weißt das noch? Du da! Ich habe deinen Bruder erwürgt. Du hast das gewiß nicht vergessen. Du da! Ich habe deinen Vetter ersäufen lassen, wie dir wohl bekannt ist. So nennt sie fünf beim Namen. Jetzt müßt ihr auch sterben, ihr seid vergiftet. Aber beruhigt euch, ihr werdet christlich bedient werden. Mein Vater, der Papst, hat diese guten Mönche für alle solche meine Angelegenheiten gehörig ordiniert und dispensiert. Sie empfangen euere Beichte und geben euch die Absolution und ein christliches Begräbnis wird euch zu teil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die schwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen, und man sieht fünf Särge nebeneinander, mit schwarzen Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umstellt. Über jedem Sarge ist der Name seines künftigen Bewohners geschrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den singenden Mönchen umgeben, wanken zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer schließt sich.

Lucrezia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt sie einen Jüngling und ruft entsetzt: Gennaro! Daß der auch beim Mahle gewesen, daß er auch vergiftet worden, das wußte sie nicht. Sie liebt ihn leidenschaftlich, er ist alles in der Welt, was sie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte sein Leben erhalten, er besitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläschchen aus der Tasche und fragt, ob das hinreiche, alle seine Freunde zu retten? Lucrezia jammert: nein. Da wirft er das Fläschchen weg und sagt: so wolle er sterben, aber sie sterbe vorher. Er greift nach einem Messer und zückt es nach ihr. Lucrezia wehklagt zu seinen Füßen: töte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entschlossen. Da gesteht Lucrezia, sie wäre seine Tante; desto schlimmer! schreit Gennaro und stößt ihr das Messer in die Brust. Lucrezia röchelt: ich bin deine Mutter! und stirbt. Sie war seine wirkliche Mutter; sie

war aber auch seine Tante; sie war aber auch seine Großmutter. Die Genealogie der päpstlichen und fürstlichen Familie Borgia war ein wunderliches, verwirrtes und künstliches Rätselspiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, ist jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erste Akt spielt in Venedig, auf der Gartenterrasse hinter dem Palaste eines Nobile, der ein Nachtfest gab. Einige der Ballgäste, junge Ritter, sind im Freien und erzählen sich ihre Abenteuer. Es sind die nämlichen Edelleute, die später in Ferrara von Lucrezia vergiftet worden. Unter ihnen zeichnet sich durch sein stilles und schwärmerisches Wesen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der Borgia auch schon kennen. Er ist in venetianischen Kriegsdiensten, kennt seine Herkunft nicht, und schwärmt liebevoll mit dem Gedankenbilde seiner Mutter, die er nie gesehen. Er setzt sich auf eine Bank und schläft ein. Da naht sich eine maskierte Dame. Man hat vor uns keine Geheimnisse mehr: es ist Lucrezia Borgia. Diese hat ihren geliebten Sohn seit seiner Geburt nicht aus ihren mütterlichen Augen verloren. Sie sorgte im stillen für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten ihm auf allen seinen Lebenswegen. Von diesen erfuhr sie, Gennaro sei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach, sich an seinem Angesichte zu erfreuen. Sie findet ihn schlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch einen Kuß. Gennaro schlägt die Augen auf und sieht angenehm überrascht eine schöne Frau zu seiner Seite. Zwar hat er schon eine Liebe, aber das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum doch nicht verschmähen. Er ist artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiderung ahndet der Jüngling nicht. Er gesteht ihr, er fühle sich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle seine Geheimnisse anvertrauen. Er erzählt ihr von seiner unbekannten Mutter, liest ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrezia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und ist einmal glücklich, weil sie sich schuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Palastes herab hat einer der Edelleute Lucrezia Borgia erkannt. Er teilt das Geheimnis seinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutschuld an ihr zu rächen. Sie stürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter umringen sie Lucrezia. Einer tritt nach dem anderen hervor, einer schreit nach dem anderen: du hast meinen Vater, du hast

meinen Oheim ermordet. Lucrezia, sonst abgehärtet gegen solchen Vorwurf, fühlt sich jetzt zerschmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein sie rein erscheinen möchte, an dessen Achtung unter allen Menschen ihr allein gelegen ist. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten setzen ihr Strafgericht fort und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten ins Gesicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei seinem Schwerte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennst du sie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Gesichte. Es ist Lucrezia Borgia! schreien sie. Gennaro, unter den wilden leichtsinnigen Gesellen der einzige tugendhafte und sittliche Mensch, haßt um so stärker als sie den weiblichen Teufel Lucrezia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt sich das Gesicht und wendet sich entsetzt von ihr ab.

In dem folgenden Akte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrezia, sich zu rächen, lockt sie zu einem Gastmahle und läßt sie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kommt nach Ferrara und wird von den Sbirren des Herzogs von Este gefangen genommen. Dieser nämlich, der das Leben seiner Gemahlin Lucrezia nur zu gut kennt, läßt sie auf allen ihren Wegen beobachten, und so hatte er von seinen Spionen erfahren, daß Lucrezia in Venedig mit Gennaro, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zusammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürsten und dem eifersüchtigen Gatten dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit seinen Kriegsgesellen vor dem herzoglichen Palaste auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling, in seinem glühenden Hasse gegen die verruchte Lucrezia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Palastes, flucht seiner höllischen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name Borgia eingehauen. Gennaro in seiner Leidenschaft springt hinauf und sticht mit seinem Dolche den Buchstaben B ab, so daß nur Orgia bleibt. Diesen Schimpf erfahren Lucrezia und der Herzog. Lucrezia kennt den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in seiner Gewalt.

Der Herzog sitzt allein in seinem Zimmer. Da stürzt Lucrezia wutentbrannt herein, da ist sie eine Furie wie in der Geschichte, keine liebende Mutter wie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und sie sagt ihrem Gemahl, welch ein Schimpf ihr geschehen, und sein Bettelvolk

von Ferrara nehme sich gar zu viel heraus, und es sei doch sonderbar, daß er für ihre Ehre so wenig Sorge trage, daß er den Missethäter nicht aufsuchen lasse. Der Herzog hört sie kalt, ruhig und höhnisch an, und als sie ausgewütet, sagt er: der Missethäter ist gefunden. Wie! gellt Lucrezia — er ist gefunden und noch frei? Er ist gefangen, erwidert der Herzog. Er ist gefangen und lebt noch? fragt Lucrezia in ihrem Grimme. Er wird sterben, erwidert der Herzog eiskalt. Lucrezia läßt ihren Gemahl bei seiner fürstlichen Würde schwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch sei. Der Herzog giebt sein Fürstenwort höhnisch lächelnd. Er winkt, der Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrezia erkennt mit Entsetzen ihren Gennaro. Das ist der Thäter nicht, spricht Lucrezia. Gennaro tritt hervor und sagt: ich bin der Thäter. Lucrezia bittet ihren Gemahl um ein heimliches Gespräch. Gennaro wir abgeführt. Jetzt bittet sie ihren Gemahl um das Leben des jungen Mannes. Sie wolle großmütig sein, es sei nur eine Laune gewesen, als sie seinen Tod gefordert. Der Herzog erinnert sie, daß er ihr sein Fürstenwort gegeben, den Verbrecher zu bestrafen. Lucrezia erwidert lächelnd: Eide sind für das Volk, nicht für uns Fürsten. Das ganze Haus beklatscht dieses Wort. Aber der Herzog läßt sich nicht erbitten. Alle Künste des Himmels und der Hölle ruft sie auf: Liebe und Haß, Wehmut und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umsonst. Sie droht ihrem Gemahle mit der Rache ihres Vaters, des Papstes, und ihrer eigenen; sie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann sei. Der Herzog spottet ihrer. Sie ist erschöpft, ihr Köcher ist ausgeleert. Ganz matt fragt sie ihren Gemahl, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht schenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beschneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerstrom des Zornes stürzt aus seinem Munde. Er donnert: „Weil er dein Liebhaber ist," und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „Deine geliebten Männer können auch künftig durch jede Thür zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche sie wieder herausgehen, werde ich bewachen lassen — von dem Henker." Gennaro müsse sterben, sie solle selbst wählen zwischen Gift und Schwert. Lucrezia wählet Gift. Der Herzog läßt zwei Flaschen holen, eine silberne und eine goldene. In der goldenen sei der zubereitete Wein, den sie recht gut kenne. Daraus solle sie dem Gennarro einschenken, sich aber ja hüten, die Flaschen zu verwechseln, denn geschehe es, stünde

draußen ein Mann mit einem nackten Schwerte bereit, der auf einen Wink hereinstürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog stellt sich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der silbernen Flasche, Lucrezia füllt mit angstzitternder Hand einen Becher aus der goldenen Flasche und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhnisch das Zimmer. Lucrezia schreit ihrem Sohne zu: Ihr seid vergiftet; um Gotteswillen trinkt schnell aus diesem Fläschchen; es ist Gegengift, ein Tropfen und ihr seid gerettet. Aber Gennaro weigert sich zu trinken. Er sagt ihr: es sei ihm wohl bekannt, wie sie einst einen Fürsten vergiftet, indem sie ihm glauben gemacht, er sei es schon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrezia verzweifelt über dieses verschuldete Mißtrauen; aber die Mutterliebe giebt ihr Beredsamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt solle er schnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läßt sich von seinen Freunden aufhalten und sich abends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, stirbt er, nachdem er seine Mutter getötet.

Und wozu, wozu alle diese Greuel? Außer den Schandthaten, die auf der Bühne unter unseren Augen geschehen, werden auch alle die erzählt, welche die Borgias seit jeher begangen. Warum die Kunst zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen? Victor Hugo sagt in der Vorrede zum Drama: „La paternité sanctifiant la difformité physique, voilà le roi s'amuse: la maternité purifiant la difformité morale, voilà Lucrece Borgia ... à la chose la plus hideuse mêlez une idée religieuse, elle deviendra sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous avez la croix.“ Unvergleichlicher Unsinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreuze Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelstein auch noch im Kote seinen Wert, und wer ihn da findet mag ihn aufheben; aber den Edelstein in solcher Fassung suchen und ihn darum vorziehen — käme das je einem in den Sinn? Konnte uns der Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer Lucrezia Borgia zeigen? Und ihre Mutterliebe ist keine Perle im Schmutze, sie ist Schmutz in Schmutz. Ihr Sohn ist eine Frucht der Blutschande, es ist der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu sagen; aber mit einem guten Bruder Liberalen muß ich einige Nachsicht haben. Victor Hugo be-

merkt in der Vorrede: die Minister möchten sich ja nicht schmeicheln, er habe sie vergessen. Keineswegs. Er werde zwar seine Kunst mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachlässigen. „L'homme a deux mains.“ Schön gesagt! In Bayern bekäme er dafür ein doppeltes Urteil. Fünf Jahre ins Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahre ins Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unser gelehrter Frankfurter Feuerbach in seinem unvergleichlich bayerischen Kriminalgesetzbuche für das Königreich Bayern dieses, wie noch manches andere vergessen. Wenn die rechte Hand bestraft wird, daß sie geschrieben, verdient die linke Hand dafür bestraft zu werden, daß sie das Papier festgehalten. Überhaupt könnte ich das bayerische Kriminalgesetzbuch mit vielen astronomischen Neuigkeiten bereichern. Erst kürzlich entdeckte ich einen sehr fernen entfernten Versuch zum Versuche eines Hochverratsversuchs. Es ist ein kleiner Nebelstern, aber zwei Jahre Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samstag, den 23. Februar.

Gestern abend im Bette fing ich die Leidensgeschichte eines italienischen Staatsgefangenen zu lesen an. Nach dem Kapitel, worin er von den schrecklichen Gefühlen spricht, mit welchen man am ersten Morgen in einem Gefängnisse erwacht, schlief ich ein. Und als ich diesen Morgen erwachte, war mein erster froher Gedanke: Du bist frei! Und mein zweiter froher Gedanke war: Du bist nicht frei! Denn wärest du frei, würdest du nicht so froh sein, daß heute Samstag ist, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das ist kein carcero duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. Es ist ein Dichter aus Piemont, der zehn Jahre seines Lebens, von 1820 bis 1830, von seinem dreißigsten bis zu seinem vierzigsten Jahre, in verschiedenen österreichischen Staatsgefängnissen geschmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an solchen Abenden, wo Sie lufttrunken von den Bergen kommen, lese ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulse zu stillen. Ich lernte Wilhelm Tell verstehen, und wie ihm vor dem Kerker eines österreichischen Landtages schaudern mußte. Wer an solche Luft gewöhnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt sie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiselle Georges sagen wollen, welche die Lucrezia Borgia ganz herrlich

gespielt. Sie war ein Vulkan und alles, was in dem dunkelen Busen eines solchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüssen an den Tag. Das war freilich das Verdienst des Dichters, zugleich aber seine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tisch der Leidenschaft zu setzen, bringt er uns in ihre Küche, und dieses Mal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saales wurde einige Mal gezischt, bei solchen Stellen, wo alles zu nackt, zu roh, zu blutig erschien, wo einen das rote Fleisch anekelte. Victor Hugo kommt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es so forttreibt, kann er, bis er volljährig und verständig wird, sich arm gelebt haben. Man soll von den Zinsen seines Geistes leben... Und wie gefalle ich Ihnen als solider Mensch?

Hundertneunter Brief.

Paris, Montag, den 25. Februar 1833.

Soll ich über Heines Französische Zustände ein vernünftig Wort versuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Lesen des Buches um den Kopf summte und sich bald auf diese bald auf jene Empfindung setzte, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urteils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urteils. Dabei bin ich aber besonnen genug geblieben, um zu vermuten, daß diese Verstimmung nicht Heines Schuld ist. Wer so große Geheimnisse wie er besitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Bayern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem anderen für schlecht, am dritten wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmütigkeit sich selbst noch für einen gefesteten Mann hält, — wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das

rätselhafte seines Buches erklären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich nicht bloß in das Denken und Fühlen jedes anderen, sondern auch in sein Blut und in seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kommt; wenn an einem Tage der höchsten Not, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen und mit ihnen liebäugelt und flüstert — so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigene. Weil er oft noch etwas anderes sein will als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem, wie ihm, die Form das höchste ist, dem muß sie auch das einzige bleiben: denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er ins Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blütenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint, denn man weiß, daß er mit den Thränen nur seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis sie in Blüte kommt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüte stände; da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Merykirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen

Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer anderen Örtlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jakobiner, der wütendste Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sehe er aus der Rocktasche des feuerspeienden Mirabeau auf deutsche Studentenart eine Tabakspfeife mit rot-schwarz-goldener Quaste hervorragen — dann pfui Freiheit! und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer daß es eine Redeübung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er atemreinen Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn" mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine bei seiner sybaritischen Natur kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde?. Die Natur dichtet selten und reimet niemals; wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen bis zur Reife der Missethat, und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat und Ge-

fahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Missethat.

Heine hat in meinen Augen so großen Wert, daß es ihm nicht immer gelingen wird, sich zu überschätzen. Also nicht die Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern daß er überhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns jedem von seiner Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich sprechen oder gar verräterisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher andere auch könnte eine Partei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns anderen miserablen Menschen hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Und um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland verleumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechzehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß,

wenn die Republikaner siegen, schneiden sie mir die Kehle ab.“ Ferner: „Wenn die Insurrektion vom 5. Mai nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gerne diese Narrheit.“ Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt und so hart sie auch aufeinander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art, Krieg zu führen, ist sehr löblich und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der kämpfenden Stirne in diesem Falle fehlen.

Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demütig, wo er spotten möchte, so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich, den Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen, sondern muß sie anderen überlassen. So, seiner besseren Natur zum Spotte, findet Heine seine Freude daran, zu diplomatisieren, und seine Zähne zum Gefängnisgitter seiner Gedanken zu machen, hinter welchen sie jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, so weit bringt er es in der Verstellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln sucht, bittet er ihn, es zu unterlassen; „denn es schien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen müßte.“ Diese Tagesleiden-

schaft gegen den Adel, die schon fünfzigmal dreihundertfünfundsechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine, noch sonst einer noch furchtbarer machen, als sie schon ist. Um von etwas warm zu sprechen, soll man also warten, bis die Leidenschaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft ist, um sie dann von neuem zu entzünden? Das ist freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wissen, das Lafayette gegen die Beschuldigung der Teilnahme an der Juniinsurrektion verteidigen kann; aber „eine leicht begreifliche Diskretion" hält ihn ab, sich deutlich auszusprechen. Wenn Heine auf diesem W ge Minister wird, dann will ich verdammt sein, sein geheimer Sekretär zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzusehen, ohne zu lachen.

Dienstag, den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geschichte mit den Württemberger Ständen wäre? Dumme Geschichte ist ein Pleonasmus. Die Geschichte der Menschheit ist nichts als eine Geschichte der Dummheit. Was aber diese besondere dumme Geschichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache so klein und weich wie durchgeschlagene Erbsen machen, und wenn Sie meine durchgeschlagenen Stände noch nicht genießen können, so ist das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Kongresse den deutschen Bund bildete, gaben sich Österreich und Preußen die größte Mühe, die kleinen Fürsten dahin zu bringen, ihren Staaten repräsentative Verfassungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieses die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich so. Bayern, Württemberg, Baden und die übrigen wären nicht zu Vasallen von Österreich und Preußen herabgesunken, wenn sie unbeschränkte Regierungen gehabt hätten. Um die kleinen Fürsten leichter in das Garn zu locken, stellte sich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräsentative Verfassung einführen. Die kleinen Fürsten merkten die List nicht und alle die Angst, die sie bei der Sache hatten, kam von ihren eigenen Völkern; die anderen größeren Gefahren sahen sie nicht. Aber diese Angst vor Konstitutionen war fürchterlich. Schon sahen sie eine demokratische Sündflut über ihre Throne zusammenstürzen und sie dachten gleich an Noahs Arche, in welcher sie sich im Falle der höchsten Not mit all ihrem Vieh retten könnten. Wie es sich mit diesen Archen verhalte, an welchen die

kleinen deutschen Fürsten zimmern, will ich Ihnen ein anderes Mal erklären. Ehe sie es nun wagten, ein kleines seichtes Wässerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen schleichen zu lassen, zogen sie aus Furcht vor Überschwemmungen Kanäle so breit und so tief, daß der Rhein, die Donau und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und sie bauten Riesenwerke von Dämmen aus mächtigen Quadersteinen und gewaltigen Schleusen. Unsere Konstitutionen sind nichts anderes als Gefängnisse der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird sie in eine Kammer gesperrt. In diese Konstitutionen, besonders aber in das Wahlsystem der Volksdeputierten und in die Geschäftsordnung der Kammern wurden hundert Bestimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwickelung eines wahren repräsentativen Systems zu verhindern. Bald darf man nicht sprechen, bald darf man nicht hören, die einen werden stumm, die anderen werden taub gemacht. Ist ein bißchen frischer Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird etwas verhandelt, was das Volk nahe angeht, wird es aus der Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, so oft sie langweilig sind. Man meint freilich, das wäre oft genug. In Bayern müssen die Deputierten, die auf sechs Jahre gewählt werden, in der ersten Sitzung um die Plätze in der Kammer losen. Diesen numerierten Platz muß jeder Deputierte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechseln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgesinnten sich nicht nebeneinander setzen, sich verabredeten und Partei machten. Die liebe deutsche Schuljugend läßt sich auch das alles gefallen.

Eine andere Bestimmung ist fast in alle Konstitutionen übergegangen. Passen Sie auf! Jetzt kommt Ihre dumme Geschichte. Keiner darf als Deputierter gewählt werden, der irgend einmal eine Kriminalstrafe ausgestanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe; solche Fälle kommen bei den höheren Ständen selten vor, und Menschen, die nur etwas Weniges gestohlen, würde man gern als ministerielle Deputierte sehen, damit sie lernen, sich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer, welche den Regierungen besonders gefährlich, besonders unlenksam schienen, von der Deputiertenwahl auszuschließen. Mit einem solchen Gesetze war das eine Kleinigkeit. Nichts ist in Deutschland leichter, als jedem ehr-

lichen Mann eine Kriminalunterſuchung, das heißt eine Kriminalſtrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht, daß hierbei die Regierungen willkürlich verführen; ſo glücklich ſind wir nicht einmal; ſo glücklich ſind wir nicht, daß unſere Fürſten, um Tyrannen zu ſein, nötig hätten, geſetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt ſchon in den Geſetzen. Alle deutſche Kriminalgeſetze wurden vor Einführung der repräſentativen Verfaſſungen, alſo ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürſten allein, alſo im Geiſte der unbeſchränkten Herrſchaft und nicht im Geiſte der Freiheit gemacht. Mit dieſen Geſetzen können die unſchuldigſten Handlungen als Verbrechen erklärt und als ſolche beſtraft werden. Unſere guten deutſchen Hofräte und Profeſſoren, die Gott ſegnen möge — ich meine mit Verſtand — kennen keinen anderen Liberalismus, als auf Legalität zu halten. Wenn einer von ihnen legal ins Zuchthaus kommt, weil er etwas drucken laſſen, was die Geſetze als Majeſtätsverbrechen erklärt, ſind ſie es zufrieden, und wenn ſie als Deputierte um den Deſpotismus herumſchleichen und irgendwo einen Eingang ſuchen, und an allen Wegen ſteht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren ſie wieder um und glauben das ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Verteidiger der Freiheit muß irgend einmal etwas thun, wodurch er ſeine Geſinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freiſinniger ſchreiben, etwas drucken laſſen, an einer politiſchen Verſammlung teilnehmen, eine Proteſtation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas anderes ſolcher Art. Alle dieſe Handlungen werden von den deutſchen peinlichen Geſetzen als Majeſtätsverbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrat angeſehen und beſtraft. Alſo alle Bürger, die ſich ſolcher Verbrechen ſchuldig gemacht, fallen einer Kriminalunterſuchung und einer peinlichen Strafe zu, und ſind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräſentation ausgeſchloſſen. Nun geſchah es, daß für die jetzige Sitzung der Württemberger Kammer vier Männer zu Deputierten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim demagogiſchen Umtriebe in Kriminalunterſuchung waren. Die Regierung erklärte, dieſe Wahl ſei nach den Geſetzen ungültig! Die Oppoſition erwiderte: ſie wäre gültig, denn obzwar jene Deputierten wirklich in einer Kriminalunterſuchung geweſen, ſo hätten ſie doch keine Kriminalſtrafe ausgeſtanden, weil ſie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Miniſter: das Recht der königlichen Gnade ſei beſchränkt und ihre Folgen erſtrecken ſich nicht

so weit, einem Bürger seine bürgerliche Ehre wiederzugeben. Minister, Diener des Königs, die sonst Himmel und Erde in Bewegung setzen, wenn einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beschränken selbst diese Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit selbst den Fürsten lassen würde, das Recht der Begnadigung, läßt sich der König gern beschränken, nur um in der Kammer vier freisinnige Männer weniger zu haben! Aber die württembergischen Minister könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürsten auch auf jede andere höchste Regierungsgewalt überginge, beschränkt zu haben.

In Darmstadt ist etwas Ähnliches vorgefallen. Ein Advokat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in demagogischen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputierten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurteilt, sondern der Prozeß wurde niedergeschlagen, und der Angeschuldigte, wie die Juristen sagen: ab instantia absolviert. Hören Sie, was ab instantia absolvieren heißt, es ist etwas sehr Schönes. Wenn nach dem sehr christlichen und sehr menschlichen deutschen Kriminalrechte man einem Angeschuldigten sein Verbrechen nicht beweisen und ihn also auch nicht verurteilen kann, die Richter aber haben Lust, das Schwert der Gesetze ihm sein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu lassen, sprechen sie ihn nicht frei, sondern sie absolvieren ihn ab instantia, so daß sie nach zwanzig Jahren den Prozeß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputierten gewählt. Die Regierung erklärte diese Wahl für ungültig, weil er in einer Kriminaluntersuchung verwickelt gewesen. Die Opposition erwiderte: aber Hofmann wäre doch nicht verurteilt worden. Darauf entgegneten die Minister: aber Hofmann sei nicht freigesprochen worden, und wenn er es übrigens wünsche, würde man die unterbrochene Untersuchung fortsetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmstadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei die Ausstoßung Hofmanns von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in preußische, das heißt in orginal-patent-demagogische Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meisten. Nun müssen Sie wissen, daß, seit den Bundestagsbeschlüssen, Deutschland in zwei Polizeidistrikte eingeteilt ist. Das nördliche Deutschland hat den König von Preußen, das südliche den Kaiser von Österreich zum

Polizeikommissär. Über beiden steht der Kaiser von Rußland als Polizeidirektor. Darmstadt gehört zum preußischen Distrikte. Daher war es die Obliegenheit der preußischen Regierung, Hofmanns Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geschieht also? Einem Edelmann, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der preußische Gesandte in Darmstadt von seiner Regierung erhalten haben sollte. Darin hieß es: Hofmann habe sich im Jahre 1819 noch ganz anderer, noch schwererer Verbrechen schuldig gemacht, als die, wegen welcher er damals in Untersuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von neuem eingesteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmstädter Kammer trete. Diesen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputierten im Vertrauen und sagte ihnen — — wir wissen ja wie Edelleute mit Bürgern sprechen: — „Lieber Heyer — und wie sonst die anderen heißen — Sie kennen mich ja, Sie wissen, daß ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein Wort, unser Großherzog hat den besten Willen. Aber was wollen wir thun? Haben wir eine Armee von zweimalhunderttausend Mann? Können wir uns Preußen widersetzen? Der Großherzog hat mir gestern gesagt: vor dem Heyer ist mir am meisten bange, der wird Lärm machen." Dabei rieb sich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achseln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter und sagte in einer Viertelstunde dreißigmal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, sonst ein braver, liberaler verständiger Mann, ließ sich bereden, einschüchtern, und stimmte mit seinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Kassel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie diesen Brief gehörig studieren, werden Sie eine der vorzüglichsten Publizistinnen von Deutschland und können Professorin des Staatsrechts auf einer deutschen Universität werden, und wenn Sie loyale Kollege lesen, gar geheime Hofrätin. Was ich Ihnen aber folgend mitteile, geschieht nicht zu Ihrer Belehrung, sondern zu meiner eigenen. Vielleicht können Sie mir über etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England sind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputierten gewählt werden; natürlich weil diese von ihnen abhängen und ihnen also am meisten anhängen. In Deutschland findet das Gegenteil statt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputierten gewählt wird, muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubnis

seiner Vorgesetzten haben und diese Erlaubnis wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter steckt, begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Professor in Marburg, einer der edelsten und mutigsten freisinnigen Männer Deutschlands, zum Deputierten in die hessischen Stände gewählt. Die Minister erklärten, sie erlaubten Jordan nicht, seine Stelle anzutreten, und sie verboten ihm nach Kassel zu kommen. Jordan sagte: nach der Verfassung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubnis seines unmittelbaren Vorgesetzten. Dieser sein Vorgesetzter sei die Universität, die ihn gewählt habe; die Erlaubnis des Ministers brauche er nicht. Jordan reiste nach Kassel, und die Mehrheit der Kammer entschied sich für ihn. Der Minister ließ Jordan den Befehl zukommen, binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Kassel zu verlassen... Stellen Sie sich vor: Wenn hier ein Minister die Frechheit hätte, einem Deputierten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu lassen, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen! In Anklagezustand versetzte man den Narren nicht; aber man schickte ihn augenblicklich, in eine Zwangsweste gekleidet, nach Charenton. Aber unsere deutschen Philister hören so etwas erzählen, ohne daß sie sich darüber echauffieren, ja nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp! Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geschrieben; ich thue es aber auch nicht mehr... Jordan ging nicht aus Kassel und klagte bei den Gerichten. Diese verboten den Ministern bei 50 Thaler Strafe, Jordan zu beunruhigen. Dieses war auch wieder deutsches Temperierpulver! Die Gerichte hätten erklären sollen: Jordan als Deputierter wäre unverletzlich, und die Minister, die ihn antasteten, machten sich des Hochverrats schuldig. Wegen dieses Streites haben die Kammern ihre Sitzungen noch nicht eröffnen können, und man ist begierig, was die preußische Regierung, zu deren Inspektion auch Hessen gehört, in dieser Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchische Prinzip ist guter Hoffnung. Welch ein Donnerschlag für mich! Die Herzogin von Berry, unsere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Theresiens, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, ist in gesegneten Umständen, durch den heiligen Geist in Gestalt eines italienischen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebären.

Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wissen gethan: sie könne nicht länger schweigen, es sei ihr zu eng im Schlosse; seit sieben Monaten sei sie heimlich an einen italienischen Prinzen verheiratet, den sie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und gestern stand dieses Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichsarchive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Also war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Ärzte so geheimnisvoll nach Blaye gesendet. Doch Verleumdung war es, was viele damals erzählten: der Jude Deutz sei der heilige Geist der Berry gewesen, und er habe nicht des Geldes wegen, sondern in einem Anfalle von eifersüchtiger Wut seine Freundin verraten. Schade, daß es Verleumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdisches Blut in christlich-monarchische Adern käme. Vielleicht stiege dann wieder ein weiser König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Tiere verstände und seinen Hofleuten in das Herz sehen könnte . . .

Du gute Karoline! ich wäre dir zugethan, wenn du keine Fürstin wärest. Du hast viel geliebt und es wird dir viel vergeben werden. Aber du bist ein thörichtes Weib! Dein Sohn ist noch ein Knabe, noch siebzigmal kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und du suchst eine Krone für ihn? Laß ihn ein Lazarone werden! Laß ihn sich sonnen unter dem schönen Himmel deines Vaterlandes! Laß ihn Muscheln suchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel braust und man einen jammervollen König richtet. Dann schwankt dein Sohn zu deinem Grabe, kniet nieder und dankt es deiner Asche mit heißen Thränen, daß du ihn einen Bettler werden ließest! Du erfährst es jetzt: deine nächsten Blutsverwandten häufen Schmach auf dein Haupt, und machen dich zum Gespötte der Welt. Das ist das Los der Könige! Opferpriester oder Schlachtopfer, sind sie schuldig oder unglücklich.

Hundertzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 27. Februar 1833.

Die Frankfurter Oberpostamtszeitung hatte neulich, da sie etwas dumm Monarchisches erzählte, hinter der Dummheit ein Frage-

zeichen aufzustellen gewagt. Was ist das? Schon bei jeder anderen deutschen Zeitung sind Fragezeichen Generalbeichten, Rousseausche und Augustinische Bekenntnisse, und verraten eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirschung. Aber gar bei der Postzeitung, einem der Feigenblätter der deutschen Bundesversammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte sie vielleicht den Rest ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldenthat des Fragezeichens sie zurückzuführen suchen? Erkundigen Sie sich danach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutsche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorstellungen, all mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Freiburg wurde Michel zum Bürgermeister gewählt, denn Michel ist liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unsere Regierungen — und darüber muß ich lachen trotz meiner großen Betrübnis — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger, die Courage haben, nicht bloß einen Tag, sondern zwei Tage lang, nehmen sich vor, Michel zum zweiten Male zu wählen. Was thut Michel? Auf seine gewohnte Art wird er gerührt, sentimental, großmütig, tugendhaft, erhaben romantisch, und bittet seine guten Mitbürger, sich wegen seiner in keine Ungelegenheiten zu setzen und einen anderen Bürgermeister zu wählen. Die Bürger, deren zweitägiges Heldenfieber ohnedies vorüber war, ließen sich das nicht zweimal sagen und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er sie von dem Drucke ihrer eigenen Größe befreit hat, wählten sie seinen Neffen, den jungen Michel, zum Bürgermeister. Die Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß sie so wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk ist ein Kind, das eigensinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein ins Wasserglas, es sieht gelb aus — da hast du Wein, jetzt sei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung giebt ihm etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und sagt: da hast du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das alles versteht sich von selbst.

Nun hören Sie aber, was mein Michel weiter that. Nach geschehener Bürgermeisterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freudengeschrei vor das Michelsche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht sprechen; aber der alte Michel war leider nicht in solchem Grade

gerührt, sondern er schrie zum Fenster hinaus: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!“ Und die Bürger auf der Gasse schrien: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!“ Und hoch und abermals hoch! Und der alte ernste Münster, den man noch niemals lächeln gesehen, lachte, daß er wackelte, so daß ihm eine steinerne Troddel von seiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgart? Aber ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geistreicher und freisinniger Mann, zum Deputierten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die sie zum Vorwande eines Vorwandes nahm. — Um Deputierter sein zu können, muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt, daß er im Lande wohne. So ungefähr habe ich die Sache verstanden. Der eigentliche Grund der Widersetzlichkeit war aber: Österreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer gesehen, denn er stand früher selbst hinter den Coulissen der deutschen Bundeskomödie und war der erste jener Gesandten, von welchen, weil sie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben und die deutschen Völklein in ihrem Traume, daß sie ein Volk werden könnten, nicht stören halfen, die Bundesversammlung epuriert wurde. Übrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestagsbeschlüsse herausgegeben. Dieser von der Regierung vorgeschützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen sich vor, ihn zum zweiten Male zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das nämliche, was Herr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmütig, gerührt, romantisch, empfindlich. Er schmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er schrieb seinen Kommittenten einen gerührten Brief: er entsage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falschen Grundsatz, den die Minister geltend machen wollen, anerkennen, und das wolle er nicht. Er verlasse Stuttgart, wünsche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Opposition die wenigen Stimmen, die zu ihrer Majorität noch fehlen, durch

seinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs seines moralisch-politischen Kompendiums willen verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man sich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Minister und doch großmütig! Ein Diplomat und doch romantisch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unsere deutschen bürgerlichen Deputierten der Macht der Regierungen, die ein ungeheueres Zeughaus von Listen und Schelmereien besitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geistliche und weltliche Tyrannei seit dreitausend Jahren geschmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jesuiten, von dem römischen Senate bis zu dem venetianischen, vom Kaiser Augustus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich — nichts entgegensetzen als ihren Gradsinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Bescheidenheit — so oft ich dieses wahrnahm, tröstete ich mich in meinem Kummer, daß wenigstens der deutsche Adel noch Spitzbüberei besitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde, und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelmann zu uns herüber und — er war ein ehrlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr, was ich thun soll. Der einzige Trost, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung schützt, ist, daß der Hofrat Böttiger in Weimar den großherzoglichen weimarischen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unsterblichkeit gesichert ist, die mich für alle Leiden, die ich in diesem irdischen Jammerthale ertrage, entschädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in ihrem Leben nicht, wie meine Unsterblichkeit mit dem weimarischen Falkenorden und einem sächsischen Hofrate, den sterblichsten Dingen von der Welt, zusammenhängt. Diese Dinge hatten früher nicht den geringsten Zusammenhang; aber indem ich sie nebeneinander stelle, bekommen sie einen. Schon in einem früheren Briefe hatte ich etwas gegen den Hofrat Böttiger geschrieben; aber so wenig als heute geschah es aus Bosheit; ja was ich dort von seinen lateinischen Versen an eine höchste Erhabenheit erzählte, war wenigstens dieses Mal gelogen. Die Sache ist: ich *will ihn ärgern, damit ich unsterblich werde*. Sie werden erstaunen über die Schelmereien, die ich im Kopfe habe, und welch ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrat Böttiger Verfasser der Nekrologe sei, die seit vielen Jahren die Allgemeine

Zeitung enthalte. Nekrolog heißt Lebensbeschreibung einer gestorbenen Person und kommt aus dem Griechischen, von nekros, der Tote, und logos, die Erzählung. Merken Sie sich das et embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann sein vierzigstes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange Böttiger dessen Nekrolog zu schreiben an und setze ihn von Jahr zu Jahr und Tag zu Tag gelassen fort; so daß, sobald der berühmte Mann den Geist aufgiebt und noch vor seiner Beerdigung der Nekrolog fertig ist und in die Zeitung geschickt wird, so daß kein anderer Nekrolog dem Hofrate zuvorkommen kann. Er, Cotta, sei einmal gefährlich krank gewesen und man habe ihn in Deutschland tot gesagt. Gleich mit der nächsten Post, nachdem sich das falsche Gerücht verbreitet, wäre sein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die Allgemeine Zeitung eingegangen. Er kam aber zu früh und brauchte glücklicherweise nicht honoriert zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigstes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofrats nekrologischem Schranke in der B-Schublade eingesargt liege. Zwar ist Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden nicht bloß erhalten, sondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann ist, der nicht bloß fünf gerade sein läßt, sondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: so gehört er zu denjenigen Menschen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meinen Nekrolog schreiben. Nun muß von zwei Dingen notwendig eins geschehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, so wird das auf Europa einen ungeheueren Einfluß haben; denn da es bekannt ist, daß ich sein Feind bin, wird jedermann begreifen, daß nur das große Gewicht meiner Verdienste ihn zur Gerechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm keiner und er wird ausgelacht, weil man weiß, daß ich ihn geärgert habe. Auf diese Weise hängt meine Unsterblichkeit und die Gemütsruhe, mit welcher ich meine Leiden ertrage, mit dem weimarischen Falkenorden und dem Hofrate Böttiger zusammen.

Freitag, den 1. März.

Über die neue preußische Judenordnung habe ich nicht gesprochen, weil ich gleich anfänglich vermutete, was sich auch jetzt zu bestätigen scheint, daß es damit kein Ernst gewesen. Aber ganz gewiß war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutsch-christlichen Narren, die

diesen wahnsinnigen Gesetzentwurf bekannt gemacht. Er stand zuerst in der Leipziger Zeitung, in einem Blatte, das ganz unter absolutistischer Eingebung steht. Auch hätte weder die Leipziger noch eine andere Censur verstattet, daß eine Zeitung das Geheimnis einer deutschen Regierung bekannt mache, wäre die Mitteilung nicht von einer Hand geschehen, die aller Verantwortlichkeit überhebe. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem der Helfershelfer der preußischen oder einer anderen Regierung eingesendet worden ist. Auch war der Gesetzentwurf in der Allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten fötiden Lobgeruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutschen Fürsten beweihraucht zu werden pflegen. Es hieß dort nach Anführung der unerhörtesten Greuel: „Durch das ganze Gesetz blickt ein Geist der Milde und der Versöhnung durch, vorzüglich aber das Bestreben des Staates, die Juden wieder zu dem alten Satze zurückzuführen: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Diese schweißtreibende Eigenschaft der Judenordnung ist das wahre Kennzeichen jener echt deutschen Gesetzgebung. Was man aber mit diesem Karnevalsspaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforschen, dem großen voraussteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem anderen Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuschnellen und man vorher versuchen wollte, ob sie noch Elastizität genug haben, sich das gefallen zu lassen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängstigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutsche Volk überhaupt in Schrecken zu setzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, ein Ochse war, den man der Boaschlange der deutschen Revolution in den Rachen jagen wollte, um sie wehrlos zu machen und dann zu töten? Oder was sonst sein möchte — das kann ich nicht erraten. Doch es wird kund werden früher oder später.

Übrigens könnte Preußen eine solche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch die Kurzsichtigsten vorhersehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterschied bliebe dann, daß man dem jüdischen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man sie dem christlichen nur nach und nach abschneiden würde, „um dem armen Vieh nicht auf einmal zu wehe zu thun“, wie jener

Bediente sagte. Wenn man die preußische Regierung beurteilen will, muß man nicht bloß auf das achten, was sie thut — denn das zeigt nur an, was sie *kann*, — sondern auch auf das, was sie spricht — welches anzeigt, was sie *will*. Wenn ich das Berliner *politische Wochenblatt lese*, weiß ich gar nicht, was ich denken soll. Ich sage *denken* — denn glauben Sie mir, ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls in den Eiskeller der ruhigsten Besonnenheit hinabgestiegen bin und dort die Probe gehalten habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinstimmt. Und so oft diese Übereinstimmung fehlt, lösche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden despotische Grundsätze gelehrt, die mit dem Prinzip des Protestantismus gar nicht zu vereinigen sind. Und wenn Preußen dieses Prinzip, seine Hauptstütze, erschüttert, sinkt es zum Vasallen Österreichs hinab, um später von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen seine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotischen Mächten, statt daß es die erste unter den freisinnigen könnte sein. Herr von Ancillon, der einzige dirigierende Minister in ganz Deutschland, der gut und schön schreiben kann — warum verteidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des preußischen Regierungssystems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftsteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutscher Minister, selbst unter seinem eigenen Namen mit uns Erdwürmern spreche. Wir wissen recht gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erscheint und Angesicht in Angesicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja seine eigenhändigen Gesetztafeln durch einen seiner Moses schicken und versuchen, ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß wir es gut meinten und nur in unwillkürlichen Irrtümern befangen wären. Wenn *wir* mit Worten wüten, so ist das so natürlich als verzeihlich. Was sollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, sondern nur Recht haben, und doch der Geist einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder sind? Wenn aber die Organe der Regierung zornig reden, so ist das der lächerlichste und zugleich der grausamste Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was sind sie denn anders, als plastische Grobheiten von Stein, Eisen und Stahl, während die unseren ganz unschädlich nur von Luft sind?

In Preußen geht man damit um, die Justizbeamten für absetzbar zu erklären. Vielleicht wissen Sie nicht, was das bedeutet. In den Staaten, wo der Despotismus nicht alle Scham von sich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Rest, ich sage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, sind die Gerichtspersonen unabsetzbar; das heißt: wenn sie einmal ihre Stelle erhalten, darf sie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieses ist der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß sein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder seine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kindern zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurteilen, sobald es einem wahnsinnigen oder ruchlosen Minister beliebt. Dieser Schutz soll jetzt dem preußischen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande so oft habe in die Enge treiben sehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländischen Regierungssystems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Justiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der sie sich schon halb schämen, notdürftig zu verteidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten Abc-Schulen übrig. Ich möchte sie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten Abc-Bauern etwas anderes zu lesen verstattet als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, sogar in der Stadt Berlin selbst Verschwörungen zu entdecken, und selbst ein Kavallerieoffizier und ein Regierungsrat sich des Hochverrats verdächtig gemacht haben, dann scheint es Zeit, die Richter unter die Zuchtrute der Polizei zu bringen. Aber was wird es sie helfen? Sie werden höchstens einige junge Leute und dunkle Personen schuldig finden, aber nie einen Menschen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen sich die freisinnigen Männer bis zu den ersten Stufen des Thrones die Hände, und sie lassen sich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menschen nie, die seit fünfzehn Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch giebt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen sie sich nicht täuschen! Ich war immer der Meinung, daß, wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte lesen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächsischen wieder einen liberalen Becher bekommen; es ist der zehnte. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck ist mir erst recht klar geworden, warum so viele deutsche Patrioten von 65 Pulsschlägen an diesem Manne hängen. Er treibt sein Becherspiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie gesehen. Er hat eine Art, einem den Liberalismus so bequem zu machen, daß es eine Lust ist. An schönen Maitagen, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, geht er mit seinen politischen Freunden spazieren und macht sich über die faulen Bäuche lustig, die bei so herrlichem Wetter im Zimmer eingeschlossen bleiben. Kommt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, sobald der erste Tropfen fällt, der Regenschirm der Legalität aufgespannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert: bleibt nur immer auf dem gesetzlichen Wege! Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeschlüsse schneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er schreit zum Fenster hinaus: Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog, der Wiederhersteller der freien Verfassung und des freien Wahlrechts! Dabei ist man sicher, sich weder zu erhitzen noch zu erkälten und ein Jubelsenior zu werden und ein Belobungsschreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt'" — sagt Staberl.

Samstag, den 2. März.

..... Die öffentliche Meinung ist zu ihrer früheren Ansicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige, welche die gebenedeite Prinzessin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande und der heilige Geist war ihr Landsmann. Als der schändliche Deutz die Herzogin verriet, rief sie, sich selbst noch schlimmer verratend, aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, seine Freundin, die Mutter seines Kindes, ein unglückliches, wehrloses Weib zu verraten! Aber nur den kleinsten Teil meines Grolls wende ich einem solchen Niederträchtigen zu. Den größten Teil spare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen, welche tausendfachen irdischen Tod und selbst den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die schönste Tugend belohnen. Das ist aber das Verderben jeder fürstlichen Herrschaft: sie kann sich nicht erhalten ohne Verräterei; sie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechselseitiges

Mißtrauen die Bürger auseinander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Kabinett jedes Königs, und findet man einen seiner Unterthanen bei ihm, mit dem er sich liebreich und freundlich wie ein Bruder unterhält — ist es ein Weib, wird es eine Sängerin, ist es ein Mann, wird es ein Spion sein. Und selbst die Opernsängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Hundertelfter Brief.

Paris, Sonntag, den 3. März 1833.

Von dem aus dem Englischen übersetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen schon gesprochen, ist jetzt der dritte Teil erschienen. Ich kann Ihnen nichts Schöneres zum Lesen empfehlen. Es wird einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tausend Banden festgehalten, regungslos gewesen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen Sinnen und Gliedern, erfahre man erst, was die Welt sei, was leben heiße. Was der keckste Romanschreiber in seinem Übermute nur je erdichtet, ist Blödigkeit gegen das, was dieser Korsar wirklich gethan und gelitten. Und doch ist nichts Außerordentliches in ihm, als daß er sich außerordentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnliches ist ihm begegnet; aber er ist den gemeinen Dingen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat ihn groß gemacht. Man sieht: es ist in jedem Menschen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer diese zu finden und zu gebrauchen versteht, kann mehr vollbringen als tausend andere vereinte Menschen.

Aber nicht bloß ein Held ist Trelawney, er ist auch ein Meister im Malen und im Dichten. Nichts herrlicher als seine Beschreibungen von jener zauberhaften indischen Welt; nichts epischer und dramatischer als seine Schilderungen der Ereignisse und der Menschen und Völkerschaften, die daran teilgenommen. Es begleiten ihn zwei komische Charaktere auf seinem abenteuerlichen Leben: der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakespeare nicht schöner hätte darstellen können. Sie leben beide mit Geist und Herz nur in ihrer Kunst. Auf dem Meere und in der Sandwüste, bei Sturm und Sonnenschein, in der Schlacht und im lustigen Übermute des Hafens denken sie nur an Kochen und Heilen. Und auch hier sieht man, was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert der Wundarzt Heilungen, vor welchen sich Dupuytrin versteckt hätte —

und es gelingt beiden. Die unerhörtesten Speisen werden schmackhaft, die verzweiflungsvollsten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich ist die Beschreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Eylau sind, was der gezeigte Mut betrifft, Possenspiele dagegen. Der Korsar schließt diese Schilderung mit den Worten: „Wie schön und glorreich wäre diese Jagd, wenn man in den Tigern die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!"

Denken Sie sich einen Helden in der Schlacht mit einer Rose vor der Brust; denken Sie sich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm spielt, und einen Löwen an seidener Schnur von einem schönen Kinde geführt — das war Zela dem Korsaren. Sie teilte alle seine Gefahren und verschönte und belohnte sie. Da verlor er sie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche und wollte sich auf den Scheiterhaufen stürzen, den ihn aber seine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtlosen von der Jammerstätte. Mit Zela endeten die Träume seines Lebens, er erwachte und sein Glück war dahin. Er kehrte nach England zurück, begrub sich lebendig in dem Schoße monarchischer Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg seiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und sein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, teilte er zwischen Zela und van Ruyter, seinem Freunde und Seegenossen. Van Ruyter war der Edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, geriet in die Sonnenbahn des Kaisers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ sich nur von Napoleon gebrauchen, so lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiser zu verachten. In einem Treffen gegen ein englisches Schiff verlor er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen Königen von ihren wurmstichigen Thronen herabgeworfen; er hat ihnen den Pupur vom Leibe gerissen und sie dann wieder aufgerichtet, um mit der Menschheit seinen Spott zu treiben. Indem er dieses that, dachte er freilich die Tyrannei verewigen zu können, wenn er an die Stelle der zernichteten Mächte Militärdespoten setzte. Aber er hoffte vergebens, hierdurch seine Macht zu befestigen und die Ehrgeizigen durch die Bande der Erkenntlichkeit an sich zu fesseln. Als wenn sich ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück als nur sein eigenes bekümmern könnte! Napoleon kann freilich für die Welt gute Folgen haben; doch sind wir ihm keinen Dank dafür schuldig,

denn er hat bei allem seinem Thun nicht das Gute beabsichtigt, sondern das Böse. Ein verrosteter Riegel ist schwer zurückgeschoben; ist es aber einmal geschehen und es gelingt einem, ihn wieder vorzuschieben, wird er nie mehr so gut als früher schließen. Was ein Meister zu seinem Vorteile seine Arbeiter lehrt, das wenden diese später zu ihrem eigenen an. Napoleon hat unseren Kindern die Taschenspielerkünste mit Päpsten, Fürsten, Königen und anderen solchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen noch zu sehr an unserem Schaukelpferde und Bleisoldaten; aber unsere Söhne werden die Puppen unserer Zeit verachten, sie auf immer wegwerfen und ein Männerspiel spielen."

„Der Kaiser wollte mir, als ein Zeichen seiner großmütigen Gesinnung, etwas schenken, das keinen Schilling wert war — das Band der Ehrenlegion. Er hätte mich entehrt durch meine Ernennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter und Gauner geworden."

Trelawney verspricht in der Folge auch sein späteres Leben zu beschreiben. Um sich aus der verpesteten monarchischen Luft der europäischen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen teil, die seit dem Sturze Napoleons in allen Ländern für die Freiheit versucht worden sind. Von der Gesinnung und der Schreibart unseres Helden mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Wassersucht und der Stein sind meine lieben Freunde und Freundinnen. Ich verehre sie, ich grüße sie mit dem Hute in der Hand, als die mächtigsten unter den unversöhnlichen Feinden der Könige und Priester. Das sind unbestechliche Jakobiner. Wenn der Pfaff das Saatkorn eines armen Pächters gestohlen und seine Zehntenschweine verschlungen hat, fühlt er freilich keine Bisse des Gewissens; aber oft fühlt er ihre Qualen in dem großen Zehen seines Fußes, und das Schwein hört nicht auf in seinem Bauche zu grunzen, als bis es sich an seine Rippen und an seinem Halse festgefressen hat; dann erstickt es ihn, mit allen Anzeichen eines gerechten Schlagflusses."

„Ich beschäftige mich, die Geschichte meines Lebens zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß ich kein geduldiges Werkzeug in den Händen der despotischen Willkür war und mich nie zu jenen niederträchtigen Sklaven gesellt habe, die in Haufen zu den Füßen der Reichen und Mächtigen krochen. Nach meiner Rückkehr in Europa hatten alle Tyrannen ihre Gladiatoren versammelt, um die vermaledeite Dynastie der Bourbons wieder auf den Thron zu setzen. Das Kriegsgeschrei in Europa war die Unverletzlichkeit und Macht-

vollkommenheit der legitimen Tyrannen und alle Dummköpfe, Schwärmer und Narren wurden gleich Jagdhunden hinter die Freiheit gehetzt. Überall wurden Preise auf die Köpfe der Patrioten gesetzt; man beraubte, man verfolgte, man ermordete sie mit gerichtlichen Floskeln. Dann wurden sie gleich indischen Parias aus der Gemeinde gejagt und wer sie berührte, war, wie sie, der Schmach verfallen. Ich, der ich so viel von der Tyrannei gelitten, haßte aus der tiefsten Seele jede Unterdrückung. Ich stand dem Schwachen gegen den Starken bei; ich schwur, mich mit Leib und Seele dem Kriege zu weihen und in dem heiligen Kampfe gegen die gekrönten Betrüger, ihre Minister und Pfaffen, auch den Dolch nicht zu verschmähen. Als die Tyrannei siegte, teilte ich das Geschick jener unüberwindlichen Geister, die durch die ganze Erde in der Verbannung umherschweiften und ich lieh ihnen meine schwache Hilfe, die Betrügereien jener von Motten zerfressenen Legenden, welche das Menschengeschlecht so lange betrogen haben, an den hellen Tag zu bringen." (O! hätten wir statt Rotteck und Welcker den einzigen Trelawney auf unserer Seite.)

„Ach! diese edlen und hochherzigen Menschen sind nicht mehr! Sie fielen als Schlachtopfer jener erhabenen Sache, die sie mit einer bewunderungswürdigen Kraft verteidigt; doch dauernde Denkmäler haben sie zurückgelassen und ihre Namen werden ewig leben. Ach! lebten sie jetzt, hätten sie den Baum, den sie pflanzen halfen, blühen gesehen! — — — hätten sie das Jahr 1830 und dann das ihm so glorreich folgende Jahr 1831 erlebt, wie würden sie gejauchzt haben, die Reihe der Tyrannen durchbrochen, ihre Dummgläubigen gemaulkorbt und die Verschwörung, welche die Freiheit der Völker ersticken sollte, vereitelt zu sehen."

„Ja! die Sonne der Freiheit erhebt sich über den feilen Sklaven Europas, sie wird sie aus ihrem langen Todesschlafe erwecken. Der Geist der Freiheit schwebt wie ein Adler über der Erde und die Seelen der Menschen strahlen den Glanz seiner goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, dem Adler gleich, den es früher wie zum Spotte zu seinem Sinnbilde genommen, jetzt aber im Ernste annehmen muß — möge es seinen Kindern seinen erhabenen Flug lehren; möge es sie lehren, das Gestirn der Welt, in den Mittagsstrahlen seines Ruhmes, ohne geblendet zu werden, anzuschauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller edlen Menschen sind jetzt auf Frankreich gerichtet und jedes Herz, das nur ein Hauch großherziger Gesinnungen belebt, wird bei dem Klange dieses schönen Namens

das reinste Mitgefühl wiederklingen" ... Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen und der Ruf steige von Ort zu Ort, bis er zum Donner anwachse, bis der taxissche Palast davon erbebe — es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!

Montag, den 4. März.

Wie ich heute in der Zeitung gelesen, haben die preußischen Minister das neue Judengesetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das so kommen sehen! Wie schlau ist der hohe deutsche Adel! Das monarchische Prinzip ist in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig sind alle, die an ihn glauben. Bald wird der Messias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, nah verwandt mit dem französischen, spanischen, portugiesischen Hause; verwandt mit Österreich, Preußen, Bayern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert anderen ehrlichen und natürlichen Vettern. Und er wird sein Volk erheben und es groß machen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher, außer dem Gesetze leben; aber nicht wie früher unter dem Gesetze, sondern, Fürsten gleich, über dem Gesetze. Die schönen Tage Zions kehren zurück und das hohe Lied Salomonis wird ein allerhöchstes Lied werden. Dem armen Magistrate zu Freiberg in Sachsen, der erst kürzlich verordnete, es soll kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reisen, wird es am Halse jucken, denn er wird sehr fürchten, den Galgen verdient zu haben. Wehe nun allen, die je einen Juden gehaßt, verfolgt und gelästert; sie finden keinen Stein in Europa, auf dem sie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwischen Sibirien und der Hausvogtei, zwischen Köpenick und Spielberg lauert auf sie alle zehn Schritte ein Hochverrat, alle zehn Schritte ein Majestätsverbrechen. Schon hat sich Deutz bei Gerard sein Porträt bestellt, vor dem jeder, der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angesehen, knieend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das taxissche Haus eine Stiftshütte werden, und der rote Adlerorden wird erbleichen vor dem Juwelenglanze der Urim und Thumim. Ihr Töchter Israels, lernt die Nase rümpfen, Knixe machen und französisch sprechen! denn ihr werdet hoffähig werden. Und ihr meine guten Deutschen, aller Fürsten treues Volk, ruft: es lebe unser vielgeliebter Deutz I., der Wiederhersteller der weiblichen Verfassung in ihrer

ursprünglichen Gestalt und des freien Herzenswahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

— Nichts ist schwerer im menschlichen Leben — ausgenommen einen Citronenkern herausfischen, wenn er am Boden eines vollen Glases Limonade liegt — als es mit den Deutschen acht Tage hintereinander gut zu meinen, so sehr sie es auch verdienen und so unglücklich sie auch sind. So oft ich über sie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß schon wieder lachen. So oft ich über sie lache — nun freilich, das kann niemals lange dauern. Es ist nicht meine Schuld. Auch der beste Mensch, der doch jedes Kind, so oft es hinfällt, mitleidig aufhebt, obzwar keine Gefahr dabei ist, muß doch lachen, wenn er einen erwachsenen Menschen fallen sieht, der sich doch so leicht beschädigen kann. Das deutsche Volk ist ein solch erwachsener Mensch mit Kindesbeinen, und man muß lachen, so oft es auf den Kopf fällt. Es ist gar zu ungeschickt, zu zerstreut, zu gelehrt. Da sind Rotteck und Welcker, Männer, die es gewiß gut meinen, und auf welche sonst so viele als auf ihre Erretter sehen. Sie haben der guten Sache mehr geschadet als deren schlimmste Feinde. Sie haben sich und ihre Leidensgenossen aus der Sklaverei befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten sich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf seiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen und jetzt steht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verloren. Wo sie handeln sollten, sprechen sie, und wo sie reden sollten die schlafenden Herzen aufzuwecken, sprachen sie so lange und so viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einschliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängnisse verurteilt. Der schuldige Artikel stand vor der Sündflut, nämlich vor den Bundestagsbeschlüssen, im Freisinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr, was er Strafwürdiges enthalten; ich glaube, man fand darin ein Majestätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hat: O du unglücklicher Fürst! Welcker appellierte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich sieben Stunden. Welckers Verteidigungsrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich gewesen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er seine Verteidigung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzuteilen, die ihm zu wissen gut sind. Wären Ge-

schworene da, die man zu bewegen hat, könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle ebensogut wissen als Welcker, aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu sprechen: das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geschrieben: wie hier einer der Geschworenen, auch bei einem unbedeutenden Preßprozesse, nachdem der Advokat des Angeschuldigten schon anderthalb Stunden gesprochen, plötzlich aufstand und rief: „Haltet ein, sonst rührt mich der Schlag!“ und wie er nach Hause ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers Richtern gewesen, und der Schlag hätte mich verschont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und gebetet: „O du heiliger Rhadamantus da unten, stärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüstet mich sehr, den armen unschuldigen Mann, der da vor mir steht, für jede Stunde, die er gesprochen, auf ein Jahr zum Gefängnis zu verurteilen!“

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenster stellte, aus Furcht, es möchte jemand horchen. Welcker wurde freigesprochen und abends brachten die Bürger Musik im Fackelzuge, um die Unparteilichkeit der Gerichte zu feiern. Die Freude galt Welckern; aber so mußte gedruckt werden. Ließen sich hier in Paris Menschen einfallen, einem Richter, zum Danke für seine Unparteilichkeit eine Nachtmusik zu bringen, würde er diesen Unverschämten seinen Code Napoleon mit allen Kommentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den anderen Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns ist keine Ehre, weder im Volke noch in der Regierung.

Dienstag, den 5. März.

Ich denke heute wie ich gestern dachte: es giebt keine Ehre mehr, weder im Volke noch in den Regierungen. Diese Münze der Tugend ist ganz verschwunden und dahin ist es gekommen, daß, wer noch einen Teil von ihr besitzt, sie verstecken muß, daß er nicht beraubt und mißhandelt werde. Das Verderben ist alt, nur seine Offenbarung ist neu; früher schlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech am hellen Tage umher. So lange das monarchische Prinzip seine tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt da ihm oft die Nahrung mangelt, zeigt es seine angeborene wilde Natur und geht wie ein reißendes Tier auf Beute aus. Die Fürsten sind eine Art höllischer Berggeister, die in den Schacht des menschlichen

Herzens hinabsteigen, dort das Erz vom Golde reinigen, das Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo sie einen Gang der Tugend finden, wird er verschüttet, wo eine Ader der Leidenschaft, wird sie bearbeitet und zum Laster ausgebrannt. Nicht bloß einzelne Menschen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden werden verführt, bestochen, besoldet, zum schnödesten Knechtdienste angeworben. Weil der einzelne Mensch, so schwach und lüstern er auch ist, doch nicht immer das Herz hat, um seines eigenen Vorteils willen ein Verbrechen auf sich allein zu nehmen, giebt man ihm den willkommenen Vorwand, seine Tugend für das Beste seiner Gemeinde zu verkaufen; so beschwichtigt er sein Gewissen, so vergißt er, daß ein Teil des Sündenlohnes ihm selbst zukommt. Der König von Bayern, von Österreich und den Jesuiten belehrt und gegängelt, übt diese Regierungskunst mit einer schauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Tofana der Macchiavellistenpolitik wird in das reine deutsche Blut getröpfelt, daß es schwarz werde wie die Seele des Giftmischers! Die Ämter, die Behörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt, in welcher sie wohnen, Geldvorteile bringen, werden versteigert und denjenigen Gemeinden zugeschlagen, die am meisten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aschaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kaiserslautern hintereinander gehetzt. Die Bürgerschaft, die Magistrate schickten Deputationen nach München. Diese versprachen alles, verleugneten alles, verrieten alles was man wollte, und bettelten um einen Panisbrief. Der König empfing sie gnädig. Und das sind die Fürsten, die sich Stellvertreter Gottes nennen! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — wer glaubte sonst noch an Gott?

Hundertzwölfter Brief.

Paris, Samstag, den 9. März 1833.

Liebe Getreue!... Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes sagen, haben Sie sich jammervoll verrechnet. Liebe Getreue bedeutet nichts anderes als lieber Hund. Sie sind mein Stand und als solcher den deutschen Ständen gleich, mit welchen die Fürsten und Minister, so sehr sie Stände sind, nicht mehr Umstände machen als mit Hunden. Also: Liebe Getreue. Lieber Hund! Du.... Du ist die einfache Zahl von ihr, wie ihr die Mehrzahl ist von du. Die deutschen Fürsten und Minister reden hier Stände mit ihr an. Wäre nur ein Deputierter in der Kammer,

der im Namen des Volkes dasäße, würden sie, weil er das Volk vorstellt, du zu ihm sagen. Du ist der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeisterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schulmeister mit Schulbuben vereinigt .... Also: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du hast in deinem heutigen Briefe uns einen Antrag deines Mannes mitgeteilt, des Inhalts: wir sollten erst im Mai zusammenkommen, statt wie es früher verabredet war, schon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unseren neuesten Bundesbeschlüssen entgegen sei, wir doch geneigt sein könnten, von unserer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulassen. Darauf thun wir dir zu wissen: Dieser Antrag ist eine Vermessenheit, welche Staunen erregen muß. Das monarchische Prinzip ist unser Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, sondern fort und fort mit unseren getreuen Hunden verfahren, wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß du, sollte sie wiederkehren, diese Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdest. Übrigens, liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir dir in Gnaden gewogen.

— Fragt mich einer: aber was sollten sie thun? Sie sind Beamte, von der Regierung abhängig; sollten sie, die Ehre des deutschen Volkes zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hunger sterben? Ich sage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man sich nie, wie ist man auf seinen Vorteil bei Tage und bei Nacht immer so wachsam, daß einen niemals die Tugend überrascht und man mit Aufopferung eine schmachvolle Beleidigung abwehrt? Erst vor einigen Tagen wurden hier zwei Staatsbeamte, weil sie den Tag vorher als Deputierte gegen die Minister gestimmt, ihrer Stellen entsetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben sich darauf eine Menge ministerieller Deputierten, die auch Beamte waren, und eiferten auf das heftigste gegen jene Absetzungen, gegen jenen schändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle diese Männer ihre edle Aufwallung schon eine Stunde später; vielleicht als sie nach Hause kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tisch saßen, riefen sie schmerzlich aus: morgen müssen wir hungern! und verwünschten dann ihre Übereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das sie so handeln ließ, sondern nur eine Phantasie des Tugendrausches. Doch genug, sie vergaßen sich. Wehe aber denen, die nie vergessen, daß sie schwache Menschen sind — Gott wird sie vergessen!

Und die besseren unter den deutschen Volksvertretern, die Unglückseligen! — sie verstehen den bösen Zauber mancher Worte nicht: sie vergessen, daß es ein Spott ist mit ihrer Freiheit, so lange sie dulden, daß sie ihre Fürsten mit liebe Getreue und mit ihr anreden! Wie aufmerksam ist man hier auf solche Wortdespotie! Die mauvais sujets unter den französischen Ministern steifen sich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals lassen die Oppositionsblätter dieses ungerügt hingehen. Und bekümmert sich auch ein Minister nicht um den Tadel und kehrt zu seiner Kriecherei zurück, so wird doch durch die beharrliche Opposition der tägliche Straßenkot knechtischer Gesinnung weggekehrt und er kann sich nicht bergeshoch anhäufen wie in Deutschland.

Hundertdreizehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 10. März 1833.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligenthore stattgefunden, ist im Februar dieses Jahres beendigt worden. Also schmachten die der verbrecherischen Teilnahme angeschuldigten Bürger schon sechzehn Monate lang im Kerker und wissen ihr Schicksal noch nicht. Jetzt hat man erst die Akten zum Richterspruche auf die Universität geschickt und es ist bekannt, welche lange Zeit der Verstand deutscher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kommt. Ist es nicht unerhört, ist es nicht schauderhaft, zwischen der Schuld und der Buße oder zwischen der Unschuld und der Freisprechung eine Ewigkeit der Qual zu setzen, die entweder die verdiente Strafe grausam erhöht oder die Freisprechung ganz trügerisch macht? Das ist aber der Fluch unseres Vaterlandes, daß selbst die schlechtesten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkür finden, weil schon die böse Laune der Gesetze allen Raum einnimmt. Selbst der boshafteste Richter, wenn er einen Angeschuldigten, der in seine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, sobald die Anschuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unschuldigen, zum Troste des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter ist vogelfrei in seinem Kerker. Glücklich, wenn er einem gewissenlosen Richter in die Hände fällt: dann hat er doch Hoffnung, ihn mit Gold zu be-

stechen. Ist aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein sogenannter treuer Staatsdiener, ist der Unglückliche verloren. Ein solcher treuer Staatsdiener sieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Mensch ist ihm nichts, der Staat ist ihm alles und — was noch unheilbringender: er sieht den ganzen Staat in der Regierung und sieht die ganze Regierung in dem Fürsten. Auf diese Weise sind dreißig Millionen Deutsche nichts und ihre dreißig Fürsten sind alles. Fragen Sie einen solchen wahnsinnigen deutschen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: die Sicherheit des Eigentums, der Freiheit und des Lebens der Bürger. Lachen Sie, wenn Sie nicht weinen müssen. Das Eigentum wird so sehr gesichert, daß die Abgaben, um die Kosten des Staatsschutzes zu decken, den größten Teil der Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird so sehr gesichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird so sehr gesichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man sein bißchen Leben, was sie einem in der Freiheit lassen, zehnmal im Tage verwünscht. Was bleibt nun übrig, das verdiente gesichert zu werden? Jede Monarchie ohne Teilnahme des Volkes an der Regierung — in der Gesetzgebung durch Deputierte, in den Gerichten durch Geschworene, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — ist nichts als eine organisierte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Mut sich oft retten kann, wo einem wenigstens die Wahl bleibt, sich in die Räuberbande aufnehmen zu lassen. Sicherheit! Denken Sie sich einen Geizigen, der immer besorgt wäre, man möchte ihm seine Schätze stehlen. Er baut sich ein großes mächtiges Haus, sie darin zu verwahren und bringt tausend künstliche Befestigungen darin an. Die Baukosten verschlingen sein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat, aber keine Menschen darin.

Die deutschen Strafgesetze gegen Staatsverbrechen und besonders die Art und Weise, auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Untersuchung geführt und die Gesetze auf einzelne Fälle angewendet werden — das alles ist fürchterlich! Sie sind ein Frauenzimmer und brauchten diese Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verstehen; aber die Sache ist so klar, daß sie selbst ein Kind begreift und sich davor entsetzt. In einem monarchischen Staate werden Staat und Fürst für eins angesehen und so wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürsten und jede Beleidigung des Fürsten zum Staatsverbrechen. Und dieser Fürst, der beleidigt

worden, bestimmt selbst die Strafe der Beleidigung, bestraft selbst den Beleidiger; denn die Richter, die Gesetzgeber und des Fürsten Beamte, werden von ihm eingesetzt und abgesetzt und ihr Schicksal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgsamkeit gegen die Wünsche und Laune des Fürsten ab. So nimmt jede fürstliche Rache den Schein des Rechts, und was noch gefährlicher ist, selbst die verdienteste Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kommt es nicht bloß darauf an, daß Recht gesprochen werde, sondern auch, daß jeder Bürger im Staate die Zuversicht habe, daß Recht gesprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieser Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann einen im warmen, weichen Bette so sehr ängstigen, als diese Gefahr selbst. Aber dieses Gefühl der Sicherheit, diese Zuversicht auf strenge Rechtlichkeit kann ein deutscher Bürger nicht haben, in allen Fällen, wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgiebt den Kerker, die Untersuchung wird geheim geführt, der Richterspruch wird geheim gefällt, die Verteidigung bleibt verborgen, der erste Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüst, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob schuldlos oder schuldig, das wird Gott einst richten. Wie wird ein armer deutscher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menschlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wissen? Kommt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft seiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in seinem heißen Gebete um Rettung dem Himmel gelobt: wenn er ihn befreie, wolle er allen seinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergessen — er schweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verschwiegenheit als Preis seiner Befreiung aufgelegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Untersuchung und die Verteidigung öffentlich geführt und das Urteil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeschuldigten, sondern das Volk selbst richtet ihn, durch seine Geschworenen. Der Eingekerkerte ist keiner Willkür preisgegeben, denn die freie Presse bringt jede seiner Klagen zur öffentlichen Kunde. Minder gefährlich ist es unter reißenden Tieren zu wohnen, als in einem Lande ohne Öffentlichkeit der Gerichte, ohne Geschworene und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurteilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeschichte zweier unglücklichen Jünglinge in den österreichischen Staatsgefängnissen lesen und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkosung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutschen Fürsten, wo sie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Ist nicht der Kaiser von Österreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürst? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit liegen schon in den Gesetzen; aber diese stammen nicht von der Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit der Gesetzgeber, sondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergessen, daß eine Regierung der Menschen willen da ist und glauben, der Mensch wäre geboren, um regiert zu werden. Darin ist der Wahnsinn. Sie können täglich in der Zeitung lesen, was in Bayern geschieht. Bayern in der Schule österreichischer, Preußen in der Schule russischer Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglückschwangeren Wolken zu und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haselstock wird die Knute küssen und jeden treffen, der sich seiner Zärtlichkeit in den Weg stellt. Ein bayerischer Handelsmann, der außer Landes ist, wird vorgeladen, sich „gegen die Anschuldigung der Hilfsleistung zum entfernten Versuche des Hochverrats“ zu verantworten! Wäre das nicht so schrecklich, sollte man nicht glauben, eine Scene aus den Femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu lesen? Ein anderer, ein Zeitungsredakteur, der sich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knieenden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshausstrafe, noch verurteilt: während seiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einsamen Gefängnisse zuzubringen, und während vierzehn Tagen im Monat Juli abwechselnd drei Tage bei Wasser und Brot zu fasten. Als ich das deutsch las, hatte ich es ganz mißverstanden und so gedeutet: Der Gefangene bekomme drei Tage bloß Wasser ohne Brot und drei Tage bloß Brot ohne Wasser. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es sei eine sinnreiche deutsche Rache gegen die französische Julirevolution. Aber aus dem Constitutionnel, der das Urteil in seiner ganzen Ausdehnung mit den Unterschriften der Richter enthielt, erfuhr ich erst seinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurteilt ... „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son enprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi de suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Östreicher (so heißt der verurteilte

Zeitungsredakteur) in der Freiheit gut schmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns und wir wollen ihn vierzehn Tage lang abwechselnd, drei Tage mit Champagner und Austern und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpasteten bewirten und dabei auf die Gesundheit des Herrn Staatsrates Feuerbach trinken — nämlich auf die Gesundheit seines Kopfes. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß diese schönen bayerischen Kriminalgesetze keineswegs aus einer alten barbarischen Zeit herstammen, sondern daß sie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahre nach der französischen Erklärung der Menschenrechte, verfaßt worden sind, und daß sie größtenteils der Staatsrat Feuerbach so herrlich ersonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieser unser berühmter Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Mensch sein müsse. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beste Mensch, der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater, der großmütigste Freund sein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutschen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle seine Geisteskräfte werden gelähmt und er sinkt ganz zu dem irren Zustande eines kindisch und unmündig gewordenen Geistes herab. Er ist dann kein Mensch mehr, er ist nur noch ein Tier, das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das wenigste von dem bisher Gesagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchische, sondern eine republikanische Verfassung herrscht, konnte die Regierung nie zu dem Wahne kommen, daß sie den Staat ausmache. Aber doch sind unsere Gesetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrtümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und den bestehenden Einrichtungen eine abergläubische Vorstellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geschehen können, daß man angeschuldigte Bürger sechzehn Monate lang provisorisch im Gefängnisse schmachten ließ. Wäre nicht die unselige Verehrung alles Bestehenden, hätte man längst bei Kriminalverbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang schriftlicher Verteidigung hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt ist nur ein einziger Kriminalrichter und dieser konnte bei den vielen anderen Geschäften, die ihm oblagen, auch mit dem besten Willen und dem angestrengtesten Fleiße jene Untersuchung nicht schneller fördern. Hätte man aber nur die geringste Vorstellung, daß nicht bloß der Staat an den Bürger, sondern daß auch der Mensch an den Staat Ansprüche zu machen habe, dann

hätte man sich keinen Tag besonnen und hätte die Zahl der Untersuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit, eine alte Gerichtsordnung umzuändern und die Staatsausgaben um einige tausend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man sich erst kürzlich besonnen und dem Kriminalrichter, erst auf sein eigenes Verlangen, einen Gehilfen gegeben.

Die gerichtliche Untersuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menschen teilgenommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat sich durch sechzehn Monate hingeschleppt, und die Pariser Insurrektion im Juni, die den Umsturz der Monarchie bezweckte, woran viele tausend Menschen teilgenommen, wobei mehrere Hundert das Leben verloren, war schon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte sich weder der Staat beschweren, daß dem Gesetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeschuldigten, daß er mit Unrecht verurteilt worden sei. Viele wurden zum Tode verurteilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchstaben des Gesetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geschworenen, die den Geist der Verhältnisse berücksichtigten, freigesprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle diese Verwirrungen zu schlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverrats durch Preßvergehen beschuldigt, schmachten schon zehn Monate im Gefängnisse und ihr Urteil ist noch nicht gesprochen, und die Untersuchung wegen des Pistolenschusses auf den König von Frankreich war schon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn diese Sache sich bis jetzt verzögert hat, so daß erst in dieser Woche die Angeklagten vor den Assisen erscheinen, so lag das an den Angeklagten selbst, die um Aufschub baten. Und die Beschuldigung eines Königsmordes ist doch ganz etwas anderes, als die Anklage wegen Hilfsleistung zu dem entfernten Versuche eines Hochverrats — durch die Presse! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppositionsblatte las: „Enfin, après deux mois et plus d'instruction, a paru l'acte d'accusation dressé à l'occasion du coup de pistolet tiré sur le roi le 19 Novembre dernier." Endlich nach zwei Monaten und länger — welche eine närrische Ungeduld! Wenn in Deutschland einer um jeden Preis ein hohes

Alter erreichen wollte, könnte er nichts Zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Pistole auf einen Fürsten abzudrücken. In seinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an seiner Schuld und seinem bösen Vorsatz: dieser Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag seinen Kopf sichern. Aber man würde so lang und so weit den Fäden der Verschwörung nachgehen, man würde so tief nach der letzten Wurzelfaser des Geistes der Zeit graben, daß, ehe man von dem Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitschuldigen gereist, zurückkäme, ein ganzes Menschengeschlecht aussterben müßte. Millionen Deutsche würde man konfrontieren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der sein Verbrechen fast öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße stürzte und die That augenblicklich eingestand, trotz seiner schmerzlichen Wunde ein ganzes Jahr lang im Gefängnisse schmachten lassen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten und die Edelsten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kommt nun dieser Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland? In Frankreich herrscht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen sucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie ist mächtiger als die Regierung, und weit mächtiger als der König. In Frankreich ist das Volk der Staat. In Deutschland hat die öffentliche Meinung sich noch nicht geltend zu machen verstanden, darum ist das Volk nichts; der Fürst ist der Staat, der Fürst ist alles. Wenn unsere Fürsten noch nicht, wie einst Ludwig XIV., mit der Reitpeitsche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, so geschah es nur darum nicht, weil sie noch niemals bei ihren Ständen solchen Widerspruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in seinen ersten Regierungsjahren bei seinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag, den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkommt, ich selbst verstehe es nicht; aber es wird sich schon ein Zusammenhang finden, und wo nicht, ist es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Kommerzienrat Hofmann in Darmstadt, der einst den Griechen zu seinem Schaden sechzigtausend Flinten geliefert, und später auch zu seinem Schaden den Preußen sich selbst, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande untersagen, denn wenn die armen Bauern, noch von

dem Tanzen erhitzt, am Morgen nach der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, so möchte das ihrer kostbaren steuerpflichtigen Gesundheit schaden — worauf ein Bauer, Mitglied der hessischen Kammer, und obzwar sehr vernünftig über diese Sache gesprochen, nämlich dagegen, worüber sich die anderen Mitglieder sehr gewundert, da doch der Mann nicht studiert habe. Zwar

2. Weigert sich der Zeitungsredakteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Bayern knieend Abbitte zu thun, wozu er verurteilt worden; denn er meint, es sei ihm ganz gleichgültig, daß man seine fünf Jahre Zuchthausstrafe, wozu er auch verurteilt worden, erst von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er seiner Freiheit beraubt bleiben soll, nur die zwei ersten bedauere, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrat Krug, was man denn so viel Wesens aus den Bundestagsbeschlüssen mache, da sie doch vorderhand nur auf sechs Jahre — im Leben eines Volkes weniger als sechs Tage im Leben eines Menschen bestehen, und dann über deren Fortdauer von neuem beratschlagt werden soll? Zwar

4. Ließ die Wiener Censur ein Gedicht Grillparzers auf die Genesung des Kronprinzen von Österreich darum nicht passieren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen gesprochen, zu wenig aber von seinem Verstande, und diese Nachricht durfte nicht allein in allen censierten Blättern gedruckt werden, sondern sie stand in den absolutistischen Blättern zuerst — wie man überhaupt seit achtzehn Jahren, sowohl in Wien selbst, als in ganz Deutschland von nichts ungenierter und weniger spricht, als von dem Verstande des Kronprinzen von Österreich — worüber sehr nachzudenken ist. Ich habe sehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinzen von Österreich für einen zweiten Joseph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutschland die Fürsten als Oberstallmeister, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weswegen auch, so oft ein Kronprinz den Thron besteigt, man zu sagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar

6. Eifert das Berliner politische Wochenblatt dagegen, daß die Pension der Bastillhelden so stark sei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Bastillhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit englischen Offizieren eine Quadrille getanzt und sowohl in Neapel

als in Korfu „nicht geringe Sensation bei dem schönen Geschlechte erregt“ — und hat der König von Bayern auf unterthänigste Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der Stelle, wo König Otto die bayerisch-tirolische Grenze überschritten und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abschied von seinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergessen, weil er vor Rührung eingeschlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieser Rührung, dieses Schlafes und dieses Abschiedes an der dreimal gesegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Kapelle erbaut werde — jetzt schon die zweite — so daß sehr zu vermuten ist, das neue Bayerntum werde bald das alte Christentum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutschen Volksdeputierten, wenn sie von dem Kammerpräsidenten sprechen, nicht zu sagen: der Präsident, sondern das Präsidium — weil sie denken, Präsident wäre ein leichtes Ding, das der Wind fortwehen könne, Präsidium aber etwas gründlich-schweres, das fest hafte — welches sehr deutsche Art ist. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgart im Theater, also nach Sonnenuntergang, citiert, gleich vor dem Kriminalgerichte zu erscheinen, und als er sich dessen weigerte, beim Austritte aus dem Theater arretiert — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürstentums Hessen 2700000 Thaler, und der Kurfürst mit seiner Familie kostet dem Lande nur 467420 Thaler, also nicht mehr als den fünften bis sechsten Teil aller Staatsausgaben — welches ganz erstaunlich ist. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizeirat, den man nach Posen geschickt, dort nach Verschwörungen zu jagen, im Walde vor Posen von maskierten Reitern aus der Diligence gerissen, gezwungen seine Papiere herauszugeben, und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche schöne Geschichte man aus dem Polnischen in das Deutsche übersetzen sollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmstädter Kammer bewiesen, die unruhige Stimmung in Rheinbayern käme von drei Ursachen her. Erstens, weil keine Residenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens, weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde keiner aus Langeweile, Kunstliebe und Chansomanie den Masaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — so traurig ist sie! Aber .... da sitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht, was ich damit machen

soll. Sie sehen, was dabei herauskommt, wenn man leichtsinnig in den Tag hineinschreibt und nicht das Ende bedenkt. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen. Aber ....

Ich will es Ihnen offen gestehen, es war mir nur darum zu thun, so schnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taschenbuch ist voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in diesem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeschrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleistift mit — er sollte mir zu keinem schuldlosen Worte dienen — in den Kamin und stieß es mit der Zange in die Glut. Garstig roch der Saffian und das Pergament, und da lachte ich. Es sei ein Fettopfer den unterirdischen Göttern gebracht! ... Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten hineingeschrieben: die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das alle dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden; alliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst, von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: sie frohlocken über unseren Jammer, sie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln sterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir, und als könnte ich Geister beschwören, rief ich: Trelawney!

Hundertvierzehnter Brief.

Paris, Freitag, den 15. März 1833.

Schon zweitausend Süddeutsche sind diesen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte heimatlose Leute, nein, wohlhabende, tüchtige und rüstige Männer". Dieser Stimme darf man glauben, sie ist keine liberalen Unwillens, denn sie kommt aus dem Hannoverschen, wo die Freiheit taubstumm ist. Und zur Bekräftigung ihrer Hannoverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unsere Fürsten sich nicht, wie einst die Priester, gelüsten lassen, auch die Ärzte ihrer Unterthanen zu sein; sonst dürfte man ohne ihre allergnädigste Erlaubnis nicht krank werden und sterben, und sie hätten vielleicht, wie jetzt die Aus-

wanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es ist darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freisinnigen Männern, die über diese Auswanderungen frohlockten, weil sie meinen, die Fürsten müssen sich darum schämen. Die sich schämen! Eher würde die Nacht rot, als ein König. Unsere Fürsten, die sich jetzt alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel sie gegen das Volk beherzt macht — würden sie denn die Auswanderung der deutschen Patrioten dulden, wenn sie ihrer Tyrannei keinen Vorteil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtschaft am unerträglichsten ist, der die Freiheit am herzlichsten liebt und darum am tüchtigsten wäre, für sie zu kämpfen. Diese Thorheit kann uns um zehn Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die seit Jahrhunderten, wegen religiösen oder politischen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, so findet man, daß sie immer zu spät geschehen und also ohne Not. Man wartete, bis das Übel den höchsten Grad erreicht, daß heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geschah es immer, daß bald darauf der böse Geist der Regierungen sich besserte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Ist es nicht eine bejammernswerte Thorheit, daß Deutsche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere suchen, statt bequemer und sicherer sich Amerika in das Haus zu schaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Übersiedelung kostet, mit der Hälfte der Beschwerden und Gefahren, die sie daran setzten, könnten sie in ihrem eigenen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum sich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeisterung des Kampfes und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kommt. Amerika überlasse man den Fürsten, ihnen bleibe es eine Freistätte, und dort werden sie einst die Freiheit lieben lernen, wenn sie erfahren, daß sie selbst Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglück schützt.

Hundertfünfzehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geschichte von England schreiben, gab aber sein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Ursache seiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige

und Helden sind solche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges schrieb ich gestern, als mich ein Besuch unterbrach, und heute habe ich vergessen, was ich damit in Verbindung setzen wollte .... Was ich in Verbindung damit setzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund seine Frau bitten: sie möchte seinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.

Die kurzen Tage der langen Briefe sind jetzt vorüber. Ich danke euch, ihr Götter! Wie ich es satt bin! Übermorgen ist der 20. März, an welchem, morgens 8 Uhr 16 Minuten, der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, selbst den Teufel, und lieben, bis der Sonne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenlese beginne ich meinen Kampf von neuem. Ach! ich trinke ja keinen Wein mehr, und wenn es nicht die Freiheit wäre, was sollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich sie selten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, ist es nur, weil die Luft noch kälter ist als ich.

Den Tag meiner Abreise kann ich noch nicht bestimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brennholze; das ist mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geschworen, kein frisches mehr kommen zu lassen, sondern in den Wagen zu steigen, sobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich diesen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu sagen: es möchte Ihrer Gesundheit schaden. Es ist greulich! Zehn brave deutsche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glück bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten. Aber länger könnte ich es auch nicht ertragen. Was zu arg ist, ist zu arg!

Holz, Philosophie, Geld, Freiheit — malédiction! O das schöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in seinem ersten Artikel über die deutsche Litteratur, gleich in dem ersten Blatte der Europe littéraire — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams abgelegt und in seiner Vignette die Raubtiere aller fürstlichen Wappen Europas als seine Herren zur Anbetung aufgestellt — daß Heine gleich in den ersten Zeilen einen gefährlichen politischen Anfall bekommen und malédiction geschrieen hat über die ewige Armut der deutschen Schriftsteller! malédiction und doch ....

Darum eben ist ja der hohe deutsche Adel uns Liberalen so entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfassung sein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre also thöricht, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieses Mittel, eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution selbst, die verhütet werden soll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsrätlichsten Gesinnung, je dahin bringen, daß man ihm für seine Ehre auch nur das nötige Brennholz liefere. Der Ehrenhandel ist kein freies bürgerliches Gewerbe; er ist ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen Generalpächtern überlassen. Unsere vornehmen Freunde, und hätten sie auch „Gedanken groß wie die Welt", teilen doch nur ihre überirdischen Gedanken mit uns; ihre unterirdischen, die mit Metallen vermischt sind, behalten sie für sich allein. Ich sagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verstanden. Später wird er es verstehen lernen und meine Erfahrung teuer bezahlen müssen, die ihm von mir unentgeltlich angeboten wurde ... Ich hätte die größte Lust, wieder einmal zu sagen: „ich bin der einzige gescheite Mensch in Deutschland" — aber ich fürchte mich vor den Recensenten.

Es giebt noch mehrere solcher geistreichen Ochsen in Deutschland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchischen Prinzips mit ihr eigener Bleichsucht und wie die häufigen Indigestionen der Diplomaten mit dem schriftstellerischen Hunger zusammenhängen. Ich wollte wetten, es ist dem dramatischen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß, wenn in Preußen eine Staatsverfassung gleich der französischen wäre, er eine jährliche Rente von zehntausend Thalern hätte, statt daß jetzt vielleicht sein ganzes Vermögen, die Ersparnis dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten, wie es ihm sein Herz eingiebt und nicht wie es der Hof verlangt .... malédiction!

Dienstag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordversuchs gegen den König angeklagt waren, sind gestern abend freigesprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszusprechen, die bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen lesen. Wie wohl muß sich ein Deutscher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des

Volkes steht und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erbosten Königs erreichen können! Wahrlich, in Frankreich fühlt sich selbst ein Verbrecher im Kerker freier, als in Bayern ein Unschuldiger selbst in der Freiheit. Der französischen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unschuldige junge Leute auf das Schafott zu bringen — von dieser Grausamkeit ist sie weit entfernt und noch entfernter ist sie von jener Pedanterie, die in Deutschland den Despotismus so furchtbar macht. Die Angeklagten wären, selbst schuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Ansicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte und daß der Pistolenschuß keine Polizeikomödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Ministerium eine schwankende Majorität festzumachen. Aber selbst nur diese Ehrenrettung zu erlangen, verlor die Regierung alle Hoffnung und sie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geschworenen zwei Fragen vorgelegt. Erstens: Ist das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens schuldig? Diese erstere Frage wurde gestern gar nicht vorgelegt, sondern bloß die andere: sind die Angeklagten des Mordversuchs gegen den König schuldig?

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geistesgegenwart und mit welcher Zuversicht des Rechts die Angeklagten vor dem Gerichte gesprochen haben. Der königliche Prokurator, um die Angeschuldigten den Geschworenen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikanische Gesinnung hin. Sie aber suchten diese Gesinnung gar nicht zu verbergen, sondern bekannten sich laut und frohlockend zu ihr. Der eine sagte: „Wir Republikaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu töten. Haben wir ihn einmal vom Throne gestürzt, dann schicken wir ihn zum Lande hinaus und das ist alles.“ Solche Äußerungen sind nach den französischen Gesetzen nicht strafbar, denn es darf jeder seine Meinung haben und aussprechen. Wenn sich einmal in Deutschland ein Republikaner gelüsten ließe, sich auf solche Weise vor einem Kriminalgerichte zu verteidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmesser des Aktuars geköpft werden.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Siebenter Band:

Nachgelassene Schriften I: Briefe und vermischte Aufsätze
aus den Jahren 1819, 1820, 1821.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1819, 1820, 1821.

Seite

Erster Brief. Vom Rhein 7
Zweiter Brief. „ „ 9
Dritter Brief. „ „ 12
Vierter Brief. „ „ 17
Fünfter Brief. „ „ 19
Sechster Brief. „ „ 20
Siebenter Brief. „ „ 21
Achter Brief. Aus Paris 24
Neunter Brief. „ „ 26
Zehnter Brief. „ „ 29
Elfter Brief. „ „ 33
Nous le sommes Tous, ou l'Egoïsme, par Pigault-Lebrun . . . 36
Zwölfter Brief. Aus Paris 38
Dreizehnter Brief. „ „ 42
Vierzehnter Brief. „ „ 44
Ferienreise eines deutschen Journalisten 46
Fünfzehnter Brief. Vom Rhein 50
Sechzehnter Brief. „ „ 52
Siebzehnter Brief. „ „ 54
Achtzehnter Brief. „ „ 55
Neunzehnter Brief. „ „ 59
Nachträge 60
Zwanzigster Brief. Vom Rhein 61
Mein Wanderbuch am Rhein 62
Einundzwanzigster Brief. Aus Stuttgart 64
Zweiundzwanzigster Brief. „ „ 65
Dreiundzwanzigster Brief. „ „ 70
Vierundzwanzigster Brief. „ „ 75
Fünfundzwanzigster Brief. Aus Bruchsal 76
Sechsundzwanzigster Brief. Aus Stuttgart 76

Seite

Siebenundzwanzigster Brief. Aus Stuttgart 78
Achtundzwanzigster Brief. „ „ 79
Neunundzwanzigster Brief. „ „ 81
Dreißigster Brief. „ „ 84
Einunddreißigster Brief. „ „ 85
Zweiunddreißigster Brief. „ „ 87
Dreiunddreißigster Brief. „ „ 89
Vierunddreißigster Brief. „ „ 90
Fünfunddreißigster Brief. „ „ 92
Sechsunddreißigster Brief. „ „ 93
Siebenunddreißigster Brief. „ „ 96
Achtunddreißigster Brief. „ „ 97
Neununddreißigster Brief. Aus München 98
Vierzigster Brief. „ „ 100
Einundvierzigster Brief. „ „ 101
Zweiundvierzigster Brief. „ „ 104
Dreiundvierzigster Brief. „ „ 107
Vierundvierzigster Brief. „ „ 110
Fünfundvierzigster Brief. „ „ 112
Sechsundvierzigster Brief. „ „ 116
Siebenundvierzigster Brief. „ „ 120
Achtundvierzigster Brief. „ „ 122
Neunundvierzigster Brief. „ „ 124
Fünfzigster Brief. „ „ 127
Einundfünfzigster Brief. „ „ 130
Gespräche im Museum 132
Zweiundfünfzigster Brief. Aus München 133
Dreiundfünfzigster Brief. „ „ 136
Vierundfünfzigster Brief. „ „ 138
Fünfundfünfzigster Brief. „ „ 141
Sechsundfünfzigster Brief. „ „ 144
Siebenundfünfzigster Brief. „ „ 146
Achtundfünfzigster Brief. „ „ 147
Neunundfünfzigster Brief. „ „ 151
Sechzigster Brief. „ „ 155
Einundsechzigster Brief. „ „ 159

Briefe und vermischte Aufsätze.

Aus den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822.

Erster Brief.*)

Mainz, Samstag den 11. September 1819.
Abends 8 Uhr.

Geschwind, liebe Sanftmut, mich zu Ihnen wenden, damit ich aus meiner Tollheit herauskomme. Da kehre ich von einem Gange durch die Stadt zurück; trete in die Wirtsstube, fliegt mir der *** in die Arme, drückt mir die Hand: „Wie geht's? Wann sind Sie gekommen? Wollen Sie mir die Ehre schenken zu einem Glas Wein? heut abend zum Essen?" Diese Bestie, was wollte sie von mir? Erst vor drei Tagen saßen wir in F. nebeneinander und sprachen uns nicht, konnte er mich in Mainz nicht auch ruhig lassen? Und mich in Gegenwart von zwanzig Menschen als Herzensbruder zu begrüßen! Ich war ganz wild geworden, aber jetzt ist's vorüber, mein Gebet hat gewirkt.

Sie liebe unabonnierteste meiner Leserinnen, soll ich Ihnen über meine Reise hierher berichten? Sie erhalten eine Beschreibung davon auf Postpapier, die anderen nur auf Druckpapier und später, und mit hundert Druckfehlern.

Die Gesellschaft im Marktschiffe war nicht sehr auserlesen. Viele hatten ihre Pfeifen im Munde, die einen um zu rauchen, die anderen um zu räuchern. Die Vornehmen saßen oben auf dem Verdecke, das gemeine Volk unten, und so bildeten wir ein wahres Ober- und Unterhaus. Der Bauern- und Handwerkerstand war in letzterem besonders stark repräsentiert. Was mir an mehreren Handwerksburschen besonders gefiel, war, daß sie ihre Trauben in den Schnupftüchern eingewickelt hatten. Dieses freundschaftliche Verhältnis zwischen Mund und Nase, als Wandnachbarn, sollten wir Gebildeten auch einzuführen suchen. Ein Engländer las beständig und aufmerksam in einem Buche, warf dabei oft den Blick auf die umliegende Gegend und lächelte, auch glaubte ich ihn seufzen zu hören. Ich näherte

*) Einige Briefe vom Rhein erschienen auszugsweise 1822 im Morgenblatte unter dem Titel: „Aus meinem rheinischen Wanderbuche."

mich ihm, warf einen Blick ins Buch — und was war's? Raten Sie doch, ehe Sie das Blatt umwenden ..... ein Dictionnaire de poche français-allemand! Während der ganzen Fahrt lag das Buch aufgeblättert vor ihm. Das nenne ich empfindsam reisen. Bekanntschaften habe ich keine gemacht auf dem Schiffe; es reizte mich niemand dazu. Ich teilte meine Zeit zwischen schreiben, lesen und denken. Ich schrieb bleistiftene Notizen (an Futterkräutern für reisende Tiere war eher Überfluß als Mangel, und ich hätte mit Herzenslust herumgrasen können, wenn nicht meine Schreibfreiheit beschränkt worden wäre durch die Ellenbogen meiner Nachbarn); ich las in Goethes Altertümer am Rhein, und woran dachte ich? Ein Student, der mich schreiben sah, war halbfilbig, als ich mich ihm näherte, um eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, und antwortete mir nur in Vokalen. Wahrscheinlich fürchtete er, ich wollte die Geheimnisse seiner Burschenschaft erforschen. — Mir war sehr aufgefallen, daß ein Schiffsmann, der sich mit einem Kameraden gezankt, diesem zugeschimpft: Eh, du Rammelochse! Ist es nicht zu verwundern, daß sich Wasserleute solcher Kontinentalflüche bedienen?

In Höchst, wo man zu Mittag speist, lauerten ein Karpfen und ein schwarzer Bär, um die aussteigende Schiffsmannschaft zu verschlingen. Es giebt nichts Komischeres als die beiden Wirte, deren Gasthäuser einander gegenüber liegen, an der Thüre stehen und sich, je nach ihrer Gäste Zahl, neidische oder schadenfrohe Blicke zuwerfen zu sehen. Mich verschlang der Bär, der aber so großmütig war, mir für den nicht getrunkenen Wein keine Bezahlung abzunehmen; das erste Beispiel solcher Großmut, das ich in einem Gasthause je erfahren.

Zwischen Höchst und Mainz las ich in Goethes schon erwähntem Buche ein Kapitel: „Herbsttage am Rhein.“ Behagt mir nicht! Seine Bilder kalt wie Marmor, seine Empfindung nur künstlerisch, so vornehm lächelnd, so herablassend zu den Gefühlen unserer niederen Brust! Ich habe ihn nie leiden können. In seinem Werther hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben.

Bei der Stelle, wo der Main in den Rhein fällt, stand ich am Maste gelehnt und war gerührt. Ich sah lange den Strom hinauf, der mich mit euch verband. Lebt wohl, ihr Wellen .....

Als ich in Mainz ankam, ging ich sogleich hinaus an den Rhein, um die Militärmusik zu hören, es wurde aber heute nicht gespielt. Ich tröstete mich bald, denn eigentlich war ich mehr aus Furcht vor Ihnen hinausgeeilt, und um Ihre Vorwürfe zu vermeiden.

Das erste Haus am Rheinufer ist eine „Ecurie“; davor stand eine österreichische Schildwache. Ich habe sie etwas gefragt, nur um wieder die österreichische Mundart zu hören, es liegt etwas Gutmütiges darin, das mir wohl thut. Die preußischen Soldaten hier tragen ganz leichte lederne Käppchen, die österreichischen schwere Tschakos. Das ist der Unterschied ihres Geistes und der Abstand zwischen der Konsequenz der einen und der anderen Regierung.

Zweiter Brief.

Mainz, Sonntag den 12. September 1819.
Abends 10 Uhr.

Gebe ich Ihnen nicht so genaue Berichte auf Minute und Schritt, gleich einem Feldwebel? Sie sind aber auch immer mein lieber gnädiger Hauptmann gewesen. Mein Tagewerk ist nun vollbracht, das war aber alles nur Vorspiel, die Freude beginnt erst jetzt. Gott weiß es und Sie wissen es, daß ich nicht von der Stelle käme und wie ein Blinder herumtappte, müßte ich Ihnen nicht Rechenschaft geben, wie ich die Entfernung von Ihnen ausgefüllt.

Die Mainzer Morgenstunde, liebe Freundin, hätte für Sie mehr als Gold, sie hätte Essen im Munde, köstliches. Beim Frühstück gedachte ich Ihrer zweifach, einmal für das Gewöhnliche, und einmal außerordentlich, wegen der herrlichen Eierwecke, von welchen man zwei Stück zum Kaffee bekommt. Mürber, balsamischer, süßer, einschmeichelnder giebt es nichts auf der Welt. Nachdem ich mit ihrer Hinrichtung und ihrem Begräbnisse fertig war, trug ich meinen Brief an Sie auf die Post. Der Klotz von Postschreiber nahm mir ihn aus den Händen, als wäre es ein anderer, und ich, wie gern hätte ich mich in einen Buchstaben des Alphabets, Konsonant oder Vokal, gleichviel, verwandelt, um Ihnen nur unter die Augen zu kommen. Darauf besuchte ich den Professor Metternich, welcher Verfasser eines in den Zeitschwingen stehenden Aufsatzes ist. Ich weiß nicht, ob Sie sich dessen erinnern. Metternich ist ein langer hagerer, wohl sechzigjähriger Mann. Seine grauen Haare bedecken einen feurigen Kopf. Rasch und jugendlich in seinen Reden, glühend für Freiheit. In den Tagen der französischen Revolution galt er für das, was er noch ist, für einen Jakobiner. Mehrere Jahre lang

schleppte er sich von Kerker zu Kerker fort und hat darum die Anhänglichkeit für eine Sache, für die er gelitten, in sein Greisenalter hinübergebracht. Er spricht viel, gern und schön. Ich konnte und wollte nicht zu Worte kommen. Fernere Arbeiten hat er mir zugesagt. Er führte mich in die Lesegesellschaft ein, wo alle meine Journale gehalten werden. Sogar das siebente Heft der Wage war schon angekommen, welches ich mir nicht anders erklären kann, als daß es durch eine besondere Estafette mußte hierhergeschickt worden sein. Das erste, was ich dort las, war ein langer, heftiger Aufsatz von Lindner in Stuttgart gegen die Zeitschwingen, wegen einiger Worte, die ich gegen die württembergischen Minister gesagt hatte. Ich werde ihm antworten, ob er zwar mit ausdrucksvollen Worten bemerkt hat, daß er die größte Hochachtung für mich hege. Professor Lehne, Herausgeber der Mainzer Zeitung, den ich besuchte, war abwesend. Darauf ging ich zum Dr. ***. Er küßte mich so zärtlich, daß ich ihn mit Füßen hätte treten mögen. Ich will lieber einem Hunde in den Schwanz beißen, als mich von einem Manne küssen lassen. Auch drehte ich mich dergestalt, daß er mein elfenbeinernes Genick zwischen die Zähne bekam.

Mir wurde hier weder ein Paß, noch selbst im Wirtshause mein Name bisher abgefordert. Hier kam mein Polizeihaß und meine Freiheitsliebe etwas in Verlegenheit, und jeder Minister hätte seine Freude daran gehabt. Loben mußte ich, daß man hier ungestört und unbelauert reisen könne, aber es hätte mir doch wohlgethan, man hätte an der Wirtstafel meinen Namen gewußt und süß herauf und herab gemurmelt. Der beliebteste Schriftsteller in der Döngesgasse saß am Tische, als wäre er nichts als ein reicher Kaufmann. In einer Festung sollte doch strengere Polizeiaufsicht sein! — Nach dem Essen schon wollte ich Ihnen schreiben, aber ich taumelte zu sehr, denn ich hatte den feurigsten Rüdesheimer in Menge — trinken sehen. Da stehe ich so empfindungslos und nüchtern vor der Pforte des großen Bacchustempels. Mir Ungläubigen sollte der Eingang verwehrt bleiben. Ach, warum darf ich keinen Wein trinken! Doch ich will mich trösten. Es giebt auch einen Rausch der Nüchternheit, der dauernder ist und ohne Kopfschmerzen endet.

Spaziergang auf der Brücke. Einem schwachen Auge erschiene die Wasserfläche grenzenlos wie ein Meer. Was ist unser Mainchen dagegen, ein Zuber. Welche Kühle, welche Luft, wie hätten Sie, liebe Freundin, sie hinabgestürzt . . . . . .

Ich besuchte den Dom. Marmorbilder auf Grabsteinen; am meisten Fürsten. Ich liebe die Zeit nicht, wo die Vergänglichkeit von Tausenden die Ewigkeit eines Einzelnen bilden mußte. Diese Kurfürsten mit ihren fetten Wangen, sie waren guter Dinge, ihr Leben lang. Aber ihre Völker hatten keine andere Lust, als die des Mastviehes im Stalle — reichliches Futter. Man wolle jetzt nichts Dauerndes, nichts Großes mehr haben, sagen die Götzendiener der alten Zeit. Keine reichbegabte Stiftungen, keine weiten Landgüter, keine Kirchen und Klöster. Aber Pyramiden und Dome können nur gebaut werden, so lange es Sklaven und Bettler giebt. Freie und wohlhabende Bürger hätte man zu solchen großen Werken nie bezahlen können. In der Domkirche liegt Heinrich Frauenlob, ein Minnesänger, der vor fünfhundert Jahren lebte und liebte. Im Jahre 1318 starb er, die Mainzer Frauen trugen ihn dankbar zu Grabe. Es lohnt sich wohl der Mühe, die Weiber zu loben, um von ihnen unter die Erde gebracht zu werden! Das thun sie jetzt wohlfeiler.

In der Nähe der Stadt eine alte römische Wasserleitung, und ein Begräbnisplatz, wo römische Soldaten von der Welteroberung ausruhen, Grabstein an Grabstein. Auf einigen so deutliche Inschriften, als wären sie gestern erst eingehauen. Der 22sten Legion gehörten die meisten hier liegenden Soldaten zu. Diese war im Jahre 70 von Jerusalem hierhergekommen, das sie unter Titus' Anführung erobert und zerstört hatten. Ich legte meine Hand auf eines dieser Grabmäler, so feierlich wie zum Schwure, und dachte: hier unter diesem Steine modert vielleicht ein Krieger, der einen deiner Urahnen, von dem du in gerader Linie abstammst, mit seinem Schwerte erschlagen; oder die Hand, die den ersten Feuerbrand in Salomos Tempel geworfen. Ein österreichischer Artillerist ging vorüber, eine Schneiderfigur. Als Völkerunterjocher hasse ich die Römer so sehr als unsere neuen Wachtparadenmänner. Aber dort war es das Naturrecht der Kraft, des vorherrschenden Geistes, der Staatsklugheit. Sie besiegten nur verweichlichte, rohe oder einfältige Völker, und die Besiegten waren Knechte der Freien. Aber bei uns, die wir in Europa, alle von gleicher Stärke und Bildung, wir schlagen oder werden geschlagen durch Kniffe und Spione, und wenn wir unterliegen, werden wir Knechte von Knechten. Nicht weit vom römischen liegt lustiger der Mainzer Kirchhof, der erst vor wenigen Jahren angelegt worden. Alter Tod, neuer Tod. Die Toten sind gleich alt.

Ich war drei Minuten in Sargin. *** sägte eine Arie unter starkem Beifallklatschen. Das Haus ist schön, die Dekorationen sind es auch.

Von Koblenz den nächsten Brief, also übermorgen. Adieu!

Dritter Brief.

Koblenz, Donnerstag 16. September 1819.

Nun endlich, liebe Freundin, darf ich meine Sehnsucht stillen und mit Ihnen plaudern. Die Reise, das Bergebesteigen, müde sein, unverzögerliche Arbeiten nach Offenbach, und endlich, da ich Zeit gewann, ein Wespenstich, der mir die Hand auf einen halben Tag unbrauchbar gemacht hatte, schlugen sich gegen meinen Wunsch, und mein heißes tapferes Herz mußte unterliegen. Ich hatte mir so sicher vorgenommen, Ihnen täglich zu schreiben.

Von Mainz, aus dem mein letzter Brief war, habe ich Ihnen noch einiges nachzuholen. Da ich über die Straße ging, kommt mir zum zweiten Male eine Bestie von Vetter in den Weg, der aus einem Hause ohne Hut wie toll herausrennt, auf mich zustürzt, meine Hand erobert, sie preßt, sich halb tot freut, mich zu treffen (warum giebt es so viele halbe Freuden im Leben?) und mich aufs zärtlichste fragt, warum ich ihn noch nicht besucht hätte. So ruhig und kalt wie eine Leiche antwortete ich: Morgen komme ich sicher. Es ist zum Erstaunen, wie Leute, die mich zu Hause kaum kennen, mir in der Fremde so gut sind. Ich wollte darum, Sie wohnten im Auslande, liebe Freundin.

Ich hatte mich in Mainz einer sehr liebenswürdigen Familie angeschlossen, die aus dem nördlichen Deutschland gekommen war, um nach Ems zu reisen. Junge Eheleute, Kind, Tante, Schwägerinnen, Kammermädchen, und was sonst noch dazu gehört, eine Reise umständlich zu machen. Ein Kahn wurde gemietet, der morgens 7 Uhr abrudern sollte. Die Frauenzimmer waren auch wirklich schon um halb elf fertig. Wir Männer haben euch einen großen Schmerz und eine große Tugend zu verdanken, nämlich die Ungeduld und die Geduld, die ihr beide erfunden habt. Ein wahres Wettschleichen hatten die Nordländerinnen angestellt. Als ich in ihre Stube kam, um zu fragen, ob sie ins Teufels Namen noch nicht fertig wären, fand ich den Teufel im Ernste losgebunden. Mann

und Frau hatten sich gezankt, und in meiner Gegenwart zänkelten sie sich. Ich lachte sehr ins Fäustchen, denn eheliche Zwistigkeit ist meine Traubensäure, die mich Fuchs abkühlt und erfrischt. Eine der Frauen, um mich aufzuklären, nahm mich beiseite, schälte mir den Zankapfel, zerschnitt ihn in kleine Stücke und steckte mir diese vertraulich in den Mund. Ich halte die Verschwiegenheit, die ich angelobt. Hundert Bedenklichkeiten bildeten Ringe zu einer Hemmkette, die stark hielt. Endlich ward fortgesegelt. Durch vieles Reisen wird man grob oder höflich; da ich nun etwas, aber nicht viel gereist bin, betrug ich mich höflich-grob gegen meine Gesellschaft. Herr *** und seine Frau sind gute Leute. Ich sagte ihm gleich anfänglich, daß ich meine Reise drucken lassen würde, und dieses war nicht ohne Einfluß auf ihr Betragen. Wenn ihr wilder Knabe es zu arg machte, drohten sie ihm damit, ich würde alle seine Unarten beschreiben und drucken. Mein Wanderbüchelchen hatte ich beständig in der Hand und schrieb nieder, was ich sah und hörte; ich trank die Milch warm von der Kuh; den guten Leuten ward ganz bange. Es waren vier Frauenzimmer in der Gesellschaft. Zwei davon trugen Strohhüte mit künstlichen Rosmarinsträußen und hatten grüne Schleier herabhängen. Als wir das steile Ufer hinunter nach dem Schiffe gingen, wollte ich artig sein und einer derselben den Arm reichen. Mein feiner Instinkt der Grobheit rettete mich diesmal, denn es war das Dienstmädchen gewesen. — In Bieberich das neue Schloß besehen. Auf dem Wege dahin blieben wir auf einer Sandbank sitzen. Der Schiffer zog sogleich seine Strümpfe aus, sprang ins Wasser und hob das Schiff weg. Der hat présence d'esprit, sagte ich; nein, er hat présence de pieds, sagte der Berliner. Ich kassierte den Witz ein.

Das Wetter war mir bisher sehr günstig, weil es ein Kind ist. Hieße es der oder die Wetter, so hätte es sicher geregnet auf meiner ganzen Reise.

Die Ufer rücken immer näher, aber ich bin alt geworden und habe, wenn auch nicht die Tiefe, doch die Breite der Empfindung verloren .... Abends bestiegen wir den Johannisberg. Die Umgegend ein Paradies, aber man steht nicht darauf, die Landschaft liegt tief unter unsern Füßen. Die entzückten Frauenzimmer nahmen mir alle Adjektive weg und ließen mir keine Worte als schweigende. Johannisberg gehört dem Fürsten Metternich. Auf dem Schlosse liegt ein Fremdenbuch, worin sich die Reisenden einzeichnen. Den

Anfang machte der österreichische Kaiser, der im vorigen Jahre oben war. Er hat sich eingeschrieben: Franz von Wien. Dann kommen andere Fürsten und wenigstens zwei Dutzend Minister: Metternich, Hardenberg, Marialva u. s. w. „Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können", stand auch im Buche. Es war aber keiner von den Ministern, der diesen Denkspruch geschrieben. — Wir hatten uns verspätet und kamen erst in der Nacht nach Rüdesheim, so daß wir von der Gegend nichts sahen. Ich bestieg bald mein hohes Thronbett und entschlief unter dem schönsten Gedanken, dessen ich fähig bin. Morgens bei früher Dämmerung stand ich auf, ging hinaus und weckte die Sonne. Schon aus meinem Zimmer auf jeder Seite, an jedem Fenster, wohin ich nur den Blick warf, lag die herrliche Landschaft, offen wie ein Weibergeheimnis. In Rüdesheim wollte ich Trauben für Sie kaufen. Aber erstens müssen sie einen Tag früher bestellt werden, weil niemand ohne Erlaubnis, selbst in seinen eigenen Weinberg gehen darf, und zweitens sagte man mir, daß, wenn ich nicht selbst den Korb begleitete, sie durch Herumwerfen verdorben gingen. Ich werde also warten bis auf dem Rückwege.

Wir bestiegen den Niederwald. Ein Kabinettskurier, der einem Bundestagsgesandten in Frankfurt Instruktionen zu überbringen hatte, war von unserer Gesellschaft. Kaum oben angelangt, kommt von einer anderen Seite Schleiermacher und Professor Welker, die ich beide früher kannte, und mit welchem ersteren ich in warmer, inniger Verbindung stand. Alt geworden, er und ich, ruhiges Wiedersehen.

Ich kann nicht reine Luft einatmen, ich kann nichts Schönes sehen, ohne Ihrer zu gedenken. Wie hätten Sie diesen Himmel, diesen Strom, diese Berge und Wälder, als fröhliche Zechschwester, erst geschlürft und gekostet, dann hinabgestürzt und verschlungen! Oben steht ein Tempel, die Säulen vollgeschrieben. Ich zeichnete mit Bleistift folgende Hieroglyphe: . . . . 13. Septbr. 1819, und sonderte es durch eine viereckige Mauer von allem Unheiligen ab. Meine Rührung am Binger Loche war groß, aber ich habe sie noch nicht ausgearbeitet; eines Reisebeschreibers Empfindungen sind selten in der Wolle gefärbt. — Der Berliner hatte auf dem ganzen Wege für mich mitgezahlt. Es war auch gar nicht einzurichten, ihm einen Teil zu ersetzen, weil die Ausgaben, die ich mehr verursachte, unbedeutend waren, und er für Schiff, Sehenswürdigkeiten, Führer u. s. w. ohne mich ebenso

viel hätte verwenden müssen. Da dachte ich schon, es ist schön, daß ich ganz umsonst bis nach Koblenz reise, und schrieb in mein Buch: „Die ganze Reise hat mich nicht einen Kreuzer gekostet, sondern zwei, die ich zu verschiedenen Zeiten an Bettler geschenkt." Aber was geschah? In Rüdesheim holt mich der Teufel, daß ich die Berliner eine Viertelstunde früher abreisen lasse, als ich selbst (sie wollten eine Burg besehen, und ich sollte mit dem Schiffe nachkommen); da hatten sie mehreres im Wirtshause zu bezahlen vergessen, und ich entrichtete vier bis fünf Gulden für sie, welches mir um so weher that, da sie dieses gar nicht erfuhren und dachten, sie hätten mich kostenfrei gehalten. — Nach Bingen sind wir gar nicht gekommen, welches mir aus einem besonderen Grunde leid that. Nämlich der Wirt zum weißen Rosse daselbst heißt Soherr. Da hatte ich mir nun vorgenommen, ich wollte ihn in ein solches Gespräch verwickeln, daß ich ihn fragen könnte: Wie so, Herr Soherr? Daran hätte ich meinen Spaß gehabt. — Wir kamen Dienstag abend im Dunkeln hier an. Unser Ausschiffen war mit den größten Unannehmlichkeiten verbunden. Durchsuchen von der Douane, keine Laterne am Ufer, kein Logis. Durch die Ungeschicklichkeit eines Lastträgers fiel eine Schachtel mit Weiberhüten ins Wasser. Da wir murrten, sagte ein Preuße, unseren Zorn zu beschwichtigen: „Das sind ja jar keine Menschen hier, das ist ja halbes Vieh!" Wirklich gelang dem Preußen, unserem Ärger eine andere Richtung zu geben.

Gestern morgen besuchte ich Görres. Dort traf ich Schleiermacher und den Professor Benzenberg, einen bekannten Journalisten. Görres ging mit uns auf die Berge, dann aßen wir bei ihm zu Mittag. Von zehn bis vier Uhr waren wir beisammen, und während dieser ganzen Zeit hat Görres nicht einen Augenblick geschwiegen. Das wäre ein Mann für Sie! Belehrend, sich verständlich machend, wie eine Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur anderen springend, berührt er nie das Thal der Gemeinheit. Wie schade, daß solche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar sind! Sein Geist wie gefrorener Wein. Scherzend, tausend Geschichten. Wenn Sie ihm zuhören können, ohne vor überspannter Aufmerksamkeit den Atem zu verlieren, so will ich den Kopf verlieren. Ich habe nicht sonderlich darauf geachtet. Er meint, Bilder müßten an öffentlichen Orten, in Kirchen, Palästen, hier und da, aber nicht bei einander hängen. „Wissenschaftliche Werke (Bibliotheken) können nicht genug gesammelt, Kunstwerke nicht genug zerstreut werden." Die Boisserésche Samm-

lung habe in Heidelberg der Kunstphilisterei den Hals gebrochen, und er wünschte darum, sie zöge in ganz Deutschland umher. Görres ist der altdeutschen Malerschule nicht allein, sondern auch der altdeutschen Poesie und dem Leben und Treiben jener Zeit ganz zugethan. Er hat in seinen Zimmern viele Stücke, die gut sein sollen, wie mir die H. sagte. Diese Gemälde auf Goldgrund behagen mir nicht. Görres ist einige vierzig Jahre alt, aber jugendlicher und lockerer Haltung. Lämmermayerischer können Sie sich nichts denken. Zerrissene Stiefel, bestaubter, altdeutscher Rock, ohne Weste, die nackte Brust durchs auseinandergeworfene Hemd zeigend. Er so gekleidet; Schleiermacher, klein, mit schon grauen Haaren, ein Satyrgesicht, schwarze lange Hosen und ein altes tuchenes Mützchen auf dem Kopfe; ich, wie Sie mich kennen; so wir drei nebeneinander spazieren gehend, hätten jeden Pariser Schneider in die Unterwelt geschickt, durch Todauslachen. Denken Sie sich, Verstand, Geist, Gemüt, Schlauigkeit, festen Charakter, edlen Sinn, Freundlichkeit, Gewandtheit, tief philosophische und Geschäftsthätigkeit, ungeheueres Wissen, französische Leichtigkeit und deutsche Gründlichkeit, Plato, Sokrates und den Spötter Lucian — dieses alles zusammen findet sich in Schleiermacher vereinigt. Es war etwas Großes darin, daß er immer nur kleine Sachen bei Tische sagte. Ich sprach wenig. Görres' Frau scheint verständig, nimmt an ernster Unterhaltung teil und spricht das Ihrige mit. Die Tochter ebenso, fast noch ein Kind, sehr schön. Auch ein Sohn ist da. So saßen wir sieben an einem kleinen runden Tische, woran zwei Liebende bequem Platz gehabt hätten. Görres schnitt Brot vor und warf jedem sein Stück mit einer Schleuderbewegung zu, mir ohne Umstände an den Kopf. Die Tochter und eine alte Magd wechselten mit Servieren. Jetzt ward plötzlich der Himmel flammenrot ... Die Luft ward brennend heiß ... Die Tiere winselten ... Die Vögel flogen ängstlich hin und her ... ein Donnerschlag ... die Erde wankte ... Ich trank Wein! Die Natur feierte einen großen Tag. —

Abends führte mich Graf Schlabberndorf, den ich in Frankfurt kennen lernte, ins Kasino. Dort fand ich das zweite Heft der Wage auf dem Tische; die Zeitschwingen aber nicht. Auf Erkundigung sagte mir einer, sie seien zu teuer. Übrigens kennt sie jeder, und man erzählt sich von gewissen „wunderschönen Aufsätzen", die darin stehen sollen. —

Auf dem Markte steht eine Spitzsäule, im Jahre 1812 den

siegenden Franzosen in Rußland gewidmet. Im Jahre 1813 ließ der russische Befehlshaber in Koblenz darunter die Inschrift setzen: Vu et approuvé par moi le commandant etc.

Morgen früh nach Bonn, wenn ich dort einen Briefe fände! Gruß der *** und allen. Ich bringe jedem, außer mich noch etwas anderes mit.

Vierter Brief.

Bonn, den 17. September 1819.

— Um fünf Uhr bin ich glücklich hier angekommen. Glücklich? Ja, wie man zu sagen pflegt, daß heißt: ohne den Hals zu brechen. Da sitze ich nun im goldenen Stern, trinke Thee und schreibe dabei. Ich mußte mir den Thee wohl mit etwas anderem versüßen als mit Zucker, denn davon hat mir die Wirtschaft nicht mehr als sieben kleine Stückchen geschickt. Kaum aus dem Schiffe gestiegen, ging ich zu ***, um nach Briefen zu fragen. Es waren deren zwei angekommen. Aber was waren das für Briefe? Liebe beste Frau, was waren es für welche? Ich hatte Beiträge zu den Zeitschwingen erwartet, die mir jetzt sehr willkommen wären. Nun, es war eine Meßrechnung vom Schneider Bahrd, und eine Anfrage von einem Frankfurter Buchhändler, ob die zweite Auflage der Wage noch nicht fertig wäre. Beide Briefe waren nach Offenbach geschickt und von dort, meinem Auftrage gemäß, mir zugesendet worden. Ich hätte des Teufels werden müssen, hätte mich mein guter Engel nicht gar zu fest gehalten.

Aber jetzt zuerst von dem Wichtigsten. Kommen Sie nach Bingen? Ach wenn Sie kämen, wer wäre glücklicher als ich? Sie, gute Seele, wenn Sie mein Glück sehen.

Am 18. Samstag Morgen.

Gestern abend mußte ich aufhören zu schreiben, weil meine dicken Haare Schatten aufs Papier warfen. — —

Die Gesellschaft auf dem Schiffe von Koblenz hierher war gut. Frauenzimmer von Stande, (worunter drei mit einer Summe von hundertsechzig Jahren), ein Professor der Malerakademie in München. Dieser letztere sprach lang und viel mit einem Koblenzer Hofrat, der Kunstfreund ist und eine Sammlung hat, über den Gegenstand ihrer Liebe. Mit welcher Begeisterung! Und der Mann hatte

graue Haare. Ich nahm mir vor, sobald ich nach Frankfurt komme, ein Kunstenthusiast zu werden. Sie werden gewiß so freundlich sein, mir von meinen Gefühlen etwas herauszugeben. Der Professor erfreute mich mit der Äußerung, daß Goethe in seinem „Kunst und Altertum am Main", gezeigt habe, wie er von der Sache wenig verstehe. Sammlungen und einzelne Gemälde ganz ohne Wert habe er aus Unkenntnis oder aus Artigkeit gegen deren ihm befreundeten Besitzer, angepriesen. Ich liebe diesen Mann nicht und höre ihn gern tadeln. Er ist der Sänger des Fruchtbringenden, aber darum auch des Alltäglichen und überall Sichtbaren, für jeden der Augen hat. Er giebt uns Brot, freilich gesundes ausgebackenes Brot, aber ich will Kuchen haben. Er erhebt mich nicht, er führt mich nur in der Breite weiter. Doktor Clemens in seiner an Goethes Geburtstag im Museum gehaltenen Rede, die ich gedruckt mit auf die Reise genommen, hat dieses, obzwar anpreisend, ziemlich gut auseinander gesetzt. Er nennt ihn den Dichter der Wahrheit. Jünglingen und Weibern sagte er nicht zu. Allein, wer anders als solche sind die Urteilssprecher des Dichters!

Zurück zu meiner Reise. Auf dem Schiffe war eine bejahrte Dame mit einem zwölfjährigen Mädchen. Es war die Großmutter und ihre Enkelin aus Wetzlar. Sie erzählte von einem Todesfalle in ihrer Familie, die sie am Rhein besuchen und trösten wollte. Ich hörte wenig darauf, aber als wir zu Linz anhielten um Mittag zu halten, fiel eine Scene vor, die mir fast das Herz auflöste; außer in Romanen und Schauspielen hatte sich mir noch nie so etwas gezeigt. Am Ufer standen zwei Frauenzimmer, ein jüngeres und ein älteres, in tiefer Trauer, erwartend. Ich war zuerst aus dem Schiffe gestiegen, nach mir das kleine Mädchen. Das eine Frauenzimmer fragte mich, ob keiner aus Wetzlar mitkäme? Ich zeigte auf das neben ihr stehende Kind und sagte: diese da, die andere ist noch im Schiffe. Da stürzte sie sich über das Kind her, umklammerte es wie eine Verzweiflungsvolle, zerquetschte es fast, Ströme von Thränen entstürzten ihren Augen, sie ließ es los, sah ihm jetzt erst ins Gesicht, das ein Strohhut bedeckte, drückte es wieder mit zuckenden Händen an ihre Brust, jammerte laut auf, ließ es zwanzigmal fahren, um es wieder an sich zu drücken, und sah und hörte die vielen Menschen nicht, die sie umgaben. Sie stand allein in der Welt mit ihrem Schmerze. Wir Reisende alle waren wie die Felsen drüben am Ufer, sie achtete unserer nicht. Es war ihre eigene Tochter; als

kleines Kind hatte sie sie zu ihrer Mutter nach Wetzlar geschickt. Ihr Mann war kürzlich gestorben, sie ließ das Kind zurückkommen. Ich wartete eine Viertelstunde lang am Ufer, daß die Großmutter aus dem Schiffe stiege; aber diese wahrscheinlich vom Gefühle überwältigt (sie ist bejahrt) hatte nicht die Kraft herauszusteigen. Ich ging zu Tische, wir Zecher alle waren guter Dinge.

Soeben schlägt's acht Tage, daß ich Sie nicht gesehen, halb zehn Uhr.

Ein junger Engländer, der mit uns reiste, kam gestern abend mit einer deutschen Grammatik zu mir und bat mich um einigen Unterricht wegen der Aussprache. Ich verstand mich dazu. Es war zum totlachen. Das J und ch konnte er nicht herausbringen. Mit dem J hatte ich eine halbe Stunde Geduld und er lernte es. Aber jetzt dachte der Narr, mit dem ch würde ich es auch aushalten. Ich lachte und sagte: Good night sir. Geprellt war er.

Görres hat ein neues Buch, das gerade aus dem Drucke gekommen, mir geschenkt: „Deutschland und die Revolution." Ich werde davon sprechen. Ganz herrlich! nämlich das Buch.

Ich muß aufhören, weil die Post abgeht . . .

Dem *** danken Sie für seinen Brief, hätte ich so viele Zeit als Lust, würde ich ihm gleich antworten. Ich habe für mein Blatt zu arbeiten. Was machen meine guten Kinder, die Zeitschwingen?

Fünfter Brief.

Bonn, Montag den 20. September 1819.

— Meine Briefe an Schlegel und Arndt habe ich erst gestern abgegeben. Schlegel ist, wie ich mir ihn dachte und er mir geschildert worden. . . Sehr elegant gekleidet und ebenso im Hause eingerichtet. Eine geschmeidige Köchin meldete mich dem Kammerdiener und dieser dem Herrn, und so ging es wieder zurück. Er ist artig, spricht aber sehr langweiliges und unbedeutendes Zeug. Sie wären recht geprellt gewesen, wenn Sie mit offenem Mäulchen, wie gewöhnlich, den gebratenen Tauben seines Gesprächs entgegengesehen hätten. Unsere Unterhaltung war wie ein Schachspiel, wir zogen langsam und bedächtig hin und her, und hörten auf, weil wir plötzlich merkten, daß wir beide schon längst matt waren. Der genialische Mensch ist er nicht mehr, der er ehemals gewesen. Schleiermacher erzählte mir, daß,

als er in Jena mit den Brüdern Schlegel studiert, eines Abends Friedrich eine kluge Bemerkung gemacht. „Der Einfall ist göttlich," sagte Wilhelm, „ich will dir ihn abkaufen." Friedrich erwiderte, er brauche gerade ein Nachtkamisol, und so ward der Handel geschlossen. Der Käufer ließ auch wirklich später den Gedanken unter seinem Namen drucken. — Arndt ist ein ganz anderer Mann, oder nein ein Mann. Als ich zu ihm kam, saß er noch bei Tische und hatte sein Kind auf dem Schoße, das er ungemein liebkoste. Arndt sieht aus wie ein Pächter und spricht auch so. Die Hand wurde mir beim Kommen und Gehen gar zu altdeutsch gedrückt. Er spricht gerade heraus, so unbesonnen habe ich noch keinen reden hören. Der ist mir unausstehlich, der ist ein schlechter Kerl, sagte er mir ganz unaufgefordert. Die That Sands erscheint ihm auch als etwas Großes (wie auch dem Görres) meine Nüchternheit ist verwundert und zuckt die Achseln. — Die Wände des Zimmers hängen voll alter Kurfürsten mit langen Perücken und den dazu gehörigen Prinzessinnen. — —

Meine Dukaten fangen an und werden alt, sie bekommen weiße Köpfe, es versilbert sich einer nach dem anderen. Ich schäme mich vor mir selbst. Erst gestern las ich im Bonner Wochenblatte von einem böhmischen Naturforscher Namens Siebert, der mit hundert Dukaten vor zwei Jahren eine Reise nach Aghpten und Griechenland antrat. Ich müßte 10000 dazu haben. In Koblenz erzählte Görres bei Tische, Goethe habe gesagt, Gott hat dem Menschen Nüsse gegeben, aber er knackt sie nicht auf . . . . .

Das Buch Görres', von dem ich Ihnen geschrieben, ist von der Polizei konfisziert worden. Sie haben recht, es ist eine zermalmende Kraft darin. Welch ein Schreibart! Ich habe auch einen blühenden Stil, wie ihr sagt, aber ich bin eine Nelke in eines Schneidergesellen Knopfloch, und er ist ein großer herrlicher Blumengarten.

— — Ich denke morgen nach Köln zu gehen und dann mich auf dem Rückwege noch etwas umzusehen. — Der *** hat mich bis hierher mit einem langweiligen Aufsatze verfolgt. — Haben Sie während meiner Abwesenheit die Zeitschwingen regelmäßig erhalten?

Sechster Brief.

Aachen, Donnerstag den 23. Sept. 1819.

— Ich habe nicht mehr Zeit, liebe Freundin, Ihnen zu schreiben, als daß ich keine habe. Gestern abend kam ich nach Köln, wo ich

einen Tag bleiben wollte. Kaum ausgestiegen, fällt mir ein Postwagen in die Augen, der eben angespannt werden sollte. Ich fragte, wohin? Nach Aachen, und morgen früh sei man dort. Ich steige ein und bin hier. Eigentlich war es meine Freude, noch weiter von Ihnen weg zu kommen, denn ich finde eine eigene Würze darin, wie der treue Eulenspiegel, der froh war und sang, wenn er bergauf ging. Morgen früh reise ich wieder zurück und werde Mittwoch in Frankfurt sein, wenn ich nicht etwa in Bonn einen Brief vorfinde, der mir meldet, daß Sie nach Bingen kommen. Ich muß endigen, sonst habe ich den weiten Weg umsonst gemacht und sehe nichts. Adieu. Gruß an alle.

Siebenter Brief.

Köln, Freitag den 24. Sept. 1819.

— Meine Reise nach Aachen hat mir Freude gemacht. Herrliche Landschaft! Ich habe sie schöner gesehen, aber nur eine solche nicht. Wie ein Lustwald, so weit das Auge reicht. Die warmen Quellen und Bäder merkwürdig. Die Stadt etwas Vornehmes, was der unseren mangelt. In der Kirche das Grab Karls des Großen — ich trat es mit Füßen; sein Stuhl — ich setzte mich darauf; aber ich bin immer noch, der ich war. Abends bei Kerzenschein einer musikalischen Messe beigewohnt. Mit zwei wunderschönen phantastisch geschmückten zwölfjährigen Mädchen, ward irgend eine religiöse Einweihung vorgenommen. Die Beleuchtung, die Orgeltöne, die Meßknaben, berauschende Räucherungen, allgemeine und innige Andacht — ich verstand den Mortimer.

Vor einer Stunde kam ich hier an. Ich eilte nach dem Dome, es dämmerte schon. Ich wandelte allein in dieser Welt. Hier lernt man die Seligkeit eigener Vernichtung kennen. Ich wünschte krank zu sein um hier zu genesen, mich verloren zu haben um mich im Gebete wieder zu finden. Es bedarf keiner Gottheit in diesem Tempel, der Tempel ist selbst der Gott. Wandeln wir unter der freien Sonne, unter dem Sternenhimmel, so erhaben dieser Anblick ist, drückt er uns doch nicht zu Boden, denn wir fühlen uns nicht einsam, wir denken uns mit anderen Menschen, mit Tieren, Pflanzen, Bergen, mit der Luft und allem, was auf Erden ist, vereinigt, und dieses Ganze schrumpft auch gegen die Erhabenheit des Himmels nicht zusammen. Aber hier, das dem Auge unerreichbare Gewölbe,

bildet den erdwärts gezogenen, verkörperten Himmel. Diese Riesensäulen sind wie die Stützen des Weltalls; und wenn wir nun in diesem Gotteshause stehen und Mauern uns von der übrigen Welt sondern, so verlieren wir uns darin und das Gefühl unserer Niedrigkeit drückt uns ganz zu Boden und macht uns noch niedriger. Lieber auf einem Kirchhofe und allein möchte ich die Nacht verweilen, als hier selbst mit mehreren Menschen. Man kriecht hier wie eine Mücke umher. Was diesem göttlichen Werke die Vollendung giebt, ist — daß es unvollendet dasteht. Dieser Mangel legte die letzte Hand an ihn. So viel an der Vollendung des Kunstwerkes fehlt, hat unsere Bewunderung für den Künstler gewonnen: wir haben keinen Maßstab mehr für die schöpferische Kraft; wir hätten ihn, wenn die Schöpfung fertig dastände. Ich möchte den Spötter sehen, der hier unbeschämt von dannen ging. Alle Worte sind leer, wenn man den erhabenen Eindruck nicht selbst empfangen hat; hat man ihn, noch leerer.

— Einige Rückstände von Bonn. Arndt habe ich ein zweites Mal besucht. Ein tüchtiger Mann! Aber mit seiner Staatsweisheit, auch mit der des Görres, kann ich mich nimmer und nimmer befreunden. Gediegene Menschen, aber nicht zu hämmern. Religion — was sie so nennen — bis in das Salzfaß. Nichts Griechisches in ihnen — Heiligenschein, Goldgrund, eckige Figuren. Franzose und ruchlos ist ihnen so gleichbedeutend, wie zwei und zwei. Alles soll festgegründet sein, nichts Wandelbares; darum graben sie nach alten tiefen Wurzeln, darum lieben sie das historische Recht, nicht das lebendige frische, das täglich neu — nicht geboren, aber gestaltet wird. Wenn sie herrschten, stände es schlimm mit deutscher Sache. Sie haben nur eine Centnerwage. Ich meine, der Menschheit gebühre des Lebens Ernst (und dafür sorgt das Schicksal), den Menschen aber, Lust und Liebe und Fröhlichkeit.

Mit dem Studenten *** habe ich eine schöne Tagereise nach dem Siebengebirge gemacht, zu Fuß und im Schiffe. Erst im Nebel und dann unter dem blauesten Himmel. Haben Sie den Drachenfels bestiegen? Herrlich! ich mag nichts mit Worten verderben. Aber der Geist meiner Jugend war mir erschienen. — Wir brachen auf dem Berge Trauben ab, wurden erwischt, von einem Spießе zum Bürgermeister geführt und bestraft. Ich möchte Sie in der Mitte sehen, zwischen Furcht und Begehrlichkeit, zwischen dem Schützen und den süßesten Trauben. Sie ertrügen es nicht. — In Königs-

winter, einem Flecken am Fuße des Berges, sah ich etwas, was wirklich sehenswert war. Auf einem freien aber entlegenen Platze, standen vier Haufen Knaben, jeder von etwa zwanzig Köpfen und wie Soldaten geordnet. Einer stand vor der Front und buchstabierte und rechnete, die anderen nach. Kein Lehrer war gegenwärtig. Den Ernst, die Freudigkeit beim Lernen, fast den Ärger von uns gestört zu werden, dieses alle beobachtete ich mit Erstaunen. Ein anderer Trupp lernte marschieren. Vor dem Schulhause stand ein Knabe mit einer Lanze Schildwache. Es schlug zehn, da rief er „abgelöst". Das alles war nicht etwa Spielerei, kein Lächeln wurde man gewahr. So ernst, wie in einem Feldlager. Ein Bube, der uns das Wirtshaus zeigen sollte, fragte bei einem Kameraden um die Erlaubnis an. Was wir sahen war ein Bild der Lankasterischen Methode des wechselseitigen Unterrichts. Damit hatte der Lehrer (ein tüchtiger Mann, wie sie im Orte sagten), das Turnen verbunden. Er war abwesend, und ich bedauerte, ihn nicht sprechen zu können. Aber sein Werk sprach für ihn. Selten hat mich etwas mehr überrascht, oder war mir neuer erschienen, als diese Schule im Freien, wo die Schüler ihre eigenen Lehrer und Aufseher und wo Ernst und Lust so miteinander verbunden waren.

Die Bonner Bürger klagen sehr über den bösen Geist der Ständesonderung, der, seitdem die Franzosen weg sind, sich hier eingedrungen. Sonst lebten Gewerbsleute, Bürger, Soldaten, Beamte, Gelehrte einträchtig und freundlich zusammen. Jetzt aber trennt sich das Militär vom Gelehrtenstand und dieser sich von den Handelsleuten. Besonders die Mitglieder der Universität sollen im geselligen Leben einen ganz unerträglichen Aristokratismus zeigen. Wir kennen unsere lieben Landsleute, sie lassen nicht von der Art. Die französischen Offiziere haben in drei Weltteilen gesiegt und im Vaterlande waren sie die bescheidensten Bürger. Und hätten sie anmaßlich sein wollen, sie hätten es nicht gedurft. Die preußischen stellen sich überall an die Spitze, und man läßt sie willig dastehen.

Reisen muß man, liebe Freundin. Der Rausch macht taumeln, aber auch das Taumeln macht berauscht. Darum muß man reisen, um so weiter, um so öfter, je älter und nüchterner man ist.

Achter Brief.

Paris, den 21. Oktober 1819.

Von meiner Ankunft wissen Sie schon durch die Zeilen, die ich in Straßburg vorausgeschrieben und gestern hier auf die Post gegeben habe. Meine Vorsicht war glücklich berechnet, ich hätte Ihnen gestern mit aller Anstrengung nicht schreiben können. Nicht wegen Müdigkeit, sondern wegen einer Unruhe, wegen einer Spannung, die mich nicht still auf dem Stuhle hätte sitzen lassen. Da bin ich nun, meine Freundin, nicht neu belebt für eine neue Welt, sondern mit dem Gefühle eines Robinson, der Schiffbruch gelitten und auf eine unbewohnte Insel geworfen worden. Paris erscheint mir als ein menschenleeres Land. Dieses Toben, dieses Donnern, dieses Zischen, dieses Drängen — ich sehe und höre nichts darin, als ein Ungewitter, als das Rauschen und Wogen des leblosen Meeres. Da die Bewegung überall und ohne Ende ist, und nirgens ein stiller Ort sich findet, und niemals eine Zeit der Ruhe eintritt, so zeigt all dies Thun weder Freiheit noch Zweck. Die Menschen treiben nicht, sie werden getrieben. Paris ist ein Strudel nicht im bildlichen sondern im buchstäblichen Sinne des Wortes, der alles unaufhaltsam fortreißt. Noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt, forderte mir der Kondukteur des Postwagens ab, was ich noch an Trinkgeldern und sonstigem zu zahlen hatte. „In Paris," sagte ich. „Dort ist's zu spät," erwiderte er. Ich verstand das nicht; aber der Mann hatte recht. Wir kamen an und kaum war ich aus dem Wagen gestiegen, so war Posthaus, Reisegesellschaft, alles, wie durch einen Zauber meinen Blicken entrückt, und ich befand mich plötzlich eine halbe Stunde weit vom Absteigeort entfernt. Wie ein Strohhalm vom Sturmwinde, so ward ich fortgeschleudert, da ich wegen Mangel an Gepäck gar kein Gewicht, noch fesselnde Aufmerksamkeit hatte. Das Palais Royal ist der Magnetberg, der alles unaufhaltsam an sich zieht. Ich frug zwar darnach, aber als ich es that, war ich schon bewußtlos dahin getrieben und stand dabei. Ich ging in ein Kaffeehaus, und nach Verlauf einiger Stunden fiel mir erst bei, daß ich auf eine Herberge bedacht sein müsse. Ich fand diese, aber meine Haltung habe ich bis jetzt noch nicht gefunden, so daß ich selbst Ihnen, nur mit der größten Anstrengung schreiben kann. Ordnung und Ruhe werden Sie in meinen ersten Briefen vergebens suchen. —

Bei der G. war ich gestern und heute, habe aber noch keine Briefe von euch vorgefunden. Um Gottes willen schreibt mir doch, wie es in Frankfurt aussieht und was die Leute zu meiner Flucht sagen. — Briefe an mich sind immer noch durch H. zu besorgen, weil ich nicht weiß, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalte. Ich habe mehrere Besuche gemacht. Die Redaktion eines der ersten hiesigen Blätter hat, sobald sie meine Ankunft erfuhr, schon zu mir geschickt und mich zum Mitarbeiten eingeladen. Mehrere Pariser Blätter haben schon seit acht Tagen davon gesprochen, daß ich hierher kommen werde. Auch enthalten sie Auszüge der Zeitschwingen. Daß sie verboten worden, melden sie gleichfalls, selbst der offizielle Moniteur enthält diese wichtige Nachricht.

Wie ich von Ihnen fortkam, teuerste Freundin, das weiß ich noch nicht; es ist mir alles wie ein Traum. Die Besorgnisse, welche meine Abreise begleiteten, habe ich meinem gütigen Geschicke zu verdanken, denn diese zerstreuten mich und betäubten meinen Schmerz der Trennung . . . . . Nie hatte ich eine Vorstellung davon, daß auch das Herz seinen Witz und seinen Scharfsinn habe, als bis ich erfuhr, wie Sie in den wenigen Minuten unseres letzten Beisammenseins, alle die Freundschaft, die Sie für mich haben, durch hundert unnachahmliche Zeichen und Worte anzudeuten wußten. Warum habe ich nicht einen Freund außer Ihnen, und Ihnen gleich, dem ich dieses alle beschreiben kann! . . . . . Soeben erhalte ich Ihren Brief . . . . . Schreiben Sie mir oft und viel. Ihre Briefe ermutigen mich ungemein. Der *** thut mir unrecht. Daß es nur des Gegengewichts einer Verpflichtung bedarf, um meine Trägheit zu überwiegen, das habe ich doch bei den Zeitschwingen gezeigt. Wenn ich hier eine solche Verpflichtung finde, was, wie ich oben bemerkt, schon eingeleitet ist, so werde ich ihr ohne Anstrengung und Unterbrechung treu bleiben. Was er sagte, wie ich es von Tag zu Tage aufschieben werde, das ist eine Narrheit, eine psychologische Pedanterie. Wenn ich träge war, so war ich mir's bewußt, und Sie werden nie gehört haben, daß ich meine Faulheit zu bemänteln gesucht. — Ich habe Ihnen (oder dem Dr. St.) geschrieben, von Darmstadt, von Mannheim, von Karlsruhe, von Straßburg, von Paris. Haben Sie alle diese Briefchen erhalten? — Eben wieder habe ich in mehreren hiesigen Blättern von den Zeitschwingen und mir gelesen, Wahres und Falsches. Ich bin begierig, ob morgen von meiner Ankunft darin die Rede sein wird. — —

Alle die Herrlichkeiten, die ich bis jetzt gesehen habe, überraschten mich wenig; aber es muß eine Freude sein, sie gewissen guten Freundinnen zeigen zu können. An Beschreibungen derselben soll es nicht fehlen, bin ich nur erst einmal ruhiger geworden. — — Es ist wahr, die Franzosen ranken nur so über den Boden weg; die Deutschen wurzeln tief. Jenen fehlt die Dauer und die Frucht, diesen der Wechsel und die Blüte. Aber beide Nationen sind auf dem Wege, sich zu vervollkommnen. — „Wo brennt's?" würde jeder Frankfurter die Leute auf der Straße fragen, würde er plötzlich nach Paris versetzt. Aber, lieber Gott, es ist gar nichts vorgefallen, es geht alles seinen gewöhnlichen Schritt. Ich möchte am jüngsten Tage hier sein, ich begreife nicht wie das Durcheinanderrennen wilder werden könnte. Die Leute sind alle toll. Sie laufen nicht, um irgendwo hinzukommen. Sie gehen die Straße auf, um wieder zurückzukehren. Es muß viel dazu gehören, die Aufmerksamkeit der Pariser nur auf acht Tage zu fesseln, und ein gewöhnliches Talent, in welchem Fache es auch sei, kann durchaus sich nicht geltend machen. Nicht etwa, weil sie nur das Bessere schätzen, sondern weil sie nur das Neue lieben und das Mittelmäßige ist stets alt und bekannt.

Adieu, liebe Freundin. Die Thränen der Freude und des Dankes, über Ihren großen und baldigen Brief, haben dieses Papier benetzt. Sie müssen solche Thränen ja nicht trocknen.

Neunter Brief.

Paris, den 23. Oktober 1819.

Es ist jetzt Samstag abends halb sechs Uhr. Wenn Sie meinen Brief erhalten, liebe Freundin, so denken Sie zurück, ob Sie wohl um diese Zeit auch an mich gedacht haben, so wie ich mich jetzt mit Ihnen beschäftige. Ich habe alles dazu aufs schönste angeordnet: ein stilles Zimmer, ein freundliches Kaminfeuer, und ein Herz und einen Sinn, aus dem ich alles verjagt, um Ihnen allein Platz zu machen. Nun zuerst von etwas, woran mir viel gelegen ist. Die Briefe, die ich Ihnen vom Rhein geschrieben, hatten sie manchen mitgeteilt, ja sogar in die Hände gegeben. Da es meine Freunde waren, und die Gegenstände, von welchen ich sprach, nur allgemeine Beziehungen hatten, so beunruhigte mich das nicht sehr. Jetzt aber ist das Verhältnis anders. Ich könnte manchmal Dinge zu schreiben

haben, die meine eigene, Ihre und eine andere Persönlichkeit betreffen und ich möchte nicht, daß außer Ihnen noch ein anderer solche zu Gesicht bekäme. Es ist nicht einer unter unseren Freunden zu dem ich nicht das unbegrenzteste Zutrauen hätte, aber Sie kennen, eine mir eigene Schüchternheit, Sie wissen, wie peinlich es mir ist, mich vielen mitzuteilen und Sie werden sich erinnern, wie oft ich ein Gespräch mit Ihnen, auch nur wissenschaftlichen Inhalts, wenn ich es mit Wärme geführt, plötzlich unterbrochen habe, sobald ein Dritter dazu kam. Darum bitte ich Sie, ja ich muß dringend darauf bestehen, niemals meine Briefe aus der Hand zu geben, sondern unseren Freunden, die es wünschen, nur das daraus vorzulesen, was sich dazu eignet. — — Morgen werde ich zum ersten Male einen Artikel in ein hiesiges Blatt, das mich zum Mitarbeiten aufgefordert hat, einschicken. — — Die gestrigen und heutigen Blätter sind alle voll von meiner Ankunft. Darin werden nun allerlei närrische Sachen gesagt. Ich hätte mich geflüchtet, um das Schicksal Görres zu vermeiden ꝛc. Ich werde die Sachen sammeln und sie Ihnen schicken. Hier wird nun alles gleich zur Parteizwistigkeit. Vor einigen Tagen sind vier Jenaer Studenten hier arretiert worden, wahrscheinlich weil sie sich heimlich aus Deutschland entfernt hatten, und darum ohne Pässe gekommen waren. Nun sagte heute ein Ultrablatt: „Il parait que la France va devenir le quartier général où se donneront rendez-vous les Radicaux de Londres, et les Teutoniens d'Allemagne, et les Grégoriens de tous les pays; déjà trois elèves de l'Université de Jena ont été arrêtés il-y-a quelques jours, et voici que le Constitutionnel nous annonce la prochaine arrivée de Mr. Goerres et de Mr. Boerne, et du conseiller de Justice Martin d'Jena; l'honorable Hunt ne tardera probablement pas aussi, à se mettre en route.“ Vielleicht werde ich gegen diesen Herrn da etwas zu Felde ziehen. Ich freue mich schon auf meinen ersten Feind. — — Wenn ich erst mit meinen persönlichen Verhältnissen in Ordnung bin, dann schreibe ich Ihnen und unseren Freunden, was sich über Paris etwa sagen läßt, für jetzt ist mir dieses noch unmöglich, ich habe weder Zeit noch Ruhe dazu. — — Das Durchkreuzen der Kutschen auf den Straßen sollten sie nur mit ansehen; so oft ich ausgehe, bin ich Ihretwegen in Angst, ich würde überfahren werden. (Habe ich mir nicht schon französisches Selbstvertrauen angeeignet?) — — Heute bin ich bei einem Grafen Schlabberndorf eingeführt worden, einem Deutschen, der schon viele

Jahre hier wohnt. Suchen Sie sich doch die Zeitgenossen zu verschaffen, wo das Leben dieses Sonderlings, etwa vor einem Jahre beschrieben worden. Er ist sehr reich, kommt aber nie aus dem Hause. Alles kommt zu ihm. Ein Mann von siebzig Jahren, mit noch jugendlicher kräftiger Stimme und einem langen Barte. Sie können sich keinen geistreicheren, interessanteren und malerischeren Kopf denken. Seine Unterhaltung ist äußerst belehrend, er spricht stundenlang ohne aufzuhören. Als er meine Ankunft erfuhr, hat er mich einladen lassen, zu ihm zu kommen. Es war zwischen zwölf und ein Uhr mittags. Außer mir waren noch zwei andere da. Schlabberndorf saß in einem grünseidenen Schlafrocke, mit breitem schwarzen Gurte. Er holte vier Suppenschüsseln herbei, die zu Tassen dienten, und machte diese selbst mit seinen Fingern, ohne Hilfe einer Serviette, äußerst rein. Darauf machten die zwei anderen Herrn, die aber gleich mir nur Besuchende waren, den Thee zurecht. Kein Bedienter oder Aufwärter war im ganzen Hause zu sehen. — —

Mit dem Essen hier ist es eine sonderbare Sache. Zwischen zehn und zwei Uhr wird in den Speisehäusern gefrühstückt und zwischen vier und neun Uhr zu Mittage gegessen. Aber ich schlauer Kopf habe täglich die ganze Stadt Paris hierin zum besten. Ich gehe um ein Uhr zum Restaurateur und fordere ganz laut à Déjeuner, und die Narren glauben es mir auch, ob ich zwar in meinem Herzen weiß, daß es mein Mittagessen ist. — — Die große Oper habe ich vorgestern besucht. Ferdinand Cortez und ein großes Ballet. Bis Mitternacht dauert hier so etwas. Ich Kind bin schon um halb elf Uhr im Parterre eingeschlafen. Das ist nun freilich alles besser, besonders schöner als bei uns, aber sonderlich überrascht hat es mich nicht. Ich habe hier überhaupt noch nicht die Augen aufgerissen. Von dem eigentlichen großen, den herrlichen Kunstsammlungen, habe ich freilich noch nichts gesehen. — — Einen alten Universitätsfreund habe ich hier gefunden, ein geborener Franzose, der Unterricht im Deutschen giebt. Er ist mir nützlich durch Aufklärungen und Zurechtweisungen. — — Einige deutsche Mitarbeiter an hiesigen Journalen, die ich kennen gelernt habe, sind keine sonderlichen Lichter, und wenn man mich um so viel mehr schätzt, als ich wirklich werter bin als sie, so muß ich gute Geschäfte machen. Die Hauptsache ist, daß mir meine Bekannten in Frankfurt Neuigkeiten mitteilen. — — Ich werde wohl jetzt noch lange warten müssen, bis ich Nachricht von zu Hause erhalten da Sie mir in Ihrem Briefe sagen, Sie werden mir

nicht eher schreiben, als bis Sie meine Ankunft in Paris erfahren haben werden. Warum wollten Sie so lange warten? Sie können es sich nicht vorstellen, liebe Freundin, wie wehe es einem ist in fremdem Lande, wenn man von den Seinigen gar nichts erfährt. Ich empfinde das jetzt schon. Verlassen Sie mich armen Menschen nicht und befolgen Sie in Ihrem Briefwechsel die Art, die ich selbst befolge. Sie müssen nicht den Tag abwarten, bis Sie den Brief abschicken wollen und dann erst ihn zu schreiben anfangen; sondern ihn anfangen, ihn so oft ihnen etwas beifällt fortsetzen und wenn der Bogen vollgeschrieben ist, ihn auf die Post legen. So habe ich es auch mit diesem Briefe gemacht. — Treiben Sie doch ja alle unsere Bekannten an, daß sie mir schreiben. Am meisten verlasse ich mich hierin auf meine lieben O... Diese geben mir gewiß über alles vollständigen Bericht. Hätte ich meinen Brief an Sie nur schon fertig. Er wäre es schon, dürfte ich ihnen im Negligé schreiben, aber ich weiß es, sie verlangen, er soll aufgeputzt, interessant sein und dazu habe ich bis jetzt nicht kommen können. — — Ich glaube wohl, daß ich mich wohlfeil hier werde einrichten können, allein es wird einige Zeit und etwas Geld kosten, bis ich mir die nötigen Erfahrungen einsammeln kann. In den ersten Tagen kostete mich mein Essen drei, vier, ja sogar sechs Franken und ich bin kaum satt geworden. Jetzt habe ich schon einen Tisch zu zwei Franken gefunden. — — Meine unaussprechliche Freundin, wenn Sie von all der vielen Zeit, die ich ihnen sonst geraubt, nur täglich eine halbe Stunde verwenden mir zu schreiben, so käme eine unermeßliche Summe von Glück für mich heraus. Aber vergessen Sie nicht, daß die Briefe einen langen Weg zu machen haben, und daß Sie darum, wenn der eine Brief fort ist, gleich den anderen wieder anfangen müssen. — .... Bin ich denn wirklich hier? ... Noch ist mir alles wie ein Traum.....

Zehnter Brief.

Paris, den 30. Oktober 1819.

— Mit meiner hiesigen Journalistik ist noch nichts ins Reine gekommen. Die Sache verhält sich wie folgt. Ich hatte gleich nach meiner Ankunft die Bekanntschaft zweier Deutschen gemacht, die beide an verschiedenen hiesigen Blättern arbeiten. Den einen besuchte ich, der andere war zu mir gekommen. Dieser letztere sagte mir, er habe

von einem hiesigen Zeitungsredakteur den Auftrag, mich zu engagieren und ich solle ihm gleich einen Artikel geben, den er, da es mir noch an der gehörigen Übung mangele, übersetzen und einrücken wolle. Wegen der Bedingungen wolle er mir das Nähere sagen. Bis jetzt habe ich aber nichts weiter erfahren, ob ich meinen Unterhändler zwar täglich spreche. Es liegt ganz oben an, daß diesen meinen Herren Landsleuten, die noch dabei nicht von Bedeutung sind, meine Ankunft und meine Konkurrenz bei ihrem Brotgeschäfte nicht willkommen sein kann. Sie verrieten dieses sehr bald; der eine durch zurückhaltendes Wesen, der andere durch seine Zudringlichkeit, durch seine Bemühung, mich und meine Korrespondenz nach Frankfurt auszuholen und besonders durch seinen wiederholten Rat, die Wage fortzusetzen, natürlich in der Absicht, von der Teilnahme an hiesigen Blättern mich abzuhalten. Zu dem allem muß ich nun ein Hammelgesicht machen und ich darf mein Mißtrauen nicht äußern. Indessen können sie mir nicht lange in dem Wege sein, da ich hier in großem Rufe stehe und die Zeitungen bis jetzt noch nicht aufgehört haben von mir zu sprechen, ich auch andere Bekannte habe (wie Graf Schlabberndorf), auf deren Teilnahme ich zählen darf. — Gestern habe ich an Cotta in Stuttgart und nach Weimar an die Herausgeber des litterarischen Wochenblattes geschrieben. An Cotta schrieb ich: da er mich früher zur Teilnahme an seinen Werken habe einladen lassen, so böte ich ihm meine Dienste an, um von hier aus für ihn zu arbeiten . . endlich hoffte ich, daß, wenn er geneigt wäre, mit mir in Verbindung zu treten, er Zutrauen genug zu mir haben würde, mir ein Quartal des jährlichen Honorars voraus anzuweisen, da ich dieses hier, weil ich in Deutschland plötzlich aus meinem litterarischen Verkehr gerissen worden und großen Verlust erlitten hätte, sehr nötig bedürfe. Auch stellte ich seinem Gutdünken heim, ob mit der Wage etwas zu machen wäre, in welchem Falle ich ihm sie in Verlag geben wollte. . . . Nach Weimar schrieb ich, von dem früher mir gemachten Anerbieten fürs litterarische Wochenblatt zu arbeiten, wolle ich jetzt Gebrauch machen. . . . . Wir wollen nun sehen, ob einer dieser Fische anbeißen wird. — —

Heiter bin ich nicht, ich bin es gar nicht, liebe Freundin. Wenn ich nur nicht Heimweh bekomme und ihm nachgebe! Ich müßte mich ja schämen. Solange ich mit meinem Vorhaben noch nicht in Ordnung bin, werde ich in einer Spannung bleiben, die mir wohl thut. Ist dieses aber einmal abgethan, dann fürchte ich, beginnt erst meine

Unruhe. Ich wollte recht lange, ohne Schmerzen, von Ihnen entfernt sein, wenn ich nur aus Laune reiste, weil es alsdann in meinem Willen stände, wenn ich zurückkehren wollte. Aber auf diese Weise, wie ich hier bin, kann ich das Ende ja gar nicht berechnen und abmessen. Ich habe es immer noch nicht genug gewußt, teuerste Freundin, wie nötig Sie zu meinem Glücke sind. Entziehen Sie mir die einzige Erleichterung nicht, die mir Ihre Briefe geben können. Ich weiß, daß Sie mir gern schreiben, oft und viel. Könnten Sie wegen irgend einer Bedenklichkeit sich davon abhalten lassen? Wollten Sie sich selbst Gewalt anthun, um mich zu peinigen? Nicht bloß die Entfernung von Ihnen, auch die von unseren Freunden, ja die vom deutschen Vaterlande thut mir weh. Ich hätte es selbst nicht gedacht, daß ich im heimatlichen Boden so eingewurzelt wäre. Gehe ich über die Straße und höre deutsch sprechen, dann bin ich jedesmal hocherfreut. Es ist noch etwas, das mich nach Hause zurückzieht, allein ich fürchte mich, Ihnen davon zu sagen. Sie würden dann wieder, wie manchmal, mir das Herz in den Magen schieben und behaupten, meine Sehnsuchtsthränen entsprängen aus einer Indigestion und ich solle nicht so viel essen, um mein Heimweh zu verlieren. Nämlich ich kann hier nicht rauchen, weil der inländische Tabak abscheulich ist und der ausländische nicht eingeführt werden darf. Wenn Sie einmal Gelegenheit fänden, mir von Frankfurt welchen zukommen zu lassen, würden Sie mich ganz glücklich machen. — —

Paris, das in den ersten Tagen als Masse wenig Eindruck auf mich machte, wird, wie ich jetzt schon nach und nach erfahre, in seinen einzelnen Teilen, wenn ich sie kennen lerne, meine Aufmerksamkeit nützlich, vielleicht auch angenehm beschäftigen. Man kann hier die menschlichen Leidenschaften studieren in den Anstalten die zu ihrer Befriedigung getroffen sind. Das Palais Royal ist die vollständigste Seelenlehre und Anatomie des menschlichen Körpers. Während bei uns nur für die Forderungen der fünf oder sechs armen Sinne gesorgt ist, wird hier jedem Nerven, jeder Blutwelle, jeder Wallung, jedem Gedanken und jeder Empfindung eine besondere Freude dargeboten. Jedoch glaube ich, daß durch diese zahllose Menge und unendliche Verschiedenheit der Genüsse, die Begehrlichkeit weit weniger aufgeregt wird, als bei uns, wo die Wahl kleiner ist und darum ein Wunsch schneller entsteht und heftiger werden kann. Man kann hier doch nicht alles kaufen, man mag noch so reich sein, und eine Begierde wird durch die andere verdrängt. War ich über

den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der ohne Unterbrechung an einander gereihten Warengewölbe erstaunt, so verwunderte ich mich noch mehr, neben den entbehrlichsten Prachtgegenständen zugleich die unentbehrlichsten Lebensmittel, neben den Kostbarkeiten, wie sie nur Fürsten besitzen können, die verwerflichsten Bettelsachen zu finden. Giebt es manchen Laden im Palais Royal, der unseren ganzen Braunfels bezahlt, so finden sich aber auch Dinge, die bei uns keiner auf der Straße aufhebt, zusammengehäuft und zum Verkaufe angeboten. — —

Die *** wohnt auch hier. Nur um etwas Vaterländisches zu sehen und mein Heimweh zu liebkosen, besuchte ich sie gestern. Guter Gott, wie hat sich die Frau geändert und wie ist sie häßlich geworden. O ihr armen zerbrechlichen Weiber! . . .

Ich habe schon erfahren, daß man ohne festen Vorsatz hier nicht sparsam leben kann. Das Geld läßt sich so angenehm, ja so nützlich verwenden, daß ich bei den größten Ausgaben mir nichts weiter vorzuwerfen hätte, als meine Mittel nicht berücksichtigt zu haben. So holten mich gestern abend vier Bekannte zum Essen ab. Junge Männer. Wir brachten drei Stunden bei Tische zu. Ich unterhielt mich sehr. Da ward politisiert; das ist nicht wie bei uns, das hört nicht auf, das ist Leidenschaft. Aber die Zeche betrug für jede Person etwas mehr als fünf Gulden nach unserem Gelde. Das Theater kostet, mit dem für mich unentbehrlichen Buche, mehr als zwei Gulden. — — —

Es sind jetzt acht Tage, daß ich keine Nachrichten von zu Hause erhalten habe. Ihr Brief war der einzige, der mir von dort bisher zugekommen ist. Wenigstens im Anfange, wo ich der Beruhigung am meisten bedarf, sollten Sie mehr an mich denken. Auf meine liebe O. habe ich am meisten Vertrauen gesetzt. Diese verlassen mich sicher nicht und schreiben mir alles was in dem Häuschen Frankfurt vorgeht, wenn ich nur einmal ihnen geschrieben. — —

Die Franzosen sind ungemein aufmerksam und gefällig, und das kann nicht bloß nichtswürdiger Wortkram sein, es muß aus einer echten Gutmütigkeit entspringen. Denn das Volk der untersten Klasse steht dem gebildeten hierin nicht zurück. Trete ich auf der Straße zu einem Haufen Tagelöhner, Wasserträger und dergleichen Menschen, die doch von ihrer Handarbeit leben, und denen jede Minute, die sie versäumen, Geld kostet und erkundige mich bei ihnen nach etwas, so ist dieses ein Wetteifer, mich zurecht zu weisen und

jeder sucht dem anderen zuvorzukommen, als würden sie dafür bezahlt. Ich will mir auch ein Exempel an ihnen nehmen und ein ganz artiges Bürschchen werden, so daß G. und J. ihre Freude an mir haben sollen.

— — Mich fror es hier, bei der großen Oper, bei der französischen Artigkeit und bei all dem Glanze des Palais Royal. Da führte mich der väterliche blinde Trieb, der die Zugvögel in warme Länder zieht, in die Antikengalerie. Wie wohl ward mir da! Der Himmel ward blau über mir, es kam wieder Sonne in meine Adern, wahrhaftig, meine Augen wurden naß. Die ernsten römischen Kaiser, die hohen Götter Griechenlands, die stillen schauerlichen Sphinxe und andere ägyptische Heiligenbilder. Künftig oft davon. . . .

Noch einmal, teuere Freundin, vergessen Sie nicht, daß Sie mir alles sind, und daß mein ganzes Leben in Dunkelheit liegt, wenn Sie es nicht beleuchten. Lassen Sie mich oft in Briefen Ihre Stimme hören. Und schreiben Sie nicht so weitläufig, sondern wie ich, mit kleinen Buchstaben, damit viel auf den Bogen gehe, denn ich weiß, ist der Bogen voll, Sie fangen keinen zweiten an. — — Aber bin ich nicht ein rechter Thor, daß ich Sie verlassen habe, um der guten Sache willen, was mir keiner dankt? Hätte ich mich in die Zeit geschickt, über gewisse Dinge geschwiegen, über andere gesprochen, wie man es verlangt, ich hätte auch in Frankfurt durch Schriftstellerei das Nötige erwerben können. Die Freiheit und Sie! Das Herz des Menschen ist so eng. Warum muß man wählen?

Elfter Brief.

Paris, den 6. November 1819.

Wie glücklich machen Sie mich durch Ihre Briefe! Mein letztes Schreiben zeigt Ihnen, wie kleinmütig ich war. Ich glaubte nicht genug an Ihre Güte. — — Nun wohlan, ehe ich von mir ausgehe, will ich erst erwidern, was in Ihren Briefen etwa zu beantworten ist. — Was Sie mir von der Besorgnis meines Vaters mitteilen: ich möchte meine Pension verschreiben, giebt mir Anlaß, Ihnen eine Seite derjenigen Gesinnung aufzudecken, die sich hier in mir gebildet hat. Zuvörderst freimütiger als ich zu Hause unsere Stadt sowohl als andere Regierungen beurteilt, vermöchte ich doch nicht zu thun, denn ich habe nie meine Empfindung gemildert und nie

einen Tadel im Hinterhalte versteckt. Aber auch in diesem Tone fortzufahren, bin ich hier nicht gesonnen. Ich werde darum nicht heucheln und nie gegen meine innere Überzeugung reden, ich werde aber über manches schweigen. Komme ich einmal zurück, dann will ich die versäumten Grobheiten gewiß nachholen.

Sie schreiben mir, daß so viele Ehen bei uns geschlossen werden. Mir wird angst, es wird doch wohl noch ein Mädchen für mich übrig bleiben?

Ach, wenn man keine Frau hat, ist man doch gar kein Mensch! .... Man ist ein Gott, können Spötter sagen — Spötter, aber ich halte mich genau ans Wort.

Meinen Taufschein glaubte ich eingepackt zu haben, doch konnte ich ihn bis jetzt nicht finden. Was liegt daran? Gott weiß doch, welchen Glauben ich habe. — Wie es mit meinen Plänen wegen Mitarbeit an einem hiesigen Blatte steht, schrieb ich Ihnen in meinem letzten Briefe. Mein Argwohn hat sich bestätigt. Die genannte Person spricht gar nicht mehr mit mir von der Sache und von meinem eingeschickten Artikel. Jetzt haben aber Franzosen, die eine neue Zeitung anfangen wollen, sich unmittelbar an mich gewendet. Ob die Unternehmung zustande kommt und wie meine Teilnahme dabei, entscheidet sich in einigen Tagen.

— — Paris wird sich nie in ein Paradies für mich umwandeln. ..... Aber wegen der freundschaftlichen Teilnahme, die Sie für mich haben, muß ich Ihnen die Beruhigung geben, daß meine Unzufriedenheit in keinen besonderen Verhältnissen Grund hat, sondern daß ich sie vorhergesehen habe. ..... Seien Sie unbesorgt, ich werde nicht zu anstrengend arbeiten. Selbst Paris zu sehen befleißige ich mich nicht sonderlich, denn das auch ist mir nur wie ein Studium, dem ich mich des Nutzens und der Pflicht wegen ergeben muß, woran ich aber keine besondere Freude finde.

Wenn ich so gut französisch schreiben könnte, daß ich nicht nötig hätte, meine Artikel erst übersetzen zu lassen, Sie glauben nicht, welch ein Glück ich hier machen könnte. Ich wäre, ohne Übertreibung, in zwei Jahren ein reicher Mann. Ich glaube es den ersten Schriftstellern hier gleich thun zu können, wenigstens rücksichtlich derjenigen Seite ihrer Darstellung, wodurch sie auf die Franzosen Eindruck machen und worin nun gerade ihre höchste Würde nicht besteht. So aber werde ich wohl ein Jahr nötig haben, um im Französischen die nötige Fertigkeit zu erwerben, und bis dahin müßte ich meine Sachen

übersetzen lassen, und das ist schlimm, denn dabei geht viel verloren und also auch vom Beifall, den ich erlangen könnte. Übrigens stehen die Deutschen, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, wenigstens diejenigen, die sich zum Übersetzen gebrauchen lassen würden, auf so einer niedrigen Stufe, daß ich nichts von ihnen erwarte.

Bekanntschaften habe ich noch gar keine gemacht. Sie werden sich wohl leicht denken, daß in einer so ungeheuern Stadt wie Paris ein Fremder sich darum bewerben muß und man ihm darin nicht zuvorkommt. Man hat zwar drei Wochen lang täglich in den Zeitungen von mir gelesen, aber das geschieht hier oft von Sachen und Personen und man wird darum doch nicht aufgesucht. Es ist indessen gar keine Frage, daß ich, wohin ich mich auch wende, würde freundlich empfangen werden. Doch gehe ich langsam und sondiere den Boden. Es ist hier erstaunlich nötig, denn all das Volk, das, sei es um des Nutzens oder des Vergnügens willen, in meinen Lebenskreis gehört, ist höchst spitzbübisch. Zum Glücke kontrollieren sie sich einander selbst, und ein Spitzbube warnt mich vor dem anderen. Es ist ganz unmöglich, in Paris den ehrlichen Mann herauszufinden, und es bleibt einem nichts übrig, als keinem zu trauen. Indessen muß ich mich diesem oder jenem zur Leitung hingeben, wenn ich auch mißtraue. Wie ist es zu ändern? Die Hauptsache ist, daß ich in Bewegung komme, führt mich jemand auf den unrechten Weg, so werde ich mich wohl wieder zurecht finden. — — Sie glauben mir es sicher nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich manchmal schon, wie gestern und vorgestern, um halb zehn im Bette lag. Einige Male war ich im Theater, habe aber darin nie länger Geduld gehabt als bis zehn Uhr. In der italienischen Oper sah ich vor einigen Tagen Figaro. Das ist prächtig, Spiel und Gesang. Das Kerlchen von Pagen sollten Sie sehen. Bin aber doch in der Hälfte nach Hause gegangen. Das Essen hier schmeckt mir durchaus nicht. Ich habe es mit den einfachsten und mit den köstlichsten Speisen versucht. Alles so gesalzen, so überwürzt. Ich verschmachte den ganzen Tag vor Durst. Der Wein ist schlecht, oder man müßte vom teuersten nehmen. Wenn ich hier so gut und so viel essen wollte, als zu Frankfurt im weißen Schwanen, so würde mich die Mahlzeit einen Napoleon kosten.

Zu ordentlichen Beschreibungen von hiesiger Art kann ich es immer noch nicht bringen. Zu Sittengemälden würde es an Stoff nicht fehlen, doch wäre dieses geeigneter zur schriftstellerischen Behandlung, als zu Briefen. Wenn ich das Leben der höheren Stände

auch kennen lerne, das wird wohl nichts darbieten, denn das ist wie überall. Aber das Volksleben, die öffentlichen Lustbarkeiten, sind wohl des Pinsels wert. — Einen Roman, der hier kürzlich erschienen, von einem Schriftsteller, der unserem deutschen Lafontaine gleicht an Fruchtbarkeit und Abgeschmacktheit, habe ich gelesen und für mich zu Hause kritisiert. Den anderen Tag las ich eine Beurteilung darüber in einem der besten hiesigen Blätter. Ich kann Sie versichern, daß meine Recension, mit der anderen verglichen, den Parisern sehr pikant erscheinen würde. Hätte ich sie nur im Französischen schreiben können! Doch glaube ich, werde ich das vielleicht schneller lernen, als ich selbst denken mag. Ich habe einen guten Grund von französischer Sprachkenntnis, nur ist es alle aus Mangel an Übung wie eingefroren. Nach und nach wird es auftauen.

Vor einigen Tagen war ich zum ersten Male außer der Stadt im Freien. Das ist eine Reise. Ich war ganz glücklich. Hier ist alles so geschnitzt und fein, so ganz Kunst, daß es mich immer hoch erfreut, wenn ich etwas Natürlichem begegne: einem spielenden Kinde, einem Hunde, einem Buckligen, einer schwangeren Frau. Ich müßte, um Vergnügen zu finden an der hiesigen so merkwürdigen Welt, einen humoristischen sentimentalen Kameraden haben, der in meiner Art die Sachen ansieht. Allein, wo ihn suchen? Wenn ich so in meiner Weise (Jean Paulisch) französisch schreiben könnte, ich glaube, man müßte dieses hier, der Neuheit wegen, sehr anziehend finden. Wollen Sie sich von den jetzigen Sitten der Franzosen unterrichten, so lesen Sie von Jouy, l'Hermite de la Chaussée d'Antin. Ein treues Gemälde; für das neue Paris, was Merciers bekanntes Werk für das alte war. Jetzt sehe ich wieder einem Briefe von Ihnen entgegen. Ich hoffe doch, daß Sie mich als einen guten Christ jede Woche meinen Sonntag werden feiern lassen. Adieu ma bonne amie, je vous aime de tout mon cœur. Ich werde etwas später Tanzstunde nehmen.

Nous le sommes Tous, ou l'Egoïsme, par Pigault-Lebrun. Paris 1819. 2 Volumes.

Der Verfasser hat auf die Ehrfurcht Anspruch zu machen, die dem Greisenalter gebührt: er zählt schon einundsiebzig Bände. Männer von Geist sind oft viel jünger gestorben. Herr Pigault-

Lebrun verdient Dank, daß er uns offenherzig die diätetischen Regeln mitteilte, durch deren Befolgung er ein so hohes litterarisches Alter erreichte. Häufige Bewegung erhält, wie den Körper, so auch die Seele gesund und frisch. Er belehrt uns im zweiten Kapitel des ersten Bandes darüber. Dasselbe führt die Überschrift: Was werde ich aus diesen beiden Leuten machen?

„Der Titel dieses Kapitels bezeichnet ziemlich genau meine Bangigkeit. Es ist nicht das erste Mal, daß ich, indem ich einige Bogen Papier zusammenhefte, mich fragte: Was werde ich machen? Ich fange an, gleichviel wie; ich gehe weiter; einige Begebenheiten fügen sich zusammen; eine Handlung, stark oder schwach, gut oder schlecht, knüpft sich an; ich gelange wissentlich oder unversehens zu irgend einer Entwickelung; das Buch ist fertig, man liest es, weil man es kritisiert, und ich lasse mir wohl sein (je me repose). Ist diese Art nicht die beste, so ist sie wenigstens die bequemste. Ich befinde mich zu gut dabei, um sie zu verändern. Übrigens kommt es einem, nachdem man vierzig Jahre lang Papier schwarz gemacht hat, nicht mehr in den Sinn, nach dem höchsten Ziele zu streben. Vorwärts also, auf Gefahr und Kosten der unbeschäftigten Müßiggänger, die uns lesen mögen."

Man sieht es, der Verfasser ist gegen jede Witterung der Kritik abgehärtet. Um so weniger brauchte ich mich abhalten zu lassen, da ich einer der Unbeschäftigten war, die sein Buch gelesen haben, mein Urteil über dasselbe auszusprechen, und hierdurch für die Gefahr, der ich mich durch dessen Lektüre freigestellt, und für die Kosten (an Zeit), die sie mir verursacht, etwas zu entschädigen. Es giebt kein unnötigeres Bemühen, als aus Grundsätzen beweisen zu wollen, was jeder Schritt der Erfahrung zeigt: daß nämlich die Eigenliebe Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei, und dieser philosophische Pleonasmus wird nur verzeihlich, wenn mit so vielem Geiste dabei zu Werke gegangen wird, als Rochefoucauld in seinen Maximen es gethan. „Der Egoismus" — schon dieser Titel verrät die fehlerhafte Beschaffenheit und die falsche Richtung dieses Romans. Der Roman soll nicht den Grundzug, der durch alle menschlichen Charaktere geht, sondern dasjenige zeichnen, was die Menschen Verschiedenes haben. Man könnte sonst ebenso gut das Leben eines Affen in die Geschichte einflechten, da auch dieser einen langen Weg neben dem Menschen hergeht, bis dieser abweicht und sich höher erhebt. Der Verfasser kennt nur die breite Landstraße des Herzens, nicht die Fuß-

pfade, nicht die stillen Plätzchen, wohin nur die Liebe, nicht die Gipfel, wohinauf nur der Geist dringt. Was nur immer seine Personen sagen oder verschweigen, thun oder unterlassen — „wieder Egoismus!“ heißt der ewige Refrain. Allein unter ähnliche Porträts braucht man nicht den Namen derer zu setzen, die sie vorstellen sollen. Und die Charaktere! Und die Malerei! Welche Mißlaute, oder welche Eintönigkeit! Die Liebe eines bejahrten Mannes, die verzeihlich ist, wenn sie bezwungen wird, aber lächerlich, wenn sie siegt. Die fabelhafte Weise, mit welcher der Minister gezwungen wird, seine Stelle aufzugeben. Die Grausamkeit, mit welcher er nach seinem Sturze behandelt wird. Die Harlekinade des ihm nachjagenden Offiziers. Endlich das ganze Kolorit des Romans, worin Herzensangelegenheiten mit Trockenheit, und Notariatswesen und Konkursprozesse mit Sentimentalität behandelt werden. . Aber genug. Der Verfasser endigt mit einigen Nutzanwendungen (moralité). Folgende hätte mir am zweckmäßigsten geschienen: Du sollst deinen Nebenmenschen keine Langeweile machen.

Zwölfter Brief.

Paris, den 9. November 1819.

. . . . . Cotta hat mir geantwortet, und erwünscht, wie Sie sehen. Da das litterarische Wochenblatt wahrscheinlich auch mit mir eingehen wird und Teilnahme an hiesigen Blättern mir früher oder später zufallen muß, so denke ich es bald auf 12000 Franken jährlich zu bringen. Das wäre nun hinreichend für ein Stückchen Brot, für ein Stückchen Fleisch und ein Gläschen Wein. Hilft mir nun der liebe Gott zu noch etwas, oder vielmehr befreit er mich von etwas, nämlich von dem Briefwechsel mit Ihnen, der mir täglich lästiger wird, so will ich ihm sehr gut sein und ihn in die Pariser große Welt einführen, wo er bis jetzt keinen Eingang fand. Was die Frankfurter da schwätzen mit 3000 Fr. jährlich, für die ich an der Renommée engagiert sein soll! Ein gewöhnlicher Übersetzer wird hier weit besser bezahlt, das ist nicht wie bei uns. Denken Sie sich, das gelesenste hiesige Blatt (le Constitutionnel) hat nahe an 15000 Abonnenten, das Abonnement zu 72 Franken jährlich, kann Ihnen jetzt eine Berechnung geben, was gewonnen wird und wieviel daher an Mitarbeiter verwendet werden kann. Wie ich Ihnen schon

geschrieben, haben sich die Unternehmer eines neuen Blattes an mich gewendet und mich zur Teilnahme eingeladen. Binnen acht Tagen wird die Sache auf die eine oder andere Weise entschieden sein. Ich werde große Bedingungen machen. Der Umstand, daß ich meine Artikel übersetzen lassen muß, vermindert sehr meine Lust, an französischen Blättern zu arbeiten, denn ich werde höchst unwahrscheinlich einen Deutschen von Talent finden, der mir meine Gedanken ungeschwächt wiedergiebt. In den besten hiesigen Zeitungen finde ich in den Übersetzungen aus deutschen Blättern, die nur trockne Nachrichten enthalten, die lächerlichsten Fehler. Wie wird es erst gehen, wenn Ideen von tieferem Sinne darzustellen sind!

— Mit meinen unbedeutenden Landsleuten hier treibe ich mich wenig herum. Ich benutze sie nur, um die Wege und Stege kennen zu lernen. Zu Benjamin Constant und anderen kann ich täglich kommen. Ich habe es bis jetzt verschoben. Haben Sie denn nicht erfahren, aus welchem Grunde mir bei der Frankfurter Polizei einige Tage der Paß vorenthalten wurde? Ich möchte dieses gar zu gern wissen.

Meine Arbeiten für Cotta werde ich mit dem Morgenblatte beginnen. Ich denke so etwa Briefe, nicht allein über, sondern aus Paris, in denen ich von allem schwätze im Charakter meines Standpunktes. Da ich immer ein halbes Dutzend hypochondrische Grillen habe, so leide ich jetzt an der Ängstlichkeit, ich möchte meinen Verstand verloren und das Schreiben vergessen haben. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß ich noch mit Laune und Geist über etwas zu reden vermag. Sie schreiben mir, ich hätte Ihnen über Paris einige druckenswerte Betrachtungen mitgeteilt. Im Ernste, ist das wahr? Sagen Sie mir offenherzig Ihre Meinung. Sind meine Redensarten noch so zierlich, als Sie sie sonst gefunden? Meine Briefe, dachte ich, hätten bis jetzt keine andere Fülle gehabt, als die ihnen die Freundschaft gab. Ja, Ihnen meine Bosheit zu gestehen, mit großer Schadenfreude hatte ich sie jedesmal vor dem Zusiegeln überlesen und mich an dem Gedanken gelabt, daß Sie und die Mitleser sich wohl auf Pariser Neuigkeiten gespitzt und sich mit der Versicherung meiner Ergebenheit und Liebe mußten abtrollen.

Gestern war ich zum zweiten Male in der italienischen Oper. Man gab Cimarosa's matrimonio secreto. Ich darf es Ihnen nicht sagen, wie viele Freude ich gehabt, Sie lachen nur dazu. Ich hatte während der ganzen Vorstellung an Sie gedacht, aber das zer-

streute meine Aufmerksamkeit nicht, das erhöhte sie nur. Ich genoß für Sie mit. Kommt nicht diese Musik dem Figaro nah, in Form und Gehalt? Das italienische Opernhaus ist kleiner als unser Frankfurter Theater Man findet dort immer die auserlesenste Gesellschaft. Nur echte Musikfreunde kommen dahin. Es ist hier, wie alles in Paris, eingerichtet, daß der Genuß vollkommen sei. In den gedruckten Operntexten steht neben dem Italienischen die französische Übersetzung, für solche, die ersteres nicht verstehen. Ich glaube es Ihnen schon geschrieben zu haben, daß wer hier nicht Grundsätze hat, oder durch Alter und Erfahrung nüchterner Überlegung geworden ist, unmöglich einen Kreuzer Geld in der Tasche behalten kann. Man kann hier jede Laune, wie jedes Bedürfnis zu allen Zeiten und an allen Orten befriedigen. Es reicht nicht hin, Gelegenheiten zum Aufwande zu vermeiden, man muß sie mit Anstrengung abweisen. In Frankfurt hat man wenigstens abends um elf Uhr seine Kasse in Sicherheit gebracht, und bis den andern Tag ist man zur vernünftigen Überlegung gekommen und unterdrückt eine unzeitige Begierde. Aber in Paris gehen die tausend Lockungen nie zu Bette. Da ich zum ersten Male im Theater war, that es mir leid, kein Perspektiv zu besitzen. Ich hätte mir eins kaufen sollen, dachte ich. Nun desto besser, dachte ich weiter, daß du es vergessen, so hast du wenigstens für dieses Mal dein Geld gespart. Ja sparen! Kaum den Gedanken gehabt, stand schon ein Kerl mit Gläsern in meiner Loge. Sie werden hier in allen Theatern vor dem Stücke und in den Zwischenakten herumgeschrieen. Ich kaufte eins. So werden auch nicht allein die Operntexte, sondern auch jedes Schauspiel das gegeben wird, im Theater selbst feil getragen, welches sehr angenehm ist. Denken Sie nur, was das einem dramatischen Dichter für Geld einbringt. Die Gesetze sichern ihm einen großen Teil an der Einnahme zu, die bei der Vorstellung seines Stückes jedesmal abfällt. Und dann verkauft er das Manuskript für 4 bis 10000 Franken. Und hier ist natürlich nur von Schriftstellern des zweiten Ranges die Rede. Sobald nur ein Buch von einigem Interesse erscheint, so wird die ganze Auflage von mehreren Tausenden Exemplaren schon in den ersten Tagen verkauft. Ich dürfte mir schmeicheln, daß, wenn ich solche Theaterkritiken, wie ich sie in der Wage geliefert, hier im Französischen und mit dem höheren Interesse, welches der reichere Stoff gewährt, schreiben könnte, ich in Paris allein zehntausend Abonnenten sicher erhielte. Nach Verhältnis dessen, was man hört und sieht, sind die

Schauspiele eigentlich nicht teurer als bei uns; denn es wird zweimal so lang gespielt. Zwei große Opern, zwei Schauspiele von Molière hintereinander. Von kleineren Stücken vier, oft fünf. Das Gedränge vor dem Hause, wenn ein neues oder beliebtes Stück gegeben wird, ist gar nicht zu beschreiben. Es wird aber strenge Polizei gehalten, es dürfen nur immer zwei Personen nebeneinander stehen. Dadurch wird nun eine unendliche Reihe gebildet, durch ganze Straßen, viele hundert Schritte weit. Das nennt man faire queue. Vor dieser an den Häusern und Wänden sich herziehenden Menschenschnur steht alle zehn Schritte ein Gendarm, damit keiner sich vordränge. Es giebt keinen sonderbareren Anblick. Es sieht aus, als würde ein Trupp Gefangener bewacht. Aber wer zu spät kommt, gerät darum nicht in Not. Denn wieder eine andere Klasse Menschen treiben das Gewerbe, daß sie sich frühzeitig an der Kasse postieren und jedem gegen ein Trinkgeld sein Billet nehmen. Als ich gestern an der Oper das Gedränge schon vorfand, wollte ich die Dienste eines solchen Kerls benutzen und verlangte ein Billet von ihm. Er wies mich aber ab. Er sagte, daß er nur Billete der trois premiers ordres besorge. Natürlich, weil er danach die Bedeutung seiner Leute und seines Trinkgeldes berechnet. Ich hatte aber einen Platz der vierten Ordnung (für vier Franken) gefordert. Das sind noble Gesinnungen! Ich hatte aber doch den deutscher Grobheit so ungewohnten Franzosen mit meinen Ellenbogen so sehr imponiert, daß ich alles wegdrängte und einer der ersten im Hause war . . aber ich Narr, ich merke eben erst, daß ich erzähle wie ein Mädchen . . . . .

— Wichtige politische Ereignisse sind hier im Gären. Es scheint, daß eine Ministerialveränderung bevorsteht. Die Ultras können wieder einmal siegen. Man hat vielleicht von Deutschland aus hierher gewirkt, denn alle Beschlüsse des Bundestages wären vergebens, wenn Frankreich sein liberales System beibehielte; doch schlösse sich letzteres an, vielleicht noch vergebener. Es wäre ein Unglück für die Welt. — — Wie einförmig ich bis jetzt hier gelebt habe, würden Sie nicht erraten, wenn ich es Ihnen nicht sagte. Mit diesem Briefe war ich des Abends zwischen sechs und zehn beschäftigt, zu einer Zeit, wo ich in Frankfurt nie zu Hause war. —

Ich werde Sie jedesmal davon benachrichtigen, wenn ich ins Morgenblatt oder sonst in ein anderes etwas einschicke, damit Sie es lesen. Hätte ich einen Abschreiber, so würde ich Ihnen meine Sachen handschriftlich zuschicken. Doch hat es für mich wieder einen eignen Reiz, wenn

ich, gleichsam verstohlen, gedruckt mit Ihnen korrespondieren kann. Denn alles ist in Gedanken an Sie gerichtet. Doch drückt mich immer die Besorgnis, ich möchte nichts Ordentliches zustande bringen. Sie waren die Hälfte meines Geistes, und diese Hälfte ist von mir gewichen. Ach, was ersetzt mir die innigste Freude, die ich jedesmal genoß, wenn ich Ihnen von meinen Arbeiten vorlas und Sie mir Beifall bezeugten? Nichts und keiner vermag es. Nur die Hoffnung, Sie wiederzusehen, erheitert meine unfreundliche Gegenwart.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 14. November 1819.

. . . . Cotta hat mir unterdessen 1500 Franken wirklich hier angewiesen, und ich habe auf der Stelle 800 Franken davon meinem Vater geschickt, um davon den Wr. und den Sl. zu bezahlen. Ich hoffe, letzterer wird meine edlen Gesinnungen gehörig ausbreiten, um mir bei meinen übrigen Gläubigern einen guten Namen zu machen und ihnen Vertrauen einzuflößen. Auch von Weimar habe ich Antwort erhalten. Meine Anträge hat man mit Freuden angenommen; und wie freudig! . . . bis 800 Thaler (jährlich) könnten sie mir zusichern. Auch wurden mir 40 Louisdor Vorschuß angeboten. Ich habe ihnen aber geantwortet, daß ich jetzt kein Geld brauchte. Hätten Sie vor vier Wochen gedacht, daß ich so etwas ausschlagen würde? Wegen meiner französischen Zeitung ist immer noch nichts beschlossen. Die Herren hatten vor einigen Tagen von meinen Zeitschwingen und Wageheften sich einige ausgebeten, um mich danach zu beurteilen. Die werden viel herausverstehen! Im Deutschen sind sie gerade nicht stark. Aber wenn sie sich nun wirklich mit mir verbinden wollten, so könnte ich wahrhaftig ohne den größten Leichtsinn gar nicht darauf eingehen. Wie will ich alle die Arbeit fertig bringen? Ich habe schon mit den zwei deutschen Blättern genug zu thun. Meinen Sie nicht auch? Beantworten Sie sich das, ehe Sie weiter lesen . . . . Nun, wenn Sie dieses meinen, sagen Sie mir — warum soll ich in Paris bleiben? Kann ich dieselbe Arbeit nicht auch in Frankfurt verrichten? Sie haben ja selbst aus Cottas Briefe gesehen, daß er von meinem Aufenthalte hier gerade keinen besonderen Vorteil zu ziehen weiß. Wenn Sie mir von Unbeharrlichkeit reden, so thun Sie mir unrecht, oder Sie machen mir einen Vorwurf, den alle

Menschen so gut als ich verdienen. Es ist jedem das ernsteste, das wichtigste Geschäft, glücklich zu sein ... Ich kann es nicht sein, entfernt von Ihnen, ich habe hier erst eine frohe Stunde genossen, und diese war nicht rein, ich hatte mich bei Tische fröhlich getrunken. .... Noch einmal, ich fühle mich sehr unglücklich hier, und weil ich Ihnen die Wahrheit sagen muß, ich habe zwar etwas gearbeitet, aber fleißig war ich noch nicht. Ich bin fast den ganzen Tag zu Hause, und gewöhnlich auch des Abends, wenn ich nicht ins Theater gehe. (Meine Briefe an Sie sind meistenteils um diese Zeit geschrieben.) Aber da gehe ich die Stube auf und ab und träume. Bekanntschaften zu suchen, habe ich durchaus keinen Trieb. Sie kennen mich ja hierin, und wie wenig Freude mir fremde Menschen machen. Was hiesige Gelehrte, zu denen ich kommen könnte, Interessantes für mich hätten, suche ich lieber in ihren Schriften. Vielleicht habe ich unrecht, daß ich Ihnen mein Mißvergnügen nicht verhehle und Ihnen Verdruß mache. Aber ich weiß, daß Ihre Freundschaft dieses willig aufnimmt, ja es fordert. Wären Sie hier, so wünschte ich mir keinen andern Aufenthaltsort als Paris..... Schon zwanzigmal kam ich auf den närrischen Einfall, ob ich nichts thun könnte, daß mich die hiesige Polizei auswiese, damit ich nur mit guter Art fortkäme. Ich wollte, ich wäre ein schönes Mädchen, ich würde dann bald einen tollen Engländer auffinden, der mich nach Deutschland entführte.

Den 17. November.

.... Ich setze meinen Brief nach drei Tagen fort. Ich fühle mich täglich unbehaglicher, und ich muß nach Hause zurück. Dazu bin ich auch fest entschlossen und ich werde in wenigen Tagen abreisen. Wenn Sie diesen Brief empfangen, schreiben Sie mir nicht mehr. Also ich komme zurück. Ich verliere ja nichts dabei. Aus der Zeitung ist nichts geworden, sie ist nicht zustande gekommen. Meine Arbeiten nach Stuttgart und Weimar kann ich in Frankfurt auch verrichten und ich brauche dort weniger als hier. — Jetzt, da ich nun einmal zu einem festen Entschluß gekommen, nach Hause zu reisen, bin ich wieder vergnügt. Machen Sie mir keine Vorwürfe. Sie wissen nicht, wie unglücklich ich mich fühlte. Ich schreibe Ihnen heute nur einen halben Bogen; denn bekomme ich morgen Brief von Ihnen, schreibe ich morgen wieder. Säße ich nur schon im Postwagen! Heute ist Mittwoch. Ich denke Samstag oder Sonntag abzureisen. Sie erfahren genau die Stunde meiner Ankunft, denn ich werde die letzten

Stationen Extrapost reisen. Damit mich die Mädchen nicht auslachen, werde ich ihnen so viel Bonbons mitbringen, daß sie den Mund acht Tage lang zu nichts anderem als Essen sollen gebrauchen können.

Vierzehnter Brief.

Paris, den 18. November 1819.

Es fällt mir eben bei, daß Sie auf meiner Rheinreise auch sieben Briefe von mir erhalten haben. Dieser siebente wird wahrscheinlich der letzte sein. . . . Sonntag werde ich abreisen. Auf dem Wege schreibe ich Ihnen noch einmal, und zwar unweit Frankfurt, wo ich es so einzurichten gedenke, daß ich die Uhr bestimmen kann, wenn ich zu Ihnen ins Zimmer trete. Ihr Schreiben Nr. 5 habe ich gestern erhalten. Ich brauche jetzt keine anderen Empfehlungen als an Sie selbst. Sollten Briefe an mich schon abgegangen sein, so werde ich, wie ich Ihnen schon schrieb, dafür sorgen, daß sie mir nach Frankfurt zurückgeschickt werden. Ich mag und kann mich auch (wegen Vorbereitungen zur Abreise) jetzt damit nicht aufhalten, Ihnen von Paris und mir zu schreiben. Bald erzähle ich Ihnen ja alles mündlich. Aber arbeiten will ich zu Hause wie ein Pferd. Lauter elegante Sachen fürs Morgenblatt. Jeden Abend bringe ich etwas zum Vorlesen mit. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Wort halte. Eine Station vor Frankfurt wird Toilette gemacht. — Dann klopfe ich mit dem Glockenschlage der Stunde, die ich Ihnen bestimmen werde, an Ihr Zimmer, warte aber nicht, bis Sie „herein" gerufen haben, und sage: da bin ich. Sie werden zornig aussehen wollen, es wird Ihnen aber nicht gelingen. Sie sind schuld an allem, nicht ich. Erinnern Sie sich, wie oft ich Ihnen gesagt: ich fürchte, wenn ich reise, daß ich nicht lange Geduld habe und mich die Leute auslachen werden, wenn ich schnell zurückkomme. Sie sagten immer: Reisen Sie nur erst. — Ich muß den Brief schließen. Ich gehe eben, mir eine silberne Uhr zu kaufen, um meine Ankunft danach bestimmen zu können. . . . . Adieu. Ich muß endigen. Ich habe noch viel zu besorgen.

In Paris? . . . Ihre Verwunderung, liebe Freundin, ist eine Schmeichelei; doch nein, ich glaube es verdient zu haben, daß Sie meine Ansicht überrasche. Aber wie ich sie Ihnen früher mitgeteilt,

so hat sie sich bei mir erhalten, ja befestigt, und ich wiederhole es: Paris ist die Stadt, in der ich wohnen möchte, weil man dort am meisten lebt und dem schnellen Menschen, der das Leben nicht verlängern kann, nichts übrig bleibt, als es in der Breite zu genießen. Vielleicht werden Sie jetzt, da ich wieder in Deutschland bin, meine Gründe zutraulicher aufnehmen, als früher, da ich mich noch in dem tollen Kreise herumtrieb und darin, wie Sie wohl dachten, befangen und eingezaubert war. Das weibliche Weib, das nur in einer frommen Häuslichkeit seine Welt findet und außer dieser nie oder vergebens sucht, begreift es schwer, was ein Mann ernsten Sinnes, der nach gestilltem Wandertriebe der Jugend endlich in sich selber wohnt und an den gellenden Mißtönen, dem Flitterwerke, den seelenlosen Teppichfiguren und dem ganzen gestickten Krame der großen Welt keine Freude hat — was er dabei gewinnen mag, sich zwischen gemeinschaftlichen Mauern mit einer Million Menschen einzuschließen, und was er in seinem beschränkten stillen Geburtsorte entbehrt? Aber groß ist diese Entbehrung.

Ich rede nicht von den gewerbetreibenden Menschen, deren Blick stets auf ihr Handwerk, deren Geist nur auf Gewinst gerichtet ist, und die, mehr beschäftigt das Gewonnene zu zählen als zu genießen, auch in der geräuschvollsten Stadt, selbst unter den lockendsten Freuden, nie über ihren engen Kreis hinaussehen; auch von den Kaufmännern rede ich nicht, die niemals und nirgends zu Hause sind, und deren Gedanken mit ihren Waren, Geldern und Wechseln alle Länder durchreisen, sondern von der denkenden Klasse der bürgerlichen Gesellschaft rede ich, die entweder durch Amt oder Wahl an einen bestimmten Gegenstand des Nachdenkens gebunden sind oder in glücklicher Geschäftslosigkeit ihren Geist nach jeder reizenden Gegend der Kunst und Wissenschaft frei hinwenden. Diesen müssen zahlreiche, ewig wechselnde Stoffe geboten werden, soll nicht die Flamme ihres Genius sich in sich selbst verzehren; denn so reich und herrlich die Erzeugnisse der schöpferischen Einbildungskraft auch sein mögen, bleiben sie doch nur gemalte Wirklichkeiten und vermögen den Geist, der auch einer Ernährung von außen bedarf, nicht zu sättigen. Wie oft, wenn ich in Paris die tausend mannigfaltigen Erscheinungen in einem engen Raume aneinandergereiht wahrnahm, die man außerhalb, nur über ganze Länder spärlich zerstreut und weit auseinanderstehend findet; wenn ich sah alle die mannigfaltigen Menschennaturen, in ihrem aufsteigenden Werte, in ihren Unter- und Nebenarten und

Ausartungen; das ganze Reich der Begierden und Schmerzen; die Genüsse, die Entbehrungen, das volle Orchester der Jubel- und Klagetöne, die ausführlichste Seelenlehre, das Register aller Krankheiten des menschlichen Körpers und Geistes, alle Weisheit und Thorheit, jede Furcht und jede Hoffnung, die reichen Schätze der Kunst und Wissenschaft, die treueste Geschichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Zauberspiegel — wenn ich dieses alle sah, wie oft fiel mir da bei, zu wie vielen herrlichen Kunstwerken würden solche Stoffe in der Meisterhand eines Jean Paul Anlaß geben, und ich bedauerte, daß so edler Marmor als roher Block vielleicht Jahrhunderte lang unbenutzt im Wege liegt und halb verwittert, bis einst der Meißel ihn berührt. Es ist wahr, daß das kurze Leben eines großen Menschen früher verlischt, ehe der Genius, der ihn beseelt, erschöpft ist, und in der Geisteswerkstätte eines Jean Paul fänden sich in der Stunde seines Todes wohl noch Stoffe für viele Werke; aber auch dieses erwägend, und daß der enge Lebenskreis, in welchem deutsche Schriftsteller sich bewegen, sie antreibt, in die Tiefe zu arbeiten und die innersten Geheimnisse der Dinge aufzudecken, so wäre es doch erfreulicher, wenn ihnen alle gesellschaftlichen Verhältnisse zugänglich wären, weil es größeren Gewinst giebt, das Unverstandene begreiflich, als das Verstandene noch begreiflicher zu machen.

Ferienreise eines deutschen Journalisten.

Ich hatte mich für die gute Sache hypochondrisch geschrieben. Will ein preußischer freiwilliger Jäger darüber spotten, behauptend, das wäre nicht viel, und er habe mehr gethan, so werde ich das hingehen lassen und gar nicht mit ihm rechten. Das Vaterland hat unseren Verdiensten zugelächelt, und damit können wir beide zufrieden sein. Doch wer mein Übel an sich selbst erfahren, wem der schreckliche schwarze Geier je an den Eingeweiden nagte, wer jene Encyklopädie der Höllenstrafen durchgelesen hat, der wird mir den volleren Lorbeerkranz gewiß nicht versagen.

Meine Leiden stiegen zuletzt auf eine furchtbare Höhe. Da war keine Krankheit, die ich nicht zu haben, keine Todesart, von der ich mich nicht bedroht glaubte. Tausend Einbildungen marterten mich bei Tage, tausend ängstliche Träume beunruhigten meinen Schlaf. Heute redete ich mir ein, gläserne Hände zu haben, und fürchtete beim

leisesten Anstoße im Schreiben mir die Finger zu zerbrechen. Den Tag darauf kam ich auf den lächerlichen Einfall, ich hätte einen Fehler an der Zunge und könnte das Wort dreizehn nicht aussprechen. Ich versuchte mich darin und begann von eins an zu zählen; aber so oft ich zwölf erreicht hatte, mußte ich (wunderbare Gewalt der Einbildungskraft!) einen Sprung machen und mit vierzehn fortfahren. In den letzten Tagen des Augusts kam ich, der Himmel weiß, durch welchen Aberglauben veranlaßt, auf den tollen Gedanken, am 20. September würde mich der Schlag rühren, und ich sah mit der größten Angst der Verfallzeit dieses strengen Wechsels entgegen. Dann träumte ich, Bonaparte hätte sich von der Insel Helena befreit, wäre mir vor dem Bockenheimer Thore zu Frankfurt begegnet und hätte mich vertraulich gefragt, wo die große Eschenheimergasse wäre, er wolle dort sein Gebet verrichten. Ein anderer schrecklicher Traum, den ich hatte, wird mir unvergeßlich bleiben. Ich glaubte in der Geschichte des Schinderhannes und seiner Bande zu lesen und fand zu meinem Entsetzen, daß er unter den Mitschuldigen, die noch nicht eingefangen wären, auch mich, obzwar unter einem anderen Namen, angegeben hatte. Mich befiel die schrecklichste Angst, man würde mich entdecken und nach Mainz bringen, wo jene Untersuchung geführt wurde. Eines Morgens trat der Schneider zu mir ins Zimmer, um mir seine Meßrechnung zu bringen. Als er eine Bewegung mit der Hand machte, das Papier unter dem Rock hervorzuziehen, that ich einen lauten Schrei und lief entsetzt zum Zimmer hinaus. Mich hatte die Furcht befallen, der ehrliche Mann wolle einen Dolch ziehen und mich ermorden. Ob ich nun zwar meinen Irrtum später einsah, so überlief mich doch lange nachher jedesmal ein kalter Schauer, so oft ein Handwerksmann mit einer Rechnung zu mir kam, und ich konnte mich nicht enthalten, davonzulaufen. Am meisten schmerzte mich hierbei, daß man diese meine Anwandlungen für eine spitzbübische Maske hielt und überall laut sagte, ich wollte meine Schulden nicht bezahlen und nur aus diesem Grunde stellte ich mich an, die ruhigsten und tugendhaftesten Bürger als Meuchelmörder zu fürchten, ob ich zwar im Herzen von deren redlichen Gesinnung völlig überzeugt wäre.

Auf diese Weise trieben meine zornigen Nerven ihr furchtbar lächerliches Spiel mit mir. Man floh meine Gegenwart, denn mit meinen Leiden stieg meine Unleidlichkeit. Da ward ich abermals genötigt, bei einem Arzte Hilfe zu suchen: es war der neunte, den

ich seit einem Jahre zu Rate zog. Dieser aber, einsichtsvoller oder vielmehr menschlicher als seine Vorgänger, wußte mein Zutrauen schnell zu gewinnen. Er hörte die lange Erzählung meiner Träumereien geduldig an, sprach mir Mut ein und erklärte mir die Natur meiner Krankheit.

„Die Hypochondrie, sagte er, entspringt nicht bloß aus sitzender, mit Geistesarbeiten verbundener Lebensart, denn man sieht täglich, daß Menschen, die ihrem Berufe nach viel zu sitzen und den Kopf anzustrengen haben, wie Ratsherren, Richter und sonstige Beamte, an dieser Krankheit nicht leiden, vielmehr jovialischer Natur sind und viel Spaß machen. Sie hat häufiger ihre Quelle in der Beschäftigung mit transcendentalen Wissenschaften. Dieses ist Ihr Fall. Sie haben sich politischen Untersuchungen ergeben und dadurch die Schranke übertreten, die der Staat und die Natur den Menschen des dritten Standes angewiesen haben. Nur der hohe Adel vermag es, ohne ungesunde Anstrengung des Geistes, die Tiefen der Politik zu ergründen, weil diese Wissenschaft bei ihnen von Vater auf Sohn fortererbt und sie die große Kunst, Völker zu regieren und zu beglücken, fast spielend erlernen. Keine Beschwerde, die den gemeinen Bürger drückt, kann bei ihnen Eingang finden, weil die angenehmen Zerstreuungen, die häufigen Badereisen, die aufheiternden Gastereien, die ihnen ihre hohen Staatsämter zur Pflicht machen, ihren Geistesbeschäftigungen ein wohlthätiges Gleichgewicht halten. Sie, mein Freund, haben durch frevelhaftes Eindringen in die Geheimnisse der Staatsweisheit Ihre Gesundheit zerrüttet. Sie müssen, um sie wiederherzustellen, Ihren bisherigen Beschäftigungen entsagen und eine Zeitlang reisen. Wenigstens fünf Jahre muß Ihre Reise dauern. Besuchen Sie die Hauptländer Europas; sehen Sie Frankreich, England, Italien, Spanien und die Türkei, und wenn Sie von dort zurückkommen — endigte er, indem er mir freundschaftlich die Hand drückte —, werden Sie heiterer geworden sein, und die schwarzen Bilder, die Ihnen sonst im Vaterlande vor Augen standen, werden Sie dann hell finden, und es wird Ihnen alles im glänzenden Lichte erscheinen."

Eine Stunde darauf war ich über der Mainbrücke, sechs Tage später in Paris.

Ein Musterreiter, der auf seinem hohen Rosse alle Länder durchtrabt, Gelder einkassiert, Bestellungen empfängt und in seinem Büchelchen sauber und genau eingeschrieben hat, welche Gedanken und Empfindungen er in jedem Orte haben soll — ein reicher Engländer,

welcher reist um zu sparen, oder um sich zu Grunde zu richten, — der heuchlerische Kunstfreund, der nach Italien eilt, um sich an bononischen Steinen zu wärmen, die untergegangene Sonnen einst mit ihren Strahlen geschwängert, und die ihm Licht geben, aber keine Glut, — der Jüngling, den die Basen und Mauern seines kleinen Geburtsortes einengen und der gern, um die Liebe in der Heimat, die Freiheit in der Fremde eintauscht, — diese alle verlassen froh oder gleichgültig das Vaterland, und der Gedanke daran überschreitet dessen Grenze nicht. Wer aber den Generalbaß des Lebens kennt, und dem alle die mannigfaltigen Melodien und der langsamere oder schnellere Takt den Grundton nicht zu verstecken vermögen, so daß er überall die alte Leier findet — wer es für bequemer achtet, die Welt in seinem Städtchen zu durchwandern, als über Berg und Meer — oder wer die Fremde sucht, um das Vaterland zu fliehen; der reißt sich nur blutig los und tausend Wurzeln, die er selbst nie geahnt, ziehen ihn zurück und schmerzen ihn.

Auch das schmerzt, wenn wir die Heimat zum erstenmal verlassen und eine fremde Sprache, die nur eine gleichgültige Bekannte unseres Kopfes, aber keine Anverwandte und warme Freundin unseres Herzens ist, vernehmen; wenn alle die süßen wohlbekannten Worte, die uns so viele Jahre von den Liebkosungen der Mutter, von den Ammenliedern, durch das Jubelgeschrei des Knaben, durch die Wünsche, Forderungen und Träume der Jugend, bis zu den Betrachtungen und ernsten Reden des reiferen Alters begleiteten, wenn diese alle nach und nach schweigen und uns verlassen, und wir die alten Gedanken mühsam in neue Formen zwängen. Ich habe es nie begreifen können, wie Deutsche so fröhlich und wohlgemut französisch sprechen mochten und dieses oft ohne Not und aus Lust, selbst wenn sie nur unter Landsleuten waren. Mir war es unbehaglich. So wie eine Lampe, die dunkel und niedergedrückt brennt, bis endlich, ehe sie verlischt, sie noch einmal hell aufschlägt und das Auge erfreut, so erschien es mir, da ich über die französische Grenze weg, schon mehrere Meilen kein deutsches Wort vernommen, bis plötzlich und zuletzt ein Postknecht wieder die Muttersprache mit mir redete. Diese Entbehrung verlernte ich in Frankreich nicht. Ich konnte bon jour Monsieur sagen, so gut wie einer, und wenn ich beim Restaurateur Very in Paris Vol-au-vent à la Financière forderte wußte ich schon beim zweiten Male recht gut, was ich wollte. Wenn ich aber das Herz, ein deutsches Herz, wollte hören lassen, wenn ich

wortreichen feurigen Franzosen begegnen wollte, ihnen, die unsern Geist nicht achten, unser Gemüt verspotten, wenn ich ihnen begreiflich machen wollte, daß wir besser als sie, daß unsere Freiheit nicht gleich ihrer eine duftende Blume ist, schnell gewachsen, schnell verblühend, zum Genusse der Sinne bestimmt, sondern eine neugepflanzte Eiche von der schützenden Vorsehung mit einem Dornstrauche stechender Tyrannei umgeben, damit sich ihr keiner nahe und sie, wenn auch pflegend, verletze — und daß Frankreich nur der Mist ist, den Boden unserer Freiheit zu düngen, kostbar wegen seiner befruchtenden Kraft, aber für sich ohne Wert; wenn ich gegen ihre Eitelkeit eifern mochte, daß unsere Sprache und Kunst und Wissenschaft, ein stolzes, bewegtes Meer, das den kühnen Schiffer in fremde noch unbekannte Welten führt, die ihre aber ein stiller Strom sei, der zierlich durch angebaute Gegenden führt, aber keine schweren Lasten trägt und dem Fußgänger nicht vorauseilt; wenn ich den Glanz unserer Fürsten durch den verdunkelnden Schleier zeigen wollte, den eifersüchtige Verschnittene über sie geworfen — da ermangelte mir das Wort, und ich saß ohne Teilnahme still und betroffen da.

Fünfzehnter Brief.

Wiesbaden, Samstag den 27. Mai 1820.
Abends 10 Uhr.

Freundin meiner Seele! Ich nenne Sie so, weil die Seele unsterblich ist. Ganz zerschlagen und schlaftrunken wie ich bin, will ich doch versuchen, was das Herz über die Hände und die Augen vermag.

Aber wie Sie über die Nr. 1 verwundert sein werden! also es folgen mehrere Briefe? es kann geschehen. Vielleicht gehe ich nach Rüdesheim und weiter, so weit meine Gulden und meine Stiefeln reichen. Letztere sind geplatzt und haben eine fürchterliche Spalte. Zwei Gewitter haben mich überfallen, um drei Uhr nachmittag und abends um acht Uhr. Ich darf mir wohl, ohne mir zu schmeicheln, vorstellen, daß Sie Angst um mich gehabt haben werden, denn auf ein bißchen Angst mehr kommt es Ihnen bei solchen Gelegenheiten nicht an, doch ich war beide Male geborgen.

Ich werde Sie, wenn wir wieder einmal nach Eppstein gehen, überreden mit auf dem Marktschiffe zu fahren, das geht recht gut an.

Es waren mehrere Frauenzimmer von Stande darauf, von

mehreren Bekannten, die ich da traf bezeichnete mir einer einen herrlichen Weg nach Wiesbaden, sonst wäre ich in meiner Dummheit wie ein Frachtwagen auf der Chaussee fortgerollt. Ein junger starker Mann der auf dem Schiffe war, führte einen reich gepolsterten Lehnsessel mit. Wie lachte ich der Verzärtelung! Als er aber den Stuhl aufs Verdeck stellen ließ und ganz gemächlich darin saß und der Aussicht genoß, da dachte ich: der Mann ist klug. Wahrscheinlich macht er die Rheinreise auf diese Art. Wie schnell man bekannt wird auf einem Schiffe! Die trockene Welt ist aber auch gar zu groß, wie soll man einen Menschen lieben? Es sind ihrer so viele. — Ja, wenn man so auf der Reise, unter dem Gehen, Schiffen und Fahren arbeiten könnte, wenn sich die Gedanken, sobald man sie gedacht, von selbst hinschrieben, ganz fertig und gefeilt im schönsten Stile, dann wäre es eine Freude, Gelehrter zu sein! Aber zwischen vier Wänden auf der Döngesgasse — pfui!

Mein Weg führte mich über Hofheim unter der Kapelle vorbei. Als ich das herrliche Thal wieder fand, das sich wie Freundesarme öffnet, den Nahenden zu empfangen, und ich ihm tief ins Herz sehen konnte, da erinnerte ich mich so lebhaft, wie froh wir hier vor wenigen Tagen waren. — — Morgens 6 Uhr. Es war zwei Uhr nachmittags, da ich von Hofheim weiter gehen wollte. Als ich einige hundert Schritte über dem Orte hinaus war, kommt mir eine unzählige Schar Bauern und Bäuerinnen, alle laufend entgegen. Es waren Wallfahrer, die nach dem nahe gelegenen Gimbach wollten. Sie sagten mir, ein fürchterliches Wetter sei im Anzuge. Ich hatte es früher nicht bemerkt und wäre ohne diese Warnung fortgegangen. Nach Hofheim zurück, wo sich das Wirtshaus mit Pilgern und recht sehr schönen Pilgerinnen anfüllte. Ihr Lärm überschrie den Donner. Sie aßen, tranken, lachten, scherzten und hatte ja einer seinen Gott im Herzen, so war es ein lebensfroher Gott, der sich freut mit den Freudigen. Ich ließ mir erzählen, daß sie in dem dem Wallfahrtsorte nahe gelegenen Dorfe, wo sie heute übernachteten, alle Scheunen und Scheuern ausfüllten, Männer, Weiber, Kinder in bunter und in so großer Menge, daß sie nebeneinander kaum Platz hatten. Wie es die Schlauen verstanden, die spendende Andacht reizend zu machen! Einem wunderschönen jungen Bauermädchen nahm ich das Gebetbuch aus der Hand. Darin das katholische Glaubensbekenntnis, worin es heißt: „ich glaube, was im Konzilium zu Trient erkannt und beschlossen worden." Wer ein Schelm wäre — dachte ich —

was könnte der dem guten Kinde nicht weiß machen, was alles das Konzilium zu Trient erkannt und beschlossen habe. Zu Hofheim wurde mir beim Mittagessen eine ungeheuere dicke Forelle aufgetischt. Als ich sie aufschnitt, — denken Sie sich mein Erstaunen — da lag die Bouteille, die wir vor acht Tagen in den Bach geworfen, dem Fische im Bauche. Die Pilger schrieen Wunder! und kreuzigten sich.

Um sieben Uhr kam ich hier an, kurz vorher, ehe das zweite Ungewitter losbrach. Viele hinkende Gäste sieht man hier. Zwei Frankfurter Maurermeisterinnen gingen gar stolz im Kursaale auf und ab. Das Wetter diesen Morgen ist trübe. Ich weiß nicht, was ich machen soll, ich kann mit meinen geplatzten Stiefeln weder vor- noch rückwärts. Bessert sich das Wetter, dann gehe ich nach Biebrich, wo nicht, zurück. Verirrt habe ich mich auch mehrere Male. Auf der breiten Landstraße, wo man den Weg nicht verfehlen kann, steht überall ein Wegweiser, aber auf Fußpfaden nicht. Die Welt, liebes Kind, ist nicht für uns Fußgänger gemacht. — Ich muß den Brief schließen, erstens weil die Post abgeht und zweitens weil ich zu einem Schuhmacher gehen muß, meine verwundeten Stiefeln heilen zu lassen. „Das ist ein vergnügter Weg", sagte mir gestern abend ein weinlustiger Bürger, der sich auf einem Spaziergange zu mir gesellte. Ich wünsche Ihnen vergnügte Wege durch das ganze Leben. Grüßen Sie das liebe Publikum. Von Venedig mein nächster Brief.

Sechzehnter Brief.

Wiesbaden, Sonntag den 28. Mai 1820.
Morgens 9 Uhr.

Ich wollte Ihr Glück nicht dem guten Willen eines Bedienten anvertrauen und habe daher den Brief soeben selbst auf die Post getragen. Aber damit war auch die Geduld meiner Stiefel zu Ende und sie wurden fürchterlich aufgebracht, so daß meine Strümpfe ans Fenster liefen und erschrocken fragten: was der Lärm bedeute? Ich habe meine Stiefel zum Schuhmacher schicken müssen und wenigstens eine Stunde muß ich darauf warten. Da sitze ich nun gefangen und barfuß. — Gestern abend legte mir der Kellner das Fremdenbuch vor, daß ich mich hineinschreibe. Ich that es. Er bemerkte mir, ich hätte meinen Charakter vergessen. Mit der Polizei ist nicht

zu spaßen, man darf sich keine Lüge erlauben. Ich bezeichnete meinen Charakter: edelmütig, wohlthätig, sanft, beständig, angestrengt thätig, aufrichtig, liebenswürdig, geistreich, treu, verliebt. Zwei Zehnteile Wahrheit, das ist ehrlich genug und Ende gut, alles gut.

Der Weg von Hofheim nach Wiesbaden ist herrlich. Durch Wald, über Höhen. Ich machte ihn aber mit großer Mühe. Der Regen hatte den Boden durchgeweicht und keuchend arbeitete ich mich die Berge hinan. So klein auch das Bündel war, das ich auf dem Rücken zu tragen hatte, es fiel mir doch schwer, denn es war das erste Mal in meinem Leben. Ich habe meine Lasten nur immer auf der Brust getragen.

Zu Hofheim schnitt ich mich sehr stark in den Daumen und ein ganzer Strom meines unschätzbaren Blutes floß zur Erde. Soeben kommen meine Stiefel und endigen für jetzt mein dummes Geschwätz. — Den Hofrat Weitzel habe ich besuchen wollen, der wohnt aber in Johannisberg. Vielleicht sehe ich ihn dort. — Der Park, der den Kursaal umgiebt, ist so labend und frisch, als Durstige, wie wir, ihn nur wünschen können. Ganz überquellend von Blumendüften, Nachtigallgesängen und kühlem Schatten. Da schlängelt sich der Weg, längs einem meistenteils unsichtbaren, hinter dichten Bäumen und Gebüschen murmelnden Bache wohl eine halbe Stunde weit. Überall Ruhebänke und Tische. Im Teiche des Parkes ist ein allerliebstes Entendörfchen aufgebaut; jede Ente hat ihr eigenes Häuschen. Am Ende des Parkes liegt rechts eine Mühle, wohin die Kurgäste häufig hinken. Dann eine Viertelstunde weiter, sanft aufsteigend liegt das Dorf Sonnenberg und über ihm die alte Burg gleichen Namens. So malerisch habe ich noch nie eine Ruine gesehen. Die meisten solcher alten Gebäude haben den Mangel, daß sie zu vollständig sind. Das Schloß Sonnenberg ist wirklich zerstört. Nichts hängt zusammen. Für Sitze und schützende Geländer hat die Kunst freundlich gesorgt, so daß man ohne Gefahr, sich durch jede Öffnung hinaus, über jede Tiefe hinabneigen kann.

Es ist jetzt Nachmittag vier Uhr. Ich schließe den Brief und wandere dann nach Biebrich. Dort oder in Ellfeld übernachte ich. Gehe ich bis nach Bingen, so können Sie erst in zwei Tagen den dritten Brief von mir erhalten.

Hier an den Badehäusern ist Bad überall mit zwei a geschrieben das kränkt mich sehr.

Siebzehnter Brief.

Ellfeld, Sonntag den 28. Mai 1820.
Abends 10 Uhr.

Ich will genau sein, es ist jetzt morgens fünf Uhr. Der Wein, die Ermüdung und Sie, hatten gestern abend meine Sinne so verwirrt, daß ich nicht mehr zustande bringen konnte als vorstehende Worte.

Wenn Sie redlich sein wollen, liebe Freundin, müssen Sie eingestehen, daß man am Ufer des Rheins angenehmer erwacht als beim Zinngießer Neef in der Döngesgasse. Geht Ihr Himmel auch nur mit einem Streifchen unter der Serviette hinaus, mit der Sie ihn bedecken können? Als sich meine Äuglein aufthaten, fielen sie auf ein herrliches, zwei Fensterscheiben breites Stück Landschaft, voll Bäume, Berge und Wiesen. Ich rückte höher zum Kopfkissen hinauf und da sah ich das vorige noch einmal im Spiegel des Wassers. Ich setzte mich im Bette aufrecht und der herrliche Strom, so still, so schweigend, so geschäftslos, wie schlafend, lag vor meinen Blicken. Die Kähne recken sich wach und schleichen wie verdrossen langsam dahin. Das Plätschern der Ruder, das Singen der Lerchen — es ist gar lieblich! Jenseits ein halb verstecktes Dorf. Links der goldgelbe Schleier der Sonne, rechts nach Rüdesheim; so viele erst knospende Schönheit. Unter meinen Füßen ein stilles bescheidenes Blumengärtchen, auf das die Königin am Strome gnädig und lächelnd hinabsieht. Jetzt stößt ein großes zweimastiges schwerbeladenes Schiff, das vor meinem Fenster übernachtete, vom Ufer ab. Die Schiffer regieren wenig und sind sorglos, sie fahren mit dem Strome. Der Hirte treibt seine Kühe und Rinder ans Wasser. Sie gehen tief hinein, baden sich die Füßchen und trinken. Eine Kuh streckt die Schnauze durch das Fenster einer Jacht. Wie närrisch das aussieht! Sie stoßen recht freundschaftlich mit den Köpfen aneinander. . . Heute abend bleibe ich in Rüdesheim. Dahin über den Niederwald. Im vorigen Jahre hatte ich die Wallfahrt gelobt. Dort oben steht ein offener Tempel, an dessen Säulen einer ich damals einen mir teuern Namen geschrieben. Ich will sehen, ob er noch so frisch geblieben als in meinem Herzen, und wo nicht, ihn leserlicher machen und darunter schreiben wie ein Weißbinder: ..... renovatum 1820. Nachdem ich mich in Bingen werde umgesehen haben, gehe ich zurück, und ich denke Mittwoch wieder in Frankfurt einzutreffen. Gern

wanderte ich bis Koblenz, aber ich habe mich nicht genug mit Geld vorgesehen. Wie glücklich sind doch die Bettler, die ohne Geld reisen können. Ich denke, barfuß zu gehen, brächte uns schon mit der Natur in nähere Berührung. Die Strümpfe entfernen uns von der mütterlichen Erde ... Als ich gestern nachmittag fünf Uhr Wiesbaden verließ, quoll mir gleich vor dem Thore die Rheinluft entgegen. Im Garten zu Biebrich fand ich einen Baumplatz, wo es nicht bildlich, sondern in buchstäblicher Wahrheit nur dämmert, fast nachtdunkel ist. So dicht verschlungen sind die Kronen der Bäume, daß kein Strahl des Tages durchfällt. Im Schlosse sah ich den Hof speisen. Welcher Aufwand! So viele Diener als Tischgenossen, und der letzteren waren wohl vierzig. Wahrhaftig, sie essen wie wir mit dem Munde. Von da längs dem Rheine, der oft so nah meinen Füßen (das Ufer ist hoch), daß ich daran denken mußte, nicht in Gedanken zu sein, um nicht hineinzustürzen. Allein muß ich wandern, um vergnügt zu sein, ich darf es nicht einmal mit Ihnen .... Ich stand gestern abend wohl eine Stunde am Fenster, bis die Dämmerung ganz zur Nacht geworden war. Dann ging der Mond auf wie eine Blume, verblühte aber schnell wieder. Auch jetzt ist der Himmel bewölkt. Bekanntschaften habe ich weder gemacht noch gesucht. Nur gewöhnliche Menschen findet man schnell in der Fremde. — — Jetzt will ich fragen, ob es hier ein Postchen giebt, um mein Briefchen aufzunehmen .... Sie machen doch ein Geheimnis daraus, daß ich künftig sechs verschiedene Monatsschriften herausgebe? Es ist mir daran gelegen, daß es jetzt noch keiner erfahre. Grüßen Sie mein liebes Publikum. Ich bringe allen ein Flacon Rheinwasser mit, und ein wenig Staub vom Niederwald. Es ist acht Uhr. Ich mache mich auf den Weg. Die vorigen Briefe waren mit einem großen Thaler gesiegelt. Jetzt brauche ich einen Sechsbätzner dazu.

Achtzehnter Brief.

Frankfurt, den 13. Mai 1820.

In Ellfeld, im ganzen Rheingau, so wie auch auf der Seite von Bingen, wäre vor Mittwoch Abend keine Post abgegangen. Die Menschen in dieser Gegend ernähren ihr Herz wohl redlich im Lande, wie könnten sie sich sonst mit der seltenen Gelegenheit begnügen, sich mit geliebten Gegenständen nur zwei Male in der Woche zu unter-

halten! Ich mußte Ihnen daher meinen Brief Nr. 4. selbst überbringen. Da ich Montag früh Ellfeld verließ, begegnete mir vor der Thüre des Wirtshauses das unfreundlichste Regenwetter, das dauernd zu werden drohte. Zum Glücke kam in dem Augenblicke die Wasserdiligence vorüber. Schnell führt mich ein Nachen hinzu, das Schiff war angefüllt. Nur durch freundliche Bereitwilligkeit der Leute konnte ich ein Plätzchen finden. Mich begrüßten Herren, die mich kannten, und wie sie sagten am Samstage mit mir zugleich auf dem Marktschiffe waren. Ich kam mit *** in ein Gespräch, als die Veranlassung kam, daß er mir ein Landgut zeigte, welches dem **** gehört ... *** verriet deutlich genug, daß er gern reicher sein möchte, als er ist .... Da ich — und ich freilich nur aus Kosmopolitismus — klagte, wie so wenige Menschen, so viele Glücksgüter in Haufen besäßen, und tausend andere darum darben, oder was oft noch schlimmer ist als das, darum nach Loten leben müßten, da seufzte mein Philosoph recht aus tiefer Brust. — Eine andere Familie im Schiffe, Mann, Frau und Tochter beschäftigte meine Betrachtung sehr. Sie schienen Sachsen zu sein. Die Mutter groß, stark, häßlich, die Hälfte des Gesichts und das eine, wahrscheinlich blinde Auge, mit einem Tuche verbunden. Noch nie war ein Anblick mir widerlicher gewesen. Der Vater, klein, bucklig, verwachsen, aschgrau. Die etwa zwanzigjährige Tochter, mit einem erbärmlichen Höcker, und der tiefversenkte Kopf lag zwischen den erhöhten geschnörkelten Schultern vergraben, wie ein Apfel in einer Schüssel. Aber dieser Kopf, mit dem reichwallenden blonden Haare, mit den guten, glänzenden, blauen Augen, und die Wangen mit Rosenschimmer — wahrhaftig, der Kopf war mit dem Rumpfe nicht zu teuer erkauft. Das Mädchen scherzte und lachte unaufhörlich, recht aus dem tiefen Brunnen des Herzens herauf. Es war so viel Rührendes in ihrer Fröhlichkeit. Es war als sagte sie: Seht, die Natur hat mich schadlos gehalten für die bittere Kränkung, die sie in ihrem Unmute mir angethan. Wenn sie bei Tische nach einer noch so nahe stehenden Schüssel reichen wollte, mußte sie aufstehen, so unterwachsen war sie. Aber sie that es jedesmal mit Ergebung, ohne Groll und Verlegenheit. — Wir begegneten einem Floß, und unser Schiff wurde, um den Leuten die Arbeit zu ersparen, daran befestigt und so fortgezogen. Von der Ausdehnung, von der kunstreichen Führung, von dem Geldwerte und der ganzen Einrichtung eines Floßes, möchte ich Ihnen gern eine Vorstellung geben, doch die Beschreibung würde mich zu lange auf-

halten. Ein andermal. Poetisch klangen meinen Ohren die Kommandoworte, die der Steuermann seinen Leuten zuruft. Soll links gesteuert werden, dann heißt es: Frankreich, und wenn rechts: Hessenland. Ich stieg aus dem Schiffe, auf das Floß hinab. Es ist ein ganz eigenes Behagen auf einem Holzgrunde, der so groß ist wie der Römerberg, auf und ab zu gehen, wie auf festem Lande und dabei weiter zu schwimmen. Jetzt öffnete sich uns der Wasserkreis, der rechts Rüdesheim, links Bingen berührt. Ein halber Sonnenblick erhellte die Gegend und schauerlicher stiegen im Hintergrunde die Berge der Nacht herauf. In einem schwarzen Felsenkessel sieht man den Rhein ängstlich eingeschlossen, und aus der dunkelen Flut ragt wie ein verlorener Schwimmer der Mäuseturm hervor. Selbst unsere Weiber schwiegen. Bacchus hofften wir, werde uns die Zunge entfesseln. Aber nur das Wasser erinnerte uns an den Rhein; man kann in Sibirien keinen schlechteren Wein trinken, als am Wirtstische zu Bingen. — Wenn Sie einmal dahin kommen, werden Ihnen, wie mir, die Karikaturen Unterhaltung und Freude geben, mit welchen die Wände der Wirtsstube behängt sind. Welch ein Unterschied zwischen den deutschen und französischen! Wie leicht, lebensfroh und anständig der Witz der Franzosen, der deutsche aber, wie plump, gemein oder schüchtern! Die Deutschen haben keinen Witz, weil sie keine Hauptstadt haben, und weil die Städte nicht nahe genug bei einander stehen. Lächerlich und daher der Karikatur Stoff gebend, sind nicht die Sitten und Lebensverhältnisse, die dem Stande der Menschen, die jene Sitten haben, und jenen Verhältnissen unterliegen, eigen sind, sondern nur solche, die außer ihrem Kreise liegen. Die Deutschen aber treten aus ihrem Kreise selten heraus und sie haben daher den traurigen Vorzug, daß sie sich nicht leicht lächerlich machen können. Eine Hauptstadt giebt Stoff zu Karikaturen, der in kleinen Städten nicht zu finden ist. Die Gegensätze stehen dort näher bei einander, oder folgen sich schneller. Paläste und Hütten, Anmaßung und Dummheit. Im Gewühle der Menschenmenge, glaubt sich keiner bemerkt, und jeder zeigt unverholen seine Schwächen, die der lauernde Menschenbeobachter zu seinem Nutzen braucht. Es ist sonderbar, daß man die falsche Meinung hegt, in Hauptstädten herrsche am meisten Verstellung. Gerade umgekehrt; dort ist am meisten Aufrichtigkeit. — Nach dem Essen stiegen wir den Klopp hinauf. So nennt man die Trümmer eines alten Römerkastells, die vor der Stadt auf einem Berge liegen. Drusus soll die Feste erbaut haben. Er war Sohn

und Bruder eines Kaisers. Wie viele Augen haben diese Feste gesehen und sich geschlossen! Erhabener als das schönste Bildwerk in Marmor oder auf Leinwand, ist ein solches Grabmal der Völker und Zeiten. Alle diese neue Kunst kann doch nur künstlichen Herzen genügen. Drusus, gewiegt in den lauen Lüften Italiens, geboren im Herbste Roms, da Römer und ihr Reich schon zu faulen begannen, war zweimal in die rauhen Wälder Deutschlands gedrungen, und als Sieger zurückgekehrt. Noch nicht dreißig Jahre alt starb er. Ja, die Römer, man könnte sie hassen! Sie haben alle Kraft und Größe kommender Jahrtausende, sie allein während ihrer Lebenszeit verschwelgt und das darbende schwache Geschlecht siecht noch immer an der Lust der Übermütigen!.. Der Klopp ist im Besitze eines Notars aus Bingen, der die Ruinen in eine herrliche Gartenanlage verflochten hat. Über Weinberge, unter Laubgängen, an Blumenbeeten vorüber, bis an den alten Turm, diesen hinauf, der Anblick! Man könnte sich vergessen und dort oben den Hungertod sterben. Den Eigentümer bedauere ich, so etwas, wie eine schöne Frau, darf man nicht besitzen, um es voll zu genießen. .. Ich ließ mich nach Aßmannshausen schiffen.

In einer halben Stunde nicht sehr steilen Wegs war ich oben im Schlosse. Aussicht den Rhein hinab bis Bacharach. Beim Förster, feurigen Aßmannshäuser. Die Zauberhöhle: durch ein gemauertes Labyrinth in eine dunkle Halle. Die Fenster öffnen sich. Tag und Aussicht. Rossel. Dort überraschte mich ein fürchterliches Wetter. Wind und Regen. Schauerlich in den Rhein hinab. Der gespenstische Mäuseturm. Die Nahe, deren schmutzigrote Farbe sich mit dem klaren Rhein nicht vermischt. Bingen am Erdwinkel den beide Flüsse bilden, so klein, wie das eingewirkte Zeichen in dem Zipfel eines Tuches. Ehrenfels, sich ängstlich am Abhange fest klammernd, als fürchte es hinabzustürzen. Endlich trat ich in meinen Tempel. Eine halbe Stunde suchte ich vergebens die Weihstätte vom vorigen Herbst. Ich konnte mein Silbengebet nicht mehr finden. Vielleicht auch hatte der Regen es abgespült. Bis zu den Thränen betrübte mich das. Ich mußte eilen fortzukommen. Ich zeichnete von neuem rätselhaft . . . . . und darunter

Auf Berg, im Thal,
Im Wald, im Saal,
In Lust und Qual,
All, überall!

Neunzehnter Brief.

Frankfurt, den 1. Juni 1820.

Vom Tempel führt der Weg durch den kunstgeregelten Wald, und bald gelangt man dahin, wo ein steiler und enger Pfad zwischen Mauern und Rebhügeln nach Rüdesheim hinabführt. Springt man kühn vorwärts, was man freilich in unseren glattgebielten Zimmern verlernt, so fühlt man sich leicht wie eine Kugel fortgeschoben und halb fliegend kommt man hinab. Der Engel, wo ich einkehrte, liegt am Strome. Gegenüber die Rochuskapelle, schaut mir ins Fenster hinein. Es war spät gegen acht Uhr, da ich mich überschiffen ließ, um den Rochusberg zu besteigen. Die Kapelle war verschlossen, nur jeden Freitag wird sie geöffnet. Es that mir leid, das Bild nicht sehen zu können, das Goethe 1814 dahin geschenkt hat. Damals wurde die Kapelle, nachdem während des französischen Besitzes die Wallfahrten dahin lange unterbrochen waren, von neuem eingeweiht. Mehr als zehntausend Menschen nahmen an dem Feste teil, welchem Goethe selbst beiwohnte und das er in seinen Heften vom Rhein gut genug beschrieben hat. Die Sonne war im Untergehen, als ich hinaufstieg, und ich bat wie Josua, sie möchte warten bis ich oben wäre. Aber sie wartete nicht und sank. Die Dämmerung breitete sich aus, und von ihr bedeckt, entschlummerte die Natur. Als ich zurückschiffte flimmerten die Wellen im Sternenschein.

Morgens um halb acht verließ ich Rüdesheim und trat meine Rückreise an. Die Rochuskapelle begleitete mich lange mit ihren Blicken. Im Wasserkessel zwischen Bingen und Rüdesheim, sah ich jetzt ein böses Wetter kochen, Qualm und Rauch verfinsterte den Hintergrund, und die Suppe goß sich bald über mir her. Bald gab mir ein Dorf, bald eine Heiligenkapelle, die auch an mir Gottlosen die Frömmigkeit der Stifter belohnte, Schutz gegen den Regen. Was von außen nicht abgehalten werden konnte, ertrug ich vom gütigen Wein besänftigt mit Gelassenheit. Bis Kassel Dorf an Dorf, Schenke an Schenke, es ist ein großer Weinkeller, sechs Stunden lang. — Um halb zwei Uhr kam ich nach Kassel, und setzte mich im Bären an den gar köstlich bedienten Tisch. Darauf unter Regenwetter weiter bis Hochheim. Von dort genießt man noch eine herrliche Aussicht über den Rhein, Main und das Gebirge. Es regnete stark. Da kam zum Glücke eine Kutsche. Der Herr darin nahm mich un-

gern auf. Ich machte aber ohne Umstände den Schlag auf und hob mich hinein. Mit Unverschämtheit kommt man oft weiter, wenigstens schneller ans Ziel.

Ich hatte auf meiner Wanderschaft oft das, was die Leute schlechtes Wetter nennen. Aber mir war es recht, ich hatte nicht mehr davon als man Citronensäure braucht zur Limonade.

Nachträge.

Das Kleinleben im Marktschiffe war schön. Körbe mit quiekenden Hühnern, Zwiebelhaufen, Gemüseberge aller Art, Bäuerinnen, Handwerksburschen, Soldaten, Pfarrer, Schulmänner, Musikanten. — Der Wehr-, Lehr- und Nährstand war vollkommen repräsentiert, „Deutschland und die Revolution" war im Schiffe.

Naturfreunde stiegen aufs Verdeck und schlürften durch lange Sehröhren von Pappendeckel, die sie wie Elefantenrüssel hin und her bewegten, die frische Landschaft ins Auge. „Wie majestätisch sich dort die freie Bundesstadt Frankfurt hinstreckt!" rief ein rückwärts schauender Hauptkollekteur der Lotterie aus. Eine alte Städterin, die mit der Brille auf der Nase, sich mit einer Wichtigkeit, mit einer Andacht, Scheibe nach Scheibe den Rosinenkuchen zuschnitt und mürrisch verzehrte. Herren, die zu spät angelangt, laufen bis an den Grindbrunnen am Ufer entlang und gedenken das Marktschiff noch zu erreichen. Kein Frankfurter Nachen zeigt sich willig, sie nachzufahren. Mir selbst erging es einmal so. Aus welchem Grunde?

Hofheim. Im Wirtshause zur Krone. Der Wirt ist zugleich Krämer. Die Naturtreue Shakespeareſcher Schilderungen ersah ich wieder. Im ersten Teile Heinrich IV. spielt die Scene in der Schenke. Heinrich hält den Kellnerjungen durch Reden mutwillig auf; unterdessen ihm ein Gast zuruft, wo er „gleich, gleich" schreit und vor Verlegenheit nicht weiß, wo er hin soll zuerst. Der Ladenjunge zur Krone spielt meisterhaft diese Scene. Die Wallfahrer riefen untereinander nach Wein; war der Junge auf dem Wege ihn zu bringen, schellte die Thüre des Ladens und er mußte zurück. „Gleich, gleich," schrie er unaufhörlich. Das zappelnde Wesen des vorschriftsmäßig immer freundlichen Ladenburschen hat Shakespeare meisterhaft gemalt. — Wie furchtbar ist der Anblick einer solchen Krämerei! was der Mensch nicht alles braucht, selbst der Landmann!

Solche hundert tägliche kleine Bedürfnisse machen die Abhängigkeit drückender, als ein einziges großes Bedürfnis. Die Herrschaft eines tyrannischen Königs fühlt man weniger schmerzlich, als die der hunderte von Unterdespoten. Mit tausend und tausend Fäden spinnen wir uns an das Leben an, damit der Tod um so mehrere zu zerreißen habe!

Wiesbaden. Die Fischerei der Spieler ist noch nicht erheblich; sie fangen nur erst Grundeln. — *** mit welcher ruhigen Ironie sieht er den Menschen ins Gesicht hinein. Er ist echt komisch in seinen Bemerkungen und trifft mit Katzenpfoten am rechten Flecke. Am Teiche im Garten, liegt ein trauliches verstecktes Gärtchen, da haben sie einen großen steinernen Löwen ans Ufer hingelegt, der seine Tatzen bis an das Wasser streckt. Es sieht aus, als wolle er ein Fußbad nehmen. Warum ein Löwe in die arkadische Landschaft? Und neben ihm zu beiden Seiten, zwei weibliche Figuren. — Werden sich Menschen einem wilden Tiere so nahe stellen?

Einer Wachtparade beigewohnt. Es ist fürchterlich, welche Genauigkeit, welche Übereinstimmung in den Bewegungen! Haben diese Menschenleiber wirklich freie Seelen? Und edle Gestalten Römern gleich! Herrliche Kriegsmusik. Bleibt mir doch weg mit eurer Romantik überall! Diese Musik hat mich berauscht, umgewandelt, zu ihrem Willen gelenkt, das Herz schlug mir hoch und ich konnte mich einen Augenblick erfreuen, an dem kühnen Gaukelspiel der Gewaltigen, womit sie sich seit Jahrtausenden den Rahm der Menschheit vorweg geschöpft.

In Mosbach ist ein Gasthaus zum Himmel. Der langgestreckte Ort zieht sich bis Biebrich hin. Immer mehr neue Häuser machen täglich den Zwischenraum enger.

Biebrich. Das ist ein kleiner Fürst, und wie vieles besitzt er. Wie viele tausend Früchte von ihren Bäumen, die sie nicht verzehren können, verfaulen, verderben und werden von keinem genossen.

Zwanzigster Brief.

Ellfeld, Sonntag Abend halb zwölf Uhr 1821.

Der Pygmäe *** sitzt mir gegenüber am mitternächtlichen Tischchen und schreibt Ihnen auch.. Um zehn Uhr sind wir hier angekommen. Die Lage des Ortes und des Gasthofes können Sie er-

fahren aus meinem vorigen Briefe, der auch von hier geschrieben. Nach dem Abendessen ließen wir uns in einem Nachen herüber- und hinüberschiffen. Stücke des breiten Vollmonds fielen durch schwarze Wolken. Die Luft so mild, das Wasser so still und spiegelhell wie Ihre Seele, wenn keiner Ihrer Freunde leidet. Alles so himmlisch, und da lag es wie ein Mord auf meiner Seele, da ich mich erinnerte, welche Freude ich Ihnen im vorigen Sommer zu Grunde gerichtet .... Samstag mit dem Marktschiffe nach Mainz. Von da nach Wiesbaden. Heute vormittag, in der Nähe des Kursaals, fühlte ich plötzlich einen starken Stich im Daumen. Es war wie die böse Prophezeihung einer Zigeunerin. Was war's? Der Frankfurter doppelte Adler kam mir in den Weg geflogen. (X. Adler mit seiner Frau) mit ihnen — L.! Entzücken, Schwindel, Magenkrampf, Umarmung, Küsse. Die wollen auch morgen nach Rüdesheim. Abends sieben Uhr gingen wir von Wiesbaden zu Fuße weg. Morgen auf dem Johannisberg und Niederwald. Dort ist ein Häuschen, von dessen Altane man hinabschauert in das Bingerloch. Sie kennen es. Ich dachte Ihnen so viel zu schreiben, aber ich kann es nicht, Ihnen nicht, so wenig als beten, wenn noch jemand in meinem Zimmer ist. An nichts dachte ich den ganzen Abend als an ***, stehend am schwindelnden Abhang des Niederwaldes — vielleicht zeigt er morgen an ihr seine Schwindelkraft; ich rette sie. Einen Journalisten und Komödienschreiber, einen gewissen Herrn ***, habe ich in *** besucht. Denken Sie, die Bestie hat mir ihre Manuskripte vorlesen wollen. Wie andere aus Not lügen, habe ich aus Not die Wahrheit sagen müssen, nämlich, ich sei verliebt und zerstreut, und könne nicht aufmerksam zuhören .....

Mein Wanderbuch am Rhein.

Ich könnte sagen wie Demian: „Eigene und fremde Erfahrungen hatten mich belehrt, daß die vorhandenen Rheinreisewerke, die Anforderungen vieler Reisenden, besonders solcher, die nicht bloß zum Vergnügen reisen, nicht befriedigen"; oder wie Gerning: „die schönsten und merkwürdigsten Länder Europens, Italien und Rheindeutschland, sind schon oft und viel beschrieben worden; doch ist manches von ihnen zu sagen übrig .... Freie Schiffahrt und freie Geistesfahrt gebühren dem befreiten deutschen Hauptstrom und seinen begeisternden Fluren. Den lieben Rhein hat wohl nie-

mand litterarisch gepachtet und ein geistiges Privilegium darauf erworben!" oder wie Friederich: „Eine ganz eigene düstere Stimmung waltete während des Sommers 1820 in mir." Aber ich sage weder das eine noch das andere, sondern die Wahrheit, wie folgt.

Pythagoras, Bonaparte und eine große Zahl türkischer und christlicher Kaufherren haben die weite Reise nach Ägypten gemacht, um sich Weisheit, oder Ruhm, oder Reichtümer zu holen, und ein bundesstädtischer Journalist, der weder weise, noch berühmt, noch reich ist, sollte, um dieses alles zugleich zu werden, nicht eine Rheinreise machen, und seine Absicht eingestehen dürfen? Ich wüßte nicht warum. Zu Hause war mir der litterarische Verstand ausgegangen, und da ich ihn nicht wiederkommen sah, machte ich mich auf den Weg, ihn aufzusuchen. Wahrlich, die Keckheit eines Journalisten, der gedruckt verspricht, er wolle zu bestimmten Terminen, für wenigstens vierundzwanzig Bogen, und im Werte von fünf Gulden, Geist und Witz liefern — sie wird nur von der Unbesonnenheit der Abonnenten übertroffen, die sich auf einen solchen Handel einlassen und vorausbezahlen. Ein Geistesbankerott ist so verzeihlich als unvermeidlich. Selbst Homer, dieser reiche und solide Sänger, wenn er in unseren Tagen lebte, müßte um ein fünfjähriges Moratorium einkommen, oder sich mit seinen Gläubigern mit fünfzig Prozent abfinden, da er keine Iliade mehr schreiben dürfte, sondern nur eine Odyssee, voll Liebesgeschichten und Reiseabenteuer.

Daher meine Zahlungsunfähigkeit. Die Bescheidenheit mit welcher ich meine Not eingestehe, wird jeder fürs Erhabene empfängliche Leser gewiß bewundern. Er bedenke nur, mit welchem Rechte ich als ehemaliger politischer Schriftsteller stolz sein dürfte, da wir (die andern mit mir), täglich durch unser Nichtsthun mehr verrichten als die größten Helden der Geschichte durch ihre Thaten, nämlich: wir schützen Völker, Fürsten und Länder vor unvermeidlichem Untergange. Jeden Abend beim Entkleiden darf ich die Hand auf das Herz legen und mir sagen: heute wieder einmal hast du das deutsche Vaterland gerettet, indem du schwiegst! Wahrlich, es schläft sich sanft darauf.

Einundzwanzigster Brief.

Stuttgart, den 11. November 1820.
Mittag halb 1 Uhr.

Ich habe weder Zeit noch Stoff, Ihnen eine langen Brief zu schreiben. Ich will nur meine Seele benachrichtigen, wo jetzt ihr Körper ist. Um zehn Uhr ist er hier angekommen. Er traf seinen Vater hier, der morgen wieder nach Frankfurt reist ....

Ich ging zu Cotta, gedachte den Geniestreich zu machen, noch heute alles zu beendigen, um dann morgen unvermutet und unerwünscht mit meinem Vater zurückzureisen. Aber der Himmel steht mit Ihnen im Bunde; fast zwei Stunden unterhielt sich C. mit mir über Politik, von unserem Geschäfte war aber mit keinem Worte die Rede. Ich wollte nicht davon anfangen und so ging ich weg, mit dem Versprechen, morgen vormittag wieder zu kommen. — Cotta unterhielt sich sehr eifrig mit mir, ich wäre noch da, hätte ich nicht abgebrochen. Es ist sonst seine Art nicht, einen Besuch freiwillig auszudehnen. Ein herrliches Ölgemälde von Sand sah ich bei ihm, im Gefängnisse gemalt. Er hat die Hand unter dem Rocke und ist im Begriffe, den Dolch zu ziehen. Schwarzes Kleid und blutrote Weste, so wollte es Sand selbst haben. Über den Ernst seiner That und seiner Lage mochte er doch nicht verschmähen, sich in einer romantischen äußeren Gestalt, den Augen der Nachwelt einzuprägen! Er hat ein herrliches anziehendes Gesicht, noch knabenhaft, die Kupferstiche, die wir von ihm kennen, stellen keinen Zug davon dar.

Meine Reisegesellschaft war ganz erbärmlich. Eine ehrbare Bürgerstochter aus Salzburg, die aussätzig war; sonst war nichts an ihr auszusetzen als ihre Dummheit. Ein Handwerksbursche, ein Unteroffizier und ein Wagnermeister. Ich habe mich fast zu Tode gelangweilt. — — Soeben komme ich aus dem Zimmer meines Vaters, mit dem ich mich eine halbe Stunde lang über Österreich und Neapel sehr freundschaftlich unterhalten habe. — Ich fürchte, daß ich erst übermorgen dazu kommen werde, Ihnen einen ausführlichen Brief zu schreiben. Morgen habe ich die Galerie zu sehen, ins Theater, zur Frau von K. und anderen zu gehen, alle Beine habe ich voll zu thun. Der König und die Königin lassen Sie grüßen. Adieu. Gruß an alle.

Zweiundzwanzigster Brief.

Stuttgart, den 11. November 1820.
Abends 8 Uhr.

Ach, es giebt doch kein größeres Glück, als das Glück, nicht gestillter, aber beruhigter Sehnsucht! Wie ganz anders ist mir's jetzt, als im vorigen Jahre, da ich nicht bloß meine Entfernung von Ihnen, sondern auch die Ihrige von mir zu beweinen hatte ..... Vorhin wollte mich eine Art Heimweh anwandeln ..... da trank ich aber einen Schoppen Wein und aß Kastanien dazu, und alles war vorüber. — Nachdem ich meinen Brief an Sie auf die Post gegeben, ging ich zu einem hiesigen Handelsmann, an den ich eine Empfehlung hatte. Dieser nahm mich überaus artig und freundschaftlich auf, und schlug mir gleich vor, mich ins Museum einzuführen. Dabei bemerkte er (horchen Sie auf!), er bedauere sehr, mich nicht selbst dahin begleiten zu können, da er sehr beschäftigt sei, weil er vor einigen Wochen das Unglück gehabt habe, seine Zahlungen einstellen zu müssen; er wolle aber einen von seinen Leuten mit mir schicken. Diese Natürlichkeit und Unbefangenheit nahmen mich schnell für ihn ein. Er führte mich in seinem Hause herum; da ist alles voll köstlicher Gemälde, Bildwerke, Bücher. Er ist ein sehr kenntnisvoller Kunstfreund. Sein Bankerott war mir sehr erklärlich. Er will mich mit Haug, Uhland, der Herausgeberin des Morgenblatts und anderen, bekannt machen. — Die Lesegesellschaft nimmt ein sehr großes Lokal von, wie ich glaube, zehn Zimmern ein. Alle möglichen Blätter. Im Morgenblatte steht bis jetzt mein Aufsatz noch nicht. Die Madame Huber (erwähntes Herausgeberweibchen), soll eine kuriose Frau sein. Mein genialer Kunstfreund und Geldfeind erzählte mir ein langes, breites und dickes von ihr, konnte sie und sich aber nicht faßlich machen. Ich bemerkte: aus dem was sie in meinen Aufsätzen für das Morgenblatt gestrichen, scheine sie eine prude zu sein. Ja, ja, erwiderte er, das ist das rechte Wort, so ist sie. — — In Heilbronn (der Weg hierher führt durch), hatte ich ein höchst wundervolles Abenteuer, aber dessen verdrießliche Folgen mich sehr beunruhigen. Ich bedarf Ihres Rates so sehr als Ihrer Teilnahme, liebe Freundin. Es war acht Uhr morgens, als ich dort ankam. Mein Mantel war in der Naht fast eine halbe Elle lang durchgerissen, ich ließ mich daher zu einem Schneider führen. Der

Mann, etwa ein Fünfziger, sieht eher einem Landgeistlichen ähnlich, voller Würde und Milde im Gesicht. Das Wohnzimmer verriet Behaglichkeit. Er hieß mich sitzen, bis die Arbeit fertig sei. Sie trinken wohl ein Gläschen Kirschwasser, sagte er, die Nacht war kalt. Ich nahm es an. Darauf rief er die Küche hinab seiner Tochter etwas zu, das wahrscheinlich auf das Frühstück Bezug hatte. Herein trat ein sechzehnjähriges Mädchen, so süß, so himmlisch, so duftend, wie sie wahrlich noch kein Dichter gemalt hat. Die Farbe ihres Kleides konnte ich nicht unterscheiden, denn es dämmerte noch etwas, aber ein schwarzes oder dunkles grünes samtnes Mieder, geschlitzt auf altdeutsche Art stand ihr gar zu lieb. Ihr Haar bedeckte ein gelbes Netz, und durch dessen Maschen waren die Zöpfe auf ganz eigene Weise geflochten. Einen zinnernen Teller mit Flasche, Glas und Brezeln in beiden Händen tragend, trat das Mädchen vor mir hin. Es machte mit niedergeschlagenen Augen einen Knix und sprach: Wohl bekomm' es, Herr. Ich danke, liebes Kind, sagte ich und wollte zugreifen. Da fiel plötzlich Teller und alles zu Boden. Das Mädchen that einen fürchterlichen herzzerreißenden Schrei und stürzte mit bleichen Wangen, gebrochenem Auge, wie leblos zur Erde nieder. Sie mochte wohl keine Mutter haben, denn auf das Jammergeschrei eilte sie nicht hinzu. Aber der Vater! Der alte Mann schluchzte wie ein Kind, warf sich an seiner Tochter Seite und krisch, daß sich Holz und Steine hätten erbarmen mögen: O Jesus, Goldkind, was fehlt dir? Was hast du, lieb Kätchen? ... In diesem Augenblicke trat der Postwagenkondukteur herein, der fluchend und brummend mich zur Eile zwang. Ich war entweder bestürzt oder auch schwach genug, an die wenigen Gulden zu denken, die mir die Versäumung des Wagens gekostet haben würde, nahm meinen Mantel, und verließ die guten Leute in ihrem Jammer. Aber ich litt unsäglich in der Erinnerung. Des Vormittags zehn Uhr kam ich hier an. Ich konnte aus dem Posthause meine Sachen nicht gleich mitnehmen, weil sie noch nicht ausgepackt waren. Man versprach sie mir ins Wirtshaus zu schicken. Eine halbe Stunde später bringt sie mir der Postknecht. Ich bemerkte ihm, daß mein Nachtsack fehle, worauf er mit einem gar sonderbaren Lächeln erwiderte, mein Bedienter hätte ihn aufgepackt und stände draußen wartend vor der Thüre. Ich erschrak sehr und fürchtete einen Schelmenstreich. Ich trete vors Zimmer und finde einen Menschen in einem Mantel und rundem Hute keuchend mit meinem Sacke belastet. Der Postbediente

ging unterdessen weg. Mein Bedienter tritt ein und — werden Sie mein Erstaunen erraten? — ich erkenne in ihm das Mädchen von Heilbronn. Um Gottes willen, fragte ich: was soll das bedeuten? Herr, sagte sie, ja ich bin Kätchen von Heilbronn und eure Magd, und ich will euch treu bedienen. Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen, und ich lachte mit thränenden Augen. Ja, lacht nur Herr, sagte sie, ich weiß doch, daß Ihr mich liebt und mich zur Frau nehmen werdet. Ich hieß sie mit geheuchelter Roheit sich fortbegeben . . . . .

Sonntag, den 12. November. Abends 9 Uhr.

Ich habe Ihren Brief erhalten, himmlische Freundin. Ach, mit Schmerz erfahre ich es, meine Abwesenheit hat Sie begeistert, Sie sind aus Lust und Wonne zur Dichterin geworden; so konnten Sie nicht schreiben, da ich bei Ihnen war . . . . . Ich ließe Ihren Brief im Morgenblatte abdrucken (es ist nicht ein einziger orthographischer Fehler darin), aber ich bin zu eifersüchtig, irgend etwas, was von Ihnen kommt, mit der Welt zu teilen. — —

Nun zu meinem vollbrachten Tagewerke. Bei Cotta wäre es fast wie gestern gegangen. Er unterhielt sich mit mir anderthalb Stunden lang von allem möglichen. Es scheint mir fast, als wolle er mich auskundschaften, wozu ich etwa zu brauchen wäre (nicht von seiten des Geistes, sondern von seiten des Charakters). Endlich ward ich müde, und brachte das Gespräch auf die Ihnen wohlbekannte Wage. Er bat mich, ihm schriftlich den Absatz u. s. w zu notieren, und ihn morgen wieder zu besuchen. Was ich vermutet, war wirklich so. Er will seinen Namen nicht als Verleger herausstellen und sich der Tübinger Handlung bedienen. Er müsse sich genieren, sagte er. In Wien hätten sie im vorigen Jahre sogleich erfahren, daß er mir nach Paris geschrieben.... Allerlei Interessantes habe ich von ihm erfahren. Jean Paul soll der eitelste, empfindlichste Mensch von der Welt sein. Im vorigen Jahre war die Frau von Humboldt zugleich mit Jean Paul bei ihm in Gesellschaft. Jene fragte diesen: wo er wohne? Dieses verstimmte Jean Paul so sehr, daß er den ganzen Abend kein Wort mehr sprach. Ich erinnere mich, daß die H., die auch gegenwärtig war, mir das nämliche erzählt hat. Rührt Sie das nicht eher, als daß Sie es lächerlich finden? Voltaire wohnte in einem Dorfe und ganz Europa wußte, daß dieses Fernay sei. Cotta hat ein Buch von Jean Paul (grammati-

kalischen Inhalts) verlegt. Dieses ist im Morgenblatte von Müllner sehr getadelt worden. Darüber hat ihn Jean Paul heftige Vorwürfe gemacht, daß er dieses als Verleger des Morgenblattes geduldet. Das finde ich nun sehr schwach und lächerlich. Voß ist ebenso. Mit Brockhaus, der seinen Shakespeare verlegt, hat er sich entzweit, weil dieser etwas für Stollberg hat drucken lassen. Also hätte ich doch einen Vorzug vor den größten deutschen Schriftstellern: daß mir kein Tadel wehe thut (der Ihrige ausgenommen, weil Sie die Brotherrin meiner Seele sind). Zum Prokurator Schott führte man mich, zu einem der Volksredner bei den Ständen. Herr Schott giebt sich freundlich Mühe um mich. Er brachte mich zum Dichter Uhland. Der scheint jünger wie ich. In der Unterredung setzte er uns von allem Weine seines Geistes auch kein Gläschen vor . . . . — Meine Empfehlung an die Rätin *** habe ich abgegeben, die Frau gefällt mir recht gut. Sie hat ein feines anständiges Benehmen. „Mein Freund, sagte sie mir, hofft, ich werde Ihnen während Ihres Aufenthaltes, alles mögliche Angenehme erzeigen; in diesem Augenblicke kann ich mich Ihnen nicht gefälliger erweisen, als wenn ich meine Cousine da bitte, uns etwas zu singen. Das Mädchen sang, und wahrlich, sie hätte mir das Herz aus der Brust gesungen, wäre eins darin gewesen, comprenez-vous ma belle? Schön ist sie aber gar nicht. Als sie fertig war, frug sie zweimal den Spiegel, ob sie mir gefiele? Wie gut wäre es für uns und euch, wenn ein Teil der Männer blind wäre, ein anderer Teil taub, und ein dritter blind und taub zugleich; dann fände jedes Mädchen sei Schätzi.

Dr. Schott zeigte mir das Haus, worin die Ständesitzungen gehalten werden. Das ist herrlich eingerichtet, ganz theatralisch. Wie gerne hätte ich mich auf die Rednerbühne gestellt und herabgedonnert: Ihr Minister, ihr Schlingel, heißt das regieren? Warum gebt ihr dem Dr. Börne keine Anstellung mit 12000 fl. Gehalt? Ist das Volk um euretwillen da, oder um des Dr. Börne willen? Geht mir aus den Augen, Schlingel! — Die Menschen hier gefallen mir sehr und gar manches zieht mich an. Ich würde gern hier bleiben, aber Sie sind mein böser grauer Staar, Sie würden mir die Sonne selbst verdunkeln, wenn ich ohne Sie darin wohnte. — — Um Gottes willen, was fange ich mit Kätchen an? Das Mädchen liebt mich bis zum Wahnsinn. Soll ich sie verlassen, soll ich sie in die rohen Hände der Polizei geben? Sie folgt mir gewiß nach Frankfurt, was werden die Leute dazu sagen? In Heilbronn über-

haupt scheint alles toll zu sein. Sie wissen, daß dort berühmte Bleichen sind. Ich kam abends im Dunkeln vor der Stadt an und fuhr an einer solchen Bleiche vorüber. Da nahm ich wahr, daß mehrere weißgekleidete Gestalten auf der Wiese, mit Laternen in der Hand, sich hin und her bewegten. Ich fragte den Kondukteur, was hier bei Nacht geschähe? und dieser erzählte mir zu meinem Erstaunen, daß die wandelnden Gestalten junge Frauenzimmer von Stande wären, die aus der ganzen Umgegend in Heilbronn zusammen kämen, um Sommerflecken oder sonst einen Fehler der Gesichtsfarbe wegbleichen zu lassen. Da sie sich nun bei Tage den Gaffern nicht bloß geben wollten, gingen sie, sobald es dunkel würde, auf die Bleiche und blieben dort bis Mitternacht. In Zeit von acht Tagen würde auf diese Art der häßlichste Teint schön gemacht. Aber schmerzhaft ist die Operation, denn das Gesicht wird dabei mit ätzendem Salzwasser übergossen. Ist das nicht toll, und seid ihr wert, daß euch der Teufel holt? So gut habt ihr's aber auch nicht, es holen euch nur Männer. — — In Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken. Die erste Erraterin dieses Rätsels bekommt etwas Schönes mitgebracht. Die Auflösung folgt unten. — — Der Wagnermeister, mit dem ich auf dem Postwagen reiste, hat gesagt: „Rechtschaffenheit giebt Religion, aber Religion giebt nicht Rechtschaffenheit." Ist das nicht gut gesagt? — Zu meiner Satire über deutsche Postwagen habe ich viel gesammelt. — Der Mysticismus und Pietismus herrscht hier sehr stark. Große Sekten solcher Schwärmer haben sich gebildet. Der Gastwirt, bei dem ich wohne (ein junger Mann), gehört auch dazu. Der Mensch hat sich durch seine Narrheit alle Gäste vertrieben, so daß ich mit nur zwei Personen zu Mittag esse. Abends nach zehn Uhr giebt er keinen Wein mehr. Er läßt zum Frühstücke aller Hausbewohner (auch der Fremden), Mürbes in Gestalt eines Kreuzes backen. Ihr sollt auch so ein Kreuz bekommen, ich bringe eins mit. — —

Montag, den 13. November, Mittag.

Ich war wieder bei Cotta. Er meint, es ließe sich gar nicht einrichten, weil der Band schon angefangen habe, ich solle ihm indessen meine Bedingungen schriftlich mitteilen. Dieses habe ich gethan, und ich werde morgen die Antwort hören. Allerdings hätte die Übernahme der Wage für den Verleger Schwierigkeiten. Auf jeden Fall wird das Cotta zum Vorwande nehmen, wenn ihm mein

Honorar zu hoch ist. Ich habe 2000 Gulden gefordert und ein Douceur für meine Kopistin. Anders thue ich es nicht. Auch im heutigen Morgenblatte steht mein Brief nicht, wahrscheinlich wird er nicht aufgenommen. Ich werde die Frau Huber besuchen, es hat mir einer ihrer hiesigen Bekannten ein Billet an sie zugestellt. Ein Empfehlungsschreiben an den Redakteur der Neckarzeitung, das ich von Frankfurt mitnahm, konnte ich nicht abgeben, da er einige Stunden weit von hier in der Festung eingesperrt sitzt wegen Preßvergehen. — Nicht ein und ein halb, zwei Millionen ist Cotta reich, wie ich soeben gehört habe, und wenn er meine Wage übernimmt, muß er es in kurzer Zeit zu drei Millionen bringen.

Auflösung des Rätsels: In Ludwigsburg werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken, denn der Ort hat nur Häuser auf einer Seite, auf der andern Seite ist ein Lustgarten. Wer hat es zuerst erraten? — — Die Gegend um Stuttgart ist herrlich. Hohe Berge umgeben die Stadt, bis an die Gipfel mit Wein und Häuserchen bepflanzt. Hier möchte ich wohnen. Und so gute Leute!

Dreiundzwanzigster Brief.

Stuttgart, Dienstag den 14. Nov. 1820.
Morgens halb 8 Uhr.

Ich habe gestern Frau Huber besucht. Sie wohnt auf Dichterart dem Himmel näher als andere Menschen, im höchsten Stocke des Hauses. Sie ist eine Frau in den besten Jahren — für den Ehemann, wenn er jung ist, so zwischen sechzig und mehr, klein und hager, etwas quecksilbern und sehr jovialisch. Sie trägt eine Haube und darüber einen Schleier auf Nonnen- oder Matronenart. Ich habe mich eine Stunde lang recht angenehm mit ihr unterhalten. Sie hatte einen Husten, der sie und mich plagte, sie aber länger. Denn da sie leise sprach und ich sie oft nicht verstand, fragte ich he? worauf sie sich anstrengen mußte und lauter sprach. Wenn die drei Arzneien, die sie zu gleicher Zeit einnimmt, nicht ihren Zweck erreichen, so hat sie mir ihren Tod zu verdanken .... Sie macht sich über alles und alle lustig, besonders über die Mitarbeiter, oder Mitarbeitsuchenden beim Morgenblatte. Von denen hat sie mir nun freilich die lustigsten Dinge erzählt. Bald schickt ihr ein Dichter aus Hanau

80 Sonette, 200 Epigramme, ein Dutzend Erzählungen zum Abdrucke, bald kommt ein alter Mann weinend zu ihr und klagt, er habe Frau und Kinder zu ernähren — und wolle angestellt sein — und so ging es das ganze Jahr.

Die geschiedene Frau ***..... Ich hatte schon voraus, noch ehe ich sie gesehen, die größte Hochachtung vor ihr. Denn wenn eine gewöhnliche Frau nur ein einfacher Engel ist, die ihren Mann beglückt bei der Heirat, so ist eine geschiedene Ehefrau ein Engel mit vier Flügeln, die einen Mann doppelt glücklich macht, einmal durch das Hinreichen und das andere Mal durch Entziehen der Hand; der dritten Seligsprechung gar nicht zu gedenken, wenn ein solcher Doppelengel für einen zweiten Mann zum drittenmal ihre Hand bewegt. Also Ehrfurcht vor Frau *** und dann Bewunderung. Denn schön ist sie, beim Himmel sehr schön. Höchstens vierundzwanzig Jahr alt, das Gesicht eine gefüllte Rose, Zähne wie weiße Rüben oder wie Rettich inwendig, oder wie Vanilleneis, oder wie Baumwolle, oder wie Postpapier, oder wie Heilbronner Bleichleinwand, oder wie das Tintenfaß das vor mir steht, oder wie der Gipfel des Montblanc, oder wie der Brunnen in der Gallospromenade. Große, schwarze, feurige, lebenslustige, herrschsüchtige Augen .... Sie sagte mir, ich sei ihr schon längst bekannt und zwar von daher: Im vorigen Jahre habe sie eine Zeit lang bei ***, auf seinem Schweizerischen Gute zugebracht, und dort sei oft und mit Teilnahme meiner und meiner Händel gedacht worden, die ich damals hatte. — — Den gestrigen Abend habe ich bei Dr. Schott zugebracht. Da waren: Uhland, Professor List und andere. So liebenswürdig, so beredsam, so witzig war ich noch nie gewesen, ich war mit geübten Volksrednern zusammen, habe aber alles übersprochen. Ich habe ergötzt und war es also auch. Hier könnte ich nicht bloß eine Rolle spielen, wie ihr zu sagen pflegt, sondern wirklich viel sein, thun, erreichen und gelten. Ich könnte — wenn Sie nicht wären .... Präcis acht Uhr war ich politisch und verließ die Gesellschaft früher als die anderen, um Raum und Zeit zu lassen, sich wechselseitig die gute Meinung über mich mitzuteilen.....

Abends 9 Uhr.

Cotta habe ich heute gar nicht sprechen können. Es wäre recht spaßhaft, wenn ich zurückkehrte, ohne meine Sache zu irgend einer Entscheidung gebracht zu haben. Offenherzig gesprochen, es fällt mir

selten ein, weswegen ich eigentlich hergekommen bin. Ich bin der Hans ohne Sorgen. Ich lebe und zeche nach Herzenslust. Mit meinem Gelde habe ich eine eigene Einrichtung getroffen, damit ich mich nicht verleiten lasse, es zu zählen und Haus zu halten. Ich habe es gelegt in meine Pelzmütze, welche liegt in meiner Kommode. Oben darauf habe ich gelegt eine Weste, dann die Albaneserin, dann einen Band des Konversationslexikons, dann ein Paket Tabak, oben darauf ein Schnupftuch. So kann ich nicht durchdringen, bare Ausgaben habe ich wenige (es wird alles auf Rechnung gesetzt), und so erspare ich mir die Überraschung, entweder des Mangels, oder des Überflusses. — Das königliche Schloß habe ich gesehen, ich Narr! Nur um Ihretwegen geschah es. Ich war in Wien, Berlin, Dresden, Paris; nie kam es mir in den Sinn, einen Palast zu sehen. Anderthalb Stunden bin ich durch Zimmer gelaufen. Welche Pracht, welche Herrlichkeit — und Sie wissen, wie ich darüber denke. Meine Faust war geballt. Der Kastellan dachte, es wäre das Trinkgeld darin; aber nichts war darin eingeschlossen als mein Grimm gegen alle Fürsten, Großen und Überreiche. Liebe Freundin, wir beide vereinigt sind gewiß reich, aber in manchem Zimmer sind die Möbel so kostbar, das wir sie nicht bezahlen könnten. Ich habe eine goldene Toilette gesehen, die wenigstens 50000 Gulden wert ist. Ein Bett für Napoleon verfertigt, worin er eine einzige Nacht geschlafen, mußte nach meiner Schätzung 4000 Gulden gekostet haben. Zwei der größten Seidenhandlungen in Frankfurt sind nicht so viel wert, als der Samt und die Seide, die zu Tapeten verwendet sind. Ein einziger Kamin, in Paris gemacht, hat 40000 Franken gekostet. Die Uhren sollten Sie sehen, die künstlichen, die musikalischen, die Wetteruhren. Ich trat in einen Saal, da sprang mir ein Spitz bellend entgegen. Es war ein Uhrwerk. Eine andere Uhr stellt eine porzellanene Frau vor in Lebensgröße und mit Lebensfarben. Der Mund steht ihr offen, und man sieht die zwölf Vorderzähne, die von 1 bis 12 numeriert sind. Des Morgens um 6 Uhr ist der Mund zahnlos. Mit der siebenten Stunde nimmt sie aus einem Toilettenkästchen den Zahn Nr. 1 und setzt ihn ein; so fort alle zwölf bis abends 6, wo der Mund voll ist. Mit 7 Uhr abends nimmt sie den Zahn 1 aus dem Munde und legt ihn in ein Kästchen links, und so fort alle. Morgens 6 Uhr ist sie wieder zahnlos. Die Uhr geht 6 Tage. — An einer Wetteruhr kommt, wenn es Regen giebt, ein Männchen mit einem Schirm, wenn es schneien soll, mit einem Mantel, und wenn

es ein Gewitter giebt, mit einem Gebetbuche zum Vorschein; und das 12 Stunden vorher. Eine andere Uhr stellt einen alten Mann vor, der jede Stunde eine Tabakspriese nimmt, und so oft nießt, als die Stunde macht. — Ein Exemplar von Büffons Naturgeschichte in vierundzwanzig Foliobänden habe ich gesehen, die auf milchweißen Atlas gedruckt waren. Die Kupfer waren sämtlich in Seide gestickt. — Ein Saal, 50 Fuß lang und 21 breit, ist auf dem Boden mit einem einzigen Spiegelglase belegt. Es ist so dick und haltbar, daß man darauf tanzen kann. Die verstorbene Königin von Württemberg hat es von ihrem Bruder dem Kaiser Alexander zum Geschenk erhalten. Der Spiegel hat zwei Millionen Rubel gekostet. — Nur wenige Zimmer (acht), die der König mit seiner Familie bewohnt, werden nicht gezeigt. Ich kam bis an dasjenige, worin sich die Prinzessinnen aufhalten. Ich macht den Würmchen durchs Schlüsselloch eine Liebeserklärung. Ich sah sie Brei essen aus geschmolzenem Silber — von wollte ich sagen. — — Mittag war ich bei *** zu Gaste. Die Frau muß in ihrer Jugend schön gewesen sein. Viel Anstand und die Gabe vorzustellen, viel Hoston. Sie weiß alles zu fragen und zu beantworten. Es freut immer, schickliches Betragen zu sehen und sicheres Auftreten. Herrschsüchtig ist sie, und scheint gewöhnt, zu befehlen. Aus der Art, wie sie mit den Bedienten umgeht, kann man schließen, daß der Mann unter dem Pantoffel steht. Da sie fein ist, macht sie auch fein. Sie schlug mir die Wahl vor, mit ihr den Abend ins Kasino zu gehen oder ins Konzert. Ich wußte mir nicht zu helfen und antwortete: ich werde da am liebsten sein, wo ich Sie finde. Beim Weggehen verließ ich das Zimmer und vergaß meinen Hut. Ich wurde von ihr zurückgerufen. „Sie sehen," sagte ich, „daß ich von einem Gelehrten wenigstens die Zerstreuung habe." „Auch das andere," erwiderte sie. — —

Den 15. November.

. . . . . Im Konzerte wurde aufgeführt, Drydens bekannte Kantate: die Macht der Töne, aber nicht mit der Händelschen Musik, sondern mit der von Winter. Gar nicht schlecht. — —

Also Jean Paul gefällt Ihnen? Desto besser. Ich nehme immer gern mein Urteil vor dem Ihrigen zurück, dieses Mal am liebsten. Jean Paul war mein Geheimer Rat, bei dem ich in jeder Not Verstand suchte und fand, ich hätte ihn ungern seiner Stelle entsetzt. Der zweite Teil ist schöner als der erste und sehr unterhaltend. —

Stellen Sie sich meinen Jammer vor, ich muß der Frau ***, wenn ich Abschied von ihr nehme, die Hand küssen. Sie hat es gern und es ist bei ihr ein sichereres angelegtes Kapital als bei Österreich. Ich muß mich dazu verstehen. — Ihre Phantasien auf der Bergstraße sind ein wahres Meisterstück oder eigentlich, da Sie eine Jüdin sind, ein Probestück, denn nach der neuen Judenordnung, die der gesetzgebende Körper gemacht hat, wird die Probearbeit, die jüdische Handwerker, ehe sie das Meisterrecht erhalten, verfertigen müssen, nicht wie bei den Christen Meisterstück, sondern Probearbeit genannt. Im Ernste, liebe Freundin, ich will Ihnen nicht schmeicheln, aber Ihr ganzer Brief ist herrlich geschrieben. Schon in der Orthographie herrscht eine Vollendung, wie sie nur allein Goethe besitzt. Für den leeren Raum, den Sie in Ihrem Briefe gelassen, werde ich mich rächen. Sie sollen eine noch größere Lücke dafür erhalten. — Soeben komme ich von Cotta zurück. Die Sache ist so weit in Richtigkeit . . . . . Auf jeden Fall erlange ich gleich zwei Vorteile. Erstens, daß die Wage hier mit einer sehr liberalen Censur gedruckt wird, und zweitens, daß Cotta für den Absatz sorgt. Ein dritter Vorteil ist noch der, daß ich mit den Druckkosten nicht so sehr ins Gedränge komme. Cotta scheint große Centnerstücke auf mich zu halten. Wir haben viel und oft miteinander gesprochen, er wollte mich nie fortlassen. Ich gab ihm die vollständige Wage. Er hat jetzt erst viel darin gelesen und großen Beifall gezeigt . . . . Frau Huber, sagte mir Cotta, trage Bedenken, meinen letzten Bericht abzudrucken, sie fürchtet, die Frankfurter Frauen möchten es übelnehmen. Ich versicherte ihn des Gegenteils. Vielleicht erscheint der Aufsatz also doch noch. Habe ich nur einmal meine Schuld an Cotta abbezahlt, da schicke ich gewiß nichts mehr ins Morgenblatt. Da wäre ich ja ein Narr, wenn ich mich der Censur einer alten Frau unterwerfen wollte. Ihre eigene Censur, liebes Kind, lasse ich mir auch nicht länger gefallen, als bis Sie das vierzigste Jahr erreicht haben. In Schwaben werden die Männer mit diesen Jahren erst klug, die Frauen aber überall, haben nicht länger ihr bißchen Verstand, als sie lieben und geliebt werden.....

Vierundzwanzigster Brief.

Stuttgart, Freitag den 17. Nov. 1820.

— — Heute Nachmittag um drei Uhr trete ich die Wanderung nach meinem Osten an. Man sagt mir, der Wagen hielte sich lange in Bruchsal auf, der Himmel mag also wissen, wenn die Postschnecke nach Frankfurt kommt. Vielleicht erst Sonntag in der Nacht, wahrscheinlich aber früher. Daß Sie also sich nicht unterstehen, von mittag zwölf Uhr an auszugehen, noch einen von Ihren Bekannten ausgehen zu lassen. Ich werde vor dem Essen noch wenig mehr schreiben können. Das Wichtigste also zuerst. Sie und ich, wir sind beide einer großen Gefahr entgangen. Hören Sie. Gestern abend komme ich zu *** mich zu verabschieden. Da fragt mich die Mutter: Wann reisen Sie? Ich. Morgen. Sie. So! Ich hatte eine große Spekulation mit Ihnen. Ich guter einfacher Mensch denke: was wird es anders sein, sie wollte mich zum Essen einladen! Also sage ich in meiner Unschuld: Sie sind zu gütig Aber was war es? Ich sollte ihre jüngere Tochter mit nach Frankfurt nehmen, ein achtzehnjähriges schönes und gar gutes und liebes Kind. Ja, fuhr sie fort, wenn Sie bis Sonntag hier geblieben wären? Ich — (der Platz auf dem Postwagen war schon genommen und bezahlt, ich sehnte mich zurück, ich hatte hier nichts mehr zu verrichten) — aber ich war göttlich groß, ein Strahl der Tugend fuhr durch mein Herz (wahrlich es ist Ernst) ich bedachte, wie sich das Mädchen schon Jahre lang auf die Reise gefreut, wie sich noch nie eine Gelegenheit gefunden, welchen Kummer sie einige Wochen früher gehabt, da, als sie schon im Wagen saß um nach Frankfurt zu reisen, ihre Begleiterin plötzlich ein Hindernis bekam — ich bedachte das alles und antwortete: Wie gerne warte ich bis Sonntag. Nun Freundin, fühlen Sie meine Angst. Mit einem Mädchen zu reisen, das einem nicht bloß fremd ist, sondern auch bekannt, und gegen die man artig sein muß, und nicht einmal allein mit ihr zu reisen, sondern in Begleitung eines Kammermädchens, das ist zu viel für einen sterblichen Doktor. Aber der Himmel half. Entschieden war die Sache noch nicht. Das Mädchen hatte vor einiger Zeit einen Katarrh gehabt und die Großmutter erlaubte nicht, daß sie bei diesem Wetter reise. — Es wird geklingelt. Adieu. Sagen Sie der G., sie soll am Fenster warten, Sonntag, und mich vorbeifahren sehen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Bruchsal, den 18. November 1820.
Samstag Vormittag 11 Uhr.

. . . . Um neun Uhr kam ich hier an. Ich wußte wohl und hatte es Ihnen auch geschrieben, daß der Wagen lange hier liegen bleibt, aber so lange, wer konnte das denken? Morgen Vormittag um zehn Uhr geht er erst weiter, also ein ganzes Tägelchen von vierundzwanzig Stündelein muß ich hier schmachten, und erst Montag abend komme ich nach Hause . . . . Gesungen habe ich vor Ärger. Viel könnte ich Ihnen schreiben, denn Zeit habe ich genug, auch Stoff und Lust gewiß, aber ich bin gar zu schläfrig, bin die Nacht durchgefahren. Da ich von Stuttgart abreiste, hätte ich nicht gedacht, daß meine Freude, Sie wiederzusehen, noch größer werden könnte, aber sie ist es geworden durch die Zögerung. Von Boisserée, von Danneker, von Stuttgart überhaupt, wie gut es mir dort gefallen, wie gern ich daselbst wohnte — mündlich. — — Haben Sie in den neuesten Blättern der Abendzeitung gelesen, was von mir gesagt worden? Das poetische Vieh ist wahrscheinlich ***. Das Distichon hat keinen Sinn, und wenn ja einen, so ist es der: Ich wäre ein Galgenstrick . . . Adieu. Nicht einmal enden kann ich diese Seite nur.

Sechsundzwanzigster Brief.

Stuttgart, Mittwoch den 22. August 1821.

Ich zweifle, daß ich Ihnen heute viel werde schreiben können; zwar geht die Post erst den Abend weg und jetzt ist es noch nicht acht Uhr morgens (um sechs kam ich an), aber ich will sogleich ausgehen, mir ein Privatlogis zu suchen und sonst nötige Besuche zu machen. Ganz munter bin ich und gleiche einem jungen Menschen, der zum ersten Male das väterliche Haus verläßt, mit den schönsten und kühnsten Vorsätzen. Ich weiß, wie Fehler und Tugenden zusammenhängen und sich nachziehen, und daß mir nichts fehlt als Sparsamkeit . . Auch habe ich auf der Herreise schon einen guten Anfang gemacht und dem Postillon kein größeres als das taxmäßige Trinkgeld gegeben. Das Schicksal strafte mich dafür und sagte: Schuster bleib bei deinem Leisten, das heißt — sei nicht ökonomisch; denn als ich

nach Bruchsal kam, bemerkte ich, daß ich meinen Hut verloren, und ich muß mir hier einen neuen kaufen, welcher 8—9 Gulden kostet. — Von Frankfurt nach Bruchsal begleitete mich diesmal eine wirkliche Französin, keine erdichtete wie in der Postschnecke. Sie sprach unaufhörlich und ist eine wahrscheinliche Gouvernante gewesen, denn nicht allein Vesuv und Ätna kamen aus ihrem Munde, zu welcher Bergeshöhe sich auch wohl andere Frauenzimmer erhoben, sondern auch das Wort Hekla, wovon selten ein Frauenzimmer etwas weiß.

— In Bruchsal mußten wir sieben Stunden liegen bleiben und ich hatte dort trübselige Gedanken. Sonst sind wir sehr schnell gefahren. Der nämliche Kondukteur aus der Postschnecke war beim Wagen, und der Narr hat mich nicht geprügelt! — In Darmstadt fand ich in der Wirtsstube den Katalog einer dortigen Leihbibliothek und darin, was folgt:

Nr. 3754. Die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Ludwig Börne.
„ 3755. 2. Band.
„ 3756. 3. Band.
„ 3757. 4. Band.
„ 3758. 5. Band.
„ 3759. 6. Band.
„ 3760. 7. Band.

Hier war die Welt mit Brettern vernagelt, und da sehen Sie, daß nur allein $^7/_{13}$ meiner Schriften und meines Ruhms in Darmstadt fast eine ganze gedruckte Seite einnehmen! Blasen Sie die sieben Bände um, wenn Sie können. — In Heidelberg gesellten sich zwei Bonner Studenten zu uns. Als sie erfuhren, daß ich aus Frankfurt sei, fragte mich der eine: „Nicht wahr, der Börne ist jetzt wieder in Frankfurt?“ Ich antwortete: Nein, denn ich bin es selbst. Er ward ganz rot vor Überraschung .... — — Adieu. Bald wieder.

Wenn in Frankfurt eine Dummheit oder Schlechtigkeit vorfällt, und Sie schreiben mir nichts davon, dann ist es aus mit uns. Ich brauche Zähne für meinen „Bullenbeißer“.

Ich hatte vergessen zu schreiben, daß ich im König von England logiere, und dahin die Briefe zu adressieren sind.

Siebenundzwanzigster Brief.

Stuttgart, den 23. August 1821.

Cottas Frau liegt am Tode, das ganze Haus ist in Verwirrung, ich werde also in geraumer Zeit nicht von Geschäften mit ihm reden können. — — So schönes Wetter giebt es nicht in der Welt mehr, als ich seit meiner Abreise von Frankfurt genieße. Kein Wölkchen von der Größe meines Herzens, Himmel für Himmle, das ist schon viel. — Gestern Mittag nach dem Essen trat einer der Gäste zu mir mit den Worten: „Um Vergebung, nicht wahr, Sie sind ein Geistlicher?" (Wahrscheinlich weil ich schwarz aussah.) „Gerade das Gegenteil," vergaß ich ihm zu antworten, sondern ich sagte: „Nein, es ist ja sehr unbequem ein Geistlicher zu sein," und wandte ihm und dem Gespräche den Rücken zu. — Ich nehme nicht gern Abschied und habe es darum auch bei O. nicht gethan. Entschuldigen Sie mich bei ihnen und sagen Sie, ich nehme nur da gern Abschied, wo ich gern Abschied nehme. — Schicken Sie doch jemand in meine Wohnung und lassen Sie sich die Briefe und Billette, die etwa an mich gekommen sein möchten, ausliefern, öffnen Sie dieselben und schreiben Sie mir kurz den Inhalt, oder wenn es nötig ist, schicken Sie mir sie. Wenn es sein kann, wäre das Postgeld zu ersparen.

Den 25. August.

— Die Wanderjahre habe ich zu Ende gelesen. Das Buch ist besser als Sie meinen, und ich werde mich jetzt daran machen, es zu recensieren. Auch da ist es vortrefflich, wo es, wie im ganzen zweiten Teile, nicht mehr von Goethe spricht, und man durch die geistreiche Bosheit des Verfassers nicht mehr verblendet werden kann. Ich habe über Kunst und Lebenskunst nie schönere Sachen gelesen. Der Verfasser war noch großmütig gegen Goethe, er hätte ihn vernichten können, wenn er gewollt hätte. Er hat nur das Rappier gebraucht statt des Schwertes.

— — Ich bin gestern in die Lesegesellschaft aufgenommen worden, die Frankfurter werden schaudern, wenn sie es erfahren. — Es fallen Kanonenschüsse. Ich zähle sie, es sind nur zwanzig. Also die Königin ist mit einer Prinzessin niedergekommen. Man hat einen Kronprinzen erwartet, und dann wäre hundertundeinmal geschossen worden. Jetzt weiß das unglückliche Land immer noch nicht,

wo es in dreißig Jahren einen Menſch findet, der ſo gefällig ſein wird, es als König zu beherrſchen. Aus meinem Fenſter (ich wohne in der Nähe des Schloſſes) ſehe ich die roten Hofbedienten laufen. Die Friſeurs haben alle Beine voll zu thun und zappeln gewaltig. Welch ein ſchöner Perückenmachermorgen!

Ich habe endlich ein Logis gefunden. Zwei Zimmer, ſehr ſchön, mit der Ausſicht ins Freie koſten nur monatlich zehn Gulden. In Frankfurt zahlte ich fünfzehn. Es iſt aber freilich ſehr natürlich, daß in der Stadt, wo Sie wohnen, alles teuer iſt. Das Abonnement des Mittagstiſches mit Wein, im beſten Wirtshauſe koſtet 42 Kreuzer (in Frankfurt 1 Gulden). Ich werde alſo hier ein reicher Mann werden. Ich komme mir vor wie ein engliſcher Prinz, der auf Reiſen geht, um zu ſparen.

Aber daß ich mich gleich mit Ihnen auf einen reſpektabeln Fuß ſetze — ich ſchreibe Ihnen nie eher, als bis ich auf meinen vorigen Brief jedesmal Antwort erhalten habe. Herüber und hinüber, das muß gehen wie im Dreſchertakt. Meine Briefe liegen noch in den Windeln, ſie werden aber ſchon wachſen . . . .

Achtundzwanzigſter Brief.

Stuttgart, den 26. Auguſt 1821.

. . . . Und Sie haben wirklich an die Poſtſchnecke gedacht und waren beſorgt um mich? Was hätte der zu fürchten, der Sie verläßt, das Schlimmſte iſt ihm ſchon widerfahren! Da Sie über den Verluſt meines Hutes gelacht haben, ſo wage ich, Ihnen noch etwas anderes zu geſtehen. Ach, meine ſchwarzſeidene Weſte iſt ſo zerriſſen, daß ich ſie nicht mehr tragen kann. Die rohe Seide hing mir geſtern am Leibe herab, daß ich ausſah wie eine Lyoner Fabrik. Iſt das aber auch ein Wunder? Trägt man eine ſo gute Weſte auf dem Poſtwagen? Ach . . ., und meinen guten Feuerſtahl, den ich mir vor meiner Abreiſe bei Crede gekauft, habe ich auch verloren, oder vielleicht in Frankfurt liegen laſſen. Ach . . ., und mein Herz habe ich auch verloren, geſtern im Schloßgarten — ſie hatte aber auch gar zu große Ähnlichkeit mit Ihnen, ſie hat ſich vor zwei jungen Enten gefürchtet, die ihr nachgelaufen ſind, und da habe ich huſch! gerufen und habe ihren Füßen das Leben gerettet, da dankte ſie mir mit thränenden Augen, ich konnte nicht widerſtehen.

Von *** haben Sie mir nicht geschrieben. Wenn es schlimmer mit ihm werden sollte, möchte ich nicht plötzlich erfahren, daß er gestorben ist, darum geben Sie mir Nachricht. — Heute morgen habe ich in Kannstadt mit *** gefrühstückt. Sie lebt dort im Bade. Ich kann Ihnen nicht genug beschreiben, wie schön es da ist. — Gestern nachmittag begegnete mir im Freien ein Engländer zu Pferde, in der rechten Hand einen Teller tragend, worauf ein gefülltes Weinglas stand. Er hatte um hundert Napoleon gewettet, eine Stunde lang zu reiten, ohne einen Tropfen Wein zu verschütten. Da er langsam ritt, so folgten eine Menge Menschen hinter ihm her. Er verlor die Wette durch eine List seines Gegners. Dieser hatte nämlich veranstaltet, daß ein Esel mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe und Brille auf der Nase plötzlich über den Weg kam. Darüber mußte der Reiter lachen und das Glas schwabbelte über. Die ganze Stadt ist entzückt von dieser Tollheit. — Es erscheinen zwei Bände Nachträge zum Konversationslexikon, worin auch ich vorkomme, wie mir ein Bekannter versichert, der das Verzeichnis der neuen Artikel in der Ankündigung gelesen hat. Was wird von mir gesagt werden? Ich freue mich auf jeden Fall, daß meine Biographie nicht von Ihnen verfaßt worden ist.

Gestern habe ich die Frau Huber besucht und ihr einen Artikel fürs Morgenblatt gebracht, ein ganz kleines Artikelchen, mit einem stillen Gedanken können Sie es umblasen. Ich fürchte aber, es wird nicht aufgenommen, wegen einer politischen Neckerei die darin steht . . . .

Die Huber ist eine recht angenehme geschwätzige Frau, auch geistvoll, so viel es eine Frau sein kann. Sie kommt in alle großen Zirkel wegen ihrer Unterhaltungsgabe, und sie wird von allen Fremden besucht. Über meine Artikel im Morgenblatte hat sie sich sehr lobpreisend ausgelassen, sie sagte, es wäre alles immer darauf gespannt gewesen, und ihr selbst hätten immer die Manschetten gewackelt beim Lesen. Den Epigrammatisten Haug habe ich bei ihr getroffen und kennen gelernt. Er ist ein alter dicker Mann, und sie redete ihn immer an: Holdester Haug! — Ich habe schon mehrere Bekanntschaften mit Gelehrten gemacht und Einladungen erhalten, habe aber noch keinen besucht. — Weiß man in Frankfurt, daß ich nicht mehr zurückkomme, und was sagt man dazu? Ich habe mir geschworen, nicht eher zurückzukehren, als bis ich Ihnen zweiundfünfzig Briefe werde geschrieben haben und auch dann nicht, wenn

es sich einrichten läßt, uns an einem dritten Orte zu sehen. Warum ich gerade bei Annäherung des Winters Sie verlassen habe! Schon lagern sich die Herbstnebel auf den Bergen, die ich aus meinem Fenster sehe, und nur bei Sonnenschein vergesse ich Sie zuweilen. — . . . . Da ist Ihr Brief. Unorthographischer Engel, schreiben Sie mir nur ja recht viele Fehler, wenn Sie mich glücklich machen wollen, aber immer nur solche, wo Sie Buchstaben zu viel statt zu wenig setzen, dadurch werden Ihre Briefe größer. Ich habe den Namen derjenigen Person, die Sie besucht und Ihnen erzählt hat, daß ihr Mann den Jean Paul lese, mit aller Mühe nicht herausbuchstabieren können; Sie müssen deutlicher schreiben, Frau Adelung!

Daß ich ins Konversationslexikon komme, ist keine sonderliche Ehre. Ich habe gestern das Verzeichnis der neuen Artikel gelesen. *** und dergleichen Menschen kommen darin vor. — Vielleicht schreibe ich wirklich einen zweiten Teil der Postschnecke. — Es thäte mir leid, wenn ich jetzt ins Frankfurter Lesekabinett aufgenommen würde, wozu Dr. Elsässer Hoffnung giebt. Ich hatte mir vorgenommen den Herren den Text zu lesen.

Die Huber hat gewaltig losgezogen gegen die Wanderjahre, ich aber war mäuschenstill, ich liebe das mündliche Widersprechen nicht.

Neunundzwanzigster Brief.

Stuttgart, den 3. September 1821.

Meine Berge glänzen in der Morgensonne, und meine Augen in der schönsten Hoffnung, denn heute kann ich einen Brief von Ihnen erhalten. Ich habe wenigstens drei gute Tage in jeder Woche, den einen, an dem ich Ihnen schreibe, den zweiten, wenn ich weiß, daß mein Brief ankommt, und den dritten, wenn ich den Ihrigen erhalte. Aber das soll nicht heißen, das Sie mir alle acht Tage nur einmal zu schreiben brauchen, selbst die Waisenkinder in Frankfurt werden zweimal in der Woche spazieren geführt. Doch vom Nötigsten. Ich platze nächstens. In meinem Testamente vermache ich Ihnen aber meine schöne Leber. Die Spannung zwischen meinen Knopflöchern und meinen Knöpfen wird täglich größer, und ich sehe, daß eine förmliche Ehescheidung nicht ausbleiben kann. Die gerösteten Spätzler allein hätten das nicht gethan, aber der Träubcheskuchen und die hundert anderen Herrlichkeiten, die ich täglich in mein Fleisch

und Blut verwandle! Was Shakespeare unter den Dichtern ist, was Sie sind unter den Frauen, das ist der hiesige Wirtstisch im König von England unter den Wirtstischen. In den zwölf Tagen, daß ich hier bin, habe ich nicht einen Tag gegessen, was den anderen. Die mannigfaltigsten Suppen, die ausgesuchtesten Mehlspeisen, das herrlichste Dessert, in steter Abwechselung. Es ist schon viel wienerische Sinnlichkeit hier, man sieht Dickbäuche und glänzende mit Butter geschmierte Gesichter. Auch viel südliche Lebhaftigkeit. Unter den etlichen dreißig Menschen am Tische ist ein solcher Lärm, als man in Frankfurt nicht hört, wenn viele Hundert beisammen sind. Die schwäbische Mundart, die hier jedermann spricht, läßt mich gar nicht aus einer gewissen Täuschung kommen. Bei uns redet jeder gebildete Mensch hochdeutsch, wenn ich mich nun hier mit Unbekannten unterhalte, die etwa wie Sachsenhäuser sprechen, nicht so schlecht, aber so eigentümlich in der Aussprache, dann wundere ich mich immer wieder von neuem, zu erfahren, daß es Gelehrte waren.

Ich bin fleißig, ein meisterhafter politischer Aufsatz wird heute geendigt. Noch in dieser Woche werde ich die ersten Bogen für die Wage nach Tübingen schicken. Ich lasse ein Doppelheft drucken, und womöglich nur eigene Sachen. Doch habe ich im Notfall eine sehr gute politische Abhandlung in französischer Sprache, die mir jemand in Frankfurt mitgeteilt, und die ich, wenn ich sie übersetze, mit Noten begleiten werde. Gegen Goethe wird bei Gelegenheit der Wanderjahre losgezogen. Ich ärgere mich nur, daß Sie die Wage nicht früher, als alle Welt werden zu lesen bekommen. Aber noch sechs Wochen kann die Geschichte währen.

Einen Professor Lindner habe ich kennen gelernt, der nächst Weitzel der beste deutsche politische Schriftsteller ist. Er sagte mir, Genz in Wien habe ihm gesagt: „einen einzigen politischen Schriftsteller habt ihr unter euch, der seine Sache versteht, der Dr. Börne.“ Und ferner habe Genz gefragt, wer eine gewisse Madame *** wäre, von der man in den kaiserlichen Erbstaaten so viel spräche? Ich ward über und über rot. — Soeben lasse ich mir den ersten Napoleon wechseln, und ich bekam nicht mehr als 24 Kreuzer Agio. In Frankfurt haben sie mich 37 Kreuzer gekostet, ich werde also an zehn Stück, die ich habe, 2 Gulden 10 Kreuzer verlieren. Ich bin ein ruinierter Mensch! — Mein verlorener Hut ist wieder da. In Bruchsal wurde der Postwagen gewechselt und ich vergaß den Hut aus dem Wagen zu nehmen, als ich danach sah war der Wagen fort. Ich ließ im

Posthause meine Adresse zurück und vor einigen Tagen schickte man mir den Hut. Er war in Karlsruhe und Straßburg und hat mir die schönsten Neuigkeiten erzählt. — Wenn kein Brief von Ihnen kommt, werde ich pöbelhaft. — An meinem Tische habe ich einen Serviettenring von Pappe mit meinem Namen von goldenen Buchstaben. Wie heiße ich? v. Born, also Herr v. Born, merken Sie sich's. — Erst einmal war ich hier im Theater, im Joseph. Da sang ein gewisser Bader aus Berlin. Der singt! Ich habe nie desgleichen gehört. Viel besser als Wild. — — Da ist Ihr Brief! Sie können sich vorstellen, wie garstig die Briefträgerin sein muß, daß ich ihr nicht um den Hals falle und sie küsse. Und nun in Ordnung geantwortet, wie ein Philister. Sie lernen Geographie und Geschichte? Sie sind Närrin genug dazu. Politik brauchen Sie nicht zu lernen, Sie verstehen die Regierungskunst nur gar zu gut.

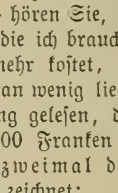
Sie haben eine ganz falsche Ansicht von meinen Verhältnissen. Ich brauche ja keine besonderen Hilfsquellen, um auch entfernt von Frankfurt leben zu können. Ich kann überall arbeiten und meine Arbeiten werden mir überall gut bezahlt. Nach Paris zu gehen wäre freilich für mich das vorteilhafteste, denn solche Arbeiten, wie ich sie dort machen kann, sind hier nicht ausführbar. Bedenken Sie, daß mir Cotta für Korrespondenzen in seine Blätter vor zwei Jahren 3000 Gulden jährlich zugesagt. Aber hier in Stuttgart kann ich natürlich nicht korrespondieren. Auch die Neckarzeitung will mich zum Korrespondenten in Paris annehmen, was ich neben Cotta betreiben könnte . . Dieses alles abgerechnet, würden in Paris selbst sich genug Hilfsquellen für mich finden. Ich habe hier die französischen Blätter, sowohl die politischen, als die belletristischen genau studiert, und habe, ohne mir was vorzuschmeicheln, gefunden, daß ich besser schreibe als alle, wenigstens besser als die Liberalen (die Ultras haben wirklich größere Talente). Auch leben jetzt in Paris Franzosen von Einfluß, die ich von Frankfurt aus kenne, welche vor zwei Jahren noch nicht dort waren, und die mir, schon aus Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, mit der sie als ehemalige Verbannte in Deutschland behandelt worden, aus allen Kräften forthelfen würden. — —

Sagen Sie dem *** er solle ruhig sein, ich glaube nicht, daß es zum Krieg komme.

Dreißigster Brief.

Stuttgart, den 6. September 1821.

Es ist Vormittag, und da sollte ich eigentlich arbeiten — ich will aber noch den ordentlichen Menschen sehen, der, wenn er sich vergnügen kann, ohne sein Zimmer zu verlassen, nicht zuweilen seine Pflicht versäumte. Ich bin jetzt schon an Nr. 5 meiner Briefe, zittern Sie nicht, daß es der 7 zugeht, der bösen 7, über die hinaus ich es in Paris nicht habe bringen können? Als ich damals Nr. 5 schrieb, dachte ich noch so wenig ans Umkehren, als ich heute daran denke, und wer weiß, was Ihnen bevorsteht. Seien Sie ruhig, ich scherze bloß, es bleibt bei zweiundfünfzig. Sobald Sie diesen Brief erhalten, lassen Sie sämtliche *** und wer noch sonst von der Gesellschaft ist, zu sich kommen, setzen sie um den Tisch, geben jedem Papier und Bleistift, und — hören Sie, was zu thun ist. Ihr könnt mir 1500 Franken schaffen, die ich brauche, um nach Paris zu reisen, ohne daß es euch etwas mehr kostet, als euch eine halbe Stunde den Kopf zu zerbrechen, woran wenig liegt. Ich habe nämlich gestern in einer französischen Zeitung gelesen, daß ein Freund der Wissenschaften einen Preis von 500 Franken demjenigen zusagt, der in einem Zuge und ohne zweimal den nämlichen Punkt zu berühren, folgende Figur zeichnet:



Seid nur ein einziges Mal gescheit, löst mir die Aufgabe, so hätte ich denn 500 Franken. Ferner hat ein Pariser Bürger einen jährlichen Preis von 1000 Franken für denjenigen bestimmt, der innerhalb des Jahres die tugendhafteste Handlung im Departement der Seine begeht. Am 1. Juli 1822 wird dieser Preis zum ersten Male von der Akademie ausgeteilt. Kinder seid nicht dumm, besinnt euch auf eine tugendhafte Handlung, die nicht übertroffen werden kann, ich eile nach Paris, begehe sie, und streiche meine 1000 Franken ein. Welch ein Glück, daß ich diese wichtigen Sachen in der Zeitung nicht übersehen habe! — Vorgestern war ich auf dem Kasinoball, den man wegen der Geburtstagsfeier der Königin gab. Ich Narr hatte eine blauseidene Unterweste angezogen! . . Sie sehen,

es hilft nichts, Ihre Nähe zu meiden, man kann auch anderswo den Verstand verlieren. Getanzt habe ich wie ein Gott. Der himmelblauen Weste konnte kein weibliches Herz widerstehen. — Haben Sie mein Artikelchen im Morgenblatt gelesen? Mir sind fast die Thränen in die Augen gekommen, es ist das erste, was ich habe drucken lassen, ohne es Ihnen vorher zu zeigen. Es muß doch etwas in meinen kleinen Schriften sein, was Talent zu einem Romane verrät. Der Dichter Haug hat mich auch gefragt, warum ich keinen Roman schreibe. Wer nur Zeit, nämlich Geld hätte! — Ich lebe hier wie ein Anachoret. Um fünf Uhr wird aufgestanden und bis sieben Uhr gearbeitet, dann eine Tasse Thee ohne Zucker und Milch getrunken, dann gearbeitet bis 1 Uhr, dann ein Löffel Suppe genommen. Nach Tische gehe ich eine Stunde ins Museum, dann wird gearbeitet bis fünf, von fünf bis sieben Uhr gehe ich in den einsamen Wegen des Schloßgartens spazieren und trinke irgendwo ein Glas Bier, dann nach Hause und gearbeitet bis Mitternacht, worauf ich ein paar Stündchen schlafe. — — Das ist schon wieder ein glücklicher Tag und wahrhaftig, ich habe heute nicht einmal einen Brief erwartet... Wenn nur die Post nicht gerade Vormittag käme, ich gestehe, es stört mich im arbeiten. Ehe der Brief kommt, peinigt mich der Durst, und ist er da, zerstreut mich der Rausch. Soll ich arbeiten und an Not denken, während ich selig bin? Fahren Sie nur so fort, liebe Seele, das Glück ist auch eine Tugend, machen Sie mich tugendhaft.

Einunddreißigster Brief.

Stuttgart, den 11. September 1821.

. . . . Gestern habe ich den ersten Aufsatz für meine Wage geendigt, drei meiner Bogen aufs engste geschrieben — denken Sie, denken Sie! Wenn die Briefträgerin kommt, werde ich ihr Ehre erzeigen und ihr sagen: guten Morgen Mamsell! Sie Närrin machen Ihre Briefe frei, ich habe nur einen Kreuzer Botenlohn für jeden zu zahlen, und da muß ich immer lachen, wenn mir beifällt, daß mich das langweiligste Buch mehrere Gulden kostet, und einer Ihrer Briefe nicht mehr als ein Kreuzer! Wenn Sie nicht aufhören, Ihre Briefe zu frankieren, schwöre ich Ihnen, daß ich der Briefträgerin jedesmal drei Batzen schenken, und also Ihre Absicht, mir Geld zu sparen, doch vereiteln werde.

In Müllners Litteraturblatt steht die Recension von Hohenlohe abgedruckt, die Sie schon im Manuskripte gelesen. Was sagen die Leute zu meiner unerschöpflichen Thätigkeit? Die Thoren, sie dachten wohl, der Löwe sei gestorben, weil er nicht brüllte! Gestern abend hörte ich die diebische Elster von Rossini, mit einer Ouverture, worin ärger getrommelt wird, als bei der Frankfurter Thorsperre.

. . Was macht mir meine Wäsche für Kummer. Nie habe ich meine Wäsche selbst besorgt, und jetzt muß ich sie bei der Ablieferung zuzählen und aufschreiben, und beim Empfange nachzählen, daß ich rot werde und glaube, die Musen kichern zu hören. — Da ist Ihr Kreuzerbrief! . . . Sie können sich darauf verlassen, daß ich ohne die reiflichste Überlegung aller Vorteile und Nachteile nicht nach Paris gehen, und daß ich auf jeden Fall alle meine Gründe und Berechnungen zuvor Ihnen mitteilen werde. Paris scheint für meine Schriftstellerart und Geistesbeschaffenheit geeignet zu sein. Die schöpferische Kraft, die sich den Stoff selbst bildet, fehlt mir, ich muß einen Stoff vorfinden, und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Oder um nicht ungerecht gegen mich zu sein, ich könnte wohl auch etwas, was noch nicht da ist, aus mir hervorrufen, ich habe aber keine Teilnahme für Geschöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was schon lebendig außer mir besteht. Ich bin zu deutsch, zu philosophisch, zu empfindungsvoll, und so gäbe mir Paris außer dem Stoff, auch die erforderliche Leichtfertigkeit im Denken und Schreiben. Zum Beispiel ich schreibe mit Ernst und Fleiß auch nur die Wage; ich wüßte wahrhaftig nicht, mit den besten Vorsätzen zur Ausdauer, wie ich sie in Deutschland im Gange erhalten könnte. Theater? Litteratur? Sitten? Alles Karikatur, nichts Großes, nichts Mannigfaltiges, selbst im Schlechten und Lächerlichen. Und soll man immer tadeln, immer spotten? Das ermüdet den Schriftsteller wie den Leser. Und gar die Politik? Man gewinnt in Deutschland keine richtige und klare Ansicht. Selbst ich, der ich doch besser bin wie viele andere, bin doch nur ein Metaphysiker in der Politik, den ein Franzose auslachen würde. Der Aufenthalt in Paris ist auch meiner Gemütsart gesund. Weil ich so sehr leidenschaftlich und reizbar bin, muß ich in einer Welt leben, die noch reizbarer und leidenschaftlicher ist als ich. Dieses Gewimmel von allen Seiten hält mich im Gleichgewicht. Wenn es recht lärmt und tobt um mich her, dann bin ich am ruhigsten. Wenn ich in Deutschland lebe, lebe ich nur in Deutschland, und das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart,

in München, in Berlin. Bin ich aber in Paris, so bin ich in ganz Europa. Dort fühlt man eigentlich erst, daß man keine festgewurzelte Pflanze ist, sondern, daß man Beine hat. Glauben Sie nicht etwa, daß mich Paris in der Art lockt, wie es andere Zerstreuungssüchtige Menschen anzieht; ich habe nie stiller, eingezogener und sittsamer gelebt als dort. Mich fesselt jenes tolle Leben, wie schöne Gegenden den Landschaftsmaler, weil er sie mit künstlerischem Auge auffaßt. Das ist übrigens nur eine Theorie, die meinen Entschluß nicht leiten soll. Ich werde bei allem, was ich thue, mit Zahlen rechnen.

— R. könnte Ihnen wohl das Morgenblatt mitbringen. Ich hätte nicht geglaubt, daß jemand was Schönes an meinem Berichte finden würde. Ich habe viel Glück, nur nicht mit Ihnen.

Die Mehlspeisen, die es hier giebt! dürfte ich nur davon sprechen, ohne Sie zu beleidigen!

Zweiunddreißigster Brief.

Stuttgart, den 13. September 1821.

. . . . Sie haben Müllners Briefchen gelesen. Machen wir uns nicht wechselseitig sehr artige Komplimente? Ich hatte ihm geschrieben, in Bezug auf die sanfte Weise, mit der er von der Wage gesprochen: „Milde war immer die Beglaubigung der Kraft.“ Und er schrieb mir, ich gäbe einen neuen Beweis, „daß ein geistreicher und gewandter Gegner der beste ist.“ Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es heraus. — Lesen Sie die Postzeitung vom 9. September, was unter dem Artikel Bremen von den Griechen erzählt wird. Es giebt nichts Rührenderes, das hat mich in der tiefsten Seele erschüttert. Lesen Sie es ja.

Ich schrieb Ihnen von dem hiesigen Judenvorstande, der sich mit mir beraten wollte. Am bezeichneten Tage führte man mich zum Haupte der Vorsteher, der *** heißt, und Vater desjenigen *** ist, dessen Frau dem Dr. R. so sehr gefiel. Der Alte *** lebt in . . ., ist jetzt bloß wegen der jüdischen Angelegenheiten in Stuttgart, und wohnt im Hause seines Sohnes. Als wir kaum von unserer Sache zu sprechen angefangen hatten, geht die Thüre auf, und die junge Frau, die eben von ihrer Reise zurückgekommen war, tritt ins Zimmer. Ich hatte mir schon, sobald Sie mir von ihr geschrieben, vorgenommen,

sie nach allen Regeln der Kriegskunst zu belagern, und ich eröffnete sogleich den Feldzug. Ich stellte mich ganz verblendet und betäubt, und spielte so gut, daß ich nichts sah noch hörte und nicht urteilen kann, ob sie wirklich so schön ist, als auch hier die Leute sagen. Um die Familienscene des Willkommens nicht zu stören, ging ich gleich fort, und wußte mich so geschickt zu betragen, daß ich im Vorbeitaumeln das Lieblingskind der Mutter umwarf, welches heftig weinte. Ich dächte, der Anfang war gut.

Den 14. September.

— — Die *** schrieb man hierher, fiele ihrem Manne alle Augenblicke um den Hals und küsse ihn, darüber spottet man und man schilt die Heuchlerin. Eine Frau, die mich nicht leiden könnte, hätte aber für mich etwas Pikantes, die könnte ich zu Tode ärgern. Aber eine Frau, die ihren Mann liebt und nicht liebenswürdig ist, das ist schrecklich. — Vor einigen Tagen lernte ich einen gewissen Weisser kennen, einen bekannten Dichter. Wir sprachen von Goethe und den falschen Wanderjahren. Er nickte mir Beifall zu und war sehr aufmerksam. Ich, geschmeichelt, gerate in Feuer und rede eine ganze halbe Stunde über und gegen Goethe. Er gab mir in allem recht. Endlich merke ich, daß er stocktaub ist, er hatte mir kein Wort verstanden.

Den 15. September, Samstag.

Nicht wahr, unser Briefwechsel geht wie am Schnürchen? Aber diese ihre Ordnung ängstigt mich Ihretwillen. Wenn auch Ihr Brief einmal am bestimmten Tage ausbliebe, so würde ich darum nicht besorgt sein. Höchstens würde ich denken, Sie hätten Verdruß, weil irgend einem armen Teufel in Lappland der Finger weh thut. Aber ich bin keine so gute Seele, das wissen Sie, und wenn ich einmal zur gewöhnlichen Zeit nicht schreibe, möchten Sie denken, ich sei krank oder es wäre mir sonst etwas Unangenehmes begegnet. Seien Sie nicht gleich so unruhig, wer kann denn alle Hindernisse voraus berechnen. Aber bei der eingeführten Ordnung, daß am Tage, wo wir einen Brief empfangen, auch sogleich die Antwort wieder abgeht, wollen wie beharren. Überraschung ist schön, aber Gewißheit ist schöner. — Ein schon früher angekündigtes Buch von Görres: Europa und die Revolution, ist, so viel ich merke, vor einiger Zeit erschienen, es wird aber geheim gehalten und ich konnte nichts

Gewisses darüber erfahren. Sagen Sie doch dem Dr. R., er solle sich bei Eichenberg danach erkundigen. — — Die Stunde der Post ist vorüber und ich habe keinen Brief. Hat also wirklich ein Lappländer etwas Kopfweh? Ich mache Ihnen aber keine Vorwürfe, Sie sind nur zu gut gegen mich. Sie haben mich verwöhnt.

Dreiunddreißigster Brief.

Stuttgart, Sonntag den 16. Sept. 1821.

Vielleicht bin ich heute glücklicher als gestern, und ein Brief kommt .... Kling, kling, kling! Da ist er. Guten Morgen, Herr Brief. Lassen Sie sich einmal ansehen, wie groß Sie sind. Nur vier Seiten, der Teufel soll Sie holen ..... Wenn Sie glauben, die kleinen Sachen, die Sie von mir besitzen, wären des Druckens wert, so lassen Sie dieselben immerhin auf die angegebene Art abschreiben; auch die Rheinbriefe. — — Ich lebe sehr einförmig. Die Lesegesellschaft besuche ich viel. Die Anstalt ist vortrefflich; alle möglichen Zeitungen, Journale und Bücher. Das habe ich doch in Frankfurt nicht gehabt. Die vielen Journale, die ich durchlaufe, geben mir eine bessere Einsicht in politischen Dingen, als ich vorher hatte. Alle Tage geht in meinem Kopfe ein Licht mehr auf. Ach, wie dumm sind die deutschen politischen Schriftsteller, mit den französischen verglichen! Wenn ich nur nicht so schrecklich unwissend wäre, mehr von Geschichte, Statistik, Staatsrecht wüßte, ich wollte den Leuten zeigen, wie man Politik schreiben muß. Zum Glück habe ich einen Instinkt wie ein Vieh, der mich das Gehörige auffinden läßt. Ich schreibe oft über Dinge, die ich gar nicht verstehe, wie im magnetischen Schlafe. Ist die Sache fertig, und ich überlese sie im wachenden Zustande, begreife ich gar nicht, wie ich dazu gekommen bin. Aber die übrigen politischen Schriftsteller, die keine Nachtwandler sind, bleiben immer auf ebener Erde, und wollen sie sich einmal erheben, purzeln sie herab.

Eine wunderbare magnetische Geschichte, die sich vor einigen Jahren hier ereignet hat und von einem Dr. Römer beschrieben worden ist, bin ich im Begriffe zu recensieren. Ich habe schon viel dummes in der Art gelesen, aber das übertrifft alles. Das junge Mädchen macht lange Reisen in den Mond, die Juno und andere Sterne, und erzählt sie. Darüber ein dickes Buch. In der Juno-

ist es prächtig, aber im Monde hat es ihr nicht gefallen. Da schreit sie immer: Wau, wau! hu, hu! Ich will mich gehörig darüber lustig machen. — Mittwoch fängt die Lotterieziehung an. Wenn ich gewinne, verliere ich den Verstand und fange meinen Brief mit folgenden Worten an: Wau, wau! hu, hu!

Vierunddreißigster Brief.

Stuttgart, den 20. September 1821.

. . . . Vorgestern war ich zu einem großen Thee bei *** eingeladen. An Herren Stadtdirektoren, Oberzahlmeistern des Königs, schönen Weibern gutem Wein, hat es dort zwar nicht gefehlt, aber an Unterhaltung ziemlich. Die Frau *** ist gar nicht so schön als man mir erzählt, sie gefällt mir nicht, und da mir daher nichts daran liegt, sie zu erobern, war ich sehr freundlich und artig gegen sie. — Gefällt Ihnen die hier herrschende Sitte, daß man verheiratete Frauen, und wären sie noch so jung und schön, auf öffentlichen Bällen nicht zum Tanze auffordert? Ich schließe daraus, daß es hier schwer ist, ein Mädchen an den Mann zu bringen, und sich darum die Mütter des Tanzens enthalten, um die Berührungen ihrer Töchter mit Herren nicht noch seltener zu machen. Darunter muß nun alles leiden, was eine Haube trägt. Ich habe auf dem letzten Kasinoball bemerkt, daß die Frau ***, die doch erst zwanzig Jahre alt ist, sitzen blieb. Ich neckte sie damit und sie lachte. An öffentlichen Lustbarkeiten ist hier kein Mangel, Winters und Sommers geht kein Tag leer aus. Viermal in der Woche Theater, einmal Konzert, einmal Damenunterhaltung im Museum. Letztere besteht in einem Thé dansant, der nur bis zehn Uhr dauert. Es ist dabei die artige Einrichtung getroffen, daß größere und kleinere Zirkel an besonderen Tischen Thee trinken, wozu die Wirtin ihre Bekannten einladet, gleich wie im Hause. Alle einige Wochen ist großer Ball. Das Theater wird von Männern und Frauen unausgesetzt besucht, was mir schon lästig war, denn an Theaterabenden findet man niemand zu Hause, und ich weiß dann nicht, was ich thun soll.

Den 21. September.

. . . . . Cotta reist wieder auf seine Güter, wird aber bald zurückkommen. Ich habe ihn nur in Gegenwart von anderen gesprochen. Er fragte mich, ob ich keine Lust hätte, das hiesige Theater

im Morgenblatte zu kritisieren. Das habe ich aber aus dem Stegreife abgeschlagen. Soll ich mir neue Feinde machen? Von neuen Stücken zuweilen zu reden, erbot ich mich. — Robert aus Karlsruhe will hierher kommen. Er hat mein Hiersein erfahren, und da hat er einen Plan ausgeheckt, mit mir und noch einem, eine Art Almanach, ich glaube einen politischen, herauszugeben, und um darüber zu sprechen, will er herkommen. Gehorsamer Diener! Er erzählte jemanden, ich hätte ihm einen Brief von nur wenigen Zeilen geschrieben, aber voller Witz. (Ich hatte ihn gelobt darin.)

Ach, was sind die Bücher für eine Wohlthat! Man lernt sie, wie die Gesundheit, erst schätzen, wenn sie einem fehlen. In der ersten Zeit mangelte es mir daran, jetzt aber habe ich welche, und nach meinem Geschmacke. — Jetzt fängt bald die trübe Zeit an, zwischen Einheizen und nicht Einheizen, und wenn diese gar, wie bei mir, mit der Zeit zwischen Geld und nicht Geld zusammenfällt, so ist das noch betrübter. Aber wir haben jetzt sicher schon in der Lotterie gewonnen. Gestern Donnerstag juckte es mich stark an der Stirne, und daß bedeutet immer Glück; außer der Ehe, daß man Geld gewonnen, und in der Ehe, daß man eine Frau verloren hat. — Ich armer Schelm bin lustig, wie ich merke, aber ich war es gestern auch, und habe mit Thränen geendigt. Der Lateiner sagt, nemo ante obitum beatus, das heißt, es ist keiner glücklich ehe die Post gekommen. — Kling, kling, kling . . . ., nicht war, meine Mehlspeisen die behagen Ihnen? Weil wir gerade vom Essen sprechen — acht Tage lang saß mir am Wirtstische ein Fremder gegenüber, dessen Art zu essen ich in einem kleinen Aufsatze geschildert habe. So ein merkwürdiger Esser ist mir noch nicht vorgekommen. In einigen Tagen erhalten Sie die Schilderung sauber abgeschrieben. — — Sie verstehen viel vom Rechnen. Alle Briefe, die Sie von mir haben, betragen noch keine drei Bogen. Thut aber nichts, ich werde dazu fügen. Schreiben Sie sie nach Gutdünken ab; es eilt aber nicht so. Seien Sie nur ganz ruhig, es soll niemand erfahren noch merken, daß die Briefe an Sie gerichtet waren. Ich werde sie nennen: „Briefe an ein dummes Frauenzimmer." Eigentlich erscheinen sie ja erst nach Ihrem Tode; denn mit Ihrer Ängstlichkeit sind Sie ganz wie verrückt und die Tollen werden im bürgerlichen Leben als tot angesehen. Soviel sage ich Ihnen vorher, und ich versichere Sie dessen auf Ehre, daß in den Rheinbriefen der ganze Streit beschrieben wird, den ich mit Ihnen gehabt auf unserer Reise. Die Leser sollen urteilen wer recht hatte.

Für die Wage beschäftigt mich noch immer die Übersetzung eines großen französischen Aufsatzes, dann kommt sie in den Druck. — Ich habe Cotta sehr gebeten, mir gelegentlich ein französisches Werk zum Übersetzen zu geben. Anmerkungen dazu. Das würde mir wirklich viele Freude machen. Ich lasse das Buch in Schweinsleder binden und schicke es Ihnen. Dann können Sie blasen wie der Nordwind — es fällt doch nicht um. Wie will ich lachen!

Fünfunddreißigster Brief.

Stuttgart, den 26. September 1821.

. . . . Sie nehmen sich gut aus in der Kutte, ich habe Sie wahrhaftig nicht erkannt. Sie predigen wie ein leibhaftiger Kapuziner. Warum haben Sie mir nicht gleich Ihren Strick geschickt, daß ich mir daran aufhänge? Ich bin so ein ordentlicher Mensch geworden, daß ich mich oft vor den Spiegel stelle und hineinfrage: Bist du es wirklich? Und Sie lesen mir den Text . . . . . .

Sie widersprechen sich. Sie sind überzeugt von meiner Fähigkeit, und verzweifeln doch an meinem Fortkommen . . . . . .

Geschieht es nicht im Morgenblatt, so denke ich wenigstens in den nächsten Wageheften etwas über das hiesige Schauspiel zu sagen. Ein neues Stück von Houwald, das ich aufführen gesehen, (Fluch und Segen), hat mir Stoff und Lust gegeben. . . . . — Wenn ich die Rheinbriefe drucken lasse, so erhalten Sie Almanachformat . . . . Alle diese Versplitterungen machen mir wenig Freude. Wenn ich Zeit, das heißt Geld hätte, schriebe ich einen Roman. Dazu hätte ich eine wahre Wut. Während dem Essen beschäftige ich mich immerfort, die vielen Fremden die ich am Tische kennen lerne, einen nach dem anderen, in meinem Sinne abzumalen. Und das geht ganz herrlich. Nur zu sentimentalen Charakteren hätte ich keine Fähigkeit, mehr zu humoristischen, obzwar mit dem Lachen nichts näher verwandt ist als das Weinen. Doch ginge das vielleicht auch. In der Welt ist alles so voller Widersprüche, zwischen unseren Verhältnissen und Wünschen, zwischen unseren Sitten und Staatseinrichtungen, zwischen unserem Geiste und Charakter, zwischen unserem Wollen und unserem Können ist so viel Uneinigkeit, daß alle Menschen im satirischem Lichte erscheinen. Das Unglück selbst ist lächerlich. Nur Jugend und Liebe geben sentimentalen Stoff, aber der Romanschreiber,

der sie auffassen will, muß selbst ein glücklich Liebender und einmal jung gewesen sein. Seit einigen Tagen sitzt ein Knabe von 16 Jahren mir bei Tische gegenüber, neben ihm sein bejahrter Vater oder Hofmeister, mit dem er wie mit einem Kameraden spricht und roten Wein trinkt. So ein Gustav in Jean Paul. Schön, liebenswürdig, reich, selig lächelnd und zitternd vor Überkraft des Lebens. Ach, vieles ist schön in der Welt, die Schönheit, sie, die Macht, Italien, der Reichtum, die Weisheit, selbst die Entsagung; aber das Schönste ist doch die Jugend. Der Genuß dieser ist mit einem späteren Leben, voll Not und Schmerzen nicht zu teuer bezahlt.

— — Was nur mein Vater mit Murhard zu thun hat? Wahrscheinlich läßt er ihn in Judensachen arbeiten. — Sie werden sich doch mit dem Abschreiben meiner Papiere nicht so sehr anstrengen? Es eilt ja gar nicht so. — Die Bücher, die ich haben möchte, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe bezeichnen. Ihre Absendung geschieht doch wohl nicht sobald und vielleicht bringt sie mir mein Vater mit.

Den 27. September.

Ich fahre heute fort. Die Abschrift des Eßkünstlers hat mich verhindert Ihnen gestern schon zu antworten, wie ich es bisher gewohnt war. Erquicken Sie sich an ihm, nicht einen einzigen Zug habe ich erfunden. Das Original, das mir zu meiner Schilderung gedient, hieß ***, ein Beamter aus ***. Die Handknöchel thun mir weh vom Abschreiben, ich werde die Seite nicht herunter bekommen — — — kann nicht mehr, Adieu. — —

Sechsunddreißigster Brief.

Stuttgart, den 30. September 1821.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief. Alles wird milder, wenn es durch Ihre Hände geht, selbst der Tod. Ich habe geweint, aber ich bin nicht außer Fassung gekommen. Ich beklage den ***, weil er mir wert war, und er war mir wert, weil ich ihn immer beklagenswert fand. Die Natur hatte ihn grausam behandelt, und die Menschen sind hierin wie die Höflinge, sie ahmen das Beispiel der Majestät nach. Er stand dem Besseren nahe, nahe der Tugend, der Kraft, dem Geiste, aber er konnte sie nicht erreichen. Der helle

Strahl des Guten, der in alle seine Fehler drang, machte diese um so sichtbarer. Darum kam er zu kurz in dem Urteile der Menschen. Man fand seinen Neid um so häßlicher, weil er zugleich freigebig war, man schalt seine Eitelkeit gemein, weil er auch die Vorzüge zu achten verstand, die wahren Ruhm geben, und man fand ihn boshaft, weil er oft ein weiches Herz zeigte. Der ist nun abgemacht, und nichts hatte er vom Leben, als den Schmerz, es verlassen zu müssen. Ich möchte lieber nicht geboren, ja, ich möchte eher der gemeinste, niederträchtigste Kerl als *** gewesen sein. Reine Charaktere sind selten glücklich; für sie giebt es nur einen Stand der äußerlichen Dinge, in dem sie zufrieden leben können. Da nun die Welt sich immer ändert, schweben sie in beständiger Gefahr. Gemischte Charaktere sind glücklicher, weil sie anschmiegender sind. *** war zwar von zusammengesetzter Gemütsart, aber die Stoffe, aus welchen diese bestand, waren nicht gemischt, sondern nur gemengt. Seine Fehler und Vorzüge wirkten nicht gleichzeitig und halfen sich einander aus, sie folgten aufeinander, sie rannten gegeneinander und traten sich wechselseitig auf die Füße. Eine Wetterfahne, die der tollste Wind herumpeitscht, war eine Mauer gegen ***s Herz. Ich habe ihn in einer Minute weinen sehen über den Mangel an Geld und lachen hören über die Sucht zum Gelde. Ich habe ihn mit gleichem Neide von Rothschild und von meinen eigenen Vorzügen reden hören. Welch ein glückliches Los ist mir dagegen zugefallen, ich finde keinen beneidenswerter als mich selbst. Ich habe so die rechte Mischung von Fehlern und Vorzügen, wobei man sich behaglich fühlt. Sie vollkommenes Geschöpf, haben keine Vorstellung davon, wie einen Fehler glücklich machen können, und doch ist es so. Jeder Fehler ist freilich eine Pforte, durch welche das Unglück eindringen kann, aber durch die nämliche Pforte kann sich ein Schmerz auch flüchten. Der Leichtsinn, der in Gefahren stürzt, rettet auch aus Gefahren. Lichtenberg sagt irgendwo etwas sehr Wahres, zwar ohne daß er es will, denn er spricht an jenem Orte aus Ironie. Er bemerkt nämlich: es wäre doch sonderbar, daß man einen geringen Grad in jeder Tugend Laster nenne. Zum Beispiel wenig Thätigkeit — Faulheit, wenig Mut — Feigheit. Hat der Mann nicht recht? Wenn ich mein ganzes Leben durchgehe, finde ich, daß mir meine Fehler ebensoviel Freuden gemacht als meine Tugenden. Mein flatterhaftes Herz schützte mich und andere vor unauflöslichen Verbindungen; meine Trägheit vor eitler Ruhmsucht und Geldgierde; meine Kränklichkeit vor dem Tode,

denn bei meinem leidenschaftlichen Treiben wäre ich schon längst vermodert, wenn mich nicht meine Hypochondrie ängstlich gemacht und mich vor den größeren Ausschweifungen bewahrt hätte. So gleicht sich alles aus. Geld kann man im Lotto gewinnen, aber nicht Zufriedenheit. Ich danke der Natur, daß sie mir diese gegeben. Und eine Tugend habe ich, die alle meine Fehler gut macht — Sie, Ihre Freundschaft. Ich dürfte wohl etwas stehlen und morden, der liebe Gott würde es mir nicht zu hoch anrechnen ..... — — 1. Oktober. Ich habe heute dem Briefe entgegengesehen, den Sie mir gestern zugesagt, aber er kam nicht. Doch danke ich Ihnen herzlich für das Versprechen. Ihre gute Seele ist leicht zu durchschauen; Sie wollten mich durch etwas erheitern. Auch hat es seine Wirkung gethan, und noch einmal, ich danke Ihnen.

— „Sie sollten die Geschichte Ihrer Zeit in einem Romane beschreiben, wie Swift die seinige, das kann keiner in Deutschland als Sie." .. Das habe ich mir wieder gestern von einem sehr geistreichen Manne müssen sagen lassen — und kein Geld! Und dann war ich in des Königs Privatbibliothek, und habe eine nganzen Nachmittag über einem herrlichen Kupferwerk, die Florentinergemälde und Antikengalerie enthaltend, zugebracht, daß mir das Herz schwoll vor Sehnsucht nach Italien — und ach, kein Geld! Ich sehe dem Dinge kein Ende. Sagen Sie nicht: das ist Ihre Schuld, ärgern Sie mich nicht. Hätte ich mehr Fleiß, so hätte ich auch mehr Kälte dann kein Gefühl, dann keine Lust nach Italien, dann keine Phantasie dann keine Kraft einen Roman zu machen. Ich möchte mich dem Teufel verschreiben, aber der Teufel kann Leute meinesgleichen umsonst haben. Was fange ich an? Und doch scheint eine Reise nach Italien so ausführbar. Zwei junge Männer haben neulich die ihrige beschrieben. Von Schlesien bis Neapel sind sie gegangen, zuweilen gefahren. Acht Monate sind sie weggeblieben und haben zusammen nur 400 Thaler gebraucht. Nach Italien, sagen sie, müsse man nur den Geist mitbringen, nur geistige Genüsse suchen. Die jungen Herren verstehen das nicht. Eben, um nur mit dem Geiste zu genießen, muß man die Sinne beschwichtigen, und dazu gehört Geld ... Wenn ich sicher wäre, ewig ein Lump zu bleiben, ich tröstete mich vielleicht, ich wäre Narr und Philosoph genug dazu. Aber wenn ich mir denke, daß ich vielleicht in meinem fünfzigsten Jahre ein reicher Mann werde, dann wo einem durch späte Augen alles herbstlich erscheint, selbst Italien, — nun adieu. Ich werde im Lande bleiben und

mich redlich ernähren müssen, wie ein Philister. Sich ernähren! Es ist ein abscheuliches Wort, sich zu mästen für die Schlachtbank des Todes! — —

Siebenunddreißigster Brief.

Stuttgart, Freitag den 5. Oktober 1821.

— — — — — — — — — — — — — —

. . . . Mein Vater, der hier angekommen ist, reist nach Wien. Natürlich bitte ich ihn, mich mitzunehmen. Er wollte es aber durchaus nicht thun, denn er fürchtete, die Österreicher ließen mich nicht ins Land. Und da ist es denn dabei geblieben, ich solle mit ihm nach München, einstweilen dort bleiben und ihm meinen Wunsch schreiben, Wien zu besuchen. Diesen Brief wolle er an Genz zeigen und hören, was er dazu sage. Werden Sie mit mir zanken, liebe Seele? Ich werde nicht ruhig sein, bis ich Ihren nächsten Brief erhalte. Wenn Sie nicht bös sind, fangen Sie Ihren Brief mit den Worten an: der Teufel soll Sie holen! Wenn er nicht so anfängt, lese ich ihn gar nicht, sondern werfe ihn ins Feuer und benetze seine Asche mit meinen Thränen. Meine Mutter wird auch in vierzehn Tagen nach München kommen. Mein Vater ist, wie immer in der Fremde, sehr freundlich gegen mich. Diese Freundlichkeit soll ihm teuer zu stehen kommen, ich werde mir etwas Geld von ihm ausbitten. — —

Sie glauben gar nicht, wie viel und vorteilhaft ich durch meine Schriftstellerei bekannt geworden bin. Menschen aus allen Gegenden Deutschlands und von allen Ständen, Kaufleute nicht weniger als Gelehrte, suchen eifrig mit mir ins Gespräch zu kommen. Mein Wirt, bei dem ich esse, unterrichtet immer denjenigen Fremden, der neben mir zu sitzen kommt, was er für einen merkwürdigen Nachbar an mir habe, so daß ich anfänglich, ehe ich dieses Verfahren des Wirtes wußte, mir gar nicht erklären konnte, woher dieser oder jene Fremde meinen Namen wußte, ohne mich vorher gesehen zu haben. So redete mich gestern ein gewisser Herr von Scheerer an, der Akademiker und Bibliothekar in München ist. Ein sehr interessanter Mann, der drei Jahre in Griechenland war. Von meiner Wage erinnerte er sich noch der Einleitung, und er lobte mich dermaßen, daß ich habe rot werden wollen, ich konnte es aber nicht zustande bringen. Er fragte mich, ob ich verheiratet wäre? Ich seufzte, schwieg und aß

Wildbretragout. — — Rasend möchte ich werden. Mein Vieh von Mädchen sagt mir heute erst, das schon gestern vormittag ein Paket von der Post an mich gekommen wäre, der Träger aber, da ich nicht zu Hause gewesen, habe es wieder mitgenommen. Ich schicke den Morgen um 9 Uhr hin, und jetzt ist es halb 12 und ich habe es noch nicht. Wird es nun endlich kommen, dann werde ich keine Zeit mehr haben, auf den Inhalt Ihres Briefes zu antworten. Schon drei Stunden gehe ich wie verrückt im Zimmer auf und ab. Ich habe so mancherlei noch zu besorgen und darf nicht ausgehen. Ich glaube, die Kerls wollen sich rächen wegen der Postschnecke. — Jetzt um 4 Uhr nachmittags erhalte ich erst das Paket, welches Montag von Frankfurt abging. Mittwoch vormittag war der Wagen schon hier, Donnerstag (gestern) nachmittag 4 Uhr ward mir das Paket gebracht, und weil ich nicht zu Hause war, wieder mitgenommen und heute erhalte ich es erst. Jetzt werden Sie besorgt sein, weil meine Empfangsanzeige so lange ausblieb. Danken Sie all den Engelskindern, die sich mit der Abschrift meiner Papiere so viel Mühe gegeben. Jede von ihnen erhält ein Prachtexemplar des künftigen Almanachs. Daß meine Reise nach München, an diesem unserem Plane nichts ändert, versteht sich von selbst. — Soll ich den Eßkünstler nicht auch mit abdrucken? — Den nächsten Brief erhalten Sie von München. Schreiben Sie mir aber sogleich nach München Poste restante, ohne meinen Brief abzuwarten. Und nicht zu vergessen: Der Teufel soll Sie holen. Der Ihrige.

Achtunddreißigster Brief.

Stuttgart, Samstag den 6. Oktober 1821.

Ganz betrübt bin ich, wenn ich bedenke, daß Sie zwei Tage über die Ankunft des Pakets oder wenn auch darüber beruhigt, über das Ausbleiben meines Briefes werden besorgt gewesen sein. Ich werde einen grimmigen Nachtrag zur Postschnecke machen. Zittert, ihr Elenden!

Meine Schreibereien zu lesen, habe ich heute keine Zeit mehr. Sie scheinen zu zweifeln, ob die Pariser Briefe Interesse genug haben? In ihrer Ausdehnung gewiß nicht. Ich meine aber, um den flüchtigen Eindruck zu schildern, den Paris in den ersten Tagen macht, dazu reichten sie hin. Zum Beispiel ich sagte: „Um mich mit meiner

lechzenden Neugierde durch einen Vortrunk abzufinden, habe ich Paris, dieses Riesenprachtwerk in den ersten Tagen nur durchblättert, und wie bei Almanachen mich flüchtig an den Kupfern erfreut. Später will ich es aufmerksam lesen." Ich überschreibe die Briefe: Die ersten drei Tage in Paris. Was das Tagebuch betrifft, so wird sich das Taugliche darin mit den Rheinbriefen verschmelzen lassen. Aber das reicht alles noch nicht hin, einen Almanach auszustatten; Mannigfaltigkeit wird gefordert. Welchen Stoff soll ich bearbeiten? Ich erwarte Ihre Befehle. Der Almanach wird den Titel bekommen: „Die vier Jahreszeiten." Taschenbuch für das Jahr 1823. Ohne Kupfer und ohne Beiträge der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller." Ich bin das phantasierende Milchmädchen, werde es wohl auch zu keiner Kuh bringen. — Das neue Werk von Görres, von dem ich schon lange habe munkeln hören, ist endlich erschienen. Es ist hier gedruckt. Schöne Sachen darin, aber teuer! Alles vergoldet, selbst das Brot. O die Deutschen! Um schwimmen zu lehren, fangen sie von der Sündflut an. Zu bilderreiche Sprache, und oft mehr Rahmen als Bild. Es ist keine rechte Frische; das Buch riecht wie der Laden einer Putzmacherin, zuweilen wie eine Apotheke.

Auf München freue ich mich sehr. Die einzige Bildergalerie! Ich werde mich für die Kunst zu erwärmen suchen. In zwei Tagen ist man von dort in Italien. — Das sehr angenehme Leben, das ich hier geführt, denke ich in München fortzusetzen. Wissen Sie, daß München sehr hoch liegt? Ich weiß nicht, wie hoch über der Meeresfläche. Und wissen Sie, daß die Bergluft dem Verstande sehr zuträglich ist? Verrückte Menschen haben die Alpen oft geheilt. Ich zittere. Klugheit wäre mir so lästig, als ein Nachtlicht im Schlafzimmer. — Heute abend reisen wir ab und morgen abend sind wir schon in München. — Danken Sie dem S. O. in meinem Namen, für alle die Dienste, die er mir geleistet, ich werde ihn fürstlich belohnen.

Neununddreißigster Brief.

München, Dienstag den 9. Oktober 1821.

. . . . Wir — Sie und ich, denn Sie sind immer bei mir — sind gestern nachmittag drei Uhr hier angekommen. Wir aßen bei meiner Schwester zu Mittag, und gleich nach dem Essen setzte mein Vater seine Reise nach Wien fort. Beim Abschiednehmen umringte

ich ihn, nicht wie die Mücke das Licht in immer engeren, sondern in immer weiteren Kreisen, denn mit jedem Pulsschlage ward mein Stolz, Geld zu fordern, größer. Da half mir meine Schwester aus. Sie fragte den Vater, ob sie mir für seine Rechnung Geld geben dürfte? er bewilligte eine unbedeutende Summe und auf weitere dringende Vorstellung unbestimmt mehr. So wäre ich nun einigermaßen geborgen, und ich hätte carta bianca. Sie soll ihre Unschuld nicht lange behalten. Da bin ich nun! Es war gerade Zeit, daß ich von Stuttgart weg kam, mein Heimweh . . fing sich wieder an zu regen. — Von hier giebt es mehreres zu berichten, als von Stuttgart, das geht schon ins Große. Zwei beständige Theater und Winters italienische Oper. Zwei Kasinos — ich bin gestern in beide eingeführt worden. War ich schon in Stuttgart erfreut über die gute Einrichtung der dortigen Lesegesellschaft, so bin ich es hier noch mehr. Zwischen Moskau und Lissabon wird kein dummes Wort gedruckt, das ich nicht erfahren könnte. Sogar die Iris habe ich gefunden, worüber ich einen großen Jubel gehabt. — Außer der berühmten Gemäldegalerie, einem Antikenkabinette, der Glyptothek des Kronprinzen und anderen Kunstsammlungen giebt es hier auch eine vollständige Sammlung von Gypsabgüssen aller alten Kunstwerke Italiens. Ich will mein Frankfurter Herz so durchheizen, daß Sie es nicht sollen aushalten können. — Man gewinnt durch einiges Reisen eine Fertigkeit, sich überall zu Hause zu fühlen, die wohlthut. Da sitze ich im Schlafrock und Pantoffel, als wäre ich seit je hier gewesen, so bequemlich. Auch ist der Unterschied nicht groß. Der Himmel wechselt überall zwischen blau und grau, wie die Erde zwischen grün und schwarz; die Weiber haben ihre Augen und die Männer sind blind, hier wie dort. — Mein Vater ist ein sehr lieber braver Mann, doch auf Reisen weniger lieb. Natürlich; fällt der Apfel nicht weit vom Stamme, so muß auch der Stamm nahe beim Apfel stehen. Doch hatten wir uns beide als erfahrene Männer mit Geduld und Höflichkeit gesalbt, und die Reibung war gelinde. Mein Vater hatte Ursache zum Mißbehagen. Er hatte mich gefragt, ob ich viel Sachen aufzupacken hätte? Ich war politisch und sagte: ein ganz klein klein Mantelsäckchen. Nun blieben mir aber nach meinem Koffer, den ich auf den Postwagen gegeben, noch übrig: 1) ein großer Mantelsack mit Kleidungsstücken; 2) ein großer dito ganz mit schweren Büchern gefüllt; 3) ein kolossaler majestätischer Nachtsack; 4) ein Mänzchen; 5) ein Hut.

Nun waren Samstag mein Vater und *** bei ***, und diese Zeit benutzte ich, um mit Hilfe der Bedienten jener Herren mein Gepäck aufzuladen. Nr. 1 und 4 brachte ich auf des *** Wagen, die übrigen auf meines Vaters seinen. Als dieser nach Hause kam, mußte abends bei Lichte alles umgepackt werden; denn der Mantelsack mit Büchern war so aufgeladen, daß er den Wagen sehr hätte beschädigen können. Der scharfkantige Mozin drohte mit bohren und schneiden. Da kam alles ins Innere des Wagens, so daß wir nicht sitzen konnten. Wir seufzten beide im stillen und dachten wahrscheinlich: einmal ist keinmal. — Zwischen Ulm und Augsburg fragte mich mein Vater: „was ist denn die *** für eine Frau?“ .... Es war Nacht und ich wollte noch allerlei sagen, aber denken Sie, da kam der Erlkönig und wollte mich von der Seite meines Vaters reißen; da mich dieser gleich losließ, ward der König gerührt und that mir nichts zuleide. — Sehr vergnügt war ich in Stuttgart, ich denke es wohl hier auch zu sein. Ahmen Sie mir nach. Die Zufriedenheit kommt von innen. Die Erfahrung stumpft die Reizbarkeit ab, und das Alter überzieht unsere Empfindungen mit wohlthätigem Fett. Nicht der Schlaf, aber das Einschlafen ist süß. Zwischen schlafen und wachen, morgens wie abends, ist das Herz am glücklichsten.

Vierzigster Brief.

München, den 12. Oktober 1821.

..... Ich segne Sie für Ihren Fluch. Aber was ich ein Thor war, besorgt gewesen zu sein um Ihre Zustimmung! Ich hätte es wissen können, daß Sie mir alles verzeihen, nur nicht das Rückkehren. Ich sehe Sie vor Behagen sich die Hände reiben und zufrieden lächeln wie ein Kind. Sie müssen ganz glücklich sein, daß Sie Ruhe haben vor meiner Unruhe. Ich gönne Ihnen Ihr Glück, wahrhaftig, ich freue mich darüber. — Ich werde mir alles sehr genau ansehen, was sehenswürdig ist in München. Einiges wird heute und morgen für dieses Jahr zum letzten Male gezeigt. Ich muß mich darum eilen und meine nächsten Briefe können nur kurz sein. Lesen Sie mir es nicht an, daß ich zerstreut bin? Wie könnte ich auch ruhig schreiben. Ich wohne auf einem großen Platze, den eben jetzt die schönste Sonne bescheint. Es ist des Königs Namenstag. Unter

meinen Fenstern glänzende Wachtparade mit der herrlichsten Musik. Mir pocht das Herz vor Lust, so oft ich so etwas sehe und höre, ob ich zwar glühend hasse diese Werkzeuge der Tyrannei. Wie schön ist die Macht, auch noch im Mißbrauche schön! Die Kraft des reinen Willens erquickt mich nicht, das ist Gottes Kraft. Will der Mensch sich seines eigenen Willens erfreuen, dann muß er der Regel spotten und willkürlich sein; nur frech kann er sich frei fühlen. Ich wäre so ein schlimmer König, als ich ein schlimmer Unterthan bin. Wie erträgt man's nur kein Fürst zu sein? . . . . .

Einundvierzigster Brief.

München, den 13. Oktober 1821.

. . . . Ihr letzter Brief war am 7. September ausgestellt! Wahrhaftig, diese fünf Wochen sind mir so schnell als fünf Tage vorübergegangen. Ich möchte Sie die Zeitlose nennen, aber ich habe keine Naturgeschichte bei der Hand und weiß nicht, ob dieses eine schöne oder häßliche Pflanze ist. In anderen Dingen sind Sie sehr gründlich in Ihren Briefen. Wir wollen wieder einmal abrechnen. In acht Wochen nicht mehr als fünf Fehler! Sie sind ein Wunder der Litteratur. Die einzige Frau, seit Erschaffung der Welt, die gar keine orthographischen Fehler gemacht hat, war unsere Mutter Eva, denn diese konnte noch nicht schreiben. — — Ich habe gestern abend den Titus gesehen, worauf ich so begierig war. Das Schauspielhaus wurde erst vor anderthalb Jahren vollendet, es ist groß, bequem und prächtig. Zur Feier des Namenstags des Königs war es von unten bis oben beleuchtet. Die Dekorationen sind herrlich und würden mich noch mehr überrascht haben, wenn nicht die Dekorationen gerade zu dieser Oper auch in Frankfurt zu den vorzüglichsten gehörten.

Den Glanz und Reichtum der Kostüms, die Fülle und Menge bei den Aufzügen, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Das Orchester übertrifft noch das unsere, was es außer seiner größeren Zahl, wohl auch seiner architektonischen Einrichtung verdankt: das Orchester selbst ist ein Instrument. Die Spieler sitzen so viel tiefer als das Parterre, daß sie, selbst stehend, mit den Köpfen nicht über die Scheidewand vom Parterre hinausragen, und sitzend gar nicht gesehen werden. Auf diese Weise werden Resonanzwände gebildet, die zur Stärke und Fülle des Tones sehr viel beitragen müssen. Die Sänger sind

gut, einige derselben vorzüglich. Und doch habe ich Langeweile empfunden! Mozart hat Zahnschmerzen gehabt, als er diese Oper schrieb, oder, ich wollte wetten, sie war eine bestellte Hofarbeit, die der Künstler mit übler Laune verfertigte. Der König war nicht im Theater, aber der Kronprinz. Als dieser eintrat ward er mit Vivat und Trompeten empfangen, er zog sich aber gleich zurück. Endlich begann die Ouverture. Nachdem diese zum Teile abgespielt war, trat der Kronprinz mit seinen Brüdern wieder in die Loge. Abermals Vivat, die Trompeten mischten sich hinein und die unterbrochene Ouverture mußte wieder von vorn angefangen werden. Einem Demokraten wie mir, konnte das nicht gefallen. Aber das dumme Volk gab mir eine kleine Schadenfreude. Wenn so ein Elefant zart sein will! Sonst sind sie wie toll hier mit Beifallklatschen und Herausrufen; heute aber unterließen sie es, weil sie den Prinzen applaudiert hatten. Sie unterdrückten aber ihre Lust mit so sichtbarer Anstrengung, und riefen so drohend und emsig still, wenn sich einer oder der andere Lust machen wollte, daß diese Ehrfurcht — wenigstens mich beleidigt hätte. Ein Fürst ist nichts anderes als ein Komödiant, nur daß er bloß tragische Rollen spielt, und sich teuerer bezahlen läßt als ein anderer. — Gestern hielt die Akademie öffentliche Sitzung, ich konnte aber nicht in den Saal kommen, er war zu voll. Daran ist nichts verloren, es wird eine Rede gehalten, die später im Drucke erscheint. Von Sehenswürdigkeiten habe ich erst besucht, das Kabinett der Naturalien, der physischen, optischen, mathematischen und mechanischen Instrumente; weil es für dieses Jahr geschlossen wird, machte ich hiermit den Anfang. Bei solchen Anschauungen lernt man und erfährt man nichts, als wie groß die Wissenschaft und wie klein das Wissen ist — nämlich meines. Ich habe mich gewundert wie ein Hottentotte. Krokodil, Kolibri und Elektrisiermaschienen ausgenommen, war mir alles unbekannt, und keiner fand sich der mir Erklärung geben konnte.

Meine Schwester hat einen herrlichen Jungen von fünfzehn Jahren, der studieren soll. Geist und Fleiß. Da habe ich nun eine Not mit seinem Vater. Der Junge wendet allen seinen Ernst auf alte Sprachen, Mathematik und andere solche gediegene Sachen. Der Vater sagt, er solle sich fürs Leben bilden und sich mehr mit neuen Sprachen beschäftigen. Ich soll ihm vorpredigen. Er hat nicht ganz unrecht, aber ich denke, in den Alten ist der wahre Grundbesitz, zu Geld und Münze kann man immer kommen, wenn man Land hat.

Mein Neffe lieſt die ſchwerſten griechiſchen Tragiker wie wir den Kotzebue. Er hält mich für einen breiten Gelehrten, und ich laſſe ihm ſeinen unſchuldigen Wahn. Geſtern verſtand ich irgendwo eine alte Inſchrift nicht. Ich ließ mir nichts merken und ſagte zu meinem Schulbuben mit Lachen: Nun Junge, ich will einmal ſehen, ob du etwas gelernt haſt, überſetz' mir das. Er that es, und jetzt wußte ich, was ich wiſſen wollte. Dabei kam ich mir vor, wie Don Ranudo di Colibrados, der vorgeblich aus Spaß, aber eigentlich aus Hungerleiderei dem Bauer den Käſe wegißt.

Ich habe ein kleines aber ſehr ſchönes Gedicht gemacht, ich teile es Ihnen mit.

Weinlied.

Ein Land ohne Wein
Nein, nein, nein.

Der Wein iſt hier ſehr teuer, denn im Lande wächſt keiner. Das würde mich nun nicht abhalten welchen zu trinken, aber er iſt auch ſchlecht. Ich trinke alſo Bier wie alle Welt, welches hier vortrefflich. Es iſt komiſch zu ſehen, wie reiche Leute meinesgleichen Bier trinken. Ich fühle mich ſchon ſo ſchwer wie ein Elefant. Von Jean Paul habe ich erzählen hören, er könne Bayreuth nicht verlaſſen des dortigen Bieres wegen. Es iſt wirklich das ſtärkſte Band, welches die Bayern an ihr Vaterland knüpft, und wenn ſie ſingen: Das glückliche Volk am Iſarſtrande unter Max Joſephs mildem Scepter — ſo meinen ſie ihr Bier. Es haben mir Leute hier geſagt, daß ſie auf Reiſen in Weinländern krank würden, daß ihnen die Adern wie austrockneten, und daß ſie nach ihrer Rückkehr erſt beim Bierkruge wieder auflebten.

Leſen Sie im Morgenblatte, etwa vom Anfange Septembers und ſo fort bis in den Oktober hinein: Rückerts Gedichte aus Neapel. Die ſind herrlich, und ganz eigentümlicher Art! — Ich habe noch keine Bekanntſchaften gemacht, morgen will ich damit anfangen. Ungern thue ich es, ich möchte meine Zeit ſchonen. — Sie wollen wiſſen, wie ich in Stuttgart meine Tage zugebracht? Das würde kein Buch ausfüllen. Ich bin mit einigen verſtändigen Leuten umgegangen, ich habe viel gelacht, viel getrunken, viel getanzt, viel geleſen, etwas geſchrieben und beſtändig an Sie gedacht. Es ſieht nicht aus, als würde es mir hier ſo gut werden, obzwar München an äußeren Vorzügen nicht hinter Stuttgart zurückſteht. Aber es geht mancher Stadt wie manchen Menſchen: man findet ſie liebenswürdiger als andere, ohne für die Vorliebe zu ihnen einen Grund zu finden.

Das Bier in München wirkt nicht gut auf das gesellige Leben. Es giebt den Leuten, auch von Geist und Bildung, eine gewisse Klebrigkeit, die den Fremden nicht aufmuntert sich ihnen anzuschließen. Bacchus lebe! . . . .

Zweiundvierzigster Brief.

München, den 18. Oktober 1821.

Der Teufel soll sie holen! . . . Sie waren schon wieder zu voreilig; ich meine ja nicht Sie, sondern sie — die Post. Was ich mich geängstigt habe! Ihr letzter Brief war vom 7. und bis heute morgen, also seit 12 Tagen, hatte ich keine Nachrichten von Ihnen. Also 6 Tage wurde der Brief aufgehalten Ach, ich wollte, Sie wären mir so gleichgültig als eine trockene Semmel. Man hat ja kaum die Kraft, sich selbst genug zu lieben, und doch ist man so thöricht, seine Neigung nach außen zu wenden! Eine ganze schwarze Bildergalerie ging vor meinen Augen vorüber, was Ihnen begegnet sein mochte! Reils Fieberlehre und alle Leiden der Ortenbergischen Familie erschöpften meine Angst nicht. Nun, jetzt ist es gut. — Wenn die Ängstlichkeit überlegt und beratschlagt, dann wird sie vollends blind. Was Sie mir von Wien reden! Nicht vor den Übelthaten dieser Herrn, vor ihren Schmeicheleien wäre mir bange. Sie würden suchen, mich in ihr Netz zu ziehen, sie haben schon andere Vögel, die gepfiffen haben, wie ich, kirre gemacht. Sie beobachten einen, sie erforschen jede zugängige Seite, sie erfahren jede Sekunde der Schwachheit. Und meine Tugend reicht nicht weiter, als daß ich mit Ernst die Versuchung fliehe. Ich werde also nicht nach Wien gehen, am wenigsten so lange mein Vater dort ist. Übrigens, was mich hinzöge, wäre nur der Forschungstrieb. Österreich ist ein merkwürdiges Land, das europäische China. Ich habe das Meer noch nie vom Ufer aus gesehen — ich meine das politische, und das sieht man nur in Wien. Angenehmes Leben, was man darunter versteht, würde ich da nicht suchen, wo man für nichts Höheres Sinn hat, und was noch schlimmer ist, zeigen darf, als für die feineren und gröberen Genüsse der Sinne. Doch müssen Sie nicht denken, daß die österreichische Regierung eine türkische sei. Das Schlimmste was mir widerfahren könnte, wäre, daß man mich aus dem Lande jagte. Willkommener romantischer Stoff, du würdest meinen Almanach zieren! —

Mit meines Vaters mir zugesagter Unterstützung hat es nicht viel zu bedeuten. Indessen wird das bis zum Monat Dezember ausreichen, wo ich meine Pension einnehme. — Vorgestern war ich in Nymphenburg. Das ist die Sommerwohnung des Königs. Der Garten, wie der Schwetzinger, mit Wasserkünsten u. s. w. Ich habe die königliche Familie speisen sehen. Wahrhaftig, diese Götter essen mit dem Munde wie wir auch. Vierundzwanzig Gäste hatten etwa dreißig Bediente zur Aufwartung! Die meisten in weißseidenen Strümpfen, mehrere aber in schwarzen. Ich weiß nicht was das bedeutet. Ein Ceremonienmeister mit Degen und Hut unter dem Arm, ging im Zimmer auf und ab. Alle Teller von Silber. Vor jedem Gaste stand eine bedeckte silberne Schüssel, was darin war, weiß ich nicht. Kein Wort wurde gesprochen, zuweilen nur lispelte der König und die Königin. Die Langeweile wurde gefüttert. Etwas in Nymphenburg hat mir viele Freude gemacht. Ein berühmter Mechaniker in München, Herr v. Bader, hat vor einigen Jahren einen Wasserstuhl erfunden. Man setzt sich hinein und darauf wie in einen Lehnsessel, hat ein Tischchen vor sich, worauf man ein Buch legen kann, und ohne Ruder, nur durch eine leichte Bewegung der Füße schifft man sich auf dem großen mit Inseln besäten Teiche des Gartens hin und her. Sie können sich die Lust nicht denken, so ganz allein und ohne Anstrengung herumzuschiffen, und an den Inseln zu landen. Der Mechanismus ist einfach. Zwei luftleere Kasten erhalten den Stuhl über dem Wasser, und die Bewegung geschieht durch eine Vorrichtung die den Entenfüßen nachgeahmt ist.

Gestern habe ich die Bibliothek besucht. In vierundfünfzig Sälen und Zimmern stehen 300000 Bände, ohne die Doubletten zu rechnen. Handschriften die 1300 Jahre alt sind, dummes Zeug! Ein Hospital, die herrschenden Krankheiten des menschlichen Geistes beherbergend, ein anatomisches Kabinett alle die mißgestalteten Auswüchse der Seele in Weingeist verewigend — das ist so eine Bibliothek. Und der Wahrheiten sind so wenig unter den Irrtümern, als der gesunden Wächter im Krankenhause. — Heute abend ist die erste italienische Oper. Das soll eine Wonne sein, sagen die Münchener. Sie sind wie toll mit ihrer Musik, auch spricht alle Welt italienisch. — Eine Ungebundenheit herrscht hier im Leben, die gar nicht zu beschreiben ist. Bei uns ist das Lockerste doch wenigstens brochiert. Treue, Beständigkeit, Sitte, Anstand, das hängt an keinem seidenen Faden. Die Liederlichkeit ist hier so feste Regel, daß sie ohne Leidenschaft ist

und gelassen bleibt. Das macht die katholische Religion, und das macht, daß jährlich zwei Monate lang öffentliche Schule der Sittenlosigkeit gehalten wird — der Karneval. Wie wahnsinnig gebärdet sich da alles in bacchantischer Lust. Vom Morgen bis Abend, durch die Nacht; kein Haus ist unzugänglich, alle Straßen voll, alle Stände vermischt. Da werden unter den verschwiegenen Masken, die Liebeshändel für das ganze Jahr geschlossen. In Deutschland findet sich so ein Treiben nicht mehr, es ist wie in Italien. Ich habe mir das alles erzählen lassen. Ich danke Gott, daß ich vom Apoll nichts habe als eine Saite seiner Leier. — Am vorigen Sonntag war ich auf einer „Freinacht". So nennt man hier die Bälle für Bürgermädchen, wie etwa in Frankfurt hinter der Rose. Bis zwei Uhr bin ich geblieben, und habe mich ungemein ergötzt. Aber Leute meines Standes tanzen dort nicht, man macht nur den Zuschauer. Ich horchte aber auch. Wenn ich auf einem zweiten Balle noch mehreres gesammelt, beschreibe ich das Leben, nach Art des Eßkünstlers. — Ein Jouy fände hier Stoff genug, ich will versuchen, was ich vermag. Auch in Kirchen treibe ich mich viel umher. Sie sind gewöhnlich offen für den heiligen — Götzendienst. Jedes Mütterchen hat seinen eigenen Patron zu dem es betet. An den Kapellen hängen Votivtafeln. „Die Jungfrau Maria hat mir geholfen in der schweren Krankheit meines Kindes. Den 30. Sept. 1821" u. dgl. Man lernt katholisches Wesen kennen, und — nicht achten, aber schätzen. Eine fünfundvierzigjährige Frau von Stande, mit Spuren großer Schönheit, sah ich vor dem Bilde der reuigen Magdalena knieen. Die Meßpfaffen plärren den ganzen Tag. Es ist so lästig immer zu Fuße zu gehen! Ein armer Teufel, den die katholische Kirche eingeschläfert, träumt wohl zuweilen, er fliege.

Ein junger Mensch in Frankreich wohnte mit seinem Weibe in einem Garten. Er pflegte sich im Pistolenschießen zu üben, und die Thüre eines verlassenen Treibhauses war das Ziel. Die Thüre hatte den Kugeln noch immer widerstanden. Kürzlich schießt er wieder, da dringt ein gellender Schrei in sein Ohr. Er fliegt hin, und seine Gattin sinkt ihm mit den Worten: Jules, tu m'as tué, sterbend in die Arme. Ich las das gestern, und man muß sich so etwas mitteilen, denn wenn man gewahrt, wie entsetzlich zwar der höchste Jammer, aber wie selten es auch ist, lernt man die Widerwärtigkeiten des Lebens ruhig ertragen. Wir müssen gerecht sein, das Unglück spielt doch lange, ehe es einmal Ernst treibt.

Dreiundvierzigster Brief.

München, den 22. Oktober 1821.

Ach, der schöne breite Brief! Anfänglich erschrak ich über dieses Zeichen guter Hoffnung, denn ich dachte er wäre von einem anderen, weil Ihre Briefe gewöhnlich sehr niedlich sind. Aber die Grobheit und die Unsymmetrie der Adresse gossen Freude in mein Herz. Warum schreiben Sie mir nie Wohlgeboren? Bei mir ist das doch kein leeres Wort, denn ich bin doch wirklich, wie ich mich unterschreibe, ein Wohlgeborener. Über Ihre Besorgnis, daß ich in der Zerstreuung einmal diese Unterschrift auch gegen Fremde gebrauchen möchte, habe ich lachen müssen, wie die seligen Götter im Olymp. Denn gewartet, gewartet habe ich darauf, Sie würden einmal kommen mit dieser Angst. O Sie! Sie dürfen mit größerem Rechte sagen, was Shakespeare den großen Cäsar sprechen läßt, ohngefähr das: „Ich und die Gefahr, wir sind Zwillinge, doch ich bin der Ältere, und wohl weiß die Gefahr, daß ich noch gefährlicher bin als sie." — —

Ich habe Ihnen nicht geschrieben, daß es mir hier nicht gefällt; nur so gemütlich ist München nicht als Stuttgart, welches ländlichen Reiz mit städtischen Vorzügen verbindet. — Wenn ich auch nach Wien reise, so kann das nicht so bald geschehen, denn ich habe hier noch vieles und dieses Viele oft zu sehen, wenn ich von meinem Aufenthalte in München Belehrung ziehen will. — Ich habe vorsätzlich blasse Tinte genommen, als ein Verehrer des ganzen weiblichen Geschlechts. Jetzt darf ich ohne Gefahr schreiben: Ich liebe Sie ewig — schon nach einem Jahre können Sie mir es nicht beweisen. Hätte ich nur alle meine Schwüre weiß auf weiß geschrieben!

Vorigen Freitag ward die erste italienische Oper aufgeführt, eine von Paccini. Schrecklich, schauderhaft langweilig, Handlung wie Musik. Aber Sänger und Sängerinnen, auch deren Spiel, vortrefflich.

Mit der Gemäldegalerie habe ich den Anfang gemacht, das heißt, ich bin sie einmal durchlaufen. Ein großer Teil derselben befindet sich in Schleisheim, einem königlichem Lustschlosse das einige Stunden von hier entfernt ist. Dahin wanderte ich mit meinem griechischen Neffen vor einigen Tagen. In der Galerie habe ich vier Stunden zugebracht. Zweiundvierzig Zimmer und Säle durchrannte ich, fünfzehnhundert Gemälde flogen an meinen Augen

vorüber, daß mir schwindelte. Das nennen sie sehen. Es ist gerade als wollte man anderthalbtausend Bücher durchlesen, in so kurzer Zeit. Die sentimentalen, lyrischen Gemälde verstand ich nicht, die tragischen schreckten mich ab, weil ihr Stoff aus der widerlichen Mythologie der Christen genommen; am meisten zogen mich die humoristischen an, die in großer Zahl sich da fanden, nämlich die Niederländischen. Aber man hätte bei einem einzelnen solcher Gemälde einen ganzen Tag zubringen können, um es in allen seinen Teilen zu betrachten. In der hiesigen Galerie, wo das edelste sich befindet, war ich gestern. Da sie mir täglich offen steht, kann ich mit Ruhe alles betrachten. Einige Wärme glaubte ich in mir zu fühlen, und ich hoffe, daß mir Gott gnädig sein und mir Herz und Auge öffnen wird. Ich konnte Kunstkenner zu Führern haben, ich mag sie aber nicht, ich will allein den Weg machen. Wenn ich Zeit und Geduld hätte und schriebe: „Geheimes Tagebuch eines Kunstignoranten, geführt in München," das müßte lustig zu lesen sein. Die Herren Kunstkenner scheinen mir oft so unwissend zu sein als ich. Ein Gemälde von Raphael wird gezeigt, das von einigen für Original, von anderen für eine Kopie von einem neueren bayerischen Künstler gehalten wird. So schwanken sie. Gemälde, die mit mehr als 20000 Gulden bezahlt wurden, erklärte man später als Kopien. Da in München große Kunstliebe herrscht, wütet auch große Kunsteifersucht. Die Tonangeber dissonieren stark unter sich. . Genug.

Hier ist doch schon ein großes und bewegtes Leben, wie es Frankfurt nicht hat, wo, wenn der Handel nicht lärmt, alles schweigt. Und das katholische Wesen lobe ich mir. Seitdem ich den Kirchendienst kennen gelernt, sehe ich ein, wie die katholische Religion nichts ist, als das Heidentum der Griechen und Römer, nur unter einer anderen Form. Darum gefällt sie mir. Sie ist der Wein, der die niedergedrückte Menschheit die Leiden und Entbehrungen vergessen machte, die durch die Zertrümmerung der alten Welt, ein unabwendbares Geschick über sie gebracht. Sie ist Wein für männliche und Milch für kindliche Naturen. Hätten die Fürsten nicht vor Pfaffen gezittert, dann wäre nach zweitausendjähriger Gewaltherrschaft, die Welt nur noch eine Wüste. Der Katholizismus ist auch nicht so freudenzerstörend als ich mir immer vorgestellt, es giebt nichts Lustigeres. Reue kann nie das Herz eines katholischen Missethäters zerfleischen, denn jede Sünde findet Ablaß. Die Feiertage sind der Freude, und nicht wie bei den Protestanten der Langeweile gewidmet. Hier sind

Sonntags alle Läden geöffnet, es wird mehr gehandelt als in den Wochentagen. Gestern war sogar großer Jahrmarkt. In England darf sich an Feiertagen keine Musik hören lassen. Glauben Sie aber nicht, daß der Protestantismus ein Verderben der Menschheit sei, er führt zu ihrem Glücke. Bürgerliche Freiheit kann mit der katholischen Religion nicht bestehen Nur ist jetzt noch in protestantischen Ländern eine traurige leere Zwischenzeit. Das alte Gebäude ist niedergerissen, und man zögert mit der Aufführung des neuen. Der wüste Bauplatz ist unerfreulich, und man stolpert jeden Augenblick über alte Balken und neues Bauholz. Der Glaube ist zerstört, und die Fürsten wollen den Verstand der Völker nicht aufkommen lassen — so haben sie gar nichts. Auch wollen sie das neue Haus auf das alte Gewölbe, freie Staaten auf das Christentum gründen — ein Wahnsinn, der noch viele Jahrhunderte des blutigen Jammers über die Welt bringen wird ... Was ich schwätze!

Ich lese jetzt zum ersten Male ein Werk von Swift und es ist mir klar geworden, warum mich schon viele Leute mit ihm verglichen haben. Wir haben viel in der Form der Darstellung, und in der ironischen Art von der Politik zu reden, gemein. (Aus diesem letzteren Satze können Sie lernen, wie man *nicht* schreiben darf; das Wort *gemein* schleppt sich mühsam hintendrein.) — Sie schreiben mir nicht was Sie lesen, womit Sie sich beschäftigen. Gewiß sitzen Sie den ganzen Tag müßig und stecken Ihre Hüte um. — Erinnern Sie sich, daß ich vor einigen Monaten ein Trauerspiel von München zugeschickt erhielt, (ich glaube es hieß ... und wenn ich mich nicht irre, habe ich es Ihnen gebracht). Der Verfasser heißt *** oder so ungefähr. Nun quält dieser Herr Dichter meinen Schwager, den er kennt, ihm meine Bekanntschaft zu verschaffen; ich aber weiche dem aus. Dabei ist das lustigste, daß wir an einem Tische essen und er mir gerade gegenüber sitzt. Ich kenne *ihn*, denn ich habe ihn bei seinem Namen rufen hören, er aber kennt mich nicht, und ich habe bei Tische noch nicht eine Silbe gesprochen. — Bekanntschaften könnte ich wohl machen, aber es liegt mir jetzt noch nichts daran. Ich will erst die *Sachen* kennen lernen, dann die Menschen. — Neulich besuchten mich zwei junge Leute, die erst auf Akademien gehen wollten. Sie kamen, den berühmten Verfasser der Wage kennen zu lernen. Nachdem wir uns lange unterhalten, gestanden sie mit Stottern, sie hätten gemeinschaftlich ein Trauerspiel geschrieben und würden sich die Freiheit nehmen, es mir vorzulegen. Seitdem, so

oft einer an meiner Thüre klopft, zittere ich, die schreckliche Melpomene möchte eintreten. Auch heute morgen hörte ich mit Angst klopfen, aber es war nicht Melpomene allein, es waren alle Musen und Grazien zugleich, es war Ihr Brief. — Das Wichtigste hätte ich bald vergessen. Vorgestern tritt ein Soldat in mein Zimmer (man gebraucht hier die Soldaten zu allerlei Botendiensten) und bringt mir ein Billet folgenden Inhalts: „Mein Herr! Es gäbe Ihnen nicht mehr Aufklärung, auch wenn ich meinen Namen unterschriebe, denn man könnte Ihnen keine Auskunft über mich geben, da ich erst acht Tage hier bin und in der Vorstadt wohne. Ich suche bei Menschen keine Hilfe mehr, denn . . . (Fortsetzung folgt.)

Vierundvierzigster Brief.

München, den 24. Oktober 1821.

. . . . Lassen Sie uns ein vernünftig Wort miteinander sprechen. Was halten Sie denn von meinem Besuche? . . . . Und doch ist meine Freude an dem Gedanken nicht rein. Sie in Frankfurt zu sehen, das ist mir, als sollte ich die langersehnte Schweiz im Winter bereisen. Dort friert mich's immer . . . . wenn ich bis zum Frühlinge warten wollte, kämen Sie dann nach . . . . um mit mir zusammenzutreffen? . . . . Wären Sie nur zufrieden, ich würde es auch. Sie können mir es glauben, ich habe das genau berechnet, Ihr Glück hängt von Ihrer Ruhe ab, Sie brauchen nichts mehr. Ein Mann ist ein Strom der fließen, die Frau aber eine Quelle, die unbewegt sein muß, um klar zu bleiben. . . . . Lassen sie sich belehren und leiten. Sie sind ein Mann, anderen zu helfen, aber sich selbst zu helfen, sind Sie nicht einmal eine Frau, Sie sind ein Kind. Sie überreden sich vielleicht, es hätte Fälle gegeben, wo Sie mit Verstand und Ausdauer, für Ihren eigenen Vorteil gesorgt, aber Sie täuschen sich. In jenen Fällen war das Glück Ihrer Freunde mit Ihrem eigenen verbunden, und dieses allein gab Ihnen die Kraft für sich zu sorgen.

Den 25. Oktober.

Ich habe gestern endlich die Rheinbriefe und die übrigen Abschriften gelesen. Die Vorrede: Ferienreise eines Journalisten hat mir gefallen, wie auch die Rheinbriefe. In dem Tagebuche

findet sich manches Gute, aber die Geschichte vom Erlkönig hat mir Langeweile gemacht. Alles zusammen macht höchstens drei Bogen, und zu einem Almanach brauchte ich wenigstens zwölf. Aber was ist einem eisernen Fleiße gleich dem meinigen unmöglich? — Meinen Tischnachbar den Herrn *** habe ich endlich so glücklich gemacht, mich ihm zu erkennen zu geben. Der hat das Maul aufgesperrt! „Ich freue mich den ersten Schriftsteller, den geistreichen und witzigsten Kritiker Deutschlands kennen zu lernen." Ich: Ich bitte. Er: „Ja so schreibt keiner sonst in Deutschland, das war mir immer eine Stilübung, so habe ich oft gesagt, möchte ich schreiben können." Ich: Sie sind sehr gütig. -- —

. . . . . Ich bin so ein Kunstnarr geworden. . Ich habe mir in diesen vierzehn Tagen eine kleine Gemäldesammlung angelegt, die mich sehr viel Geld kostet. Einige Male bin ich betrogen worden. Ein Engel, der auf dem Bauche schläft, so daß man das Gesicht nicht sieht, wurde mir für einen Raphael verkauft, ich habe 24000 Gulden dafür gegeben, und da fand sich, daß es eine Kopie war. Die „Perl" meiner Sammlung ist eine Laus von Leonardo da Vinci. Ein herrliches Bildchen: Es juckt einen, wenn man sie ansieht, man möchte sie gerade knicken. 500 Dukaten habe ich dafür gegeben. Es ist nichts leichter als ein Kunstkenner zu werden. Zeigt man Ihnen ein Gemälde, so gehen Sie darum herum, wie die Katze um den Brei, um das rechte Licht zu suchen. Dann treten Sie näher und fahren mit den Fingern über das Gemälde her, den Konturen des Bildes, der Gewänder folgend. Sie murmeln dabei: Faltenwurf — Gruppe — markiger Pinsel — Lichter — Kolorit. Frägt Sie einer deutlich um Ihre Meinung, so lassen Sie sich ja nicht irre machen, sondern seufzen oder lächeln, oder Sie sagen: Das ist eine „Perl" und gehen weiter. . . . Aber es ist gottlos, daß ich bei einer so heiligen Sache spotte! Mich ärgert nur — nicht die Heuchelei der sogenannten Kunstfreunde, denn kein menschliches Herz ist dem Eindrucke des Schönen verschlossen — mich ärgert die Nichtverschämtheit mit der sie ihre Gefühle offenbaren. Jede Liebe soll verschwiegen sein, und lautes Beten hat mich immer verdrossen. Auch mir hat manches Gemälde, wie mit Strahlen der Frühlingssonne, die kalten Adern durchwärmt, aber es wäre mir nicht möglich gewesen, meine Gefühle gegen Fremde zu äußern, ja es war mir unbehaglich, wenn in der Galerie mir jemand zur Seite stand, der meine Bewegung hätte belauschen können. Ich habe schnell gelernt, daß die Malerei höher

steht, als Musik und Poesie. Die Musik ist zu flüchtig, die wahre, auch etwas Überirdisches, Geisterartiges, Schauerliches; die Poesie ist zu lästig, zu anspruchsvoll für die Freude, die sie uns giebt, sie will von allen Kräften der Seele empfangen sein, man muß zu viel dabei denken. Aber vor Gemälden kann man besinnungslos stehen; manches hat mich in völlige Vergessenheit gelullt, so daß ich fast davor eingeschlafen wäre. Glauben Sie nicht, daß man Kenntnisse haben müsse um Kunstwerke zu genießen. Das Technische zu beurteilen (die Regeln des Handwerks) dazu gehören allerdings einige und man erlernt diese nur, wenn man selbst zeichnet und malt. Das ist aber nur Nebensache. In der Gemäldegalerie folgt mein Auge nur dem Zuge meines Gefühls, und dann urteile ich frei wie ein König. Um die Rangordnung der Kunstwerke, wie sie der Staats- und Adreßkalender des Katalogs aufstellt, bekümmere ich mich nicht viel. Gefällt mir ein Gemälde, dann erst suche ich nach, von welchem Meister es ist. Ich habe mir die Freiheit genommen, die Werke eines berühmten italienischen Malers, Guido Renis, sehr abgeschmackt zu finden. Idee, Anordnung, Kolorit besonders, alles ist abgeschmackt in seinen Gemälden.

Den 26. Oktober.

Gestern wurde die Zauberflöte aufgeführt. Hier soll sehr viel musikalische Bildung herrschen. Kenner sagen mir, daß sich jeder Philister die Ohren zuhalte, wenn der leiseste falsche Ton fällt. Könnte ich Ihnen nur die herrlichen Dekorationen und Maschinerien beschreiben, die ich in der Zauberflöte sah. Da kommen nicht, wie bei uns, bloß zwei schäbige Löwen, sondern die ganze Naturgeschichte von wilden und zahmen Tieren: Elefanten, Gazellen, Affen, Dromedare, sogar Schafe und Flöhe.

Fünfundvierzigster Brief.

München, Montag den 29. Okt. 1821.

. . . . . Machen sie mir meine Winterstube nur recht warm, schreiben Sie mir oft. Die Einrichtung, mir jeden Morgen beim Frühstücke zu schreiben, ist ganz herrlich. Wenn Sie nur Wort halten! Sie schreiben sehr fein, es wäre unfein von mir, daß ich nicht an die *** geschrieben, denn eigentlich wollten Sie sagen grob.

Ich danke Ihnen für alle die schönen Neuigkeiten, die Sie mir gemeldet, Sie würden eine angenehme Zeitungsschreiberin werden. — — Was reden Sie von Fuchs? Ich habe mit einem Fuchse keine weitere Ähnlichkeit, als daß ich oft geprellt worden bin. — Wenn Sie mich ernstlich fragen, wie es mit meinen Arbeiten stehe, so muß ich Ihnen ernstlich antworten, daß ich außer dem, wovon ich Ihnen geschrieben habe, noch wenig zu Ende gebracht. Woher die Zeit nehmen? Ich habe so vieles zu sehen, zu betrachten und zu bedenken. Ich verliere aber nichts durch mein Zögern, nicht einmal Zeit, denn mir kommt an neuen Ideen und Stoff so viel zu, daß ich werde später rascher arbeiten können. Nur daß ich oft schwanke und wähle, ist schlimm. Das beste wäre gewesen, ich hätte alle meine Stunden zu Hause darauf verwendet, Ihnen zu schreiben und alles mitzuteilen, was mir von innen und außen zukam. Da hätte sich viel gesammelt, was zu brauchen gewesen wäre. Aber da that ich mir Gewalt an, beschränkte meine Neigung, um zu förmlichem litterarischen Thun zu schreiten, woraus denn immer noch nichts geworden ist.

Ich werde wahrscheinlich diese Woche meinem Vater schreiben, doch zweifle ich sehr, daß er mir die Reise nach Wien verstattet; es läßt sich anerzogene Ängstlichkeit so schwer besiegen. In einem gewissen Sinne hatte *** ganz recht, zu sagen, ich hielte hier Quarantäne, ich werde wirklich durchräuchert und unschädlich gemacht nach Wien kommen. Von Politik hört man hier kein Wort sprechen, und ich selbst bin ihr fast entwöhnt worden; zwar lese ich hier alle Zeitungen, aber es ist nur das lebendige Wort, was aufregt. Wärme des Gesprächs verbreitet sich hier nur über Kunst, und da im Sommer jedes Land Italien ist, so giebt man sich zufrieden. Nur Sonne; die Erde, worauf man steht, ist gleichgültig. Jede Leidenschaft, jeder Wind ist mir willkommen, daß ich nur fortgetrieben werde. Doch ein Gebiet giebt es im menschlichen Leben, wo ich zur Eisscholle erstarre, die kein Frühling schmilzt — der Handel. An *** ist mir das so klar geworden. Das ist ein verständiger, gebildeter, ja geistreicher Geschäftsmann. Nun sollten Sie ihn reden hören über Rothschild, über österreichische Anleihen und dergleichen. Mit Entsetzen höre ich ihn an. Diese Leidenschaftlichkeit, diese Glut, diese Lebendigkeit, dieses Mienenspiel, diese Begeisterung! Es ist nicht die Habsucht, von der er mir ganz frei scheint, die würde ich bedauerungswürdig, aber erklärlich finden. Er spricht von solchen Dingen, wie ein Kunstfreund von einem Raphaelschen Gemälde, das

er mit Entzücken anschaut, ohne daß der leiseste Wunsch, das Kunstwerk eigentümlich zu besitzen, seine Empfindung störe. Ist das nicht fürchterlich? Und so sind sie alle in Frankfurt. — Wir schönen Geister kommen uns in allem entgegen. In meinem letzten Briefe war auch vom Postenlauf die Rede. Direkte, indirekte Post, wir reden wie die Handelsleute... Wenn meine Briefe nach Frankfurt kommen, hatte ich in dieser Minute ausgerechnet, habe es aber schon wieder vergessen. Der Kopf schmerzt mich davon.

Jeden Sonntag esse ich bei meiner Schwester. Dort findet sich auch ein Professor *** ein, der seit zwölf Jahren keinen Sonntag fehlt. Vortrefflicher Kunstkenner, dessen Werk über die Kunst sehr gelobt wird. Er ist katholischer Geistlicher, ganz der französische Abbé wie in Fanchon und in den Memoiren. Welche Gewandtheit, wie versteht er geistliche Würde und pfäffische Heuchelei mit gefälligem Scherz und offener Lebenslust zu verbinden! Wenn er des Fürsten Hohenlohe Wunderkraft in Schutz nimmt, wenn ich ihm sage: Ihr Katholiken seid Heiden, darum gefallt ihr mir — dann sollten Sie sein Gesicht sehen, wie das, zwischen Lächeln und Ernst, dem Zuschauer unbeschränkte Wahl giebt. Jeden Sonntag zieht er die Spieluhr auf, lobt meiner Schwester sieben Kinder der Reihe nach, sagt meinem Schwager, er sei nicht dick, erzählt jedem Fremden, ich sei Verfasser der Wage, und fragt mit den Worten nach mir: wo ist mein Doktor? Ist eine Speise mißraten, dann läßt er sich gewiß zweimal davon geben. Von dem könnte ich was lernen, nur müßte ich zuerst lernen, fremdes Essen so zu lieben wie er. Es schmeckt mir aber nur, wenn ich es bezahlt habe. Ich habe an *** wieder bestätigt gefunden, was ich so oft wahrgenommen: um zu gefallen, muß man eitel sein; man lernt der Eitelkeit anderer nur an sich selbst schmeicheln. Wenn ich ihm erzähle, ich hätte seine Schriften loben hören, dann ist er ganz außer sich vor Freude. — — Der Prinz Eugen hat sich hier sehr beliebt gemacht, er ist ein schöner, reicher, und soll ein sehr kluger Mann sein. Seine Familie, das sollen alle Grazien vereinigt sein.

Was ein Recensent geplagt ist! Manchmal verwünsche ich die Stunde, in der ich zuerst kritisiert. Von einem Herrn *** habe ich Ihnen geschrieben, der ein Trauerspiel verfertigt, das er mir schon früher nach Frankfurt geschickt, das ich aber nicht gelesen habe. Dieser Mensch verfolgt mich, seitdem er mich hat kennen lernen, mit den schamlosesten Schmeicheleien. Jean Paul wäre ein Pudel gegen mich.

Ich sah das Gewitter heraufziehen. Giebt mir vorgestern unser Dichter mit aller Unterthänigkeit und Feierlichkeit seine Tragödie, die ich nicht allein lesen, sondern auch beurteilen soll „mit meiner gewöhnlichen Freimütigkeit“. Wäre sie ganz schlecht, hätte ich leichtes Spiel, ich könnte dann aus Ironie alles loben. Aber das Werk ist mittelmäßig, und nicht genug loben beleidigt mehr, als unbedingter Tadel. Dabei ist *** ein großer dicker Kerl, der täglich vier Maß bayerisch Bier trinkt. Wehe mir, wenn er Dr. Katzenbergers Badereise gelesen hätte. Ich habe mich schon danach erkundigt, und zu meinem Glücke findet er Jean Paul langweilig.

Draußen vor der Stadt sieht man die Tiroler Berge, hinter ihnen liegt Italien. Gar nicht los machen kann ich mich von der Vorstellung, daß ich in zwei Tagen den kalten Herbstnebeln dieses Landes entfliehen könnte, daß ich in drei Tagen einen neuen Frühling, in vier das Meer, in fünf Roms alte Götter, in sechs den Sommer und blühende Citronenbäume finden könnte . . könnte . . könnte! *** war Sekretär beim Prinzen ***, mit 2000 Gulden jährlichem Gehalt. Er betrug sich nicht gut, und da schickte ihn der Prinz mit Manier zum Teufel, das heißt: er gab ihm 2500 Gulden und riet ihm, Italien zu bereisen. Das that er, und jetzt macht ***, der die künftige Beschreibung in Verlag genommen, einen unendlichen Lärm von dem schönen Werke, dem die Welt entgegensehen dürfe. Die Proben, die ich gelesen, sind schlecht, der Mensch schreibt wie eine Köchin. Wie man in Italien keinen Stil haben könne, begreife ich nicht. Hätte ich nur auch schon einen fürstlichen Herrn; daß er mich zum Teufel jage, dafür wollte ich sorgen. — Das erste Finale im Titus ist freilich schön. Habe ich es denn getadelt? Wenn auch Mozart nicht er selbst ist, so bleibt er immer noch genug. — „Ihre aufrichtig ergebene“ . . aus welchem Briefsteller haben Sie das abgeschrieben? Das Ende an Ihren Briefen gefällt mir nie. — Der Himmel weiß, wie es geschieht, daß mein Verstand und meine Zeit in meinen Briefen immer zugleich aufhören. Es schlägt schon halb zwei Uhr, und ich wüßte Ihnen nichts Neues mehr zu schreiben. Also Donnerstag bekomme ich wieder Brief. Wäre ich jetzt ein Türke, dann hätte ich wöchentlich fünf Feiertage: Sonntag für Christus, Montag und Donnerstag für Sie, Freitag für Mahomet, und Samstag für Moses. Dann blieben mir noch zwei Wochen- und Arbeitstage: Dienstag und Mittwoch. Eine herrliche Einrichtung für einen Müßiggänger meinesgleichen. Ich will den Koran studieren.

Sechsundvierzigster Brief.

München, Donnerstag den 1. November 1821.

Schon wieder ein Brief? Nein, das ist zu arg, eine solche Zudringlichkeit ist mir noch gar nicht vorgekommen.... Aber mit meiner Klage ist es mir doch ernst. Sie sollen mir nicht so oft schreiben, einmal jede Woche ist genug. Sie sind zu gut, Sie verzärteln mich. Wenn ich auch manchmal über das Gegenteil geklagt, so war das eine Schwachheit, die Sie mir verzeihen, aber nicht nachgeben dürfen. Wenn ich selbst häufig schreibe, so ist das etwas anderes, denn alles, was ich denke und fühle, ist in meinem Geiste und Herzen doch immer an Sie gerichtet, und an meinen Briefen habe ich nichts als die Adresse zu schreiben. Heute kann ich diesen meinen Brief nicht abschicken, denn ich habe allerlei zu sehen und zu hören. Wir haben heute Feiertag, und überdies wird unser hochwürdigster Bischof eingeweiht. Große Kirchenmusik und hundert blauseidene Hüte ziehen mich fort. Auf morgen denn!

Den 2. November.

Es ist doch nicht schön, daß wir so weit voneinander entfernt sind, die Briefe gehen zu langsam, man erinnert sich nicht mehr, was man geschrieben, und Frage und Antwort verwirren sich. Als Sie Ihren letzten Brief abschickten, waren meine letzteren Briefe (Nr. 19 und 20) noch nicht angekommen. In Paris hat sich jetzt eine Gesellschaft gebildet, welche zum Vorteile des Handelsstandes telegraphische Linien nach allen französischen Häfen errichtet, so daß die Pariser Kaufleute in wenigen Minuten von der Ankunft der Seeschiffe benachrichtigt werden können. Ich ergötze mich an dem Gedanken, daß bei dem immerwährenden Fortschreiten des menschlichen Unternehmungsgeistes nach einer Reihe von Jahren die Telegraphen so allgemein sein werden, daß gute Freunde auf diesem Wege sich schreiben können, dann können Sie mir von Frankfurt aus in drei Stunden Nachricht geben. Das müßte herrlich sein. Wenigstens bis dahin wollen wir uns gut bleiben, damit wir uns des Vorteils erfreuen.

In der Kirche habe ich gestern keinen Platz mehr gefunden, doch habe ich an diesem Tage das merkwürdigste Schauspiel auf meiner ganzen Reise gesehen. Ich erinnere mich nicht, Ihnen von dem hiesigen Kirchhofe schon geschrieben zu haben. Er ist äußerst merk-

würdig. Wie der Mensch von der Sinnlichkeit beherrscht wird, wie keine Vorstellung der Seele, sie sei erhaben oder gemein, traurig oder freudig, selbständig ist, sondern von den Sinnen geschaffen, erweckt, erzogen, ernährt, eingeschläfert oder vernichtet wird — das kann man auf dem hiesigen Kirchhofe lernen. Es mag jemand noch so sehr den Tod fürchten, er mag sich noch so ängstlich an das Leben klammern, er wird auf diesem Kirchhofe nichts von den Schauern fühlen, die der Anblick der Vergänglichkeit sonst zu erregen pflegt. Er ist ein freundlicher heller Garten, der wie jeder andere Spaziergang alle Tage benutzt wird. An den Mauern sind wohl niedere Pflanzungen, doch Bäume, die düsteren Schatten geben, sind vermieden. Breite Wege, der Sonne ganz offen, führen nach allen Richtungen. Die Gräber sind symmetrisch, Reihe hinter Reihe, geordnet. Die meisten sind mit Grabmälern versehen, zu deren Errichtung die Hinterlassenen eine Aufforderung mehr in ihrer Eitelkeit finden, da diese Denkmäler der Liebe, der Achtung oder Dankbarkeit, täglich der Betrachtung der Lustwandelnden ausgesetzt sind. Die leeren Grabstätten sowohl, als auch diejenigen, welche kein Denkmal bezeichnet, sind mit numerierten Stäbchen versehen, so daß das ganze Feld das Ansehen eines botanischen Gartens hat. Auf der einen Seite wird der Kirchhof, von einem halbzirkelförmigen, mehrere hundert Schritt langen bedeckten Säulengange umgrenzt. Wer da Ruhe sucht, kann sie auf marmornen Bänken finden. Ich habe aber noch niemanden darauf sitzen sehen, an einem solchen Ort mag sich wohl jeder seiner Beine erfreuen. Unter diesen Arkaden gelangt man in einige große Zimmer, die zwar mit einigen Zeichen der Trauer ausgestattet sind, ohne jedoch ein düsteres Ansehen zu haben. Darin werden diejenigen Toten, welche man aus Mangel an Platz oder aus anderen Gründen nicht die verordneten drei Tage im Hause behalten kann oder will, in offenen Särgen ausgestellt. Die Zimmer sind zwar verschlossen, aber durch große Glasthüren kann man alles sehen. Geputzte Kinder, blumenbekränzte Mädchen, Weiber in Nachthauben mit schwarzen Bändern, liegen da mit entblößten Gesichtern, auf schiefrechten hohen Gestellen. Die aus Sonnen- und Kerzenlicht zusammenfließende magische Beleuchtung giebt den Toten das Ansehen von Schlafenden. Das ist die Bühne, auf der ich gestern ein so merkwürdiges Schauspiel sah. Es war der Tag des Allerheiligenfestes. An diesem Tage wird für das Heil aller Verstorbenen gebetet, „damit sie um so bälder aus dem Fegefeuer befreit werden

und zur Anschauung Gottes gelangen". Der Kirchhof war mit Tausenden von Menschen bedeckt. Alle Grabmäler waren mit Blumengirlanden umwunden, oder mit Blumen in Töpfen umstellt. Bei jedem standen Lichter, entweder Wachskerzen auf hohen Kirchenleuchtern, und zum Schutze gegen den Wind mit farbigem Papier umsteckt, oder Ollampen in farbigen, gewöhnlich dunkelblauen Glaskugeln. Die Grabmäler sind mit eisernen Armen versehen, woran die Lampen gehängt werden. Zur Bewachung der Lampen, Blumentöpfe und anderen Dekorationen werden von den Hinterbliebenen, die ihren Toten diese Ehre erzeigen, alte Weiber bestellt. Ich habe nie so viele alte Weiber beisammen gesehen. Vor jedem Grabe steht ein Eimer mit Weihwasser, woraus vermittelst einer langen Bürste das Grab von Zeit zu Zeit benetzt wird. Fromme, und Kinder, die damit ihr Spiel treiben, verrichten diese Benetzung im Vorbeigehen, auch wenn ihnen der Tote nicht nahe war. Die alten Weiber beten ihre Rosenkränze, die Männer mit entblößtem Haupte vor den Gräbern ihrer Angehörigen. Die Denkmäler sind nicht bloße Steine, sondern gewöhnlich architektonische und plastische Allegorien, manche von sehr guter Idee, obzwar, wie natürlich, von keinem großen Kunstwerte in der Ausführung. Ich habe an dieser Feier, die sehr poetisch ist, und die ich aus Mangel an Zeit nur schlecht beschreiben konnte, nichts auszusetzen, als daß sie nicht im Frühlinge begangen wird. Es ist schwer, das schmerzliche Gefühl der Vergänglichkeit im Herbste zu beseitigen. Was die Einrichtung des Kirchhofes betrifft, so meinen Sie gewiß, daß sie mir gefiele; sie gefällt mir aber nicht. Das heißt nicht, wie die Griechen den Tod erheitern, das heißt ihn weglügen, ihn verbergen. Nur gedankenlose Schlemmer können sich auf diese Art betäuben lassen. Das heißt nicht wahren Mut geben gegen die Schrecken des Todes, das heißt uns, gleich Soldaten vor der Schlacht, durch Rausch die Feigheit benehmen. Dieser Kirchhof ist so lustig, daß man Ball darauf halten könnte. Man wird leichtsinnig gestimmt, der Genius mit der umgekehrten Fackel wird in einen Hanswurst verwandelt. Das ist nicht gut . . . Genug gestorben, wir wollen zu den Lebendigen zurückkehren. — —

Das Wetter war gestern wie im Frühling, und wenn es bis morgen so anhält, werde ich mit meinem Neffen eine Fußreise ins Gebirge machen. Nach Tirol hin, fünf Stunden von hier, liegt der Starnberger See, der fünf Stunden lang und ein und eine halbe Stunde breit ist, eine reizende Insel in seiner Mitte. Dahin wandern wir

auf zwei bis drei Tage. Wie ich mich freue, aus dieser Flachheit Münchens zu kommen! Es giebt hier nicht so viel Berg, daß man darüber stolpern kann. — Lassen Sie doch dem *** weiß machen, ich ginge nach Wien und übernähme die Redaktion des Österreichischen Beobachters, aber ernsthaft; er würde es in der ganzen Stadt erzählen, und ich wette, man glaubte es. — Aus ... wird nie ein ordentlicher Professor werden. Ich halte ihn für sehr geistlos, er kann wohl seine Schüler, aber gewiß nicht die Wissenschaft weiter bringen. — Recht zum Narren habe ich mich von Ihnen halten lassen mit meinem Reisen. Ich glaube, Sie machen sich gute Tage und sind so vergnügt als ein Fisch im Wasser. Was führe ich hingegen für ein elendes Leben! Montag ist bei Havard Extratafel für Leckermäuler, Mittwoch bei Michel, Freitag bei Junnemann, dann Museum, dann italienische, dann deutsche Oper, dann ein Staberl, dann ein Rendez-vous, ich möchte mir die Haare aus dem Kopfe reißen. Wenn sich ein anderer um zehn Uhr zu Bette legen kann, muß ich noch mit Herrn von *** und noch einigen allerliebsten Gesellschaften Billard à la guerre spielen. Wann werden meine Leiden enden! — Haben Sie mir doch Wohlgeboren schreiben müssen. Auf Ihren nächsten Brief schreiben Sie mir Hochwohlgeboren. Nicht genuckst! — Gestern abend hatte ich einen Anfall von Heimweh, auf ein Gläschen Kümmel verlor es sich aber wieder; ich hatte mir den Magen verdorben. — Wer ein Land nur im Herbste und Winter gesehen hätte, dürfte der sagen, daß er das Land kenne? Nein. Ebenso wenig kennt derjenige das Gebiet des menschlichen Geistes, welcher nur die Wissenschaft, aber nicht die Kunst inne hat. — Die Kunst, welche Frühling und Sommer ist. Wie glücklich ist der zu preisen, der eine vollständige Erziehung genossen! Während ich beschäftigt bin, ein Zimmer in dem Gebäude meines Wissens auszumalen, dringt der Regen durch das unbedeckte Dach, und der Keller stürzt ein. Wenn ich nicht wahrhaftig demütig wäre vor Gott, meinem Schöpfer, ich könnte in Verzweiflung geraten. Daß meine Augen weiter gehen als meine Füße, das macht mich oft so mißmutig — Sie glauben es kaum. Hier ist so viel Talent und so allseitige Ausbildung bei vielen Menschen, daß man neidisch werden muß. Mein Stillschweigen ist mir schon manchmal für Bescheidenheit aufgenommen worden, und ich darf nichts dagegen einwenden. Neulich sagte ich jemandem, ich wolle mich hier auf Italien vorbereiten, denn mir fehle so viel: Kunstkenntnis, Altertumskunde; und da lächelte der Mann und sagte

(ich hörte es ihm an, er wollte mir nicht schmeicheln): „Nun, wenn Ihnen das fehlt, so weiß ich nicht, wer das sonst besitzen sollte!“ Viele Leute waren dabei. Lieben Sie mich, wenn auch unverdient.

Siebenundvierzigster Brief.

München, den 5. November 1821.

Ich hatte kaum Ihren Brief zu Ende gelesen, da setzte sich unter meinen Fenstern der große Prunkzug in Bewegung, womit heute die katholische Priesterschaft das Volk zum besten hält. Dieses Abwenden meines Blickes von mir selbst und meinen eigenen Begehrungen auf die Menschheit und die ewige Lüge, welche sie beherrscht, war mir sehr heilsam — ich vergaß mich, vergab Ihnen und verschmerzte Ihren Brief. Sie können sich nichts romantischer und schöner denken, als dieser Zug war. Unser hochwürdigster Erzbischof gab heute den letzten Akt der Komödie, die er seit acht Tagen spielt. Der Weg aus einer Kirche zu einer anderen, mehrere Straßen durch, eine große Länge der Stadt, war mit Brettern belegt. Die Menge Fahnen und Kreuze, Schuljungen und Meßbuben mit Körben, aus denen sie immerfort Blumen und Binsen streuten. Gesang, feiste Pfaffen, Tausende von Männern und Frauen mit Rosenkränzen in der Hand, laut ihr Ave Maria plärrend, Militär, Musik, Kirchendienerschaft, Wachskerzen auf hohen silbernen Leuchtern, der Bischof mit seiner Mütze unter einem Baldachin, rechts und links das Volk segnend mit einer Bewegung der Hand, womit man den Hühnern Futter streut, zwanzigstimmiges Glockengeläute ... da haben Sie einige Ingredienzien zu der aqua tofana, woran die Menschheit siecht. Ich glaube, daß solche heuchlerische Spiele nicht bloß gegeben werden, um zu betrügen, sondern auch, um neue Betrüger zu werben. Solange der Zug dauerte, hatte ich die größte Lust, ein Spitzbube zu werden, ich hätte das erste beste Schnupftuch ziehen mögen. Jetzt ist mit der Stille meine alte Ehrlichkeit zurückgekehrt, und mit dieser beantworte ich den wichtigsten Punkt Ihres Briefes ... .

Abends 7 Uhr.

Ich konnte heute nicht dazu kommen, den Brief zu schließen und abgehen zu lassen Also morgen mit der krummen Post.

..... Jetzt wollen wir wieder allerlei angenehme Scherze

treiben, es fällt mir gar zu schwer, lange ernsthaft zu sein. Sie sind so tückisch wie der Kaiser Caligula, der seine Gesetze so unleserlich schreiben ließ, daß man aus Unwissenheit sie übertreten mußte und in Strafe verfiel. Sie haben verordnet, ich dürfe nicht eher nach Frankfurt kommen, bis einige Wagehefte und der Almanach im Drucke erschienen. Heißt der verrückte Schnörkel und oder? Oder heißt er Und und Oder zugleich, je nach Belieben? Und und oder, oder und, oder oder — erklären Sie sich bestimmt, woran ich mich zu halten habe. Sie beleidigen mich sehr, wenn Sie von einem Wagehefte reden. Über eine solche Kleinigkeit sollte ich so lange Zeit zubringen? So etwas mache ich in acht Tagen. Wenn ich mich mit solchen Dingen abgebe, so geht das ins Große — zwei oder drei Hefte auf einmal. Ich bin jetzt sehr dabei, und Sie werden erstaunen.

Den 6. November.

.... Die Stelle beim Prinzen*** ist schon längst wieder besetzt. Ohne Frau, was soll mir eine Anstellung? Verheiratet müßte ich eine haben, damit ich nicht bei dem ersten häuslichen Zwiste desertiere. — Ihnen, gute Seele, darf man gar keinen Wunsch mitteilen. Jetzt haben Sie schon Verdruß davon, daß ich nicht nach Italien reisen kann. Glauben Sie doch ja nicht, daß ich selbst Kummer darüber habe, ich war nie eines anhaltenden traurigen Gefühls fähig. Die Vorstellung einer italienischen Reise kann mich angenehm beschäftigen, und darum rede ich so oft davon. Sie wiederzusehen, reizt meine Einbildungskraft noch weit mehr ....

— — Meine Garderobe ist eine ganz miserable. Giebt es aber auch eine größere Bosheit, als die des Schicksals, das einen armen Teufel dick werden läßt, so daß ihm seine wenigen guten Kleider zu eng werden? Die linke Klappe meines schwarzen Rockes geht nicht weiter als bis an die östliche Grenze meines Herzens. Die Knöpfe daran werde ich verkaufen, ich kann sie doch nicht mehr brauchen. Das verdammte Bier! Seien Sie doch barmherzig und ärgern Sie mich in Ihren Briefen so oft wie möglich. — Unter den Büchern, die man mir nach Stuttgart geschickt, befand sich auch ein Band von Beckers Weltgeschichte. Der Himmel weiß, wie ich dazu kam, das Buch gehört nicht mein. Aber bei dieser Gelegenheit las ich diesen Teil. Ein ganz herrliches Werk, so ergötzlich als belehrend. Ein verfluchter Kerl dieser Becker, voller Ironie! Er läßt sich nichts weiß machen, und die lumpige Geschichte der Erdenwürmer von

höchstens fünftausend Jahren kommt ihm gar nicht so ehrwürdig vor, als uns anderen Schwachköpfen. Lesen Sie ja das Werk von Anfang bis Ende. Das Wichtigste ist, zu lernen, daß nichts wichtig ist — Sie und ich ausgenommen.. Sind Sie fleißig, machen Sie gute Fortschritte? Wo liegt Morea? Wie hat der erste Mensch geheißen? Wenn ein Pfund Käse 24 Kr. kostet, wieviel kosten 13 Lot? — Schade, daß Sie nicht hier sind, die ganze Stadt ist voller Musiknarren. Für oder gegen Rossini — man hört da manches vernünftige Wort. Neulich bei Tische wollte man meine Meinung hören. „Rossini, sagte ich, gleicht, wenn ich mich so ausdrücken darf . . ." zum Glücke ließ der Kellner ein Glas fallen, das klirrte, zog die Aufmerksamkeit ab, und ich war gerettet.

Achtundvierzigster Brief.

München, den 12. November 1821.

Schon viele Menschen sind aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe ist es noch keiner. Nur Sie wären dazu fähig. Sie dachten daran, Ihr Klavier zu verkaufen, um mich nach Italien reisen zu lassen? Kommen Sie mir nicht mehr mit solchen Gedanken, welche die schmerzlichsten Gefühle in mir erwecken. Es ist ein Glück, daß Sie nie den Mann Ihres Herzens gefunden — Sie können ja den Wein nicht einmal unter Wasser vertragen!

— Es fällt mir schwer, mich über meine Unwissenheit zu beruhigen, auch nach Ihrem freundlichen Troste. Ich weiß wohl, daß ich das Höhere und Schönere besitze, aber das Niedere und Unschöne ist auch im Leben des Geistes das Notwendigere. Was ist gemeiner und notwendiger als das Essen? Bedenken Sie, was es mich stört und aufhält, daß ich von der italienischen Sprache soviel als nichts weiß. Wenn ich auch jetzt das nötige Geld hätte, könnte ich nicht eher nach Italien reisen, als bis ich noch einige Monate die Sprache studiert. Und wie wenige Zeit kann ich jetzt darauf verwenden. Aus meiner Wanderung nach dem Starnberger See ist nichts geworden, das Wetter war zu rauh. — Was die Zeit verfließt! In acht Tagen sind es schon drei Monate, daß ich Sie nicht gesehen habe. Der Mensch hat eine glückliche Natur, er kann in allen Klimaten ausdauern, was kein anderes Tier kann. — Um nach meinem Plane bis zu Ende des Mai mit einem Bande der Wage

fertig zu sein, brauche ich täglich nur drei meiner Seiten zu schreiben. Da wäre ich ja nicht wert, daß mich der Teufel holte, wenn ich nicht damit zustande käme. Gut oder schlecht, alles eins. Wird es schlecht, so erkläre ich offenherzig in der Vorrede, ich hätte gesudelt, weil ich zu einer italienischen Reise Geld gebraucht hätte, ein andermal wollte ich es besser machen. Vielleicht kann ich mir auch Beiträge verschaffen, und dann wird der Band um so eher fertig. Ich will mir nicht Unrecht thun, es ist nicht bloß Faulheit, die mich vom Arbeiten abhält, sondern die Begierde, auch so gut wie möglich zu schreiben. Ich glaube, und wenn noch mehr als Italien davon abhinge, ich könnte nicht eilen und schmieren.

Vorgestern sah ich ein neues Stück: „Staberls Wünsche"; wahrscheinlich kennen Sie diesen Charakter Staberl und haben Karl spielen sehen. Im ersten Akte macht er einen mißmutigen reichen Gutsbesitzer und beginnt mit einem Monolog in Art des Hamlet: „Was ist das Leben des Menschen? Aufstehen, sich rasieren lassen, schlafen und sterben. Und ist der Mensch ein Frauenzimmer, aufstehen, sich nicht rasieren lassen und doch sterben." So geht es fort. Ein Geist erfüllt dem Staberl drei Wünsche. Er wünscht also erstens, daß sich alle Frauenzimmer in ihn verlieben, zweitens ein indianischer Prinz zu sein, und drittens in Don Juan verwandelt zu werden. Es ist köstlich, wie sich Staberl in allen diesen Verhältnissen beträgt! Mit ganz München bin ich in Streit über dieses Stück. Alle tadeln dasselbe, denn, sagen sie, Staberl trete aus seinem Charakter heraus. Ich sage ihnen: das ist ja eben der Spaß, daß Staberl nicht Staberl sein will, sie verstehen das nicht. Es herrscht hier viele Bildung, man merkt es aber doch den Leuten an, daß sie Parvenus sind; sie sind zu vornehm und bekrittelnd. Vor zwanzig Jahren waren sie noch in Dummheit verschlämmt. Wir anderen von gebildeter Herkunft sind herablassender gegen geringe Leute und sehen nicht so viel auf die Etikette.

Abends 5 Uhr.

Ich komme soeben von einem Spaziergange zurück. Eigentlich geht die Post nach Frankfurt erst abends acht Uhr ab, und die Briefe werden bis sieben Uhr und noch später angenommen. Ich habe aber nie gewagt, so lange zu warten, sondern aus Furcht, die Post zu versäumen, schon um ein Uhr mittags den Brief abgegeben. Heute zum ersten Male weiche ich von der Regel ab. Ich bin so ängstlich

als Sie in Dingen, woran mir liegt. So können Sie auf den Adressen meiner Briefe bemerken, daß ich immer Frankfurt am Main schreibe, welches eine ganz überflüssige Sorgfalt ist, und worüber jeder Handelsmann lacht. — Schreiben Sie mir doch, was *** für ein Mädchen ist, versteht sich im Vertrauen. Auf vierundzwanzig Stunden kommen sie in . . . . zusammen, und in dieser kurzen Zeit wollen sie sich kennen lernen! Einem Bräutigam, der mir versicherte, er habe sein Mädchen gründlich kennen gelernt, und er sei ihrer Vortrefflichkeit sicher, würde ich erwidern, was . . . einst zu jemandem sagte, der sich während der Sommermonate in Paris aufgehalten und nach seiner Rückkehr mit Französischsprechen groß that. „Sagt mir einmal, wie Schnee auf französisch heißt!" Du lieber Gott! In Petersburg ist es im Juli und August so warm als in Italien, aber schon im November frieren die Flüsse zu. Ungeheuer seid ihr, abscheuliche Natterbrut, schönfarbige heuchlerische Schlangen. Hu! wenn der *** zurückkommt, und er erzählt mir, seine Verbindung sei geschlossen, lache ich ins Fäustchen und trinke eine Bouteille Wein auf die Gesundheit meiner Freiheit.

Neunundvierzigster Brief.

München, den 19. Nov. 1821.

Ihre Versicherung, daß Ihnen meine Briefe so große Freude machen, hat mir sehr wehe gethan, es ward mir um so fühlbarer, welch ein abscheulicher Mensch ich bin, Ihnen so lange nicht geschrieben zu haben, seit acht Tagen nicht. . Was Sie mir über *** schreiben, darin haben Sie recht, jedoch beweist das nichts gegen ihn. Die Ehen ohne lange Wahl werden oft am glücklichsten, die Kühnheit belohnt sich auch hierin. Und schlägt die Sache übel aus, so ist es tröstlicher, sich der Übereilung als des Unverstandes anzuklagen. — Ich werde, weil Sie es wünschen, die Rheinbriefe ausarbeiten. Bis die drei Hefte geschrieben und gedruckt sind, mögen vielleicht noch drei Monate vorübergehen. Schade, daß ich alles das, was ich über unsere gemeinschaftliche Rheinreise bemerkt hatte, verloren habe. Das Taschenbuch, worin ich meine Bemerkungen niedergeschrieben, ist mir in Stuttgart, als ich bei Gelegenheit eines Feuerwerks im Volksgedränge stand, zugleich mit einer Tabaksdose gestohlen worden. — Der Schmitt ist in Nürnberg? Er hätte von dort so nahe hierher,

warum kommt er nicht? Ein so kunstliebendes und kunstverständiges Publikum als das hiesige findet er außer Wien in ganz Deutschland nicht mehr. Wenn es noch Zeit ist, schreiben Sie ihm nach Nürnberg, daß er hierher kommen soll.

— Der König soll ein Engel von Güte sein. Wie der König und die Königin angebetet werden, kann ich Ihnen nicht mit Worten beschreiben. Man erzählt tausend Züge edlen Herzens von ihnen, die man ohne Rührung nicht anhören kann. Die Dankbarkeit und die aufrichtigste Liebe nennt ihn wie andere Fürsten der Kanzleistil oder die Schmeichelei: Vater seines Volkes. Er duzt jeden, den er nur etwas kennt. Er giebt so viel an Hilfsbedürftige, daß er manchmal seine Kasse erschöpft. Einer Offizierswitwe wollte er einmal zwanzig Louisdor geben, da fand sich, daß er nicht so viel Geld hatte; er schickte zur Königin, die hatte sie auch nicht, und so mußte er die Witwe auf den anderen Tag bestellen, wo er ihr statt zwanzig vierzig Louisdor gab. Seine Vortrefflichkeit kommt auch wohl daher, weil er in seiner Jugend durch Schmeichelei nicht verdorben worden. Er hatte keine Hoffnung zur Krone; erst durch das Aussterben der regierenden Linie ward er zur Herrschaft berufen.

Gestern war eine herrliche Vorstellung von der schönen Müllerin. Nach dem Theater beim Bier war meine Gesellschaft ganz verrückt vor Entzückung. Diese Gesellschaft, mit der ich mich jeden Abend zusammenfinde, besitzt, mein Vermögen dazu gerechnet, wahrscheinlich keine 500 Gulden bares Geld. Es sind aber gebildete Menschen, meistens Offiziere, alle von Adel. Darunter vier Grafen, die zusammen acht Bouteillen Bier trinken. — Heute fangen die abonnierten Winterkonzerte an. Sechs werden vor, und ebensoviel nach dem Karneval, jeden Montag gegeben. Was das wohlfeil ist! Ein gesperrter Sitz Parterre kostet im Abonnement nicht mehr als dreißig Kreuzer. Heute läßt sich der Violinspieler Grund hören, ein Schüler Spohrs. — Das Wetter hier ist seit einigen Tagen schwül, wie im Sommer, so daß ich meine Fenster geöffnet habe.

Görres ist mit seiner Familie nach Paris gezogen. Mein Wunsch, mich dort niederzulassen, befestigt sich täglich mehr. Es ist in Deutschland nicht auszuhalten. Ich spreche jetzt gewiß nicht aus Mißmut und Überdruß, denn es hat mir in Stuttgart sehr gut gefallen, und auch in München lebe ich vergnügt genug. Aber außer Paris ist überall Einseitigkeit und, was noch schlimmer ist, Schwerfälligkeit. Dort fährt die Unterhaltung, hier geht sie zu Fuße. Ein Kritiker

dürfte sich nicht unterstehen, anderer Meinung zu sein als der gebildete Teil des Publikums, etwa einen beliebten Sänger zu tadeln, alles würde über ihn herfallen. Das ist doch eine unerträgliche Kleinstädterei. Ich fühle den Zwang in der Unterhaltung, selbst mit billigen und vernünftigen Menschen, und — es beträfe Theater, Litteratur oder Politik — ich kann nicht dazu kommen, ohne zu beleidigen, meine abweichende Ansicht mitzuteilen. Um die großen Interessen der Menschheit bekümmert man sich hier nicht. Über eine Arie der Metzger vergessen sie Griechen und Türken. Ich habe, seitdem ich hier bin, noch kein vernünftiges Wort gesprochen. Langeweile habe ich eigentlich nicht, was mich aber die Zeit vergessen macht, ist mehr eine Art Schlummer, als eine rasche Bewegung des Geistes. — Wenn ich hier über Theater schriebe, so würden meine Kritiken zwar auffallen, aber schwerlich gefallen. Daß die Kunst Nachbildung der Natur ist, das vergessen die Leute ganz, und so vergessen sie über die Kunst das Leben. Wie ich nun auf meine Art beide in Verbindung zu setzen pflege, würden sie mir unzeitige Abschweifungen vorzuwerfen finden.

Was doch die Katholischen für eigene Komödien haben! Da zieht eben eine Leiche unter meinem Fenster her, wahrscheinlich eines vornehmen Mannes. Wohl zwanzig Pfaffen und Kirchendiener, in weißen Meßgewändern, Wachskerzen, Trompeten, Gesang, und der Sarg von acht Livreebedienten umgeben, die brennende Fackeln tragen, am hellen Tage!

In der Iris finde ich jetzt zuweilen vollständige Theaterkritiken, die gar nicht übel sind. Z. B. neulich eine von Honwalds Fluch und Segen. Ich bin dem Herrn v. Houwald auch noch Komplimente schuldig über diesen seinen neuen Unsinn, und ich gedenke sie ihm bald zu bezahlen. — Nächstens wird Goethes Tasso aufgeführt. Da will ich mich recht con amore oder eigentlich con odio darüber hermachen. Da ist der ganze Goethe darin, mit aller seiner Größe und aller seiner Niedrigkeit. Vielleicht läßt sich dabei schicklich anknüpfen, was ich über die falschen Wanderjahre zu sagen finde. — Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie zwar ruhiger leben als sonst, aber doch eigentlich keine frohen Tage haben. Das schmerzt mich in der tiefsten Seele. Sie wären doch vergnügter, wenn ich bei Ihnen wäre. Aber Sie rufen mich nie zurück, und Sie reden auch nicht davon, wie das künftig werden soll. Haben Sie denn gar keinen Plan, wie wir uns nahe sein können, aber fern von Frankfurt?

In der Fremde bin ich viel liebenswürdiger als zu Hause, da würde ich Ihnen auch besser gefallen. Geben Sie mir wenigstens Hoffnung und reden Sie wenigstens mit mir, wie dieser mein Lieblingswunsch möglicherweise ausgeführt werden könne. Ich kann ohne Schrecken nicht daran denken, wieder nach Frankfurt zu gehen, ich kann aber auch nicht glücklich ohne Sie leben. Sie haben keine Ahnung davon, was Sie selbst an Frohsinn gewinnen würden, wenn Sie nicht in Frankfurt wären, auch alle persönliche Beziehungen ungerechnet. Eigentlich ist in Frankfurt gar kein Leben, man bereitet sich dort nur zum Leben vor. Die Stadt ist eine große Kindbetterinstube. Man handelt und kommt nie zur Ruhe, man kocht und ißt nie. — Vor einigen Tagen war ich auf einem Ball im Kasino des zweiten Ranges. Es giebt nämlich zwei Kasinos und Lesegesellschaften, die ich beide besuche. — Seien Sie vergnügt, teure Freundin, ich bin es auch. Machen Sie sich keine Sorgen. In höchstens vierzehn Tagen habe ich keinen Kreuzer mehr, mir einen Apfel zu kaufen, und ich lebe so ruhig, als hätte ich Millionen. Gott verläßt den Gerechten nicht.

Fünfzigster Brief.

München, den 22. November 1821.

Heute sind es drei Monate, seitdem ich Ihnen von Stuttgart den ersten Brief geschrieben. Wie schnell mir diese Zeit vorüberging! Das kommt aber daher, weil ich nicht, wie in Frankfurt, beständig nach der Uhr sehen konnte, denn Sie sind der Minutenzeiger meines Lebens. Ich fühle mich ganz glücklich, daß ich es schon halb sein kann ohne Sie. Ach, es giebt kein größeres Glück, als die Ruhe des Herzens, und zerreißen sollte man euch Weiber, daß ihr sie uns so spät gebt. Aber ein Männerherz, das majestätisch ausruht wie ein Löwe, ruhm- und beutesatt, das wißt ihr nicht zu achten, nur am Brüllen erkennt ihr die Kraft des Löwen. Wehe, wehe! Nun, fürchten Sie sich nur nicht, ich thue Ihnen nichts zuleide, ich bin ja Ihr alter Bekannter. Sonst hatte ich wohl zuweilen einen grünen Donnerstag, jetzt aber ist er grau, wie der heutige Himmel, und nur mein blauer Montag ist mir geblieben. Ist das genug für mich faulen Gesellen? Ich glaube, ich Narr war großmütig und habe Sie selbst gebeten, mir nicht öfter als alle acht Tage zu schreiben. Das habe ich schon längst bereut. Ach, wenn man nicht geboren ist für die

Tugend, sollte man nicht stümpern darin, es ist gar zu lächerlich! Ich sollte eher suchen mich zum vollkommenen Taugenichts auszubilden, das ist meine Bestimmung.

— Es ist spaßhaft zu sehen, wie es hier von reisenden Handlungsdienern wimmelt. Schon zehn Bekannte habe ich gesprochen. Sie folgen sich auf dem Fuß. Es ist ein lustiges Leben und die Sommerseite des Handels. Meistenteils junge Leute, lassen sie sich's hier wohl sein. — Die abonnierten Konzerte, die am verflossenen Montag angefangen, sind sehr schön. In diesem ersten wurde gegeben: Symphonie von Clementi; Arien von Simon Meyer und Aiblinger (mit Chor); Flötenkonzert; Konzert von Spohr, gespielt von Grund; Haydns Gedächtnisfeier; Kantate von Cherubini (herrlich); Ouverture aus Egmont. Anfang präzis um halb 7 Uhr.

Unter allen Merkwürdigkeiten Münchens hat mich das Krankenhaus, das ich gestern sah, am meisten angezogen. Was nicht der menschliche Geist vermag, wenn ihm das Herz beisteht! Es ist im Verhältnis der hiesigen Bevölkerung so groß, daß noch für einige hundert Kranke Platz übrig bleibt. Sehen Sie, ich bin nicht weich, denn ich weiß, daß am Leben das Leben nicht das Beste ist, es ist daher mir, wie der Welt und dem armen Teufel von Kranken selbst, oft ganz gleichgültig, ob er lebt oder stirbt; aber daß so ein armer Teufel, der in dieses Haus kommt, durch sein Kranksein gewinnt, daß er eine Pflege, eine Reinlichkeit, eine Sorgfalt und eine Bequemlichkeit genießt, der er sich gesund nie zu erfreuen hatte; daß ihm die Genesung nur Entschädigung giebt für das, was er verliert, wenn er das Haus verläßt — das hat mich gerührt. Diese Frische und Reinheit der Luft findet man bei keinem Reichen in seinem Wohlsein. Es ist zu wissen, daß die größten Mechaniker und Wasserleitungskünstler Europens, Bader und Reichenbach, beide hier wohnen. Dieser letztere hat im Hospitale eine für das ganze Haus wirkende Vorrichtung zur Reinigung der Luft ausgeführt, die durch ihre Größe und Einfachheit in Erstaunen setzt. Wir verstehen beide zu wenig von der Mechanik, ich, daß ich die ganze Einrichtung gehörig beschreiben, und Sie, daß Sie sie begreifen könnten. Ich sage Ihnen nur so viel: durch zwei Türme, die über das Haus hervorragen, und deren sechs Öffnungen mit ledernen Klappen behängt sind, dringt der Wind hinein, von welcher Seite er auch wehe, gemauerte Kanäle leiten ihn in sämtliche Öfen des Hauses. Diese letzteren haben einen äußeren Mantel mit Löchern, die Luft strömt in den leeren Raum, den beide Wände bilden, und

von da durch kleine Öffnungen in die Krankensäle, so daß die Luft nicht bloß immer frisch, sondern auch gewärmt einströmt. Unaufhörlich Tag und Nacht wird auf diese Weise, ohne daß man das Fenster zu öffnen braucht, die Luft erneuert. Sie müssen mir erlauben, auch von den Abtritten zu sprechen. Ich habe den Deckel aufgemacht und meinen Dickkopf hineingesteckt, so tief als möglich. Dort unten herrscht zwar eine schauerliche Dunkelheit, aber es roch wie bei Montanari. Wie ist das möglich? Das ist so möglich. Eine äußere künstliche Einrichtung bewirkt, daß, sobald man den Deckel aufhebt, frisches Quellwasser zu strömen anfängt und in den Kanal hinabläuft. Solange der Deckel offen steht, solange strömt das Wasser. Jeder Saal enthält zwölf Kranke, deren Betten durch Wände geschieden sind. Der Boden ist mit Marmor getäfelt. Jeder Kranke, der bei Besinnung oder in der Genesung ist, erhält zu seiner Erheiterung ein vollständiges Exemplar der Wage. Merkwürdig, besonders für Frauenzimmer, ist die Waschküche. Eine chemische und physische Einrichtung ist solcher Art getroffen, daß die Wäsche nicht von Menschenhänden gerieben zu werden braucht, wodurch sie sehr verdorben geht, sondern, daß sich das alles von selbst macht. Seife wird gar nicht gebraucht. In weniger als drei Stunden ist die Wäsche bis aufs Trocknen fertig. Ich habe mir in diesen künstlichen Waschkufen die Hände gewaschen, und sie glänzen heute noch wie frischgefallener Schnee. Die Hühner und Gänse für die Küche sind so abgerichtet, daß sie sich selbst schlachten und rupfen und sie eilen alle freudig in den Tod. Ich habe selbst gesehen, daß sie sich um den Vorrang herumgebissen haben. Es giebt auch einen Krankensaal für Verliebte weiblichen Geschlechts, solange sie nicht ganz verrückt sind. Der Direktor des Hospitals, Obermedizinalrat Koch, der mich selbst herumgeführt, hatte mich darauf vorbereitet, und mich ersucht, den Mädchen eine angemessene und eindrucksvolle Rede zu halten. Ich that es mit großem Erfolg. Ich werde die Rede niederschreiben und sie Ihnen schicken. Kranke, die vermögend sind, können auch eigene Zimmer im Hause haben. Alle Pflege zusammen kostet täglich nicht mehr als 1 fl. 30 kr. Mein liederlicher Freund, Herr ***, der zuweilen an der Gicht leidet, kann es gar nicht erwarten, bis er wieder einen Anfall bekommt, denn, sagt er, er spare täglich mehrere Gulden, wenn er im Spital lebe. Ein wenig Gicht wäre mir jetzt auch sehr wohlthätig. Monatlich 45 Gulden, man kann nicht wohlfeiler leben. Ich will es aber erst mit dieser Quittung versuchen. Sie ist unterm ersten Dezember ausgestellt,

ich zweifle aber sehr, daß ich an diesem Tage schon das Geld werde haben können. Gewöhnlich muß ich bis zur Mitte des Monats warten.

Werde ich denn in Frankfurt gar nicht vermißt? Fehle ich keinem und nirgends? Solange war ich seit meinen Universitätsjahren nicht von der Heimat entfernt. Überhaupt kehren die schönen Tage meiner Jugend zurück. Ich fahre auf dem Wasser herum, und esse Konfekt; ich spiele Billard; ich gehe um fünf ins Theater und warte bis sechs, ich bin galant... Mein Bedienter nennt mich Ew. Gnaden, und meiner Schwester Bedienter küßt mir die Hand, wenn ich ihm etwas schenke. Für 600 Gulden kann man sich hier adeln lassen — soll ich, gnädige Frau?

Einundfünfzigster Brief.

München, den 25. November 1821.

— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . . Weil ich gerade von Niederträchtigkeiten spreche, will ich noch eine andere erwähnen, die mir auch aufgefallen. Spontini, Sie werden es wissen, ist seit etwa zwei Jahren Operndirektor in Berlin. . Allerdings hat er seine Verdienste, aber das hündische Geschmeichel, mit welchem sich alle Berliner Blätter an ihn drängen, bezeichnet recht das deutsche unterthänige Sklavenvolk. Selbst Hoffmann, der doch in seinen Phantasiestücken gezeigt hat, daß er Mozart und seine deutsche Kraft und Tiefe zu schätzen weiß, erhebt Spontini bei Gelegenheit seiner neuen Oper (Olympia) bis über die Sterne. Gewiß gegen seine eigene Überzeugung; aber Spontini ist bei Hof angesehen, ist ein weltkluger Pariser. . . . So las ich gestern im Freimütigen, daß eine Gesellschaft Kunstfreunde Spontini auffordert, er solle doch endlich einmal wieder mit seinen eigenen Kompositionen beglücken, da er seit mehreren Monaten durch die Aufführung von Glucks, Mozarts, Cherubinis und anderen Opern seine Unparteilichkeit und Bescheidenheit hinlänglich an den Tag gelegt. Über die Flachheit und Gemeinheit der Deutschen werde ich täglich in meiner Ansicht entschlossener. Ich dächte doch, ich wäre unparteiisch, alt und erfahren genug, um Vertrauen in mein Urteil setzen und fordern zu dürfen. Was man erhabene Menschen nennt, haben die Deutschen seit drei Jahrhunderten nur zwei gehabt, Luther und Mozart. Aber jedes Volk hat so viel große Männer als es verdient. Der größte deutsche Dichter ist seines Volkes, wie das deutsche Volk seines größten Dichters würdig. Sie wissen, ich achte Goethe wenig, ich liebe ihn gar nicht,

aber doch empört mich die Art, wie sich Deutschland rücksichtlich seines Denkmals beträgt. Welch ein beleidigendes und schmutziges Hin- und Hersprechen, ob man ihm ein Denkmal setzen oder nicht solle. Da hat ein gewisser Carové, der noch dazu jung, der noch dazu ein deutscher Volksnarr ist, der noch dazu auf der Wartburg gepredigt hat — vorgeschlagen, man solle, Goethe zu ehren, ihm nicht ein steinernes Denkmal setzen, sondern für die deutsche Armut eine wohlfeile Ausgabe seiner Schriften veranstalten. Und Herr Goethe, was ist das für ein Mensch! Welcher Hochmut, welche Hoffart! Jetzt läßt er alle seine Handzeichnungen, wie sie jeder aus seiner Jugend aufzuweisen hat, im Kupferstiche erscheinen. Der verkauft noch seine Windeln spannenweise. Pfui! Und Ihr Börne ist auch gewaltig herabgekommen. Sein neuester Roman, besonders der dritte Teil, ist sehr langweilig. Unter den achtzig Bänden, die Börne geschrieben hat, sind höchstens nur dreißig, von denen man sagen kann, daß sie dem deutschen Volke zum Ruhme gereichen — — Morgen im Abonnementkonzert werden folgende Sachen gegeben: Ouverture aus der Oper der Freischütz von Maria von Weber, Arien von Orlandi und Rossini, Violinkonzert, Duett von Simon Mayer, Klarinettkonzert, Ouverture aus Ferdinand Cortez. Anfang präcis halb sieben Uhr. Um sechs Uhr komme ich, Sie abzuholen, aber ich bitte mir's aus, daß Sie nicht wieder ein so großes Gefolge mit sich führen. — — Lassen Sie den Lübeckern schreiben, daß ich gar nichts von dem Fortgange ihrer Sache erfahren habe, und daß mir vom Bundestage nicht die geringste Mitteilung gemacht worden ist. Ich kann ihnen also keine Auskunft geben. — —. . . Es ist ein Ekel, wie alle Blätter voll von der Geschichte sind, daß Metternich bei Rothschild gegessen. Kein anderer als *** hat diese Nachricht in Europa verbreitet. Der macht aus jedem Dreck Geld. — Also Sie haben die diebische Elster kennen gelernt? Was sagen Sie zu dem Unsinn? Wenn es Ihnen so ging wie mir, so müssen Sie während der Vorstellung beständig gelacht haben. Rossini ist der Kotzebue der Musik, darum gefällt er, und darum muß er gefallen, denn in der musikalischen wie in der litterarischen, wie in jeder Welt, ist die Menge dumm. Rossini versteht sich auf die Theatercoups, das muß man ihm lassen, und aufs Rühren. Selbst diejenigen hier, die Rossini weniger achten (eigentlich gering geschätzt wird er von keinem), preisen seinen Othello, und meinen, der wäre im strengen und ernsten Stil gut gehalten. In Wien wird jetzt ein böses Beispiel gegeben, das gewiß nachgeahmt

und der deutschen Kunst gefährlich werden wird. Das Theater am Kärntner Thor, welches vom Staat unterhalten wird, hat der Kaiser der Leitung eines Italieners unterworfen, der will eine Opera seria, eine Opera buffa, und ein glänzendes Ballett einführen, mit Hintenansetzung der deutschen Opern. In einem kleinen Gespräche das ich über diesen Gegenstand niedergeschrieben, habe ich gesagt: „Die Kunst ist eine Polizeidienerin u. s. w." — Bei Cotta erscheint vom neuen Jahre an ein neues tägliches Blatt in Art des Morgenblattes, unter dem Namen Hesperus. Der Herausgeber (André) wohnte früher im Österreichischen, wo die Zeitschrift heftweise erschien, verließ aber das Land der argen Censur wegen. — Im Januar versammeln sich hier die Stände, da wird es etwas lebhaft werden. — Den Aufsatz wegen meiner Arretierung schicken Sie mir gelegentlich.

. . . . Die Ehen werden im Himmel geschlossen, ich halte in solchen Fällen wenig auf Überlegung. Nur selten sind die Vorzüge oder Fehler eines Mannes so ausgesprochen, daß man mit Sicherheit vorher sagen kann, die Ehe werde glücklich oder unglücklich werden. Ich glaube, daß von zwei glücklichen Ehen, die mit einem Gelehrten die glücklichere ist, ich weiß aber aus Erfahrung, das von zwei unglücklichen Ehen, die mit einem Handelsmann noch die erträglichste ist.

Gespräche im Museum.

1.

A. Es steht im Gesellschafter: Das Kärntnerthortheater ist an einen Italiener verpachtet; eine Opera seria, eine Opera buffa, auch eine deutsche Oper und ein glänzendes Ballett werden eingerichtet. Die Preise der Plätze werden erhöht und die Bänke im Parterre weggenommen.

B. Unglaublich! Werden sich die Wiener gefallen lassen, daß man ihre Bäckerläden in Konditoreien verwandele, daß man ihnen statt deutschen Brotes Marzipan gebe? Wird sich keine Stimme dagegen erheben?

C. Gewiß nicht. Die Wiener sind gute Kunstkenner, aber noch bessere Bürger. Was die Obrigkeit thut, finden sie jederzeit löblich.

D. Die heilige Asche Mozarts so zu entweihen! Die Kunst . . .

C. Die Kunst ist eine Polizeidienerin. Hätten die Italiener mehr Konsonanten in ihrer Musik, wären die Neapolitaner nicht wie die Hasen davongelaufen. Die deutsche Musik ist zu männlich.

Mozart war ein Schwärmer und gefährlicher Sektierer. Beethoven ist ein musikalischer Riego, seine Ouverture zum Egmont ist eine sieggekrönte Verschwörung, den freiheitsjauchzenden Schluß kann kein getreuer Unterthan ohne Murren anhören.

A. Ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß sich die Censur nicht auch über Werke der Tonkunst erstreckt.

B. Das wird noch kommen. Man kann sich dabei auf Plato berufen.

A. Ist es aber nicht eine, jeder großen und reichen Stadt unwürdige Knickerei, daß man, um mehr Platz zu gewinnen, die Zuschauer im Parterre zum Stehen zwingt?

C. Das geschieht auch sicher nicht des Geldvorteils willen. Aber die Sittlichkeit und die Ruhe des Staates gewinnen, wenn man die Bänke im Parterre wegnimmt.

A. Wieso?

C. Wegen der glänzenden Ballette, die man einzuführen denkt, ist es schicklicher, wenn man nur von oben herab sehen kann. Die öffentliche Ruhe gewinnt, indem die Leute von Vermögen und Bildung außer Gemeinschaft gesetzt werden, da sie künftig das Parterre nicht mehr besuchen, sondern sich familienweise in Logen absondern werden.

A. Sie scherzen. Glauben Sie ernstlich, daß man bei der beabsichtigten Veränderung im Kärntnerthortheater an solche Dinge gedacht hat?

C. Das glaube ich nicht; aber jeder alte und festbegründete Staat wird mehr nach dunklen angeborenen Naturtrieben als mit Überlegung regiert. Es ist weise, der Stimme solcher Triebe zu folgen. In diesen Zeiten ist es nicht gut, wenn drei Menschen von Geist und Gemüt einige Stunden beisammen sind, die bilden schon einen Staat im Staate. Traurig genug, daß die Natur jedem Menschen zugleich Augen und Ohren, Kopf und Herz gegeben hat. Es wäre für die Ruhe der Welt viel besser, wenn diese Menschen nur Ohren, jene nur Augen, diese nur Köpfe, jene nur Herzen, andere wieder nur Magen hätten.

B. An letzteren fehlt es nicht.

Zweiundfünfzigster Brief.

München, den 28. November 1821.

. . . . Sie — wie soll ich Sie nur nennen — Sie Erzweib, wie können Sie sich unterstehen, mit mir, mit einem Manne, zu

zanken? Ihr Weiber, was seid ihr denn? Noch weniger als die Blumen an eurer Brust. Diese sind doch in eurer Gewalt, ihr aber seid in der unseren. Da komme ich gestern zu meiner Schwester, sie sitzen noch am Tische und eine Torte wird aufgetragen. Meine Mutter hatte damit meine Schwester überrascht, weil auf diesen Tag die zwanzigste Jahresfeier ihrer Hochzeit fiel. Zwanzig Jahre! Wir sind ungefähr von gleichem Alter, meine Schwester hat nur ein Jahr mehr. Vor zwanzig Jahren, was war ich da noch! Ich wußte mein Schnupftuch kaum zu gebrauchen, ich wußte noch kein Englisch, kein Italienisch, kein Lateinisch, kein Griechisch, nichts von Medizin, Jurisprudenz, Philosophie, Kameralwesen, nichts von Liebe, Geschichte, Politik, Mythologie, Geographie, Poesie, keine Mathematik, nichts von Musik, Tanz, Kunst, nichts von Finanzwissenschaft und Polizei, gar nichts wußte ich. Das alles und noch hundertmal mehr habe ich seitdem gelernt. Was habe ich geliebt, geweint, gelacht, gelitten; wie viele Freuden habe ich gehabt, wie viele Städte und Menschen gesehen, wieviel gesprochen und geschrieben, wieviel erfahren und vergessen. Und meine Schwester? Sie war schon vor zwanzig Jahren so klug als jetzt, und was hat sie gethan? Dreizehn Kinder zur Welt gebracht, tausendmal mit ihrer Wäscherin und siebentausendmal mit ihrer Köchin abgerechnet. Und Sie, Schwester meiner Schwester, werfen sich nicht in den Staub vor mir? . . . .

Gestern führte man mich zu Herrn v. ***, Hofintendanten des Theaters, der meine Bekanntschaft machen wollte. Ein rechtschaffener, aber hypochondrischer, reizbarer Mann. Er gesteht es selbst, daß er ohne Zittern und Herzklopfen nie das hiesige Blatt in die Hand nehme, worin das Theater kritisiert wird. Mit ängstlicher Spannung lauschte er auf jedes Wort, das ich beurteilend über das Theater sagte. Der arme Mensch! Sein Vorgänger, noch ein junger Mann, mußte sein Amt aufgeben, weil er einen Blutsturz bekommen hatte vor Ärger, und er selbst hat auch schon einen Blutsturz gehabt. Nachdem ich ihn verlassen, ließ er mir ein Freibillet für die hiesigen Theater während meines Aufenthaltes anbieten, ich habe es aber ausgeschlagen. Sie sehen, ich bin immer noch ein ehrlicher Narr. — Changement de décorations! Soeben komme ich von meiner Schwester, die mich hat rufen lassen. Ich, ganz wütend, (denn ich lasse vormittags in meinen Arbeiten ungern mich stören) eile hin. Was war's? Mein Vater hat geschrieben, wenn ich nach Wien wolle, solle ich hin. Ich hatte keine Lust und habe mich mit meiner

Mutter sehr herumgestritten. Endlich willigte ich doch ein. Es werden aber wohl noch vierzehn Tage darüber hingehen, denn ich will vorher noch einmal meinem Vater schreiben. — Sagen Sie Ihrem Schwager und dem ***: ich ginge nach Wien und würde dort die Papiere herabzudrücken suchen, ich würde kontreminieren, wozu ich von einer anonymen Gesellschaft mit gehörigen Fonds versehen worden bin. Sie sollten sich, jeder mit 10000 Gulden, mit mir abzufinden suchen, sonst wäre es ihr Unglück. — Meine vorhabende Reise in eine glänzende Hauptstadt macht es um so dringender, Sie in einer äußerst wichtigen Sache um Rat zu fragen. Mir selbst zu helfen, haben mir bis jetzt alle meine Erfahrungen nichts gefruchtet. Seit etwa einem halben Jahre fallen mir immer die Strumpfbänder herab und mit jedem Tage wird das Übel ärger. Ich mag noch so fest knüpfen, kaum bin ich fünf Minuten auf der Straße, gehen sie wieder los und ziehen hinten nach. Ich bin ganz in Verzweiflung. Versammeln Sie doch unsere ganze Gesellschaft und überlegen Sie mit ihr, wie mir geholfen werden könne.

Den 29. November.

. . . . Sie sagen, Sie hätten Komödie gespielt — so? Also Sie wissen alles? Sie wissen, daß ich nicht Geschäfte habe? Vielleicht irren Sie sich, Madame. Vielleicht bin ich von einer großen Macht an mehrere deutsche Höfe abgeschickt, um eine gewisse äußerst wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Vielleicht habe ich über Millionen zu gebieten. Vielleicht erhalten Sie bald von meinen Briefen von den Jonischen Inseln. Vielleicht . . Doch, Weibern darf man nichts anvertrauen. Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Ihnen gesagt habe, ich habe nicht über Millionen zu gebieten, ich habe keinen Kreuzer, es war alles nur Scherz. — . . . . Ich muß wissen, was Anstett für 'n Witz gemacht hat? Machen Sie die Augen zu und schreiben Sie mir alles. Das ist ein tüchtiger Kopf, der Anstett, und gar nicht so abgeflacht als sonst die Diplomaten.

Gestern gab Madame Grassini, eine ehemalige berühmte Sängerin, ein Konzert eigener Art, nämlich „ein dramatisches Konzert". Es wurde die Oper, die Horazier und Kurazier von Cimarosa im Auszuge, übrigens aber ganz förmlich auf der Bühne, mit Dekorationen, Kostüm, Chor u. s. w. gegeben. Das ist eine herrliche Musik, die sich wohl unmittelbar nach Mozartscher setzen darf. Was mir daran auffiel und wohlgefiel, wie auch an Parsiellos Müllerin, ist die Einfachheit, die man selbst bei Mozart nicht mehr findet. Jene ältere

verhält sich zur heutigen Musik, wie eine Zeichnung zu einem Gemälde. Ich weiß nicht zu unterscheiden, welcher Weg der Kunst und Natur der richtige sei. Die Musik der alten Griechen, soviel wir aus den wenigen Überlieferungen urteilen können, war so einfach, daß man jetzt kaum mehr einen Sinn darin findet, und die sinnliche Empfänglichkeit der Griechen war doch viel ausgebildeter als die unsere. Was eine alte Stimme heißt, das konnte man der Grassini anhören. Ihrer Stimme fehlte es weder an Umfang, noch an Höhe, noch an Reinheit, noch an Lieblichkeit, aber sie war schlaff. Diese Sängerin hat noch eine Merkwürdigkeit: Napoleon hat sie, da er noch Lieutenant war, heiraten wollen und — sie schlug ihn aus. Merken Sie sich das, ein Mann kann alles werden. — Wenn Sie glauben, ich würde diese Seite noch herabschreiben, dann irren Sie sich sehr. Sie haben einen kleinen Brief geschrieben, also schreibe ich Ihnen auch einen kleinen. Doch noch ein Rätsel will ich Ihnen zu lösen geben, Sie sind doch nun einmal meine kluge Frau im Walde. Im Konversationslexikon unter dem Artikel Cimarosa wird erzählt: „Gretry, der von Napoleon über den Unterschied zwischen Cimarosa und Mozart gefragt wurde, antwortete: Cimarosa met la statue sur le théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théâtre." Was heißt das? Ist der Gedanke auch wahr, den ich zwar nicht begreife, so scheint mir doch dieser Witz auf jeden Fall verfehlt zu sein. Denn Statue und Piedestal gehören zusammen und jene hätten also beide unrecht, sie zu trennen. Übrigens was ist die Hauptsache? Man kann sagen die Statue, man kann aber auch sagen, das Piedestal, als Stütze und Grund, wäre die Hauptsache. (O weh, hätte ich mich nur nicht in diese langweilige Geschichte eingelassen, ich kann nicht mehr heraus!) Heißt es: Cimarosa setzt die Melodie auf die Bühne und die Harmonie ins Orchester, Mozart aber die Harmonie aufs Theater und die Melodie ins Orchester? Jener verwendet mehr auf den Gesang, dieser mehr auf die Instrumentierung? U. A. W. G.

Dreiundfünfzigster Brief.

München, den 2. Dezember 1821.

Liebe Getreue! Meinen freundlichen Gruß zuvor. Wahrhaftig ich schäme mich; Sie schreiben mir die herrlichsten und lieblichsten Briefe — lauter Perlmutter mit Gold — und die meinigen sind so

langweilig und nur von Holz dagegen. Aber es ist nicht meine Schuld, die Natur gab mir auch kein Herz, wie sie Ihnen eins gab, und das Herz ist der wahre Briefsteller. Ich habe nichts als Gedanken und Gedankenstriche! — ..... Aber vor dem *** war mir gleich angst. Er weiß hundert Dinge von mir, die am wenigsten Sie wissen dürfen, und jetzt läßt sich der dumme Kerl von Ihnen kirre machen und ausholen. Ich möchte aus der Haut fahren. Sie sind aber auch eine abscheuliche Person, daß Sie nach meinem früheren Leben so emsig herumstöbern. Aber lebte ich denn damals? Ich kannte Sie ja noch nicht, und was ich vor meiner Geburt gethan und gesprochen habe, das werden Sie mir doch jetzt nicht anrechnen wollen? Das Vieh! Ich weiß mir gar nicht zu helfen. Ich würde ihm gern schreiben und ihm Verhaltungsregeln geben, aber wenn man so einen Bären einen künstlichen Gang lehrt, dann gebärdet er sich um so plumper. Ich bitte Sie, schonen Sie mich. Der *** übrigens, Sie müssen es gestehen, ist kein sonderlich scharfsinniger Beobachter. .....

— — Soll ich oder soll ich nicht nach Wien? Ich bin noch gar nicht entschlossen und mehr geneigt, die Reise zu unterlassen. Unterdessen habe ich meinem Vater geschrieben, und ihm einige Bedenklichkeiten wegen meines Passes mitgeteilt. Diese Antwort werde ich abwarten und auch Ihre Meinung, die Sie in Ihrem nächsten Briefe gewiß äußern werden. Es läßt sich viel dagegen und viel dafür sagen. Ich habe dort gewiß Verdruß; zwar nicht in der Art, wie es Ihnen Ihre Angstlichkeit hat ahnen lassen, aber doch immer in einer Art die unangenehm ist und die man besser vermeidet. Sie wissen, ich bin nicht fanatisch und meine Neigungen, besonders aber meine Abneigungen sind immer ruhig und halten sich an den Verstand. Nur gegen die österreichische Regierung habe ich einen wahren fanatischen Haß. Man braucht das Wort Österreich nur auszusprechen und es ist gerade als würde der Hahn meines Herzens geöffnet und ein Strom von Vorwürfen und Verwünschungen stürzt dann heraus. Es ist dort ein solches tiefes dichtverwachsenes Wurzelwerk von aristokratischer Tyrannei, daß es mich zur Verzweiflung bringt, weil ich gar keine Möglichkeit sehe es auszurotten. So haben jetzt erst alle Privaterzieher, alle Lehrer, die keine Österreicher sind, das Land verlassen müssen, und nicht allein die öffentliche Erziehung in Schulen, sondern auch die häusliche Erziehung wird den Händen der niederträchtigen Jesuiten anvertraut. Wenn nicht dort ein Erd-

beben alles übereinander wirft, Tugend, Klugheit, Tapferkeit der Freigesinnten wird nie etwas ändern. Man fühlt dort seine Ohnmacht, aber die Ohnmacht schimpft, und darum werde ich auch schimpfen. Ich werde acht Tage, ich werde vierzehn Tage schweigen, aber am fünfzehnten werde ich herausplatzen, und im gelindesten Falle wird mich die Polizei über die Grenze schicken. Glauben Sie nicht, daß es in Wien so leicht sei, sich ortgemäß zu betragen. Über Politik mich nicht zu äußern, das fiel mir wohl leicht, aber dort ist alles Politik, denn alles geschieht durch die Regierung. Theater, Straßenpflaster, Beleuchtung, Brot, Bier, nichts darf ich kritisieren. Was dort der niedrigste Staatsdiener verrichtet, geschieht im Namen des Kaisers, und wenn ich mich über die Tanzpas eines Unteroffiziers lustig mache, habe ich ein Majestätsverbrechen begangen. Dann fürchte ich immer, mein Vater geht mit dem Gedanken um, mich in österreichische Staatsdienste zu bringen. Denken Sie nur mein Unglück, wenn ich mich etwa durch vorteilhafte Anerbietungen, durch schmeichelhaftes Betragen gewandter Männer, durch das Zureden meines Vaters, in so einen goldenen Käfig locken ließe! Welche Schande für mich, für Sie, für die ganze liberale Partei! Doch habe ich wohl mehr Stärke als ich mir zutraue und ich würde Verführungen zu widerstehen wissen und Ehre und Freiheit nicht verkaufen; auf der anderen Seite aber hat Wien so viel Interessantes, Natur, Kunst, Volk und eben die Staatsverwaltung haben so viel Eigentümliches, daß ich diese Gelegenheit, zugleich mit meinem Vater dort zu sein, an dem ich in jeder Not eine Stütze fände, vielleicht benutzen sollte. — Ach, liebe Seele, ich habe mich verspätet, es ist schon Abenddämmerung, und ich muß schließen. Ich hole es nächstens ein.

Vierundfünfzigster Brief.

München, den 5. Dezember 1821.

Ich finde in Ihrem letzten Briefe noch einiges zu beantworten. Wenn Sie mir nicht alles bis auf das kleinste Wort mitteilen, was der verdammte *** von oder über mich gesprochen hat, verlasse ich Sie auf das Grausamste. Dumme Menschen, die fürchte ich am meisten. Den *** hatte ich immer zum besten gehabt, tausend und tausend Dinge habe ich ihm weiß gemacht, die er für wahr angenommen, und jetzt ging er vielleicht hin, und erzählte Ihnen alle die schönen Sachen . . . .

Wie ich meine Leute kenne! Als ich Ihnen von dem neuen Blatte schrieb, das bei Cotta erscheint, wußte ich schon Wort für Wort, was Sie mir darauf erwidern würden . . . . jede Ihrer spitzen Noten sticht mich gleich einer Nadel, ich kann es aber schon aushalten. Doch den André schätzen Sie nicht gering; das ist nicht etwa ein belletristischer Windbeutel, das ist ein ganz tüchtiger Mann, der bei seiner Schriftstellerei immer dahin strebt „die Schule in das Leben einzuführen". Sein Blatt war schon früher achtungswert, trotz der österreichischen Censur, und wird jetzt gewiß vortrefflich werden. — ..... Sie wollen Bibliothekarin werden? Daraus wird nichts. Nicht wahr, das ist eine Zweideutigkeit, die Sie in Verzweiflung setzt, aber beruhigen Sie sich. Ich meine, ich kann nicht Bibliothekar werden. Das Herz ist doch gar zu dumm! Wie konnte es Ihnen nur im Traume einfallen, daß man auf meine Mitbewerbung auch nur im geringsten Rücksicht nehmen würde? Ich habe unter den Männern von Einfluß in Frankfurt auch nicht einen Freund. Wie wäre das auch möglich? Mein ganzes Wesen, vom Kopfe bis zur Fußzehe ist so unfrankfurtisch, daß mein bloßer Anblick für jeden Frankfurter eine Beleidigung ist. Glauben Sie denn etwa, daß mich *** gern hat, und sich mit Wärme für mich verwenden würde? Wie irren Sie sich! Der ist wie die übrigen, nur klüger, das heißt, er ahmt durch Kunst nach, was die anderen von Natur haben. Ich würde aber auch in Frankfurt keine Stelle annehmen. Nie werde ich mich dort mehr bleibend aufhalten . . . genug davon. — Wie ich über meine Wiener Reise denke, wissen Sie jetzt aus meinem letzten Briefe..... Ich sollte in österreichische Dienste treten? Ich sollte freiwillig meinen Geist in einen Kerker bringen, wo ihm Licht, Nahrung und Bewegung fehlt? .. Meine Reden, meine Mienen, mein Sprechen im Schlafe, mein Schweigen wird beobachtet. Es ist nicht möglich, sich der Auflauerei zu entziehen. Die neuesten Ereignisse in Spanien und Italien haben die Strenge der Regierung aufs äußerste getrieben. Sie zittert, und nichts ist gefährlicher, als eine mächtige Regierung die sich fürchtet. Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, welche neue Anordnungen dort getroffen werden, um schon das Kind im Leibe der Mutter zum Sklaven zu erniedrigen. Und ich sollte in einem solchen Lande wohnen? Ich glaube zwar nicht, daß man in Wien meine Dienste sucht, aber gewiß wird sich mein Vater darum bemühen, und dann giebt es Verdruß zwischen uns beiden. — —

In dem, was Sie mir bei Gelegenheit des Kenilworth über

Frauenwürde sagen, kann ich Ihnen nicht beistimmen. Ihr Beweis ist falsch. Höflinge sind keine Männer, sie sind eine Art Ungeziefer. Der schlechteste König ist immer noch besser als der beste seiner Höflinge. Und hätte ich die Männer ihrer Würde wegen über die Frauen gestellt? Sie sind nur glücklicher, weil stärker, und geistreicher als jene, nicht besser.

Im Morgenblatte steht eine merkwürdige Kritik von Houwalds Bild von Müllner. Es würde Ihnen interessant sein, sie mit der meinigen zu vergleichen. Das Stück wird mit vielem Scharfsinne getadelt, in der zweiten Hälfte der Recension aber, die ich noch nicht gelesen habe, soll Houwald sehr gelobt sein. Ich begreife nicht, wie ein so heftiger Tadel sich in Lob auflösen kann.

Frau von Fouqué, die bekannte Schriftstellerin, und ein Prinz von Mecklenburg in Berlin, schreiben gemeinschaftlich einen Roman in Briefen; er die Männer-, sie die Frauenbriefe. Das ist ein sehr guter Gedanke, und wird ein Roman in Briefen geschrieben, welche Form ich verwerflich finde, so ist jene Art immer noch die beste. Wir beide sollten das nachahmen. — Ich lese jetzt die Delphine der Staël zum ersten Male, und mit großem Vergnügen. Die zwei ersten Bände habe ich schon durch. Das Buch ist noch lehrreicher als unterhaltend, und ich bin sehr begierig, wie die Geschichte sich endet. Aber hundertmal — so oft ich nämlich wahrnahm, wie da überall die Weiber das Wort führen, die Handlung leiten, befördern oder aufhalten, wie überall die Männer im Hintergrunde stehen (natürlich, weil der Roman von einer Frau geschrieben ist) — hundertmal fiel es mir mit Lachen ein: Wenn die Katze nicht zu Hause ist, springen die Mäuse auf dem Tisch herum. Und dies Gleichnis fand ich um so passender, weil alle Frauen die darin auftreten, die Männer nicht bloß als ihre Herren und Meister, sondern auch als ihre Feinde anerkennen. Ich habe manches aus dem Buche gelernt. Ich habe immer geglaubt, die Weiber wären sich alle gleich. Jetzt erfahre ich aber, daß es nicht so ist. So bemerkt man mit Erstaunen, daß ein Schäfer die vielen hundert Schafe seiner Herde, eines von dem anderen zu unterscheiden weiß, die dem ungeübten Blicke alle gleich erscheinen. Wahrscheinlich hat die Staël in der Delphine sich selbst geschildert, und sich zu schildern geglaubt.

Lesen Sie im Morgenblatte vom 29. Novbr. die schauerliche Geschichte eines Lebendigbegrabenen. Sie mag in so weit erdichtet sein, als derjenige, der sie erzählt, der Lebendigbegrabene selbst ist;

aber solche Dinge haben sich wirklich schon ereignet. Es wird einem kochend heiß, wenn man die Erzählung liest. — Wie ich merke, empört sich Ihr Stolz sehr gegen meine Art, die Frauen tief unter die Männer zu setzen. Das thut mir leid. . . .

Fünfundfünfzigster Brief.

München, den 8. Dezember 1821.

Heute Samstag ist Mariä Empfängnis; das geht uns aber nichts an. Wichtiger ist, daß ich das angenehme Manuskript mit dem langweiligen Gelde erhalten habe. Was hatte ich doch gesagt, um zu erklären, warum mein vorletzter Brief so kurz war? Ich hatte die Wahrheit nicht gesagt; um Sie nicht zu ängstigen verschwieg ich Ihnen, daß ich krank, recht sehr krank war. Erst gestern bin ich zum ersten Male wieder ausgegangen. Ich hatte eine heftige Hämorrhoidalkolik (ein schönes Wort, um sich daran in der Orthographie zu üben!) Doktor, Chirurgus und Apotheker, diese liebenswürdigen Vettern der Atropos bekamen mich in ihre Gewalt. Ich hatte Fieber, mit welcher Angstlichkeit fühlte ich meinen Puls! Neunzigmal in jeder Minute schlug mein Herz für Sie. Acht Blutegel stießen ihre Dolche nach mir; aber die elenden Memmen! sie wagten nur, mich rücklings anzufallen. Einem dieser Meuchelmörder hatte ich erst einige Tage zuvor das Leben gerettet. Die Tücke dieses Undankbaren schlug mich ganz darnieder. Ich rief schmerzlich: auch du mein Brutus? und verhüllte mein Antlitz. Mein schöner Bierbauch war weg und ich sah ganz so aus, wie ich mich Ihnen erst neulich aus Scherz geschildert hatte. Jetzt aber bin ich wieder so munter wie ein Eichhörnchen. Knick, knack. Alle Viertelstunden sprang ich auf, um zu versuchen ob ich noch die Kraft hätte, Ihnen zu schreiben. Meine Glieder waren auch nicht schwach, ich fühlte mich aber matt und verwirrt im Kopfe, und ich hatte über Nr. 28 vier Stunden zugebracht. Mein Arzt und Freund hielt mir nach meiner Wiederherstellung eine ernste Strafpredigt über meine verkehrte Lebensweise. Er stellte mir vor, wie thöricht es sei, seine Gesundheit dem unmäßigen Studieren aufzuopfern. Er sagte mir, besonders in hiesigem Klima seien anstrengende Kopfarbeiten der Gesundheit gefährlich, und die emsigen Gelehrten bekämen hier alle die Hämorrhoidalkolik, das Scharlachfieber, oder . . . . Ich habe es ihm feierlich zugesagt, mich künftig mehr zu schonen, aber ich

weiß schon, wie weit ich komme mit meinen Vorsätzen. Einige Tage werde ich mäßig im arbeiten sein und dann wieder in meinen alten Fehler fallen. Der Mensch kann nun einmal seine Natur nicht ändern! — Ihrer Verordnung gemäß habe ich in meinen letzten Brief ein Blättchen Papier gelegt, damit mein Herz nicht durchscheine; aber zu spät bemerkte ich, daß das Blättchen zu kurz war, so daß zwei Streifen unserer Geheimnisse sichtbar blieben. Ich brauche zu diesem Briefe anderes Papier, das dichter ist. — Montag, 10. Dez. . . . Also heute keinen Brief. Mit Ihrer ewigen Angstlichkeit! Schreiben Sie mir nur solange, bis ich es abbestelle. Auch auf diesen Brief antworten Sie mir. Ich habe ja noch nicht einmal Nachricht von meinem Vater. Wer weiß, ob er nicht Reue bekommen hat. Ich habe es in meinem Briefe an ihn einigermaßen darauf angelegt. Ich schrieb ihm: „Da ich jetzt in München alles gesehen, gehört und beschrieben habe, so will ich jetzt nach Wien reisen.“ Am Schlusse meines Briefes politisierte ich etwas über die Russen und Türken. Da nun mein Vater ebenso ängstlich ist als Sie, so mußte die Besorgnis in ihm erweckt werden, ich wolle Wien auch beschreiben, und die Furcht, daß ich mich dort des gefährlichen Politisierens nicht enthalten würde. — Ich hoffe, daß Sie sich über diese neue Art zu schreiben, wobei jede Zeile immer weniger Worte enthält, stark ärgern werden. Das ist auch meine Absicht, denn ich will mich rächen, weil Sie mir heute nicht geschrieben haben. Meine vielen und lästigen Vorbereitungen die ich jedesmal für Ihre Briefe zu machen habe, waren heute ganz vergebens. Mit diesen Vorbereitungen verhält es sich nämlich wie folgt. Da Ihre Briefe so fest und mannigfaltig verwahrt sind, so lege ich um die Stunde wo ich weiß, daß die Post kommt, große und kleine Scheren, große und kleine Messer zurecht. Es sieht gerade aus, als hätte ich eine bedeutende chirurgische Operation zu unternehmen. Kommt der Brief, dann wird mit aller möglichen Vorsicht geschnitten, damit keiner der edeln Teile verletzt werde.

— Gestern abend war Museumball. Das Museumgebäude ist ein kleiner Palast, der vormals einem großen Herrn gehörte. Es ist dort die schöne Einrichtung getroffen, daß nicht allein an Balltagen, sondern den ganzen Winter über täglich, die ungeheuren Treppen und Vorplätze auch geheizt sind, so daß das ganze große Haus so warm ist, wie ein Zimmer. Sogar die Keller sind geheizt, so daß der Wein in den Fässern kocht und man beständig Glühwein hat. Damit

die Damen, wenn sie an der Musik vorübertanzen, an der Luft, die aus den Blasinstrumenten strömt, sich nicht erkälten, sind diese letzteren in ihrem Innern mit kleinen Öfen versehen, so daß der Wind warm herauskommt. Die Frauenzimmer hier lieben sehr die Wärme. An Wintertagen, wenn die Sonne scheint, tragen sie Sammethüte, an deren Kopfdeckel große Brenngläser angebracht sind, damit die Strahlen sich sammeln und den Kopf warm machen. Die verheirateten Frauen lassen sich in der öffentlichen Promenade von ihren Liebhabern begleiten, damit die Angst, ihren Männern zu begegnen, sie in wohlthuender Transpiration erhalte.

Ich will doch froh sein, wenn ich nach Wien komme, damit ich Sie besser unterhalten kann. Meine Briefe, fühle ich, müssen sehr langweilig sein. München giebt gerade keinen reichhaltigen Stoff. Wenn ich in Wien nur etwas fleißig bin, kann ich dort Bemerkungen genug zusammenschreiben. Und gerade über diese Stadt haben sich die Reisebeschreiber noch nicht erschöpft.

Wie angstvoll ich während meiner Krankheit war, kann ich Ihnen nicht genug beschreiben. Ohne Sie zu leben, ist schon traurig, aber ohne Sie zu sterben, das ist schrecklich. Ich dachte an Ihren Schmerz, wenn Sie meinen Tod erführen und weinte bitterlich. Ich dachte daran, mein Testament zu machen, aber dazu war ich zu abergläubisch; ist dieses geschehen, glaubte ich, müßte ich gewiß sterben. Und dann wußte ich nicht, da ich einen Teil meines Vermögens meiner Familie hätte hinterlassen müssen, welchen ich Ihnen geben solle, ob Sie meine Güter im südlichen Frankreich oder die am Rhein vorzögen. Auf meinem Bette liegend, las ich die Delphine, und hatte dabei (wie es mir vorkam) so schöne und geistreiche Gedanken, in so blühenden Bildern, als ich mich ihrer sonst nicht fähig hielt; da bildete ich mir denn ein, ich läge in Fieberphantasien und bat den Himmel flehentlich um meine alte Dummheit. Das Übel das ich hatte, ist vielleicht an sich nicht lebensgefährlich; ich hatte aber zwei Tage gewartet, ehe ich den Arzt kommen ließ, und mir durch starken Wein zu helfen gesucht, den man sonst gegen Leibschmerzen anzuwenden pflegt. Später, da nichts mehr für mich zu fürchten war, sagte mir mein Doktor, ich hätte mich durch das Weintrinken in große Gefahr stürzen können. Ihm selbst wären schon zwei Kranke, die am nämlichen Übel leidend, sich auf gleiche Art zu helfen gesucht, binnen achtundvierzig Stunden gestorben, sie hätten eine Unterleibsentzündung bekommen. Ich eine Unterleibsentzündung! Hu! Entzündungen des

Herzens kann ich schon eher aushalten. Mein einziger Trost war noch, daß ich an den Galgen gehöre. Aber meine schönen Gedanken über die Delphine, die mir so große Furcht gemacht, habe ich rein vergessen. Jetzt muß ich Ihnen vorpredigen, daß, wenn ich einen Posttag aussetze, oder wieder nur eine Seite schreibe, Sie nicht gleich denken, ich sei abermals krank. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich wieder in einen solchen Fall kommen, und längere Zeit zum Schreiben unfähig werden sollte, ich es Ihnen durch meinen Arzt werde wissen lassen. — Vor einigen Tagen gaben die Italiener wieder eine neue Oper von Rossini, la donna del lago. Die Handlung ist aus Walter Scotts Fräulein vom See. Zum Sterben vor Langeweile. Rossinis Othello wird ja in Frankfurt auch gegeben. Ist denn das wirklich so himmlisch? Leute hier, die sonst diesen Mann mit weniger Begeisterung loben, sagen: der dritte Akt des Othello sei etwas Außerordentliches. Ein Fremder und daher unparteiischer Musikkenner, sagte mir neulich, das Frankfurter Orchester sei besser als das hiesige, dem es an Präzision fehle; das läge aber weder an den Mitgliedern noch am Direktor Fränzel, die alle ihre Sache verstünden, sondern daran, daß die Spieler nicht so sehr wie in Frankfurt vom Direktor abhingen, sondern vom Hofe feste Anstellungen hätten, und daher dem Kapellmeister nicht strenge Folge leisteten.

Noch einmal, schreiben Sie mir nur immerfort. Ich werde nie abreisen, so lange noch ein Brief von Ihnen auf dem Wege sein kann. Ich bin ja darin mein eigener Herr. Es wurmt mich sehr, daß ich jetzt wieder bis Donnerstag warten soll. Ungeheuer!

Sechsundfünfzigster Brief.

München, Donnerstag, 13. Dez. 1821.

.... Mein Vater hat mir immer noch nicht geantwortet. Vielleicht konnte er die Erlaubnis, mich nach Wien kommen zu lassen, nicht erhalten. Das ist nicht unwahrscheinlich, denn wie ich erst gestern gehört habe, soll der hiesige österreichische Gesandte die Weisung erhalten haben, keinem Gelehrten einen Paß nach Wien zu visieren. Von .... habe ich Antwort erhalten wegen der *** Zeitung. Sie können mir meine Forderung nicht bewilligen, sie wollen erst abwarten, wie das Blatt geht. Ich bin aber doch gesonnen, mich auf vier Wochen zu verbinden, damit ich nur wieder einmal ins

Schreiben komme. Morgen schicke ich einiges ab. Schwerlich also werde ich jetzt nach Wien reisen, auch wenn mich mein Vater dazu einladen sollte. Diese Woche ist München eine wahre Herberge vagabundierender Journalisten. Außer dem berühmten Verfasser der Wage, befinden sich gegenwärtig hier: Dr. Pfeilschifter, der von Madrid kommt; Dr. Heine, Verfasserredakteur des Konversationslexikons und litterarischer Agent des Brockhaus, und Sievers aus Paris, Korrespondent im Morgenblatte und in der musikalischen Zeitung. Ich muß mir den Spaß machen, dieses zufällige Zusammentreffen in irgend einer Zeitung zu verkündigen, damit sie in Wien glauben, es stecke was dahinter und die Beurlaubten einrufen. — — Was wir Großen geplagt sind! Kommt mir da ein langer Mensch über den Hals, Lieutenant *** aus ***, der anderthalb Stunden mich martert, ohne mich umzubringen. Ein Schöngeist, ein Freund des Theaters, der den Verfasser der Wage kennen lernen will. Gerechter Gott, was habe ich ausgestanden! Spricht mir der Mensch von Müllner, von Grillparzer, von Iffland, von antiker und moderner Poesie, daß ich hätte die Schwerenot kriegen mögen. Um des Himmels willen, schreibe ich denn in einer Art, daß man glaubt, ich mache mir viel aus dem Theater und solchen Lumpereien? Sieht man mir denn nicht an, wie gleichgültig mir alle diese Sachen sind? „Sie hätten nur hören sollen, wie vor einigen Monaten der Reinhard den Valeros gespielt hat! Wie ein Kutscher . . Das Lustspiel in Wien ist einzig . . O der Korn! . . Eßlair als Theseus, Devrient als Falstaff, Karl als Staberl . . . Grillparzer ist in die Antike geraten, das ist ein großes Unglück . .“ Und dabei kam er in die höchste Begeisterung. Ich war wie erstarrt und machte Kalbsaugen, wie Wagenräder so groß. Als er fort war, mußte ich mir den Kopf mit Eau de Cologne waschen. — Wie man sich nur jetzt um die Bretterbühne bekümmern kann, begreife ich nicht. Die wahre Geschichte jedes Tages ist witziger als Molière und erhabener als Shakespeare. Ein paar Lampen angezündet und die Zeitung vorgelesen — was könnte Eßlair Besseres geben? . . . . Ich freue mich sehr auf das nächste Jahr, große Dinge gehen vor. Die Welt hat Leibschmerzen, wenn das losbricht, wird es einen schönen Spektakel geben. Mir Rosengerüche. O, daß mein Herz keine Knochen, mein Geist kein Fleisch hat, ich möchte vergehen vor Zorn und Scham! Aber einen Schnurrbart lasse ich mir wachsen, damit ich wenigstens grimmig aussehe. Die Kinder und die Türken sollen vor mir fort-

laufen, auch Sie. — Ich merke schon, dieser Brief wird auch nur eine Seite lang, wie der Ihrige. — Entweder unsere Herzen oder unsere Köpfe schrumpfen ein. Wenn ihr nächster Brief nicht sieben Meilen lang ist und eine Million Porto kostet, nehme ich ihn gar nicht an und schicke ihn zurück. Warum haben Sie meinen letzten Brief einen Tag zu spät erhalten? Vielleicht hatte ich ihn zu spät auf die Post gebracht, so daß er erst mit dem nächsten Felleisen abging. Wenn es mir nur mit diesem Briefe nicht auch so geht, es ist fast Abenddämmerung; ich werde gar zu oft gestört.

Siebenundfünfzigster Brief.

München, den 17. Dezember 1821.

Eine innere Stimme hatte mich deutlich genug gewarnt, ich sollte Ihnen nicht schreiben, daß ich krank war. Aber ich folgte ihr nicht, ich wollte Ihnen die Freude machen, mich glücklich wieder hergestellt zu sehen und beachtete nicht, wie teuer Ihnen diese Freude käme. Sie werden sich jetzt nicht beruhigen. Ich schwöre Ihnen, daß ich vollkommen wieder genesen bin und daß keine Spur von meinem Übel zurückgeblieben ist. Auch im übrigen war ich in Stuttgart und bin hier viel gesünder als in Frankfurt und ich brauche, um mich in Ordnung zu erhalten, nicht so strenge Diät zu halten, als ich es zu Hause mußte. Sie haben mich durch Ihre gütige Teilnahme sehr beschämt. Mit einiger Bosheit, um mich mit Ihnen zu necken, schrieb ich Ihnen, ich wäre vom vielen arbeiten krank geworden und Sie, ob Sie mich zwar kennen, hielten dieses für möglich! Oder haben Sie auch bloß gescherzt? — Mein Vater hat von Wien geantwortet auf meinen Brief (nicht mir selbst, sondern meiner Mutter). Er schreibt: Er würde mir von Wien einen Paß besorgen, da der meinige nicht in gehöriger Form sei; ferner schreibt er, ich wäre ein Windbeutel, da ich ihm in Stuttgart schon gesagt hätte, es wären zwei Hefte der Wage im Druck und bis jetzt noch nichts erschienen sei. Sie sehen, teure Freundin, wie auf dieser Erde der Gerechte verkannt wird. — Wie ich Ihnen schon gemeldet, in jedem Falle bleibe ich noch einige Wochen hier, selbst in dem Falle, daß ich mich endlich doch noch zur Reise nach Wien entschließen sollte. Vielleicht kommen die Eigentümer der *** Zeitung in die Lage, mir ein vorteilhaftes Anerbieten machen zu können. Ich habe einige Kleinigkeiten für das Blatt abgeschickt, fürchte aber, daß die Censur vieles streichen wird. Erstens

einen Brief von München, der anfängt: „Das Pastoralschreiben ꝛc.“ ich mache mich darin über den Erzbischof lustig. Zweitens: Miscellen. Ich kann Ihnen letztere nicht näher bezeichnen, weil die *** Zeitung einen täglichen Artikel unter dieser Aufschrift liefert, aber meine Freunde werden schon am Stile erkennen, was mir gehört. — — Meine letzten Briefe sind darum etwas kürzer als früher, weil ich viel Zeit auf dem Lesezirkel zubringe. Adieu. Ihr gesunder treuer, lustiger und fauler Freund.

Achtundfünfzigster Brief.

München, den 20. Dezember 1821.

— — Vor allem, ich bin so gesund wie ein Salm am Lurley und so stark wie ein Löwe. Und jetzt seien Sie ruhig und ängstigen Sie mich nicht mit Ihrer Angst. Zweitens — Träume sind Schäume. Sie und *** werden nicht hierher reisen. Ein Glück, daß ich die Unausführbarkeit dieses Vorhabens gleich erkannte, sonst würde ich mich grämen ... Giebt es denn keine andere Art, wie Sie hierher reisen können? Es war recht leichtsinnig von Ihnen, mich so in meiner Ruhe aufzustören. Thun Sie das ja nicht mehr. — Also, wenn Sie meiner Gesundheit gewiß sind, wollen Sie mir jede Woche nur einmal schreiben? Das wäre doch die Gesundheit etwas zu teuer erkauft! Aber es sei. Doch in diesem Falle werde ich Ihnen auch nicht öfter schreiben. So oft Sie also einen Posttag aussetzen, seien Sie gefaßt darauf, daß ich das nämliche thue. Unsere Briefe mögen dann um so größer werden. — Aha! Sie reden wieder von Geschäften. Vor jetzt, wie ich Ihnen schon geschrieben, habe ich mich der *** Zeitung auf einige Wochen verpflichtet, auf einige Wochen nur, das habe ich den Herren ausdrücklich bemerkt. Den Verlauf dieser Zeit muß ich also abwarten. Was Ihre übrigen Fragen nach der Wage und den anderen Unternehmungen meines rastlosen Geistes betrifft, muß ich antworten wie im Frag- und Antwortspiel, auf eine Art die auf alle Fragen paßt: „Sie sind sehr neugierig Zeit bringt Rosen . . Verschonen Sie mich mit dieser Frage . .“ Jetzt wissen Sie, woran Sie sind. Fragen Sie aber nach meiner sinnlichen Lebensweise, so kann ich Ihnen beteuern, daß ich, weder im Scherze noch im Ernste etwas zu verheimlichen habe. Ich lebe einen Tag wie den andern. Zwischen fünf und neun Uhr stehe ich auf. Frühstück, Lektüre, Schreibereien, Sehnsucht, Tabakrauchen, im Zimmer

spazieren — damit fülle ich meinen Vormittag. Nach dem Essen gehe ich eine Viertelstunde zu meiner Schwester, dann spazieren. Abends bis 9 Uhr: Theater, Lesegesellschaft, auch oft zu Hause. Um neun Uhr gehe ich ins Kaffeehaus, wo ich mich einem engeren Kreise von Offizieren, Beamten und Künstlern, die mich alle sehr achten und freundschaftlich behandeln, angeschlossen habe. Bis zehn Uhr trinke ich Bier und spiele Schach, welches hier sehr in Mode ist. Von zehn Uhr an wird Billard gespielt à la guerre. Gewöhnlich gehe ich um zwölf Uhr erst nach Hause. Die anderen bleiben noch länger und würfeln. Seit einigen Abenden werden wir aber schon um elf Uhr von der Wache hinausgejagt. Es ist hier nämlich Polizeiordnung, daß alle öffentlichen Häuser um elf Uhr geschlossen werden müssen. Nur das Kaffeehaus welches ich besuche, genoß einer stillschweigenden Vergünstigung, weil es bekannt ist, daß sich dort nur gebildete ruhige Leute versammeln. Wahrscheinlich aber haben die anderen Wirte aus Neid uns angegeben, so daß die Polizei sich genötigt gesehen, auch gegen uns die gesetzliche Strenge eintreten zu lassen. Es ist spaßhaft. Um halb elf kommt ein Unteroffizier in den Saal, und ruft mit lauter Stimme: Meine Herren, es ist halb elf, um elf Uhr ist Feierabend, Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit. Jetzt werden die Biergläser bis zum Überlaufen angefüllt, damit ja kein Tropfen des köstlichen Trankes zurückgelassen werde. Um elf Uhr erscheint die Patrouille von fünf Mann, und jagt alles fort. — Noch andere Fragen haben Sie mir gemacht, die ich mit gleicher Offenherzigkeit beantworten werde. Ich habe nicht eine einzige weibliche Bekanntschaft. Den Mädchen ist hier schwer beizukommen. Jede Mutter ist die Maut ihrer Tochter, sie lassen keine Liebhaber durch. Nicht etwa, daß sie ihn zurückwiesen, aber sie konfiszieren ihn zu ihrem eigenen Vorteil. Die Sängerin *** habe ich besucht, weil sie mich durch Spiel und Gesang entzückte, die ist aber so häßlich wie die Nacht und gar nicht liebenswürdig. Auch Männerbekanntschaften, nämlich in der Art, daß ich sie im Kreise ihrer Familie besuchte, habe ich nicht. Im allgemeinen ist man hier wenig gastfreundlich, doch haben manche ordentliche Leute den Wunsch geäußert, mich bei sich zu sehen. Zu faul und zu gleichgültig, habe ich das nicht benützt bisher. Von nun an werde ich mich darum bemühen. Besonders da sich in einigen Wochen die Stände hier versammeln, werden mir Bekanntschaften nützlich sein. Vor einigen Tagen habe ich den Anfang gemacht, und mich bei einem Staatsrat *** einführen

lassen. Er ist ein warmer Liberaler, Verehrer der Wage, reich und an.. aus guter Familie verheiratet. Er hat mir förmlich während meines Aufenthaltes sein Haus angeboten. Er sagte mir, in irgend einer Zeitung gelesen zu haben, daß ich mich jetzt — hier oder in Stuttgart, das hatte er vergessen — aufhalte.

Meine Mutter, was ich nicht wußte, weiß, daß ich getauft bin und hat nicht den geringsten Verdruß davon. Vor einigen Tagen hat meine Schwester in ihrer und meiner Gegenwart scherzend davon gesprochen. Meine Mutter sagte zwar nichts dazu, aber sie schien nicht ein bißchen beunruhigt. Wie sich die Zeiten ändern! Vor zwanzig Jahren noch hätten wir Geschwister alle sterben können, unsere Eltern hätten uns auch vom martervollsten Tode nicht durch die Taufe loskaufen mögen. Meine Mutter ist freundlicher und mütterlicher gegen mich als je. Als ich krank war, brachte sie mir unaufgefordert einiges Geld, ob sie zwar wußte, daß ich in diesem Augenblicke nicht Mangel daran hatte, nur um mir etwas Angenehmes zu erzeigen. Ja, wenn ich klar in ihre Seele blicke, scheint sie sogar stolz darauf zu sein, einen getauften Sohn, und so viel Aufklärung zu haben, sich darüber hinauszusetzen. Es kann mich rasend machen, ich könnte alle Fürsten und Pfaffen mit meinen Händen erwürgen. An denen, an unseren mißgestalteten Regierungsformen liegt es. Damit hundert Menschen schwelgen können in Herrschlust und Sinnlichkeit, müssen Millionen darben, und sterben ohne gelebt zu haben. Das weiß ich auswendig wie das Einmaleins. So lange ein Wahn besteht, habe ich nur Thränen des Mitleids, aber wenn er aufhört, aufhört nachdem er ein Jahrtausend die Menschheit gepeinigt, da vergieße ich Thränen der Wut, und ich wünsche mir Kraft, Herz und Tatzen eines Tigers. Erst gestern hörte ich eine traurige Geschichte erzählen, die sich 1785 in München ereignete, und noch in der Erinnerung vieler Menschen ist. Ein siebzehnjähriges Mädchen liebte. Es war das schönste der Stadt. Die Eltern waren ihren Wünschen entgegen. Weil sie eine andere Wahl getroffen? Nein, das wäre noch trostvoll. Sie waren Frömmler und wollten ihre Tochter zwingen, ins Kloster zu gehen. Eines Morgens ging das unglückliche Kind mit ihrem Kammermädchen in die Liebfrauenkirche, kniet nieder, betet lang und heiß, und eilt dann mit schnellen Schritten den Turm hinauf. Die entatmete Begleiterin kann nicht schnell genug folgen. Von der höchsten Spitze des Turmes stürzt sie sich herab, bleibt mit dem Kleide am Uhrzeiger hängen, fällt dann tiefer auf ein bau-

fälliges Haus, schlägt durch das Dach, durch den Boden, und sinkt in die Stube und zu den Füßen eines dort wohnenden Geistlichen. Das Mädchen trug einen rosafarbenen seidenen Mantel. Sie steht vor meinen Augen. Ein noch lebender alter General ist gewohnt, täglich wenn er am Turme vorbeigeht, hinauf zu sehen um seine Uhr zu richten. An jenem Tage da er gerade hinaufblickte, sah er das Mädchen am Zeiger hängen. Die Schwestern und Brüder des Mädchens leben noch und sind glücklich verheiratet. Jetzt giebt es keine Klöster mehr, aber wer sammelt den verwehten Staub und wer belebt ihn wieder, jenes Schlachtopfers menschlicher Raserei? Habe ich nicht recht, möchte man nicht ein Tiger sein, um diese Hyänen zu zerfleischen? Erst zweiundfünfzig Jahre alt wäre jetzt das Mädchen, und vielleicht glückliche Mutter vieler Kinder! Und jetzt wollen sie, nicht im Fieberwahne wie damals, sondern gesund und mit kaltem Blute, das teuflische Spiel von vorn anfangen. In Österreich, in Italien haben sie es begonnen, und in weniger als vier Wochen werden Sie hören, wie alle die Pagen, welche der heiligen Allianz die Schleppe tragen, wie alle die nichtswürdigen kleinen Fürsten sich anschließen und hinterdrein stürzen. Es wird ihnen nicht gelingen, aber schon der Wille ist so schrecklich, daß die That das Verbrechen nicht vergrößert. Ich bin kalt, überlegt, berechnend, selbstsüchtig, aber träte mir jetzt ein Unternehmen vor die Augen, das wirkte, wenn auch nur zur Aufmunterung, ich wüßte nicht, ob ich es unterließe.

— — — — — — — — — — — — — —

Sagen Sie mir, warum Ihnen meine Garderobe so große Sorge macht? Kann mein edles Herz nicht auch unter einem zerrissenen Mantel schlagen? Ich danke Gott, daß ich darüber hinaus bin, und wenn ich Millionen hätte, ich trüge keine besseren Kleider, mein Kammerdiener müßte mir denn die alten wegnehmen. In meinem schwarzen Röckchen sehe ich göttlich aus. An Galatagen suche ich wenigstens einen Knopf zuzubringen, und da kracht mir das Herz im Leibe. — Die Iris, worin der *** gesprochen, habe ich noch nicht gelesen. Ich glaube doch, es Ihnen oft gesagt zu haben, daß der *** nicht ein bißchen Geist hat. Über Rousseau und Byron haben Sie vortrefflich gesprochen. Überhaupt schreiben Sie seit einiger Zeit die herrlichsten Briefe. Dabei gewinne ich zwar nichts, Ihre Briefe, wie sie auch seien, machen mir so viele Freude, daß sie nicht erfreulicher werden können. Aber ich bemerke doch mit einigem Stolz, daß Sie besser schreiben als noch im vorigen Jahre, und ich rede mir ein,

Sie hätten sich etwas an mir ausgebildet. . Manchmal bin ich ganz ärgerlich darüber, wenn ich gestehen muß, daß Sie mit viel mehr Leichtigkeit schreiben als ich. Ich schreibe wie ein Buch, ob ich zwar nicht darauf ausgehe; doch das ist ein großer Fehler. — Wie! einer meiner Briefe ist Straßenräubern in die Hände gefallen? Sie sehen, wie wenig er wert war, die Spitzbuben haben ihn nicht einmal behalten. Das ist sehr schimpflich für den Verfasser der Wage. — Also, Sie wollen mir schreiben bis ich halt rufe! Nun: Halt! Rechts um kehrt euch! Marsch! — Adieu. . . . . .

Neunundfünfzigster Brief.

München, den 24. Dezember 1821.

. . . . Bin ich nicht lustig? Ach der Schein trügt. Zum ersten Male in meinem Leben ist die Sorge bei mir eingekehrt. Ich weiß nicht, ist man glücklich oder unglücklich im sechsunddreißigsten Jahre des Alters so sprechen zu können. Hören Sie. Es wird mir immer sichtlicher und wahrscheinlicher, daß mein Vater mit dem Gedanken umgeht, mich in österreichische Dienste zu bringen. Er hat meiner Mutter wieder geschrieben, sie hat mir den Brief vorgelesen. Ich teile Ihnen seinen Inhalt wörtlich mit, soviel ich davon im Kopfe behalten. Merken Sie wohl darauf, denn ich werde Ihnen die Bedeutung der anscheinend gleichgültigen Scherzreden klar machen. „Wenn der Doktor nach Wien reist, soll er sich nur in München beim österreichischen Gesandten melden, der wird ihm einen Paß geben. — Nimm ihm die Schnupftabaksdose weg — laß ihm ein schwarzes Kleid machen, Rock, kurze Hosen, Schuhe — wenn es ihm an Wäsche fehlt, so will ich ihm hier welche geben — gieb ihm Reisegeld — er soll mir den Tag bestimmen, wenn er hier ankommt, u. s. w."

. . . Mein Vater ist so ungemein freundlich, was er, obzwar im Herzen sehr zärtlich gegen seine Kinder, nie sonst ist, daß mir ganz wehmütig zu Mute wird. Er hat meiner Mutter einen bedeutenden Wechsel geschickt, um alle nötigen Ausgaben für mich zu bestreiten. Meine Mutter hat sich entschlossen, mir nicht bloß ein schwarzes Kleid, sondern auch noch einen blauen Frack, einen Überrock, einige Westen, einige Hosen, Schuhe und Stiefel und was weiß ich was noch mehr, machen zu lassen. Lachen Sie nicht über diese Kleinigkeiten, ich werde geschmückt wie zu einem Opfer. Meine Mutter ist ökonomisch, und sie thut mehr als ihr aufgetragen wird!

Mein Vater, obgleich mich auf Verlangen zuweilen unterstützend, war doch niemals zuvorkommend großmütig gegen mich. Noch einmal, schon in mehreren Briefen hat er sich ungewöhnlich freundlich über mich geäußert und ich kenne seine weltkluge Art; er sucht mich zu gewinnen. Daß der österreichische Gesandte den Auftrag hat mir einen Paß zu geben, mir einen zu geben, er, der erst kürzlich (wie ich in die Neckarzeitung habe setzen lassen) von seinem Hofe den Befehl erhalten, keinem Gelehrten auch nicht einmal seinen Paß nach Wien zu visieren, das ist eine ausgezeichnete Gunst, die mich erschreckt. Warum liegt meinem Vater so viel daran, mich in Wien zu haben? Mir ist es so klar wie der Tag, daß ihm eine Anstellung für mich zugesagt worden. Wie ich darüber denke, wissen Sie, was ich bei diesem Gedanken fühle, wissen Sie nicht ganz. Wenn ich mich verführen ließe, wenn ich aus Liebe zu meinem Vater nachgäbe, es könnte mich zum Selbstmord bringen. Wie stark und offen habe ich nicht mündlich und schriftlich meine Ansichten ausgesprochen! Mit welcher Wut ziehe ich nicht täglich an öffentlichen Orten gegen Österreich los! Ich thue es hier, ich habe es in Frankfurt und Stuttgart gethan. Wenn ich jetzt zu meinen Feinden überträte, würden selbst meine Freunde glauben, ich sei immer ein geheimer Spion der österreichischen Regierung gewesen, und ich hätte nur gegen sie gesprochen, um die Leute auszuhorchen. Sie sind meine Freundin, Sie kennen mich, Sie wissen, daß ich nicht eitel bin. Vielleicht sind es trübe Grillen, vielleicht denkt man gar nicht daran, mich in Dienst zu nehmen, das mag sein, aber wenigstens ist es die Eitelkeit nicht, die mich verblendet und mir einflüstert, daß man in Wien so großen Wert auf mich lege. Wie ich die Dinge klar erkenne, wäre mich zu gewinnen für die Österreicher eine gewonnene Schlacht. Nicht zu gedenken, daß sie außer Genz (der jetzt totkrank, vielleicht schon gestorben ist) keinen haben, der so gut schriebe als ich, ja, daß ich in mancher Beziehung noch brauchbarer wäre, weil ich die Gabe des Witzes, wodurch man auf die Menge wirkt, besitze, und ich besser als selbst die Ultras die schwache und lächerliche Seite der deutschen Liberalen kenne — so wäre in mir die ganze liberale Partei geschlagen. Es war eine solche Redlichkeit, eine solche Unbefangenheit in meinen öffentlichen politischen Äußerungen, daß ich, wie ich es von mehreren Seiten erfahren, selbst den Wiener Ultras Achtung eingeflößt habe, obzwar keiner sich so feindlich als ich gezeigt hat. Sie mußten gestehen, daß ich es aufrichtig meinte, wenn ich auch irrte. Wem

soll man ferner trauen, wenn ich die gute Sache verrate? Wollte ich auch mit meinem Gewissen zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige Unglück, das mir in österreichischen Diensten bevorstünde. Man würde mir dort nie trauen, und ich lebte in ewiger Gefangenschaft. Genz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Genz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der liederlichste Mensch im Lande, er läßt sich jeden Vormittag eine Bouillon von 15 Pfund Fleisch kochen. Ich bin nicht der Art, wenn ich in Wien nichts zu Nacht esse, werde ich schon für einen Karbonaro gehalten. Liebe Freundin, was soll ich machen? Sie sind schon einmal ungeduldig geworden über diese Zweifel; Sie werden wieder sagen, nehmen Sie keinen Dienst an, oder gehen Sie gar nicht nach Wien. Das ist eben, was mir Kummer macht. Mein Vater will mein Glück begründen, er ist auch ehrgeizig, und es liegt so viel Rührendes darin, wenn ein Vater sich in seinem Sohne geehrt fühlt, daß ich ohne Schmerz nicht daran denken kann, ihm diesen Genuß versagen zu müssen. Ich habe meinem Vater schon so viel Verdruß gemacht, nicht durch Bösartigkeit, aber durch meine eigentümliche Weise zu denken und zu handeln, daß ich mich glücklich schätzen würde, ihm etwas zu Wunsche zu thun. Aber hierin könnte ich ihm nicht nachgeben. Vergebens aber wären alle meine Vorstellungen, er verstünde mich so wenig als er das Bellen eines Hundes versteht. Eine vorteilhafte Anstellung auszuschlagen! — er würde mich für wahnsinnig, oder für einen schlechten leichtsinnigen Menschen halten. Mein Vater ist ein Hofmann, hat von seiner Kindheit an unter Hofleuten gelebt, mit Fürsten verkehrt. Er ist so verstockt wie ein Minister. Wenn ich mich auch aller ihm schwärmerisch dünkenden Äußerungen von Freiheit, Redlichkeit, Unabhängigkeit gegen ihn enthalten wollte, wenn ich auch um in seiner Art zu reden, ihm sagte: es sei nicht klug es jetzt mit den Höfen zu halten, man müsse mit den Wölfen heulen, und die Wölfe wären heute die Liberalen, er würde lachen, aber mit Ingrimm lachen. Er glaubt so fest an die Fortdauer der jetzt bestehenden Dinge, wie er an Gott glaubt. Sie selbst, liebe Freundin, haben keinen Begriff davon, wie man jetzt verachtet und verfolgt wird, wenn man es nicht mit den Liberalen hält. In Frankfurt erfährt man das gar nicht. Ich bin der einzige, der Nachsicht mit den Ultras hat, es ist mir kein zweiter begegnet, der so duldsam wäre.

Ich kenne schlechte und feile Menschen, die um Geld alles thäten und schrieben, sie aber auch nehmen wenigstens den Schein des Liberalismus an, so allmächtig und verbreitet ist die Sitte. Der arme Dr. Pfeilschifter, der jetzt hier ist, und der von Madrid kommt, wird in allen Zeitungen verspottet, weil er in der Allgemeinen Zeitung die Berichte im royalistischen Interesse abgefaßt. Dabei ist er ein aufrichtiger Ultra, nicht des Interesses wegen. Cotta gab ihm jährlich 1800 Gulden, weil er aber seiner Meinung treu blieb und nicht liberal schreiben wollte, gab er lieber seinen Gehalt auf. Er ist übrigens ein unbedeutender Mensch, und doch verfolgt ihn die öffentliche Meinung. Alle Zeitungen erzählen, er hätte eine Anstellung in Wien erhalten, und fände jetzt die Belohnung seiner Anhänglichkeit. Es ist kein wahres Wort daran, ich habe ihn selbst gefragt, aber ein Pariser Blatt hat die Lüge in Umlauf gebracht, um ihn verhaßt und lächerlich zu machen. Herr von Haller, ein aufrichtiger Ultra, und einer der geistreichsten Schriftsteller, wird auf die nämliche Art in den Blättern geneckt, und von ihm erzählt, er habe einen Ruf nach Wien erhalten. Was würden sie von mir sagen? Schon eine bloße Lustreise nach Wien würde mich verdächtig machen. — — Ich will Ihnen jetzt sagen, was ich zu thun beschlossen habe. Nach Wien gehe ich auf keine Weise. Hier bleiben kann ich aber auch nicht, ich muß aus der Nähe meines Vaters und meiner Mutter weg. Von meinem festen Entschlusse nicht nach Wien zu gehen, habe ich meiner Mutter zwar nichts gesagt, aber so viel, daß ich erst nach einigen Wochen abreisen könne. Und da schon war sie verblüfft und verdrießlich. Ich fürchte mich vor mir selber, ich fürchte dem Verlangen meines Vaters, dem Einreden meiner Mutter und Schwester und meines Schwagers nachzugeben. Ich werde an die Redaktoren der Neckarzeitung schreiben, ob sie mir Geld vorschießen wollen, nach Paris zu reisen, um dort ihre Korrespondenz zu führen. Thun sie es, so reise ich nach Paris. Wo nicht, nehme ich die 100 Gulden, die Sie mir schicken wollen, und gehe, wozu die Summe hinreicht, nach Aarau in der Schweiz. Dort erscheinen einige Zeitschriften, die mir gewissen und schnellen Erwerb zusichern. Auf jeden Fall besorgen Sie mir von Frankfurt einen Paß nach Paris. Lassen Sie solchen durch *** besorgen und schicken mir ihn dann sogleich. Sie müssen aber dem *** das größte Geheimhalten dieser Sache abfordern. Gehe ich für Rechnung der Neckarzeitung nach Paris, so sage ich meinem Vater das Verhältnis der Sache, gehe ich aber nach der

Schweiz, so mache ich ihm weiß, ich wäre dahin gerufen worden, um an der Aarauer Zeitung zu arbeiten. Wie Sie aus dem beiliegenden Zettelchen ersehen, lasse ich den Paß nach Frankreich und der Schweiz ausstellen.

— Von meinen Beiträgen in die Neckarzeitung ist ein Brief von München abgedruckt. Die Censur hat alles gestrichen, was ich von Bemerkungen angebracht, so daß nichts als ein trockener langweiliger Bericht übrig geblieben. So wird es wohl mit allem gehen. Ich habe schon vieles geschickt, und schicke heute wieder; wahrlich von den besten Dingen, die ich je geschrieben. Wie ich mich ärgere über die verdammte Censur! Und doch werde ich fortfahren, um des Geldes willen. Nie aber soll mich Geld verleiten, etwas zu thun, was mich Ihrer unwürdig machte.

Sechzigster Brief.

München, den 26. Dezember 1821.

Diesen Morgen war mein Zimmer ein Lager. Offiziere, Kriegskommissäre, ab- und zugehende Ordonnanzen, welche rapportierten. Nämlich auf dem Platze wo ich wohne, war zu Ehren eines Prinzen, der den hiesigen Hof besuchte, eine große glänzende Parade. Einige Offiziere meiner Bekanntschaft, die nichts dabei zu thun hatten, kamen herauf, meine Fenster zu benutzen, brachten noch andere mit, bis endlich die Stube voll. Eine Teufelswirtschaft. Ich in meinem Schlafpelz, zerrissene Wollschuhe an den Füßen, die Tabakspfeife im Munde, sah malerisch aus unter den vergoldeten, bebänderten Riesen. Hätte mich nicht mein innerer kecker Humor aufrecht erhalten, wahrhaftig, ich hätte mich geschämt meiner gar zu erbärmlichen Magistergestalt. Meine Stube hat nur zwei Fenster, das Gesimse des einen dient mir zum Büchergestelle. Da verkündigte Trompetengeschmetter die Ankunft der Prinzen, das Fenster mußte schnell geöffnet, die Bibliothek weggeräumt werden. Was von Büchern auf die Erde fiel blieb liegen, die übrigen warf ich aufs Bett. Ein Teil des Fußbodens und alle Stühle waren mit Wäsche überschneit, und der Schnee war etwas schmutzig. Zwanzigmal sagten sie mir mit der größten Ernsthaftigkeit: Herr Doktor, knöpfen Sie sich ja recht zu, damit Sie sich nicht erkälten. Ich, um die Unordnung nicht lächerlich werden zu lassen, karikierte sie und vermehrte vorsätzlich die Verwirrung. Alles warf ich untereinander. . .

Ach, treues Herz, könnte ich nur eine Stunde mit dir sprechen! Was hilft ein enger Brief? Das sind nur einige Tropfen, und mir ist die Seele so voll, daß ich zur Ader lassen müßte, um gesund zu werden. In welcher Beklemmung ich vorgestern war, da ich Ihnen den letzten Brief schrieb, in welcher Bewegung ich ihn geschrieben, Sie glauben es nicht. Ich selbst habe erst entdeckt, daß es eine wahre Leidenschaft ist, was ich sonst nur für eine ruhige Anhänglichkeit in mir gehalten. Es ist närrisch, die neuen Kleider, die ich haben sollte, waren es am meisten, die mich in eine fieberhafte Unruhe gestürzt! Meine Mutter hatte, dem Auftrag meines Vaters gemäß, unseren Familienagenten Vohs zu mir geschickt um mit mir zu verabreden, was ich an Kleidungsstücken zu meiner Reise nötig hätte. Ich, im Herzen entschlossen nicht nach Wien zu reisen, hatte die Schwachheit, mich der vielen schönen Kleider zu erfreuen. Die will ich mir auf jeden Fall machen lassen, dachte ich, und erst hinterher meine Gesinnung äußern. Ich schickte also den Vohs mit dem Verzeichnisse meiner Bedürfnisse zu meiner Mutter, die sich vorgenommen hatte, noch am nämlichen Tage alles einzukaufen. Da er fort war, fing sich mein Gewissen an zu regen. Ich konnte mir nicht verhehlen, es sei eine Art Betrug, wenn ich in diesen Verhältnissen die Geschenke meines Vaters annehme. Es trieb mich wegzueilen, um meine Mutter von ihrem Vorhaben abzuhalten, aber ich war mit dem Briefe an Sie beschäftigt, und ich hatte keine Zeit zu verlieren, die Post drängte. Ich litt an einer unbeschreiblichen Angst, ich fürchtete, daß meine Mutter unterdessen den Einkauf besorgen möchte. Endlich war der Brief fertig, ich rannte fort, und erfuhr zu meinem Troste, daß noch nichts besorgt sei. Ich sagte meiner Mutter, da ich noch nicht ganz bestimmt wüßte, ob ich nach Wien reise, sollte sie wegen der Röcke noch abwarten. Sie hatte nichts dagegen. Meine Schwester und ihr Mann waren im Zimmer. Da fing nun letzterer an mir zuzureden, ich solle mein Glück nicht verscherzen, und gestand mir — nicht zwar daß er etwas Näheres davon weiß, was vielleicht der Fall ist — aber wenigstens er vermute allerdings, mein Vater müsse in Wien Aussichten für mich haben. Er fuhr fort, mir alles so glänzend als möglich auszuschmücken. Da fing ich an zu sprechen, und ergoß mein ganzes Herz. Ich schilderte Wien, mich und unsere Zeit. Doch gewahrte ich, was Glauben und Begeisterung über Menschen von nüchternem Verstande vermögen. Meine Schwester ist eine sogenannte kluge Frau, mein Schwager ein Handelsmann, dem Geld

haben etwas Großes, und Geld gewinnen das Größte ist, meine Mutter, was Sie sich denken können. Aber meine Rede hat großen Eindruck gemacht. Meine Mutter, die anfänglich lachte, ward still, mein Schwager zog sich zurück, meine Schwester schien sogar gerührt. Da ich erklärte, ich würde München verlassen, um jeder Versuchung auszuweichen, baten sie mich da zu bleiben, und versprachen mir, nicht mehr von der Sache zu sprechen. Aber ich fühle, daß ich unruhig bleiben werde, so lange ich hier bin. Mein Vater hat gestern wieder von mir geschrieben, meine Mutter las mir den Brief vor. Ich habe nicht darauf gehört, oder den Inhalt vergessen, aber in allen Worten drückte sich der lebhafteste Wunsch und das Vergnügen aus, mich bald in Wien zu sehen. Wie mir das wehe thut, und warum mir das so thut, können Sie sich in mich hineinfühlen? Ich werde mich auf keine Weise übereilen mit dem Weggehen von hier, aber den Paß schicken Sie mir auf jeden Fall, daran ist nichts verloren. — — Ich schrieb Ihnen, ich würde von den Herausgebern der Neckarzeitung Vorschuß verlangen, um nach Paris zu reisen, ich bin aber von diesem Gedanken wieder abgekommen. Erstens werden Sie wahrscheinlich nicht damit einverstanden sein; zweitens will ich mich in keine neuen litterarischen Schulden stürzen; drittens wird es jenen Herren, wenn auch nicht an gutem Willen, doch vielleicht an Mitteln fehlen; viertens, und der Hauptgrund ist der: ich muß meinem Vater durch meine Abreise von hier meinen Widerwillen gegen seine Wünsche unzweideutig zu erkennen geben, gehe ich aber nach Paris, so kann er meine Weigerung nach Wien zu gehen, auf eine andere Art deuten. Nach der Schweiz zu gehen, werden Sie auch abenteuerlich finden. Das beste ist, wenn ich München verlasse (wovon Sie mir gewiß nicht abraten werden, wenn Sie mich nur etwas verstanden haben) ich gehe wieder nach Stuttgart. — —

— Haben Sie das Werk der Frau von Staël de l'Allemagne gelesen? Ich bin jetzt damit beschäftigt. Schlagen Sie die Kapitel über Österreich und Wien nach. Sie spricht mit der möglichsten Schonung von der österreichischen Regierung, sie will ihr guten Willen nicht absprechen und doch, was sagt sie von diesem Lande! Eine Frau wie die Staël, von solchem Geiste, von dieser Berühmtheit, die glänzendste Gesellschafterin Europens, reich, der hohen Aristokratie zugehörend, Neckers Tochter. Damals als sie in Wien war (1808) gleich Österreich, eine Feindin Napoleons und der französischen Regierung. — Sie können sich denken, wie sie dort auf-

genommen worden, wie ihr alles entgegen gekommen ist. Sie hatte sich gewiß nicht zu beklagen, und, noch einmal, lesen Sie ihr Urteil. Unter anderen: „L'on trouve en Autriche beaucoup de choses exellentes, mais peu d'hommes vraiment supérieurs, car il n'y est pas fort utile de valoir mieux qu'un autre, on n'est pas envié pour cela, mais oublié, ce qui décourage encore plus. L'ambition persiste dans le désir d'obtenir des places, le génie se lasse lui-même; le génie au milieu de la société, est une douleur, une fièvre intérieure, dont il faudrait se faire traiter comme d'un mal, si les récompenses de la gloire n'en adoucissoient pas les peines.“ . . . . „On se fait presque un scrupule en Autriche de favoriser les hommes supérieurs, et l'on auroit pu croire quelquefois que le gouvernement vouloit pousser l'équité plus loin que la nature, et traiter d'une égale manière le talent et la mediocrité.“

Diese Woche stand in Müllners Litteraturblatt eine kleine Recension, die Sie kennen, mit meiner Namensunterschrift. Schon vor drei Monaten hatte ich sie eingeschickt. Es war damals, als ich ihm wegen des Honorars schrieb. Sollte Müllner vielleicht, da er endlich den Artikel abdruckte, meine Forderung bewilligen wollen? Sollte er mir vielleicht nach Stuttgart geschrieben haben, und mir der Brief von dort nicht zugeschickt worden sein? Ich führe aber auch eine Lebensart! Cotta könnte die vorteilhaftesten Pläne für mich haben, er weiß gar nicht, wo ich in der Welt zu finden bin. — Mit der Neckarzeitung, da habe ich einmal ein glänzendes Glück gemacht! Daß sich Gott erbarme. Die Censur streicht mehr als die Hälfte, so daß ich zwei Bogen fertigen muß, um einen bezahlt zu erhalten. Und was sind das für magere abgeschmackte Überreste, welche sie drucken ließen. — Den 27. Dezember. Ich schrieb Ihnen, ich glaube in meinem letzten Briefe von den 100 Gulden, die Sie mir angeboten haben. Es versteht sich von selbst, daß ich sie nur dann annehme, wenn Ihnen das Quartal von der Polizei ausgezahlt wird, ich habe es so nötig nicht, meine Mutter, die, wenn ich nach Wien gegangen wäre, dreihundert Gulden für mich hätte ausgeben müssen, wird sich nicht weigern, mir einen Teil dieser Summe für die Reise nach Stuttgart zu geben, und dort werde ich das nötige von der Neckarzeitung erwerben können. — Gestern las ich den Othello. Schön werdet ihr Weiber beschrieben: „Ihr seid Gemälde außer Hause, im Zimmer Glocken, Katzen in der Küche.

Heilige, wenn ihr beleidigt, aber Teufel wenn man euch kränkt.“ Und mit solchen Wesen pflege ich freundschaftlichen Umgang! Ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben. Adieu.

Einundsechzigster Brief.

München, Sonntag den 30. Dez. 1821.

— — Jetzt haben Sie meinen späteren Brief erhalten, und Sie wissen, daß ich von meinen abenteuerlichen Einfällen zurückgekommen bin. Zwar ist meine Neigung für Paris immer noch dieselbe, und ich werde ihr mit der Zeit doch noch nachgeben. C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur, sagt Frau v. Staël; also dort meine Freundin, könnte ich Sie am ruhigsten entbehren. Aber für jetzt bleibt es bei Stuttgart. Ich denke kommenden Freitag den 4. Januar abzureisen. . . Haben sie meine Neujahrskarte recht mit Angst geöffnet? Ich log Ihnen das vor, damit Sie achtsam zu Werke gehen, denn meine Freundschaft ist gar zu zerbrechlich. — Von Müllner habe ich heute Brief erhalten. Fünf Wochen ist der Brief in Deutschland herumgereist, er war in Frankfurt und in Stuttgart, und wurde wie ein Ball hin und her geschickt. Meine ganze jüngste Zeitgeschichte steht auf der Adresse. Müllner bewilligt mir meine gemachte Forderung. Aber er verlangt, daß ich „eine ernste Teilnahme an dem Unternehmen zeigen soll“. Das Litteraturblatt wird auch vom 1. Januar ausgedehnter, und es erscheinen zweimal soviel Blätter als bis jetzt. Also an Platz für meinen Ruhm wird es nicht fehlen.

Um des Himmels willen, sagen Sie doch allen Freunden, die es etwa von Ihnen erfahren haben, daß in der *** Zeitung Sachen von mir stehen, daß ich auf die abscheulichste Weise verhunzt worden bin, nicht nur durch die Censur, denn diese konnte doch bloß streichen, sondern auch durch den Redakteur des Blattes, der, wahrscheinlich um die Artikel zu mildern, meine Ausdrücke geändert und meine Gedanken verkehrt hat. Die niederträchtigsten gemeinsten Dinge hat man mich sagen lassen, und ich würde mich zu Tode schämen, wenn jemand glauben könnte, die Artikel wären ganz von meiner Abfassung.

Montag, den 31. Dezember.

Ich erhalte soeben Ihren lieben Brief einige Stunden später als gewöhnlich, und übrigens habe ich heute noch allerlei Vorbereitungen zu meiner nahen Abreise zu machen. Danken Sie R.

und Sl. für ihre Teilnahme, ich sehe, daß wir einverstanden sind. Aber meinem Vater offenherzig zu schreiben, aus welchen Gründen ich nicht nach Wien wolle, finde ich nicht rätlich, und ich bin hierin der Untrüglichkeit meiner Ansicht ganz gewiß. Ich würde ja eben dadurch bewirken, was ich so viel als möglich vermeiden möchte, nämlich, meinen Vater zu kränken. Der erste Gedanke, nach Wien zu gehen, kam ja von mir selbst, es ist daher viel besser, wenn ich (was ich gestern bereits gethan) meinem Vater schreibe: ich hätte in Stuttgart vorteilhafte Anerbietungen erhalten, und in diesem Falle wäre es leichtsinnig, „meinem Vergnügen so große Opfer zu bringen", als wenn ich mir merken lasse, daß ich seine Absichten mit mir kenne, und ihn wissentlich betrübe. Darum muß ich auch eilen, von hier wegzukommen, ehe mein Vater von Wien Antwort schreibt, und dann vielleicht deutlicher seine Absicht ausdrückt. Donnerstag schreibe ich Ihnen noch einmal. Den Pariser Paß, wenn er noch nicht abgeschickt, senden Sie mir in der Folge nach Stuttgart, damit ich ihn habe, wenn ich in die Lage komme, ihn zu brauchen.

Was Sie mir geraten, war bei mir schon beschlossen; mir nämlich von der *** Zeitung meine verstümmelten Artikel zurückgeben, und sie noch einmal drucken zu lassen. — Sl. irrt sich in mir, in sich, und in dem Menschen überhaupt, wenn er meint, wäre ich nur fest in meinen Grundsätzen, könnte ich ohne Gefahr nach Wien gehen, und mich dort lustig machen. Wer die Folgen des Rausches meiden will, muß den Wein fliehen, und es giebt so viele Mittel, die Seele zu berauschen, denn jeder Nerv ist ein Mund. Ich wäre verloren wenn ich nach Wien ginge. Ihr kennt die höllische Einrichtung der dortigen hohen Polizei nicht. Sie führt Buch und Rechnung über jeden Menschen in Deutschland, der ihr verdächtig ist, also auch über mich. Sie kennt mich besser als ihr, besser als ich mich selbst kenne. Sie weiß meine schwachen Seiten und Stunden, sie weiß, wenn sie da waren, wenn sie kommen werden, die Lust steht in ihrem Solde. Sie läßt mich im Spiele verlieren, sie läßt es mir stehlen, um mich in Not zu bringen. Wenn ihr daran liegt alle Minen springen zu lassen, entgehe ich ihrer Gewalt nicht, und warum soll ich ein Thor sein, es zu versuchen, ob ihr daran liege? Ich fliehe, und sobald als möglich nach Frankreich, wo mich meine strengen Grundsätze keine Opfer kosten wie in Deutschland, und wo man als freier und ehrlicher Mann Vorteil und Achtung findet.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Achter Band:

Nachgelassene Schriften II: Briefe und vermischte Aufsätze aus dem Jahre 1822.
Vermischte Aufsätze, Fragmente und Aphorismen.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Briefe und vermischte Aufsätze aus dem Jahre 1822.

	Seite
Zweiundsechzigster Brief. Aus München	5
An die Redaktion der Neckarzeitung	7
Dreiundsechzigster Brief. Aus München	11
Vierundsechzigster Brief. Aus Stuttgart	12
Fünfundsechzigster Brief. „ „	14
Sechsundsechzigster Brief. „ „	15
Siebenundsechzigster Brief. „ „	17
Achtundsechzigster Brief. „ „	20
Neunundsechzigster Brief. „ „	22
Siebzigster Brief. „ „	23
Einundsiebzigster Brief. „ „	25
Zweiundsiebzigster Brief. „ „	26
Dreiundsiebzigster Brief. „ „	27
Vierundsiebzigster Brief. „ „	29
Fünfundsiebzigster Brief. „ „	30
Sechsundsiebzigster Brief. „ „	31
Siebenundsiebzigster Brief. „ „	32
Achtundsiebzigster Brief. „ „	34
Neunundsiebzigster Brief. „ „	35
Achtzigster Brief. „ „	36
Einundachtzigster Brief. „ „	37
Zweiundachtzigster Brief. „ „	38
Dreiundachtzigster Brief. „ „	40
Vierundachtzigster Brief. „ „	42
Fünfundachtzigster Brief. „ „	44
Sechsundachtzigster Brief. „ „	45
Siebenundachtzigster Brief. „ „	45
Achtundachtzigster Brief. „ „	45
Neunundachtzigster Brief. „ „	46
Neunzigster Brief. „ „	47
Einundneunzigster Brief. „ „	48
Zweiundneunzigster Brief. „ „	49
Dreiundneunzigster Brief. Aus Heidelberg	50
Von einem Notizenblatte	50
Tagebuch 1817	53
Geschichte meiner Gefangenschaft 1820	64
Geschichte des Preußischen Staates 1820	68

Seite
Die zwecklose Gesellschaft in Breslau 84
Tagebuch 1828—1829 86
Der Jude Shylock im Kaufmann von Venedig 120
Brief an die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart 125

Vermischte Aufsätze, Fragmente und Aphorismen.

I. Vertrauliche Briefe 129
II. Männerthränen 132
III. Der Wochenmarkt zu St. Brice 134
IV. Der Spion 136
V. Justus Völkleins Brunnenbuch 140
VI. Der schwarze Bär 148
VII. Tischgespräch 150
VIII. Frankierter Brief an die zwecklose Gesellschaft in Breslau . 151
IX. Die Sylvesternacht eines alten Herzens 154
X. Don Alonzo 158
XI. (Goethes Diwan) 159
XII. (Geschichte der Deutschen) 161
XIII. (Die Bourbons) 162
XIV. (Censur) 165
XV. Der achte Band 166
XVI. Deutscher Sold 167
XVII. Die geheime Polizei 169
XVIII. Aphorismen 170
Die Polen in der Schweiz 174
Spaziergänge eines Wiener Poeten (1832) 179
Rettung (1834) 181
Fragoletta 185
Volupté, par Sainte-Beuve. Deux volumes. (1834) 187
Hamann. (1834) 190
Rousseau, Juge de Jean-Jaques. Dialogues 192
Paris, den 5. Dezember 1834 194
Des alten Buches zweiter Teil. Eine Käs-Novelle (Käsemärchen) von L. Börne. (1835) 195
Herr von Raumer in England und seine Genossen in Deutschland . . 198
Altes und junges Deutschland 199
Reisen. (1836) 202
Grangeneuve par H. de Latouche. Deux volumes. (1835) . . 206
Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village. Par A. de Lamartine. (1835) 212
Mélanges 214
La Diète de Francfort et M. Heine 215
Aphorismes 217
Lettre deM. Heine 221

Zweiundsechzigster Brief.

München, den 1. Januar 1822.

. . . . Schon wieder ein Jahr ist hinabgesunken in den Schoß der Zeiten, plump, da liegt es. Und so wird der Teufel eins nach dem anderen holen und uns auch. Ich habe an diesem ernsten Tage viel nachgedacht, über Tod, Unsterblichkeit, Schulden, Leibschmerzen und enge Röcke; ich habe einen Blick auf mein vergangenes Leben geworfen und gefunden, daß ich immer ein großer Taugenichts war. Ich will mich aber nächstens bessern. Arbeiten will ich, wie ein Vieh, wenn ich nur nicht so eine schwache Brust hätte. Ich bekomme Stiche, wenn ich nur ans Arbeiten denke. Aber gleich viel, ein ganz neuer Mensch will ich werden, Sie sollen mich gar nicht mehr kennen, und wenn ich nach Hause komme und Ihnen um den Hals falle, sagen: mein Herr, Sie sind unverschämt. — Sind Sie in der vorigen Nacht wach geblieben, haben Sie sich lustig gemacht? Ich lag schon um zehn Uhr im Bette, und habe den glänzendsten Ball versäumt. — — Donnerstag den 3. Januar. — Warum haben Sie mir heute nicht geschrieben? Nie war mir Ihr Stillschweigen verdrießlicher. Ich habe schon alles gepackt, der Wagen ist schon gemietet, morgen wollte ich abreisen, und jetzt weiß ich nicht, woran ich bin, muß hier bleiben, und weiß nicht bis wann. Ich begreife gar nicht, warum Sie mir nicht geschrieben haben. Haben Sie etwa die 100 Gulden auf die Post gegeben? Nun, es giebt doch allerlei Fälle im menschlichen Leben, sogar der, daß ich mich ärgern kann, wenn ich Geld zu erwarten habe. Erstens habe ich es jetzt nicht nötig, wie ich Ihnen schon geschrieben, denn meine Mutter hat mir das Nötige gegeben. Zweitens der Aufenthalt, den ich nicht berechnen kann. Ich habe mich schon nach der Ankunft des Postwagens erkundigt, es kommt morgen einer. Wenn aber der nichts mitbringt, dann muß ich wieder fünf bis sechs Tage bis zur Ankunft des nächsten, auf jeden Fall aber bis Montag warten. Ich kann nicht erwarten bis ich hier fort bin, weil ich alle Tage befürchten muß, daß meines Vaters Antwort auf meinen letzten Brief kommt, worin ich die Reise nach Wien abgelehnt, und daß ich dann mit meiner Mutter

über meine Weigerung neue Verdrießlichkeiten bekomme. Es ist nun nicht zu ändern, und verlassen Sie sich darauf, daß ich warte, bis ich Nachricht von Ihnen bekommen habe. — Es hat mir jemand erzählt, daß vor einigen Tagen der König von mir gesprochen hat. Er soll gesagt haben: „Nun, es ist ja jetzt so ein gescheiter witziger Mann hier", und als man ihm erwidert: „Ja, er hat sich hier alles angesehen", hinzugefügt haben: „Wenn er nur nicht schimpft." Jetzt ist mein Glück gemacht! Wollen Sie mir's wechseln? Ich bin so verrückt, daß Sie mir heute nicht geschrieben, wie König Lear. Bist du meine Tochter? — Ich habe mir einen Wagen ganz allein nach Stuttgart gemietet und fahre wie ein Prinz. Da ich die Nächte liegen bleibe, komme ich erst am vierten Tage nach Stuttgart. — Was ich auf die *** Zeitung wütend bin, was meine Schriftstellereitelkeit gereizt worden ist, Sie hätten Ihre Schadenfreude daran, wenn Sie das so recht wüßten. Nicht allein die Censur hat die Hälfte gestrichen, nicht allein der Redakteur hat auf die dümmste Weise geändert, die Bestie hat sogar ihren eigenen Witz und ihre unsinnigen Gedanken hineingebracht, daß gar nicht herauszubringen ist, was mein oder sein gehört. So habe ich, von den Zeitungsschreibern redend, gesagt: „Wird ihnen ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen!" Jetzt hat der Mensch die Hyperbel steigern wollen, und schreibt: „Wird ihnen ein viertelsoffizieller Knochen u. s. w." fühlen Sie recht lebhaft die gemeine Bestialität in dem Worte viertels? Es hat mich geschaudert, als ich das las. Sie sehen, jeder Mensch ist in seiner Sphäre ein Marschall Kalb. Wie dieser als die wichtigste Sache erzählt, daß ihm beim Einsteigen in den Wagen, da er zum Fürsten fahren wollte, durch das Austreten der Pferde die seidenen Strümpfe beschmutzt worden, so wichtig rede ich von dem großen Unglücke, das mir durch das viertels widerfahren. Viertelsoffizieller Knochen! Es ist schrecklich, diesen Schandfleck kann nur Blut abwaschen. — Den einliegenden Brief*) hatte ich auch nach Stuttgart geschickt, habe ihn aber zurückerhalten. Das darf nicht gedruckt werden. Die württembergische Regierung steht unter russischer Herrschaft, die bayerische unter österreichischer. Schön Deutschland, prächtig Volk! Sie können sich den Brief abschreiben, aber Ihrem ersten Schreiben, nach Stuttgart, müssen Sie das Original oder die Abschrift beilegen, ich kann die

*) Aus München vom 24. Dezember 1821, nachstehend abgedruckt.

Geschichte vielleicht noch brauchen. — Ein viertelsoffizieller Knochen! Und daß es jetzt Winter sein, und der Himmel keine Blitze haben muß! Ein Viertelsoffizieller! Abscheulich! Ungeheuer!

An die Redaktion der Neckarzeitung.

München, den 24. Dezember 1821.

Sie wünschen von meinen Mitteilungen, „Ereignisse, Gerüchte, Ansichten", und Sie sind so gut, mir überlassen zu wollen, wie ich das alles herbeischaffe! Begebenheiten frühe zu erfahren, dazu ist der Ort meines Aufenthaltes wenig geeignet. Wir haben keine Börse wie in Frankfurt, wo der besorgten, kummervollen Verwandtschaft, tagtäglich ärztliche Berichte über das Befinden der Staaten geliefert werden; noch haben wir wie in London und Paris einen diplomatischen Bazar, wo wenigstens 14karatige Wahrheit zu haben wäre. Was Gerüchte betrifft, so besitze ich nicht im niedrigsten Grade die Gabe, eine Lüge von gestern auf heute noch schmackhaft zu machen, und sie morgen und übermorgen und jeden Tag der langen Wochen, wie ein geschickter Koch die Kartoffeln, auf eine neue Art zuzubereiten. Aber mit Ansichten kann ich Ihnen dienen, so viel Sie haben wollen. Bin ich nicht auch ein Deutscher? Zwar war ich immer geneigt, die Siebenhimmelspolitik der deutschen Schriftsteller blau zu finden, aber „es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten". In diesem Augenblicke, da ich Willens bin, selbst den Fehler zu begehen, den ich so oft getadelt, fühle ich mich voller Schonung und Nachsicht. Was liegt daran, ob man ein Ereignis drei Tage früher oder später erfahre? Die Zeit ist guter Hoffnung, eine Niederkunft muß erfolgen, welchen Geschlechts aber das Kind, oder ob es tot geboren ist, das wird sich nicht lange verheimlichen lassen. Die Geschichte unserer Tage ist eine anerkannte Tochter der Meinung, und wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten. Viele irren darin, daß sie die neuen und neuesten Ereignisse als Kinder und Enkel der französischen Revolution ansehen, da doch alle Begebenheiten der letzten dreißig Jahre, jene Revolution mitgerechnet, Geschwister sind, die noch sämtlich im unmündigen Alter stehen . . . . Doch da fällt mir bei, daß ich, um Gehör zu finden, griechisch sprechen muß — so will ich es denn.

Wird Krieg sein oder nicht? Diese wie jede Frage an die Zukunft ist leichter beantwortet als man glaubt. Die Völker wünschen

den Krieg gegen die Türken, also werden wir ihn haben. Ob dieser Wunsch thöricht oder verständig, ob das Bedürfnis ein wahres oder ein falsches sei, darauf kommt es nicht an; das Schicksal ist auch weltklug und heult mit den Wölfen wie der schlaueste Mensch. Wie also noch zu zweifeln wäre, ob die Beihilfe der europäischen Mächte zur Befreiung der Griechen zu wünschen ist? Nein, wenigstens ich zweifle nicht, ich halte jenes Verlangen für das tollste und krankhafteste, was je gehegt worden ist. Leuchtete mein Herz nicht durch meine Gesinnung, ich schwiege. Könnte meine Ansicht nur im Geringsten einwirken auf die Beschlüsse der Mächtigen, ich unterdrückte sie. Aber da dennoch geschieht, was beschlossen worden, und da alles Reden fruchtlos ist, so ist es auch unschädlich.

Wenn zwanzig Männer, die Beschützer ihrer Gattinnen, die Ernährer und Erzieher ihrer Kinder, sich in einen tiefen Strom stürzen, um ein hineingefallenes Kind zu retten, wer würde dieses hochherzige Beginnen tadeln, wer wäre so kalt, zu berechnen, das Dasein eines Kindes sei zu teuer erkauft mit der Lebensgefahr so vieler braven Männer! Aber wenn die That nicht gelingt und jene Männer fallen als Opfer ihrer Großmut, oder wenn die Wellen das Kind zurückgeben und auch nur einige der Beistandleistenden behält die Flut, wer trocknet dann die Thränen jener Witwen und Waisen? Wenn die Befreiung Griechenlands nicht gelänge, oder sie würde mit der Ruhe der Welt erkauft? Den Türken den Krieg erklären, das heißt den häuslichen Frieden Europens an allen Ecken anzünden. Die Diplomatik, welche den Krieg gegen die Türkei beschlösse, würde sich auf diese und auf jene Weise verrechnen. Sie führte den Krieg, entweder auf die seit drei Jahrhunderten übliche Art, nämlich, weil zu monarchischen Zwecken, auch durch monarchische Mittel, oder sie führte ihn durch demokratische Mittel, wie man sie in dem Kriege angewendet, der Napoleon stürzte. Vor letzteren braucht man wohl nicht zu warnen, sie haben der Bedenklichkeiten vor Völkerbeschwörungen nur schon zu viele gefaßt, und Goethes Zauberlehrling haben wir dramatisieren sehen. Also zu ersterem wird man sich entschließen. Wäre dann aber der Sieg so gewiß als geschwärmt wird. Ein stehendes Heer unterlag noch jedesmal einem bewaffneten Volke, da jenes die Unterthänigkeit zum Angriffe, dieses aber die Freiheit zur Verteidigung trieb. Man kann den Türken Schlachten abgewinnen, man kann vielleicht ihr Land erobern, wie will man aber diese Eroberung behaupten, da Christen ihre besiegten Feinde nicht vertilgen? Was ist es denn, was in Europa die

so getreuen Unterthanen treu, die besiegten oder eingetauschten Völker gehorsam erhält? Die stehenden Heere sind es nicht, die Polizei ist es, sie in der weitesten Bedeutung genommen, diese politische Religion, die uns schon mit der Ammenmilch eingeflößt, die uns von der frühesten Kindheit anerzogen wird. Wenn europäische Unterthanen mißvergnügt sind, so ist es nicht die Furcht vor physischen Strafen der Gesetze, jener Aberglaube ist es, der sie bändigt. Weil sie wähnen, die Polizei sei allwissend, erfährt sie auch alles, denn es wird ihr alles gestanden; weil sie wähnen, die Polizei sei allmächtig, vermag sie auch alles, denn keiner wagt ihr zu widerstreben. Unerforschliche Gedanken werden ihr gebeichtet, geheime Sünden abgebeten. Aber den Türken, welche nichts von der Natur alter Weiber haben, ist jener Aberglauben fremd. In Europa bedarf es hundert Menschen, um einen einzigen Mann zu bilden, eines Großen, eines Niedrigen, eines Reichen, eines Armen, eines Gelehrten, eines Handwerkers, eines Jünglings, eines Alten, eines Staatsdieners, eines Krämers, eines Liberalen, eines Servilen, und so fort – eines Weibes sogar. Und besitzt auch ein ausgezeichneter Mensch mehrere, ja alle Bestandteile, die zu einem Manne gehören, so ist doch keine Verbindung unter ihnen. Gegen das empörte Herz eines Unterthanen findet die europäische Polizei Verrat und Beistand bei seinem treu gebliebenen Kopfe, und hat auch dieser sich verschworen, so kann man wenigstens auf die Treue des Magens rechnen. Der Türke aber ist ein Mann für sich ganz allein. Wovor soll er zittern. Da er nicht einmal das Schicksal fürchtet? . . Und wo endigte der Krieg? Etwa mit der Eroberung Konstantinopels? Könnten jene hypochondrischen Professoren, die schon ein Magenkrampf befällt, wenn sie von hohem Ministerio einen kleinen Verweis bekommen, könnten sie nur einen Blick hinter den Vorhang werfen, an dem sie so kindisch unbedacht zerren — wie würden sie mit Entsetzen zurückfahren! Die Türkei ist das eiserne Gitter, welches Europa vor den wilden Tieren Asiens schützt — und ihr wagt es durchzubrechen? Europa in seinem Hochmute verachtet die rohe Kraft der Natur; es wähnt, mit dem Geiste seiner Mechanik vermöchte es alles zu bändigen. Weil es euch gelingt, durch eure Wasserbaukunst eine Frühlingsüberschwemmung zu zähmen, meint ihr, es würde euch auch gelingen, dem Weltmeere Einhalt zu thun, das über seine Ufer träte? Weil ihr ein wankendes Haus zu stützen vermögt, glaubt ihr, ihr könntet es auch bei einem Erdbeben vor dem Einsturze bewahren? . . Sollte es wohl wahr sein, daß man

die Perser zu Hilfe gerufen? Ich dächte doch, ein Heer von 150000 Menschen, und hinter ihm ein Volk von dreißig Millionen, wäre ein gefährlicher Beistand! Ich verstehe zwar — sind die Türken vertrieben, und die siegende europäische Macht (dann mit England zerfallen) trifft mit den Persern zusammen, dann wird man sich mit ihnen abfinden, und sie auf Indien anweisen. Ich sage es vorher: fünf Jahre nach Eroberung Konstantinopels ist Indien für England verloren. Was aber würde daraus entstehen? Nicht die Themse, der Ganges ist der Lebensstrom Englands. Geht es zu Grunde, wird England, das, wenn nicht mehr, doch wenigstens der Ballast des hohlen Europens ist, über Bord geworfen, dann wehe dem Schiffe mit seiner Mannschaft!

So irrt die Diplomatik. Die Völker aber oder ihre Wortführer, die einen Krieg gegen die Türken wünschen, teilen alle jene Irrtümer und haben noch ihre eigenen. Griechenland soll befreit werden! War es in Sklaverei? Nicht was den Griechen jetzt geschieht, das ist nur Folge ihres Aufstandes, ihre frühere Lage muß bedacht werden. Was jene Kanzlistenseelen, die von Quartal zu Quartal leben, unter Freiheit und Sklaverei verstehen, das ist mir wohl bekannt — sie würden aus Furcht vor Gewittern den Sommer hingeben. Das ist wenigstens nicht mein Geschmack. Ich zöge vor, in Neapel am Fuße des flammenspeienden Vesuvs zu wohnen, als in den unerquicklichen Steppen des Dons nüchterne Tage durchzuschleichen. Ein Grieche unter türkischer Herrschaft konnte zuweilen sein Leben, zuweilen sein Vermögen verlieren; aber so lange er nicht alles verlor, verlor er nichts, und konnte schalten über sein Leben und über sein Vermögen nach Wohlgefallen. Der Gichtleidende, der in seinem Bette liegt, der ist krank, und werde er noch so sorgfältig gepflegt, und sei die Gefahr des Todes noch so fern. Der Soldat aber, der einer Batterie gegenübersteht, wo die Kugel ihn wahrscheinlicher tötet, als jenen die Gicht, der ist nicht krank. Nicht daß man lange lebe, daß man gesund sei so lang man lebt, darauf kommt es an. Laßt die Griechen durch eine europäische Macht befreit werden — dann wird man die Hetäristen auf Esel setzen, dann wird man Homer, Xenophon, Thucydides der Censur unterwerfen, und die Mütter nötigen, bei offenen Thüren und Fenstern ihre Wiegenlieder zu singen, damit die Polizei das Eyja Popeya mit anhören könne. Braver Türke, dir reich ich meine Hand! Gespießt kann man nur einmal werden im Leben, aber mit Nadeln gestochen Millionen Male und Tag für Tag.

Man hat den Liberalen vorgeworfen, sie sehnten sich nach Krieg, weil sie hofften, dann würden sich die europäischen Mächte entzweien, und in dieser Verwirrung würde sich die innere Freiheit der Völker schneller entwickeln. Es kann sein; ein allgemeiner Krieg in Europa könnte etwas aufs äußerste treiben, aber so gut wie die Freiheit auch die Despotie. Ich denke aber, es wäre thöricht, wenn wir, die wir schon so viel gewonnen, um die Bank zu sprengen, alles aufs Spiel setzen wollten.

Dreiundsechzigster Brief.

München, Freitag den 4. Januar 1822.

Der Postwagen ist heute morgen gekommen, und hat nichts mitgebracht, Sonntag kommt wieder einer. Sie tugendhafter Bösewicht, warum sind Sie so übereilig zu jeder Gutthat als andere zu Übelthaten? Warum schicken Sie Geld zur ungelegenen Zeit? Denn daß dieses geschehen, daran zweifle ich nicht. Aber warum haben Sie mir nicht geschrieben? Konnten Sie nicht berechnen, daß ein Postwagen sieben bis acht Tage auf seinem Wege zubringt? Ungeratenes Kind, ich verstoße und enterbe dich. Da sitze ich nun in meinem leeren Zimmer, alles eingepackt und festgeschnürt, kein Buch, kein Hemd, keine Geduld. Ist das die Art, einen Mann wie mich, zu behandeln, vor dessen Tadel sogar Könige zittern? Mein Vater hat wieder geschrieben, wo ich so lange bleibe. Unterdessen erhält er meinen Brief und antwortet darauf. Diesem Verdrusse habe ich entfliehen wollen. Grausame Barbarin!

Sonntag den 6. Jan.

Drache, Schlange, Klapperschlange, Riesenschlange, Eidechse, Skorpion, Tarantel, Hyäne, Krokodil, — es ist Ihr Glück, daß ich meine Naturgeschichte schon eingepackt habe, aber in Stuttgart will ich mir Zeit dazu nehmen, und da soll das Schimpfen erst recht angehen. Der heutige Postwagen hat nichts mitgebracht. Das ist mir zwar lieb, weil ich das Geld nicht brauche, aber ich hoffte bei dieser Gelegenheit einen Brief zu bekommen. Um Gottes willen, warum haben Sie mir nicht geschrieben? Erst in dem Briefe, den Sie Donnerstag von mir erhalten, sagte ich Ihnen, Sie sollten nicht mehr schreiben, also hätte ich noch einen Brief erhalten müssen. Morgen früh reise ich von hier weg, Donnerstag komme ich nach

Stuttgart, Freitag schreibe ich Ihnen. Ich bitte Sie aber, nicht zu warten bis Sie meinen Brief erhalten, sondern gleich nach Empfang des Gegenwärtigen mir nach Stuttgart in den König von England zu schreiben. Sollte gegen alle Erwartung noch ein Schreiben oder Paket an mich auf dem Wege hierher sein, so beunruhigen Sie sich nicht, denn ich habe dafür gesorgt, daß mir alles nach Stuttgart geschickt werde. — Mein Vater hat heute wieder geschrieben, meine Mutter hat mir den Brief zugeschickt. Die Sache ist gelinder abgelaufen, als ich erwartet habe, aber mit der Anstellung hat es so ziemlich seine Richtigkeit. Mein Vater schrieb: „Daß der Doktor nicht hierher kommt, thut mir sehr leid. Er hätte hier sein Glück machen können, ich hätte ihm vielleicht eine Anstellung verschafft. Er soll mir einen ostensiblen Brief schreiben, warum er nicht kommt ꝛc." Wenn mein Vater schreibt, vielleicht, so war die Sache schon in Ordnung. Welcher Gefahr bin ich entgangen!

Vierundsechzigster Brief.

Stuttgart, den 12. Januar 1822.

Das war wieder ein herrlicher voller Becher! Alle Flüche nehme ich zurück, und hat sie der Himmel schon gehört, sollen sie auf mich fallen. Aber eine Schlange bleiben Sie doch. Immer, wie auch diesmal, endigten unsere Streitigkeiten, daß ich Sie für Ihre Kränkungen noch um Verzeihung bitten mußte. Ich bitte ganz demütig um Verzeihung, vergeben Sie mir, daß Sie mich geärgert haben. Ganz erstaunt bin ich darüber, daß Sie gar nicht ängstlich wegen Ihres Briefes sind. Nur diese Ängstlichkeit hatte ich gefürchtet, sonst hätte ich mich nicht einen Tag in München zurückhalten lassen. — Ja wohl haben Sie recht, „also wieder nach Stuttgart, daß der Weg nicht ohne Narren steht!" Ich führe ein komisches Leben, ich bin ein reisendes Lustspiel. In München haben sie sich die Köpfe zerbrochen, was ich dort zu thun haben möchte. Gewohnt, vormittags zu Hause zu bleiben, that ich so wichtig, daß ich mir in dieser Zeit alle Besuche verbat. Zu träge, mich anzukleiden, zögerte ich damit, und kam später als die übrigen zu Tische. Mich bei dem Bier langweilend, wartete ich selten das Ende der Mahlzeit ab. Natürlich war alles überzeugt, daß ich ein großes Werk über München schreibe. Sie lächelten, sie drängten sich an mich, Schauspieler, Künstler, einige

Schriftsteller, dieser und jener Vorsteher öffentlicher Anstalten, sie suchten mich auszuholen; ich lächelte geheimnisvoll und urteilte sehr bescheiden über alles.

Meine Reise fiel in das strengste Wetter. Zwischen Ulm und Stuttgart liegt ein hohes Gebirge, die rauhe Alp genannt, man braucht fünf Stunden hinüber zu kommen. Ich saß zwar in meinem mit Fenstern verschlossenen Wagen so warm wie im Zimmer, aber ich sah, wie der arme Teufel von Kutscher mit der grimmigsten Kälte, mit Sturm und Schneegestöber sich herumstritt. Eine Stunde über Ulm, recht in der rauhesten Wildnis — ich hatte einen Krug Wein und herrlichen Münchener Zwieback auf dem Schoße, und rauchte meine Pfeife mit der himmlischen Gemütsruhe eines Gerechten — da mußte ich hell auflachen und frug mich mit lauter Stimme: Schlingel, was machst du denn im Januar auf der rauhen Alp? Ich antwortete mir: lieber Freund, das kann ich dir wahrhaftig nicht sagen, Gott mag es wissen. Der Kutscher sah in den Wagen hinein, er glaubte, ich hätte ihm zugerufen. — Cotta ist nicht hier, wird aber in einigen Tagen zurückerwartet.

Ach liebe Seele, ich habe fast geweint vor Verdruß, da ich las, wie Sie glaubten, ich würde Sie mit der Herausgabe der Rheinbriefe überraschen. Ich darf Sie in dieser Täuschung nicht lassen. Es ist bis jetzt noch gar nichts damit vorgenommen worden, aber es geschieht doch noch einmal.

Was werde ich mit Briefen gequält! Wollte Gott, es könnte niemand auf der Welt schreiben, als Sie. Als ich hier ankam, fand ich einen langen Brief von Robert in Karlsruhe, der drei Monate hier lag. Erinnern Sie sich des Paradiesvogels? Ich hatte ihn längst vergessen. Das Stück war mir vom Dichter in der Handschrift mitgeteilt worden, und ich hatte es lange in Frankfurt behalten. Diese Saumseligkeit zu entschuldigen, machte ich ihm weiß, eine Freundin habe den Paradiesvogel im Käfig gehabt. In dieser Beziehung schreibt er mir: „Mein Paradiesvogel hat also in Frankfurt in dem Besitz eines geistreichen Frauenzimmers gelebt und Liebkosungen von ihr erhalten? das hätte ich, ohne Anzeige, schon an dem Fädchen gemerkt, das er, wie der Goethesche Vogel, aus seinem Kerker mitbrachte: ich meine das Bändchen, womit die Rolle gebunden war, und das sich unmöglich von Ihnen herschreibt." Und dann lud mich mein Dichter auf den 16. Oktober nach Karlsruhe ein, um der Aufführung des genannten Stückes beizuwohnen, ich

solle bei ihm wohnen, essen, schlafen, und er wolle mich nach Stuttgart zurückführen lassen. Mein Münchener Freund *** hat mir auch schon einen langen Brief geschrieben. — Ich schreibe Ihnen heute noch nicht viel, erstens, weil ich mir eine Wohnung zu suchen habe, und zweitens, weil ich, obzwar ganz versöhnt, mich immer noch beleidigt anstellen will, denn ich habe von Ihnen gelernt, meinen Zorn nur nach und nach verrollen zu lassen, gleich dem Donner.

— — Wie froh bin ich, daß ich meine Berge und meinen Wein wieder habe!

Fünfundsechzigster Brief.

Stuttgart, den 15. Januar 1822.

Ich habe Ihr Brieflein von München erhalten, und jetzt soll alles vergessen und vergeben sein. Es ist recht schade, daß mein Zorn nicht einen Tag länger gedauert hat, denn gestern las ich in der Reise des Prinzen von Neuwied nach Brasilien, wie in der Sprache der eingeborenen Brasilianer die größte Schlange heißt. Das wäre ein prächtiges Scheltwort gewesen: Encarany-cuong-cuong-ji pa kin! Nun, es wird sich wohl noch eine Gelegenheit finden, es zu brauchen. — Ich habe eine Wohnung gefunden, und werde morgen hineinziehen. Adieu Freundschaft. Weinen Sie nicht, keiner entgeht seinem Schicksale, und wie die Götter aller Weisheit, ja aller Tugend der Menschen spotten, das lernen Sie an mir. Vernehmen Sie das Entsetzliche was mir begegnet ist. Gleich den Tag nach meiner Ankunft, schickt die *** zu mir, und läßt mir sagen: sie habe erfahren, daß ich Zimmer suche, sie hätte solche zu vermieten, und ich solle zu ihr kommen. Das Haus hat eine angenehme Lage, die mir bestimmte Wohnung war mir bekannt, und zwei Töchter, von welchen eine sehr schön. Und Blicke hat das Mädchen, man könnte den Winter damit schmelzen. Unter uns gesagt, sie hat eine Liebschaft gehabt mit ***, die um so gewisser unglücklich endigen mußte, da *** wohl gar nicht daran dachte, das Mädchen zu heiraten. Meine *** hat sich gegrämt, und man sieht es ihrem schmachtenden Wesen an, daß sie gelitten. Konnte mir etwas erwünschter kommen? Ich habe nichts zu thun, als mich besiegen zu lassen, denn die Weiber, ungleich den Zwiebacken, macht das zweite Feuer weich. Also ich schlug ein und nahm die Wohnung .... Wie wenig kennen Sie das Herz eines edlen Mannes! Ich schickte den Bedienten mit einer unbe-

stimmten Antwort fort, renne im ärgsten Wetter in der Stadt herum, sehe zehn Logis, immer eines schlechter als das andere, und wähle das schlechteste, nur weil die Wirtin eine Witwe von wenigstens 70 Jahren ist. Wie heiter war ich nach dieser That! Ach wie beseligend ist die Tugend! Gehorsamer Diener. Hören Sie, was weiter geschah. Abends bei Tische erzähle ich einem guten Bekannten, einem ganz jungen Arzte, ich hätte bei der Regierungsrätin *** Zimmer gemietet. Steigt dem jungen Menschen die Glut ins Gesicht. „Wissen Sie auch, daß Sie beim schönsten Mädchen in der Stadt wohnen?" Ich fühle mich erbleichen, und mußte das Glas niedersetzen. „Aber mein Gott — sage ich — es ist nicht möglich, die Frau ist älter als 70 Jahre, sie kann keine so junge Tochter mehr haben." „Ja, die Sie gesprochen, ist die Großmutter; deren Tochter ist auch Witwe und selbst noch eine schöne Frau, und die Enkelin ist eines der schönsten Mädchen in der Stadt." Nun, da sehen Sie, was bei der Tugend herauskommt. Ich habe gekämpft wie ein Löwe und habe doch nicht gesiegt .....

Meinem Vater habe ich auf die erforderliche Art nach Wien geschrieben. Meine Gesundheitsumstände, schrieb ich, hätten mir auf keine Weise verstattet, eine Anstellung anzunehmen, weil ich nicht immer imstande wäre zu arbeiten, was doch von einem Beamten gefordert würde. Von den übrigen Gründen meiner Abneigung schwieg ich, damit mein Vater den Brief vorzeigen könne.

Sechsundsechzigster Brief.

Stuttgart, den 19. Januar 1822.

Meine Trägheit, das was Sie meinen Leichtsinn nennen, Ihre Klagen darüber und mein Einreden, das alles hat mich wie Sie, schon oft belustigt, aber auch mich wie Sie, schon sehr gekränkt. Sie thun mir unrecht, oder, da Sie mir so gut sind, darf ich sagen, Sie treten sich zu nahe. Die physische Beschaffenheit meiner Seele und meines Geistes ist solcher Art, daß ich nicht fleißig sein kann. Das ist meine Schwäche, aber nicht mein Verbrechen. Sie sollten mir darüber keine Vorwürfe machen, Sie sollten mich eher trösten oder vielmehr, Sie sollten sich freuen, daß ich keines Trostes bedarf und stark und bescheiden genug bin, mich trotz meiner Mängel glücklich zu fühlen. Die Schwäche meines Gemüts hängt mit der meines

Körpers zusammen. Ich könnte vielleicht durch diese jene heilen, aber das ist ein Heldenunternehmen, das nur wenigen gelang, ein Unternehmen, das man bewundern mag, wenn es gelingt, das aber, wenn es fehl schlägt, keinem Menschen zur Schande gereicht. Es ist keine Kleinigkeit, täglich auf dem Seile der Entbehrung herumzuwandeln, und so oft man auch herabfällt, immer unverdrossen wieder hinaufzusteigen, und so fortzufahren durch das ganze Leben. Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß es bei mir darauf ankäme, daß ich mich anstrenge. Jede Anstrengung ist mir willkommen, aber sie führt mich zu nichts, mir fehlt es nicht an Beweglichkeit, mir fehlt es an Ruhe des Geistes; ich muß mich nur immer zu mäßigen suchen. Wein, Liebe, Ehre, Gewinnsucht, alles, was sonst die meisten Menschen zur Thätigkeit antreibt, macht mich nur matt, weil ich schon zu viele innere Reize habe. Wie erklären Sie sich denn, daß ich so faul bin? Ich habe Ihnen schon oft ernstlich versichert, daß ich den größten Teil des Tages zu Hause bin. Und das befolge ich schon mehrere Jahre. Also Zerstreuungen sind es nicht, die mich vom arbeiten zurückhalten, nur jene Schwäche thut es. Ich mache täglich den Versuch, ob diese Schwäche nicht zu überwinden sei, und da ich mich durch Niederlagen nicht abschrecken lasse, so wird es mir damit gehen, wie mit anderen Fehlern, denen ich so oft die Thüre gewiesen, bis sie ungeduldig geworden sind und mich verlassen haben. Seien Sie ruhig, ich fühle in mir, daß ich mich noch machen werde. Fürchten Sie auch nicht, ich möchte darüber zu alt werden, denn ob ich zwar freilich jetzt schon zu alt wäre, um Neues in mir zu schaffen, so wissen Sie doch recht gut, daß es darauf nicht ankommt, da ich Kräfte genug besitze, und ich nur nötig habe, sie nach außen zu wenden. Bringe ich es einmal zu anhaltender Thätigkeit, so werden sehr schnell ganze Bücher zustande kommen, da ich sie bloß aus dem Kopfe abzuschreiben brauche, und es wird sich am Ende finden, daß ich nicht einmal Zeit verloren habe, durch mein Zögern ....

Hätten Sie nur ein bißchen Verstand in geographischen Dingen, so hätten Sie einsehen können, daß ich nicht auf einem kleinen Umwege zu Jean Paul hätte kommen können. Dieser Weg nach Stuttgart wäre um das doppelte weiter gewesen, und den Aufenthalt in Bayreuth eingerechnet, würde mein Geld nicht ausgereicht haben.

— Sie halten mich beim Worte und ich soll ernstlich von der Zukunft sprechen. Ich dachte dabei mehr an Sie, als an mich. Was

mich betrifft, den Göttern sei gedankt, ich nehme das Leben nicht so tragisch. Ich bin vergnügt, und wie der Moralist zu den Reichen und Mächtigen sagt: was hilft euch euer Reichtum und Glanz, ihr müßt doch sterben, so sage ich zu mir: was schadet dir Armut und Niedrigkeit, das Grab bleibt dir gewiß, so gut wie den übrigen. Nur einen Wunsch habe ich — mit Ihnen zusammen zu leben, da meine Neigung zu Ihnen das einzige ist, was meine Kräfte verbinden, mir Geist und Herz zusammenhalten und meinem Leben Einheit geben kann. Doch auch das beunruhigt mich nicht, denn jeder weise Wunsch giebt schon zur Hälfte das Glück, das dessen Erfüllung ganz gewährt. Nur unbefriedigte Wünsche machen unglücklich. Aber an Ihre Zukunft denke ich. Sie sitzen zu Hause und warten geduldig, bis der Frühling Ihren Kummer erneuere. Warum gehen Sie nicht früher von Frankfurt weg? Was hält Sie zurück? Ich traue Ihnen wohl die Stärke zu, sich zu retten, wenn etwas aufs Äußerste kommt, aber das ist eben die Tücke des bösen Geschicks, daß es einen Menschen, den es plagt, nie aufs Äußerste bringt, wohl wissend, daß er sich dann zu helfen weiß. Das größte Unglück ist, daß man noch unglücklicher werden kann, und es selten dahin kommt, daß ein Schmerz unerträglich wird ....

Sie machen sich über meine Verse lustig! Unglückselige! Einen Dichter zu beleidigen ist doppelt gefährlich. Er kann sich an der Schönheit rächen, durch Schweigen und durch Reden. Meine Rache soll so groß sein, als Ihre Schuld. Ich mache ein französisches Heldengedicht auf Sie in einigen Tausend Gesängen, und in jedem Briefe müssen Sie einen Löffel von meiner Poesie einnehmen. Ich fange gleich an ....

Siebenundsechzigster Brief.

Stuttgart, den 24. Januar 1822.

Ihr heutiger Brief ist ja ein wahrer Markknochen voll Inhalts. Ich werde lange daran zu saugen haben. Zuerst: Das Päckchen habe ich gestern erhalten, und Ihren Brief heute! Sie sind eine schöne Avisgeberin. Was Kassel betrifft, so sind Sie nicht klug. Das war nur so meine Meinung, halten zu Gnaden. Eine Anstellung dort wäre mir so zuwider als eine in Wien. Die hessische Regierung ist nur um soviel besser wie die österreichische, als sie nördlicher ist.

Und überall die jämmerlichste Philisterei. Oder soll ich ein Hofschreiber werden? Denken Sie, ich alter Bär könne noch tanzen lernen? Und dann so ein abscheuliches Kartoffelland, ohne Wein und Sonne. — Von meiner Zukunft soll ich ernstlich mit Ihnen reden, und ich habe noch auf länger als vier Wochen zu leben! Das ist viel gefordert. Vor einigen Tagen hatte ich keinen Thaler mehr in der Tasche, und ich dachte, mich innerlich ergötzend an den Fall, daß ich das Geld nicht haben würde, um für das erwartete Paketchen das Porto zu bezahlen. Ich überlegte mit Wohlgefallen, daß ich das Päckchen würde öffnen müssen, um von dem Gelde das Porto zu nehmen. „Aber was wird der Postkerl denken? . . Gut, ich werde mich stellen, als hätte ich den Schlüssel zu meiner Kasse verlegt . . . Aber Teufel, wie sind denn eigentlich die Rechte? Darf mir der Postbediente das Päckchen zum Aufbrechen in die Hände geben, ehe ich das Porto bezahlt?“. . So überlegte ich mit der größten Gemütsruhe, was in dieser verzweiflungsvollen und komischen Lage zu thun sei. Mir auf der Stelle einige Gulden zu verschaffen, dazu wollte mir gar kein Mittel einfallen. Aber es ist sonderbar, so oft ich noch in meinem Leben in Geldnot war, auch in der Fremde, entfernt von Freunden und Verwandten, hat mir immer Gott geholfen. Ich Dummkopf nämlich hatte ganz vergessen, daß ich für meine Miscellen in der Neckarzeitung das Honorar zu fordern habe, ich eilte hin und ließ mir den Betrag auszahlen, welcher sich auf 25 Gulden belief. Jetzt kommen Sie mir noch einmal mit dem Vorwurfe, daß ich in fünf Monaten nichts gearbeitet und verdient hätte! Die Herren von der Neckarzeitung waren noch obendrein ganz glücklich, daß ich ihnen durch meine Forderung Gelegenheit gab, von meiner künftigen Teilnahme an dem Blatte zu sprechen, denn sie waren schon die ganze Zeit um mich herum geschlichen, und hatten gewartet, ich würde mit ihnen anfangen. Ich sagte ihnen: um solche Kleinigkeit als sie mir für den Bogen bewilligten, könne ich ferner nicht schreiben, und ich zeigte ihnen den Brief von Müllner. Darauf boten sie mir jährlich 600 Gulden an. Ich sagte, ich wäre das zufrieden, und ich wollte ihnen für 50 Gulden jeden Monat einen Bogen schreiben. Das war ihnen nun freilich nicht recht, denn die Narren dachten, ich würde für dieses Geld den ganzen Tag zu ihrem Besten arbeiten. Ich beharrte aber dabei. Da ich für solche Miscellen nicht gerade viel Zeit brauche, so werde ich daneben noch viel für Müllner arbeiten können. Es ist komisch! Ob ich zwar gejubelt habe, wie ich die Rolle mit 25 Gulden (6 kr. Stücke) für

Honorar einnahm, so konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten, als der Redakteur der Neckarzeitung ganz pathetisch zu mir sprach: Wir können Sie jetzt gut bezahlen, wir wollen Sie ganz für uns gewinnen — wir geben Ihnen jährlich 600 Gulden. — Da Sie mich nicht heiraten wollen, und ich also keine Hoffnung habe, Sie als meine Frau zu plagen, so muß ich jede Gelegenheit, Sie als meine Freundin zu ärgern, sorgfältig benutzen. Ich glaube, wenn ich Ihnen eine Übersicht gebe, wieviel ich seit meiner Abreise von Frankfurt, in diesen fünf Monaten eingenommen und ausgegeben habe, so wird Sie das in einen kleinen Zorn bringen.

Einnahme.

Von der Fee Purpurlippe	22 200	Gulden
Von der Polizei	100	„
Von meinen Eltern:		
Bei der Abreise von Frankfurt . .	150	„
In München	121	„
Ein Geschenk für Dr. *** . . .	14	„
Bar	28	„
Bei meiner Abreise von München	143	„
Verdient! (Neckarzeitung)	25	„
Summa Summarum	781	Gulden
In Kasse vorrätig	115	„
Also in 5 Monaten gebraucht . .	22 666	Gulden

Ei! Schau nur einer einmal an! Die mystische Zahl 666! Das bedeutet etwas. Ich muß die Offenbarung Johannis nachlesen. Ich will Ihnen aber berechnen, wie viel ich bis zu Ende März zu verzehren haben werde:

In Kasse	115	Gulden
Polizeiquartal	100	„
2 Monate Neckarzeitung	100	„
Summa	315	Gulden

Also auf ein Vierteljahr hätte ich keine Sorgen, und Gott wird weiter helfen. Aber meine Schulden? Der Gott, welcher die Raben speist und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird sie schon bezahlen. Wenn aber meine Gläubiger keine Gläubige sind, und nicht an die göttliche Vorsehung glauben, so mögen sie ihre Unruhe als verdiente Strafe tragen. Lassen Sie uns, teuerer Zögling, aus obigen toten Zahlen, die lebendigen Nutzanwendungen ziehen. Es ergiebt sich daraus:

Erstens, daß ich ein großer Taugenichts bin, indem ich fast 500 Gulden gebraucht, und nur 25 verdient habe. Zweitens, daß die Menschen komische Menschen sind. Hätte mir mein Vater gleich in Frankfurt 40 Karolin gegeben, wäre ich damit nach Paris gereist, hätte dort nicht mehr gebraucht, und, wenn ich auch noch so wenig gearbeitet hätte, doch mehr verdient. Drittens, daß ich jährlich, Kleider mit eingerechnet, für die ich seit meiner Abreise von Frankfurt keinen Kreuzer ausgegeben habe, 2000 Gulden brauche, die ich aber, da mir meine Pension und die Neckarzeitung allein schon 1000 Gulden eintragen, recht leicht verdienen kann, weswegen mich auch der Teufel holen soll, daß ich sie nicht verdiene. Quod erat demonstrandum, d. h. keine Ehre bringt Faulheit. — Prächtige Miscellen habe ich wieder gemacht, aber Gott weiß, was die Kerls wieder damit anfangen werden.

Achtundsechzigster Brief.

Stuttgart, den 1. Februar 1822.

Sie haben mich aus der schrecklichsten Angst gerissen. Um Gottes willen, warum haben Sie mir so lange nicht geschrieben? Ich habe eine schlaflose, kummervolle Nacht zugebracht. Ich werde Ihnen heute wenig schreiben können, ich bin viel gestört worden, und es ist gleich Mittag. Es macht mich ganz glücklich, daß Sie nun einmal ernstlich daran denken, von Frankfurt wegzugehen. — Ich könnte wohl noch einige Zeilen schreiben, Sie sollen aber für die Sorgen, die Sie mir durch Ihr langes Stillschweigen gemacht, etwas bestraft werden.

Den 2. Februar.

Wenn Sie nach Bern gingen, wäre ich höchst glücklich; gingen Sie aber nach Hamburg, so wäre ich nicht glücklich — die traurigste Lage, in der man sich befinden kann. Nicht glücklich sein ist schlimmer als unglücklich sein, denn das erstere kann durch das ganze Leben dauern, das letztere aber nicht Ich muß von mir selbst reden, denn ich will ehrlich zu Werke gehen, und Sie in die Lage setzen, beurteilen zu können, wieviel mein eigener Vorteil auf den Rat, den ich Ihnen geben werde, Einfluß hatte. Gehen Sie nach Hamburg, so folge ich Ihnen (nach drei Monaten), aber das wäre mir ein verhaßter Aufenthalt. Der Widerwille gegen Handelsleute und gegen Juden als

solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben genießen. Welche Freuden kann Ihnen Hamburg bieten? Sie kommen zu Menschen, die es gut mit Ihnen meinen .... Was heißt das? Meint es jemand besser mit Ihnen als ***, und möchten Sie darum mit ihr leben? Ihre Verwandten finden Sie da, wo Sie gleichgestimmte Geister und Herzen finden. Ich möchte, daß Sie das Leben einmal genießen, daß Sie für mannigfache Leiden einmal Ersatz fänden. Bern ist eine schöne heitere Stadt, die Einwohner sind gebildet. Was die Schweiz Großes und Herrliches hat, liegt in der Nähe. So eine Gelegenheit dahinzukommen, findet sich vielleicht nie mehr für Sie. Sie brauchen ja darum Hamburg nicht aufzugeben. Machen Sie für jetzt nur den Plan, einige Sommermonate in der Schweiz zuzubringen, und reisen Sie mit der Ml. Der Weg führt hier durch oder kann wenigstens über Stuttgart genommen werden. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie von hier aus, doch wenn Sie das nicht wollen, bin ich es auch zufrieden. Es liegt mir nur daran, daß Sie einmal sich von Herzen freuen. Ich habe Bekannte in der Schweiz, in Aarau, Luzern, Basel, Zürich, in Bern selbst, wollen Sie und können Sie nicht bei Ml. bleiben, so ließe sich wohl eine andere Familie für Sie ermitteln. Ich wohnte in Bern bei Ihnen, bereiste von diesem Mittelpunkte aus die übrige Schweiz, so viel möglich, wenn sich noch andere weibliche Gesellschaft findet, mit Ihnen, oder allein, schreibe Ihnen Briefe, und bis zum Herbst wäre eine einträgliche Reisebeschreibung fertig. In Bern ist viel Buchhandel und litterarischer Verkehr. Mehrere Zeitungen und ein sehr guter Almanach erscheinen dort. Brauche ich einige Karolin, so gehe ich zum Thor hinaus, besteige einen Berg, und beschreibe meinen Spaziergang. Nur etwas thut mir leid, Sie werden dort meinen schönen Regenschirm nicht brauchen können, denn: „Im größten Teile der Stadt kann der Fußgänger unter Hallen gehen, sicher vor Regen, Kot und Wagen. Die sehr breiten und trefflich gepflasterten Straßen werden reinlich gehalten." Die Luft ist himmlisch. Fliehen Sie den Hamburger Nebel.... Ich bin heute durch *** und andere wirklich gestört worden. Schreiben Sie mir bald, wegen Ihrer Reise, und beachten Sie meinen Rat.

Hätte *** eine so große Abneigung den Dr. *** zu heiraten? Er hat sie gern. Liebenswürdig ist er freilich nicht, aber ein ehrlicher Kerl. Es giebt keinen liebenswürdigen Ehemann.

Neunundsechzigster Brief.

Stuttgart, den 6. Februar 1822.

Sie sind schuld, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ich bin es nicht. Ich habe mir einige Male gefallen lassen, acht Tage auf Ihre Briefe zu warten, Ihren letzten Brief aber hatten Sie neun Tage unter dem Herzen getragen. Es ist freilich wahr, daß meine eigenen Briefe seit einiger Zeit sehr kurz und langweilig sind, aber das ist ein gutes Zeichen. Gar kein Zweifel, daß wir uns bald heiraten .. Wahrhaftig, die furchtbaren Zeichen am Himmel vermehren sich immerfort, ich gähne unaufhörlich über dem Schreiben. Es kann freilich daher kommen, weil ich erst um fünf Uhr von dem Maskenballe nach Hause gekommen bin, und nur zwei Stunden geschlafen habe; es kann aber auch unsere baldige Hochzeit bedeuten. Einen Kapuziner habe ich gemacht, und ich sah ganz miserabel aus. Es war erschrecklich voll, über 1200 Menschen waren im Saal, der mit Bequemlichkeit nur 400 fassen kann. Der König, die Königin und der ganze Hof treiben sich da auch herum, und man konnte ihnen so nahe als man nur wünschen mochte in das Gesicht sehen. — Die Reise nach Hamburg fürchte ich, bereuen Sie.... Warum muß es gerade Hamburg sein, warum ist es nicht Stuttgart! Das ist ein gar zu lieber Ort. Von den Menschen will ich nicht reden, doch habe ich diese nirgends besser gefunden. Aber die freundliche, die so anmutige Gegend! Wo man auch aus der Stadt tritt, und gleich bei den Thoren Berge und Thäler. Aber die Berge nicht so hoch und rauh wie am Rhein. Lieben Sie auch Berge so sehr? Wenn ich spazieren gehe und sie sind mir im Rücken, blicke ich immer nach ihnen zurück, wie nach schönen Mädchen — ehemals. Auch hat die Kunst hier viel gethan, den Genuß der Natur bequem zu machen. Ein englischer Garten führt fast eine Stunde lang von hier nach Kannstadt, dem sehr besuchten Badeorte in der reizendsten Gegend. Da man mit den Jahren doch immer etwas besonnener wird, so vergleiche ich auch Stuttgart mit Hamburg rücksichtlich der Kosten des Lebens. Wenn ich die Kleidung abrechne, welche, wenn wie bei mir, die Eitelkeit das Bedürfnis nicht steigert, doch zu den ungewöhnlichen, unregelmäßigen Ausgaben gehört (ich wollte mit meiner gegenwärtigen Garderobe, ohne meinen Stand herabzusetzen, noch ein ganzes Jahr genug haben) kann ich hier, mit 50 Gulden monatlich, alle meine Ausgaben be-

streiten, Kost, Wohnung, Bedientenlohn und Wäsche. Und diese 50 Gulden verdiene ich schon allein mit meinen liederlichen Miscellen, wenn ich täglich nur eine Stunde darauf wende. In Hamburg muß ich mich putzen wie ein Narr, wenn ich nicht auffallen will. Und wie teuer sind die Lebensmittel! Ich bin durchaus kein Schlemmer, aber ich habe darum das Bedürfnis, den besten Gasttisch in jeder Stadt zu besuchen, weil ich das Bedürfnis habe, in der besten und feinsten Gesellschaft zu essen. Hier kostet mich die Mahlzeit im ersten Gasthofe, wo die vornehmsten Hofleute, die reichsten Offiziere und Bürger, die unverheirateten Beamten und Gelehrten hinkommen, mit Wein nicht mehr als 42 Kreuzer. In Hamburg müßte ich in den ersten Gasthöfen einen Thaler dafür bezahlen, wie ich ganz genau weiß. Und die Flachheit, der Nebel, die Kaufleute! Schauderhaft. Mein Bedürfnis und meine Lust, wie auch die Ihrige, zuweilen kleine Reisen zu machen, können wir in Hamburg gar nicht befriedigen. Man hat 40 Meilen, bis man in ein freundliches Land kommt. Und dann die langweiligen Judengeschichten, wovon man im südlichen Deutschland gar nichts weiß. — Was ich treibe? Ich mache Miscellen, denn auf vier Wochen hinaus reicht meine Geduld. Auch habe ich für Müllner mehreres in Arbeit. Mit wem ich umgehe? Davon ein andermal. Der Schlaf trotzt auf seine Rechte, als Bruder und als Erstgeborner; Sie wissen ja wohl, daß die Nacht die Mutter des Schlafes und der Liebe ist. — Vergangenen Sonntag war ich bei der jungen und schönen Frau Hofagentin*** zu einem feierlichen Mittagessen eingeladen. Mehr über Essen und Wirtin ein anderes Mal . . Die Augen fallen mir zu. Singen Sie ein Popeia. Ich weiß nicht mehr, was ich schreibe, ewig der Ihrige.

Siebzigster Brief.

Stuttgart, den 10. Februar 1822.

Ich hätte heute Ihre Antwort auf meinen letzten Brief haben können, also auch sollen, aber es scheint, Sie sind es müde, mein Glück zu sein — Sie ruhen sich nach jedem kurzen Wege, den Sie machen, gar zu lange aus. Und dabei haben Sie noch die Heuchelei, sich anzustellen, als wären Sie mit mir unzufrieden. Ich bin mir immer gleich geblieben, und ich schreibe Ihnen nicht seltener und nicht kürzer,

als ich es früher gethan. Sie aber fangen an zu kargen. Ist Ihnen das Herz ausgegangen? . . . . . .

Sie fragten mich in Ihrem letzten Briefe, mit wem ich umginge. Aber was nennen Sie umgehen? Seitdem ich Sie kenne, gehe ich nur mit Ihnen um. Ich begreife nicht, wie man auch nur zwei Freunde haben kann, ein ganzer ist oft zu viel, und schon manchmal hätte ich gern Ihrem Kopfe verschwiegen was ich Ihrem Herzen anvertraut habe, oder umgekehrt. Ich habe hier wenige Familien, die ich besuche. Das liegt freilich nur an mir, doch wohl auch in Frankfurt viel an mir lag, daß ich so wenige gesellschaftliche Verbindungen hatte. Man muß sich darum bemühen, und das ist nun eben meine Sache nicht. Ich bin hierin so leichtsinnig, wie bei den anderen Lebensbedürfnissen. Manchmal abends wird mir die Zeit lang, und ich wünsche mir dann ein angenehmes Haus, aber am Morgen denke ich nicht daran ..... Zu *** komme ich auch oft. Bei ihr wohnt eine unverheiratete Schwester. Ich besuche diese Leute, weil sie gleicher Erde wohnen, und ich, wenn ich abends aus dem Wirtshause komme, an ihrem Hause vorbei muß. Seit einiger Zeit fange ich aber an mich zurückzuziehen, denn einer meiner Bekannten, ein Künstler, hat sich in den Kopf gesetzt, ich mache dem Mädchen förmlich den Hof, und würde es heiraten, mir auch die Versicherung gegeben, er wolle das in der ganzen Stadt ausbreiten .... Die Frau *** hingegen zieht mich sehr an, wegen ihrer reizenden Gestalt, ich besuche sie aber wenig; erstens, weil ihr Mann eifersüchtig ist, und zweitens, weil sie keine Lebhaftigkeit hat. Sie ist so kühl, wie ein Borsdorfer Apfel. Tanzen ist das einzige, was sie in Bewegung setzt, ob sie aber mit einem Adonis tanze, oder mit mir, das gilt ihr alles gleich. Doch ist sie wohl erzogen, artig und freundlich gegen jeden, ohne gefallsüchtig zu sein.

Den 11. Februar.

Was das wieder ein kleiner Brief ist! — Daß mein Vater nach Mailand gereist ist, hat mir gestern Dr. Euler aus Frankfurt erzählt, der sich seit einigen Tagen hier aufhält. Hätte mein Vater meine schwache Seite gekannt, hätte er mich durch diese italienische Reise nach Wien locken können. — Suchen Sie auch das neue Werk der Lady Morgan, über Italien sich zu verschaffen; aber dieses dürfen Sie nur in der französischen Übersetzung lesen, nicht in der deutschen, weil diese ganz verstümmelt ist, denn das halbe Buch ist mit Politik, besonders mit Ausfällen gegen die österreichische Regierung angefüllt, die in der Übersetzung weggeblieben. Sie sehen, daß ich recht habe, Paris zu lieben.

Einundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 19. Februar 1822.

Habe ich das Kieselherz weich gemacht? da kann man stolz darauf sein, so einen harten Bösewicht wie Sie, zu rühren! Es gehört erstaunlich viel Zeit und Stil dazu . . . . . Aber liebes Herz, seien Sie nicht so trübsinnig, geben Sie nicht so ganz die Hoffnung auf, mich in geregelter Thätigkeit zu sehen. Der Leichtsinn stumpft sich ab mit den Nerven, und diese stumpfen sich ab mit den Jahren. Das ist gerade nichts Erfreuliches, denn so schön ist die Jugend, daß, wenn man sie verloren hat, es noch ein Trost ist, ihre Fehler zu teilen. Woran es mir hauptsächlich mangelt, das ist Geduld. Um welchen Lohn ich auch arbeite, sei es Beifall oder Geld, glauben Sie, daß ich nicht thätig genug wäre mein Tagewerk zu vollenden, wenn jener Lohn am nämlichen Abend ausbezahlt würde? Nun, das eben lernt man, daß Wochen und Monate wie Tage vorübergehen, und daß dann jedem wird nach seinem Verdienste. So einen leichtsinnigen Streich, wie der, den ich zu Paris beging, wo ich für 3000 Gulden jährlich gewiß nicht mehr als täglich zwei Stunden hätte zu arbeiten brauchen, wäre ich nicht fähig zu wiederholen. Da aber solche vorteilhafte Anerbietungen bei mir nicht bloß glückliche Zufälle sind, die einmal nicht benutzt, nicht mehr wiederkehren, sondern da ich alle Tage die nämlichen Bedingungen erlangen kann, sobald ich mir nur angelegen sein lasse, mehr Zutrauen zu meinem Fleiße zu erwecken — kann alles noch gut werden, und wir wollen unseren Freund Börne nicht so schnell aufgeben.

In Berlin möchte ich wohl einmal ein halbes Jahr zubringen, ich hätte meine tausend Freuden dort, wohl auch ebensoviele Thaler. Ich getraute mir zu, nicht bloß das Gespräch des Tages, sondern eines ganzen Winters zu werden. Ich wollte diese eleganten Seelen wie ein Platzregen auseinander scheuchen. Es ist gar zu hochmütiges Volk, auf uns Südländer sehen Sie mit der größten Verachtung herab. Und doch kommt ihnen das ganze Jahr kein Bissen frisches Fleisch in den Mund, sie ernähren sich von eingepöckelten Ideen. Ganz dunkle Nacht ist eigentlich nie bei ihnen, denn sie haben Nordschein, aber sie thun auch gewaltig stolz mit ihrer Aufklärung, und sie schwören darauf, Phöbus sei ein Brandenburger Gott. Sie sind eine Art Franzosen, aber eingemachte. Denken Sie sich das Heer von

Schriftstellern, die Kritiker, die Dichter, die schönen Geister, die gelehrten Weiber, die getauften Juden, die Deutschtümler, die Preußentümler, die frommen Lutheraner, die tausend Magister Lämmermeyer, Hr. v. Schaden, Julius v. Voß, der besoffene Hoffmann, der vergötterte Spontini, Fouqué, Houwald, der Freimütige. . Ich wollte mit meinen Theaterkritiken die ganze Stadt in Aufruhr bringen. Ich schmeichle mir nichts vor, aber alle Parteien würden sich große Mühe geben, mich zu gewinnen.

Neulich las ich in irgend einer Zeitung, ich säße in München, und wetzte schon meine Feder, um über den bevorstehenden Landtag zu schreiben. Mein Schleifstein muß nichts taugen, denn die Feder will nicht scharf werden. Das haben Sie zu verantworten, denn Sie sind eigentlich meine Federschleiferin. Sie müssen nicht so faul sein, Sie müssen mit mir zanken und das Rad drehen, zisch, zisch!

Zweiundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 24. Februar 1822.

.... Glauben Sie ja nicht, daß mein Herz dem Ihrigen gleiche, und daß ich Ihnen den Ärger nicht vergelten werde, den Sie mir neulich durch Ihren dreisilbigen Brief verursacht. Sie erhalten einmal einen ähnlichen Brief von mir, damit Sie erfahren, wie das schmecke. Ich hätte es schon gethan, aber die Strafe soll unvermutet kommen, wenn Sie Ihre Schuld und meine Drohung ganz vergessen haben werden. — — In Berlin hätte ich durchaus nichts zu befürchten; es giebt zwar dort Taugenichtse so gut als in Wien, aber keine Dummköpfe, und man wird nicht aus Versehen gehenkt. Übrigens habe ich ja nie etwas Strafwürdiges gethan, und ich erinnere mich nicht einmal, je etwas Nachteiliges über die preußische Regierung geschrieben zu haben. Nur das hätte ich zu besorgen, daß vielleicht manche Bedenken trügen, mit mir umzugehen.

Auf wie lange es mich glücklich machen würde, wenn Sie mit mir nach Paris gehen würden? Ehrlich geantwortet — auf drei Jahre. Aber diese drei Jahre würde ich mit Verstand durch mein ganzes Leben verteilen. Nämlich, wenn wir vierzehn Tage zusammen, verreise ich auf ein Jahr, welches man in Paris ohne Mühe und Kosten thun kann, das heißt: ich ziehe in ein anderes Stadtquartier,

weit von Ihrer Wohnung entfernt. Eine Briefpost in der Stadt wird uns tausend Freuden machen. Man kann sich auf diesem Wege täglich sechsmal schreiben, dreimal vormittags, und dreimal nachmittags. Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir uns auf diese Weise nicht ewig lieben sollten ...

Gestern las ich wieder in der Zeitung, ich sei von München hierher gereist, um die Redaktion des Morgenblattes zu übernehmen. — Den Eßkünstler habe ich vor einigen Tagen der Madame Huber für das Morgenblatt geschickt, eigentlich aus Mutwillen, denn sie nimmt es gewiß nicht auf, und hat recht. Und wenn es ja erscheint, und ich werde damit ausgelacht, haben Sie es zu verantworten. — Wie *** bei Glucks Iphigenie Langeweile haben konnte, ist mir unerklärlich. Ich habe vor einigen Tagen die Oper gehört, und bin ganz entzückt davon. Meiner Heidennatur that diese Musik eigentlich wohler als Mozartsche, die mir zu romantisch ist, und mich zu sehr rührt.

Dreiundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 1. März 1822.

Liebe Treue, ich möchte Sie wohl wieder einmal von Angesicht zu Angesicht sehen — und Sie schweigen davon. Schon fangen Bäume und Felder an zu grünen, die Sonne wird immer freundlicher, die Tage werden länger und mit ihnen wächst meine Sehnsucht. Warum muß ich einsam in den Frühling hineinleben, warum sind Sie nicht neben mir, wenn ich meine lieben Berge besteige? O, ich muß fluchen, daß ich nicht weine! Der Teufel soll so ein Lumpenleben holen. Was habe ich davon, wenn ich Sie in Frankfurt besuche? Das hieße, mein Glück bezahlen, und ich hasse das Bezahlen, das Schönste ist nicht mehr schön wenn man es erkaufen muß. Lieber warte ich noch länger, bis ich Sie in einer besseren Gegend sehe. Das fällt mir auch nicht schwer, mit dieser Natur bin ich geboren. Da ich ein Kind war, wurden mir beim Frühstück die Stückchen Zucker zu zwei Tassen Kaffee zugezählt, und da habe ich die erste Tasse immer bitter getrunken, und allen Zucker in die zweite Tasse geworfen. Das ist das große traurige Geheimnis des Lebens. Frühling und kein Geld! Ich möchte rasend werden. Ich darf gar nicht mehr zum Thore hinaus, die ganze Natur neckt sich

mit mir, Sonne und Schatten, Berg, Thal, Nähe und Ferne, alles foppt mich, jeder Vogel zwitschert mir zu: „Glückliche Reise, lieber Herr Doktor, es ist recht vernünftig von Ihnen, das Sie das schöne Wetter benutzten, Sie haben ja schon längst nach der Schweiz gewollt. Nun, Sie haben einen guten Schritt, bis übermorgen abend sind Sie in Schaffhausen. Auf Wiedersehen, lieber Herr Doktor.“ Da hat mir ein trockener Freund, der von Genf gekommen, von dieser Herrlichkeit erzählt, und ich habe noch meine Farben hinzugethan. Welch ein See! Das schönste Auge der Erde. Die feinen Sitten der Städter, das Chamonnythal, der Montblanc, Ferney mit Voltaires Zimmer! Aber das geschieht mir gewiß noch und bald, daß ich, Ränzchen auf dem Rücken und Stock in der Hand, fortlaufe, mit wenigen Gulden in der Tasche, mag es gehen wie es will, und bis Venedig. Habe ich darum Tag und Nacht studiert, mir die Augen blind gelesen, die Finger steif geschrieben, daß ich wie jeder Dummkopf Geld soll brauchen, um zu reisen? Mit nichten meine Dame.

Was wollen Sie nur mit Ihrem Peter Schlund?*) Das wäre ein Meisterstück? Wollen Sie mich zum besten haben? Seitdem ich es der Huber geschickt, habe ich keine ruhige Nacht. Läßt sie es drucken, werde ich von der Welt ausgelacht, läßt sie es nicht drucken, von ihr und doch von der Welt, denn sie erzählt es gewiß in ganz Stuttgart, was ich da für abgeschmacktes Zeug geschrieben. Ist es denn wirklich Ihr Ernst mit dem Meisterstück? Haben Sie es denn sonst jemanden zu lesen gegeben, und hat man gesagt, das könne gefallen? Ich bin darüber in der größten Unruhe. — Der *** ist freilich verheiratet, und hat mehr Kinder als Verstand. Ich werde ihm kein Schreiben an Sie mitgeben, und Sie verlieren nichts dabei. — Ich habe recht gut verstanden, was *** hat sagen wollen. Aber Sie haben mich nicht verstanden, wenn Sie glauben, ich hätte Sie eine alte Frau genannt. Sie haben Ansehen, Liebenswürdigkeit, Verstand und Orthographie eines achtzehnjährigen Mädchens. Wenn ich bei einer alten Frau wohne wird mir darum lebendiger Ihr Bild vorschweben, als bei einer jungen, weil diese letztere, wegen der Ähnlichkeit mit Ihnen, leicht ihr eigenes Bild an die Stelle des Ihrigen setzen kann — so habe ich es gemeint. Das war ein schwerer Satz! Lieber Gott, man muß sich helfen, so gut man kann. — Die Neckarzeitung kann ich Ihnen jetzt noch nicht schicken, denn ich brauche sie. Ich denke

*) Gemeint ist: „Der Eßkünstler“, (in Bd. I).

doch, daß Sie meine Miscellen zu lesen bekommen? Es thäte mir sehr leid, wenn das nicht geschehe. — Noch zu keiner Zeit habe ich so wenig an Sie gedacht, als im verflossenen Monat. Wenn Sie die Ursache erraten . . . . . — Meine Wage setzt ihre Zunge gewaltig in Bewegung; das ist natürlich, denn Sie sind die Zunge meiner Wage. — Ich habe wieder so eine unwiderstehliche Lust zu reisen, daß es mir gelingen wird, wie immer in solchen äußersten Fällen, das Geld aufzutreiben, und bald erhalten Sie Briefe von den Alpen. Dabei habe ich mir fest vorgenommen, den ganzen Weg zu Fuß zu machen, und alles genau zu beschreiben — und noch etwas. Wo von lauen Frühlingswinden, niederschmelzen Gletschers Rinden, muß ich eine Mimili finden, mich mit Rosen anzubinden, sie mit Myrten zu umwinden — eine Mimili muß ich finden, sollt ich suchen zum Erblinden . . . Winden, Rinden, finden, binden, Winden, erblinden — ganz richtig.

Vierundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 6. März 1822.

Ich glaube, der Teufel verzeiht es eher, wenn man ihn einen ehrlichen Mann, als selbst ein Engel von Weib, wenn man es eine alte Frau nennt. Von diesem Anfalle von Grobheit werde ich mich nur schwer erholen, das fühle ich. — Aber Sie können auch unhöflich sein und rauh — wie die Schale einer Ananas. Was einem Frauenzimmer Schönheit und Jugend, das ist einem Manne der Verstand. Was berechtigt Sie, mich für so dumm zu halten, daß Sie glauben, ich brauche zwei Tage, um einen vernünftigen Brief zu schreiben? Und das müssen Sie doch wohl glauben, weil Sie schreiben, ich solle mich mit der Antwort nicht übereilen . . . . . .

Mit den hundert Gulden, die ich erwarte, werde ich mich hüten, eine Reise zu unternehmen, die reichen nicht hin. Ich habe aber einen anderen Plan, und die Faulheit selbst kann ihn ausführen. Ich will nämlich aus meinen Aphorismen in der Neckarzeitung, in der Wage, in den Zeitschwingen, und wo sonst welche stehen, ein Bändchen machen, und dieses, mit neuen vermehrt (ich mache solche Sachen schnell) als ein Taschenbuch herausgeben. Ich will heute noch mit einem Buchhändler sprechen, das bringt mir vielleicht Geld

ein, Beifall gewiß. Einzeln, wie sie erschienen, und ohne meinen Namen, entgingen sie der Aufmerksamkeit, in einer Sammlung würden sie gewiß gefallen. Dazu brauche ich nun wieder Ihre Hilfe, aber ich habe kaum den Mut, Ihnen meine sieben Bitten vorzutragen. Sie werden denken, wieder vergebene Mühe, es wird so wenig daraus, als aus dem früheren Almanach. Mir sind nötig: 1. Ein vollständiges Exemplar der Wage. 2. Die Zeitschwingen, aber diese woher? denn Ihres eigenen Exemplares mit der Dedikation dürfen Sie sich durchaus nicht entäußern. 3. Haben Sie wahrscheinlich noch allerlei geschriebene Kleinigkeiten, woraus sich Aphorismen bilden lassen. Wären Sie wohl so unaussprechlich gütig, durchzulesen und auszuziehen, was als Sentenz u. s. w. für sich bestehen kann? Wenn es auch nur eine Andeutung ist, ich kann das ausführen. Was sagen Sie zu diesem Märzplänchen?

Den 11. März.

— — Der Eßkünstler ist jetzt im Morgenblatte abgedruckt. Meinen Bekannten hier gefällt er sehr. Einige hiesige Reden werden sprichwörtlich. Einige Eßkünstler werden geneckt, ich hätte sie kopiert, ob ich zwar, wie Sie wissen, einen fremden Reisenden vor Augen hatte. Sagen Sie mir, was man in Frankfurt davon urteilt.

Von *** habe ich einen poetischen Brief erhalten mit Komplimenten wegen meiner Miscellen in der Neckarzeitung. Er schreibt mir: es thäte einem Leser wohl, in den wüsten Steppen der politischen Blätter unvermutet auf blühende Oasen zu stoßen. — — Es will mir gar nicht in den Kopf hinein, daß Sie wirklich entschlossen sein sollten, von Frankfurt wegzugehen. Wenn Frauenzimmer eine Lustreise wenige Meilen weit vorhaben, werden Monate vorher die Zubereitungen gemacht, und Sie wollen eine weite Reise machen und haben noch nichts eingerichtet, ob Ihnen zwar nur noch einige Wochen bleiben? Ich traue der Festigkeit Ihres Vorsatzes nicht.

Fünfundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 16. März 1822.

Das war einmal ein vernünftiger Brief! . . . . . Hamburg! Ach, sobald ich nur daran denke, bekomme ich einen Pfeffergeschmack im Munde, und nichts als Kaffeebohnen, Zuckerhüte und Kalikots

schweben mir vor den Augen. Ist es nicht ein herzzerreißender Anblick, unter Menschen zu leben, die auf die Folter des Eigennutzes gespannt sind? Kaufleute und Bergwerker arbeiten unter der Erde, ich möchte nicht bei ihnen wohnen. Und die Lüneburger Heide? Für mich zwar ein Fegefeuer, wodurch ich ins Paradies komme, aber für Sie, die Sie keine Seligkeit in Hamburg finden, da Sie sich selbst erst mitbringen? . . . . . — Lassen Sie uns einmal Ihre anderen Pläne besprechen. Ml. . : Ich finde das nicht so unausführbar. Auch sind Sie mit diesen Leuten durch mich verwandt und nahe genug. Sie sind die letzte Frau meines Herzens, und Ml.s Schwester war eine der ersten, in die ich, da ich in Halle studierte, verliebt war. Sie hieß Pauline, und war ein allerliebstes Stumpfnäschen. Diese Ihre Ansprüche müssen Sie durch ††† geltend machen lassen. — Das wegen des Almanachs haben Sie nicht recht verstanden, was mich gar nicht wundert, da Sie so lange von mir getrennt sind. — Auf die ironischen Reden, die Sie über meine Wage führen, antworte ich Ihnen gar nicht . . . — Mein guter Freund Dr. Schorn, Künstler und Kunstgelehrter, Herausgeber des Kunstblattes, reist diesen Sommer nach Italien, auf ein Jahr. Ihm zugesellen wird sich Professor Müller aus Göttingen, Philolog und Altertumsforscher. Wie nützlich und angenehm könnte ich in solcher Gesellschaft reisen! Ich muß mir's aus dem Kopf schlagen. Tralla la la la! — Daß man mich für sehr fleißig hält, ist sehr natürlich, weil ich viel zu Hause bin. — Meine neuen Wirte werden mir Stoff zu allerlei humoristischen und sentimentalen Bemerkungen geben. Bekannt bin ich noch nicht viel mit ihnen, denn seitdem ich hier bin, habe ich sie erst zwei Male auf eine Viertelstunde besucht.

Sechsundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 20. März 1822.

— Nach Baden — da ist der Weg des Heils! Dort ist die herrlichste Gegend, der besuchteste Badeort, und gar nicht teuer. Das Geld für mich, das wird sich schon finden. Ich werde bis dahin für Cotta noch allerlei arbeiten, oder ich schließe unterdessen einen Vertrag wegen des Almanachs ab. — Um des Himmels willen, schlagen Sie sich jetzt Hamburg aus dem Sinne, bleiben Sie fest bei Baden.

Denken Sie nur, wenn ich armer Teufel nach Hamburg müßte! Wenigstens neun Tage und so viele Nächte brauchte von hier aus der Postwagen dazu. Und nach Heidelberg ging ich zu Fuße als singender Student durch lauter Gärten. Im Schloßgarten, am Fuße des eingestürzten Turmes, würde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen ewige Treue zu schwören. Ich würde sagen: ein Turm kann brechen, aber meine Treue nicht. Um Gottes willen nicht nach Hamburg, ich wäre sehr unglücklich. — Am vorigen Sonntag habe ich bei Cotta zu Mittag gegessen. Vom Eßkünstler sagte er, das wäre „ganz excellent", und die Frau des jungen Cotta sagte, sie wäre „ganz entzückt" davon gewesen. Sie reisen auch nach Baden. Was wollte ich dort ein interessantes Tagebuch führen, ein Roman müßte daraus werden! Seien Sie nur nicht besorgt, es möchte wieder so gehen wie am Rhein. Ich bin seit meiner Entfernung von Ihnen erstaunlich liebenswürdig geworden, in Ihrer Nähe kann ja keiner aufkommen. Ich kann lächeln wie ein Kammerherr. Und so lieb bin ich Ihnen, es ist unaussprechlich.. ich sage Ihnen, die Weiber hängen sich an mich wie fliegender Sommer. — Noch einmal, bleiben Sie bei Baden fest stehen, lassen Sie sich durch nichts davon abwendig machen. Ich habe dabei große und mannigfaltige Zwecke — politische, litterarische, romantische, pekuniäre. Einige Monate an einem Badeorte zugebracht, würde mich in viele nützliche und angenehme Verhältnisse bringen. Aber Sie müßten gegenwärtig sein, damit es mir an keinem Sporn fehle. Ich sehe für Sie durchaus kein Hindernis bei der Sache. Welches der Mädchen würden Sie mitnehmen? — Fassen Sie bald Ihren Entschluß, damit ich mich darnach einrichten kann. Adieu.

Siebenundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 24. März 1822.

Mein liebes Stiefmütterchen .. Sie sollten wenigstens mein Christentum scheuen und nicht an Sonntagen mit mir zanken. Warum sind Sie nicht mit mir zufrieden? .. Die Hoffnung, Sie nach so langer Zeit bald wieder zu sehen, ist mein schönster Frühling, aber Sie sind der April dieses Frühlings, das muß nicht sein, der Mensch soll es besser machen als die Natur.

Den 29. März.

Daß der Krieg mit den Türken ausbrechen würde, haben wir hier schon vorgestern durch Kuriere erfahren. In Frankfurt mag schöner Lärm gewesen sein. Schreiben Sie mir ferner was Sie davon hören. — Während der *** in Frankfurt war, habe ich seiner Frau so eindringlich zugesprochen, daß in ganz kurzer Zeit der Krieg ausbrechen würde, daß sie in Angst gekommen ist, und es ihrem Manne nach Frankfurt schrieb. Dieser nahm es sich auch zu Herzen, und verkaufte dort seine Papiere. Jetzt strömt er über von Dankbarkeit. Der Narr aber hat keine Vorstellung davon, daß ich durch eine bloße verständige Beurteilung der Verhältnisse, zu der eingetroffenen Prophezeihung geführt wurde, sondern er redet sich ein, ich müßte besondere Verbindungen haben, wo ich politische Geheimnisse schöpfte. Jetzt liegt er mir täglich in den Ohren, ich solle ihm mitteilen, was ich ferner erführe. Ich habe vielleicht noch für 800 Gulden Wage-Hefte liegen, würde sich denn in Frankfurt kein Spekulant finden, der mir auf die sehr guten Papiere Geld leihte? Es wäre viel dabei zu verdienen.

Meine schöne *** scheint nicht sonderlich viel Verstand zu haben. Indessen kann ich noch nicht mit Sicherheit urteilen, denn ich habe sie immer nur in Gegenwart ihrer Eltern gesprochen. Da habe ich nun auch wieder erfahren, daß man die Güter des Lebens zu einer Zeit erlangt, wo man sie nicht mehr brauchen kann; im Winter giebt einem das Schicksal Limonade und im Sommer Punsch. In früheren Jahren wäre ich ganz glücklich gewesen, in der Nähe eines so schönen Mädchens zu wohnen, jetzt drehe ich nicht den Kopf nach ihr um. Wenn ich älter werde und vor Gicht nicht gehen kann, fällt mir gewiß Geld zu, womit ich nach Italien reisen könnte. Doch sehe ich in die Fenster eines Mannes (eines hiesigen Beamten) der in das 90. Jahr geht. Er ist so rüstig, und wahrscheinlich gesünder als ich. Noch vor vier Jahren hat er zum Vergnügen eine Reise nach Italien gemacht ... Was macht der Schlingel G. mit seinem Gelde? Das muß anders werden, ich hoffe sehr bald. Alles Unglück in der Welt kommt daher, daß die einen mehr Geld als Verstand, und die anderen mehr Verstand als Geld haben — ich wollte sagen alle Unzufriedenheit. Was ist das für eine erbärmliche Welt, wo man in Zeitungen von Rothschild und Wertheimer spricht, als wären sie Napoleon? Der *** füllt alle Blätter an mit seinen langweiligen Metalliquesgeschichten, der Hund sollte Mäkler werden.

Achtundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 3. April 1822.

Gehorsamer Diener! Der Teufel ist großmütig, ich aber werde es nicht sein. Ihr Brief soll der Vater sein können des meinigen, so klein will ich ihn machen. Warum habe ich gutherziger Narr meinen Plan nicht ausgeführt! Schon vor drei Monaten hatte ich mir vorgenommen, um Sie für den Brief ohne Inhalt, den Sie mir einmal geschickt, zu bestrafen, Ihnen das Gleiche anzuthun. Am ersten April sollten Sie ihn erhalten. Als aber die Zeit herangekommen war, hatte ich nicht das Herz, Sie zu ärgern. Nichts hätte Sie abhalten sollen, mir wie gewöhnlich zu schreiben.

Den 7. April 1822.

. . . . Ich hatte über Ihren Brief eine große Freude, denn er überraschte mich, weil ich vergessen hatte zu berechnen, daß heute einer kommen könnte. Als ich nun aus dem Bette stieg, (ich hatte, um als guter Christ den ersten Ostertag zu feiern, mir mit längerem Schlafen etwas gütlich gethan) fand ich den Brief auf meinem Tische. Über die wenigen Oblaten erschrak ich anfänglich; doch diesmal hatte das Zeichen getäuscht, der Brief war gehörig lang, obzwar meine eigenen Worte, einen großen Teil davon ausmachen. Darum will ich mir das künftig ganz gehorsamst verbeten haben. Ich will mir es schon merken, wenn etwas in meinen Briefen zum Drucken dienlich ist. Das soll Ihnen nicht mehr zum Vorwande dienen, mir auch nur eine Silbe weniger zu schreiben. . Auf der Reise will ich recht artig sein. Um mich in Geduld zu üben, lese ich jetzt die langweiligsten Bücher.

— Mit meinem Buchhändler bin ich noch nicht in Ordnung, und es sieht nicht aus, als wenn er Geld vorrätig hätte, voraus zu bezahlen. Vielleicht wende ich mich noch an Cotta. — Nächsten Freitag wird Webers Freischütz zum ersten Male aufgeführt, worauf alle Welt sehr begierig. Wenn Sie die Oper kennen, sagen Sie mir Ihre Meinung, es kann sein, daß ich veranlaßt werde, im Morgenblatte davon zu sprechen. — Mit Cottas werde ich täglich freundschaftlicher, er ladet mich in seine Familie zum Thee u. s. w. Aber desto schlimmer, dann habe ich gar kein Herz in Geldsachen. Es muß jeder seiner Natur treu bleiben. Anderen steht es ganz gut an, wenn

sie an ihrem Vorteil arbeiten, bei mir geschieht das alles ohne Grazie. Ich habe gar keinen Anstand, sobald ich handle.

Neunundsiebzigster Brief.

Stuttgart, den 11. April 1822.

— Mein Almanach kann nichts anderes aufnehmen als Aphorismen. Andere Dinge zu bearbeiten, bleibt mir jetzt keine Zeit. Sind die Sachen nur sonst gut, dann ermüdet auch der Leser nicht. Klinger hat drei dicke Bände von lauter Aphorismen geschrieben, Rochefoucault hat sich durch seine maximes et pensées berühmt gemacht, der Verfasser der falschen Wanderjahre hat kürzlich zwei Bücher dieser Art hintereinander herausgegeben (Wilhelm Meisters Tagebuch, und Gedanken einer frommen Gräfin), die aber äußerst langweilig sind. Sie schreiben mir, Sie hätten die von mir verlangten Blätter noch nicht alle beisammen. Was sind denn das für viele Blätter? Ich weiß nur von zweien. Aber, ich habe schon so viel geschrieben, daß ich meine sämtlichen Werke gar nicht mehr kenne. — Bleiben Sie mir doch weg mit Ihrer Bibliothekarstelle, ich bekäme sie doch nicht. Wenn sie Lust hätten mich anzustellen, würden sie schon von selbst auf mich fallen. Und wäre das ein Glück? Ich verhehle es Ihnen nicht, ich würde in Frankfurt gar keine Stelle annehmen.

Ich lese jetzt den Kenilworth von Walter Scott. Wenn ich nicht irre, haben Sie mir früher von diesem Romane geschrieben. Was ist das für ein Mann! Ganz Shakespeare, und so viel erfreulicher, als Romane anziehender sind, wie Schauspiele. Daß noch jetzt einer den Mut hat, neben Walter Scott Romane zu schreiben! Nicht Goethe, nicht Jean Paul brauchte abzuschrecken, man kann doch wenigstens einen Teil des Berges ersteigen, auf dessen Gipfel sie stehen. Aber Walter Scott steht auf einem Felsen im Meere, an dem man scheitert, will man sich ihm nahen. Wie er die Menschen schildert! Wie weit weniger haben hierin die größten Künstler, die Menschenmaler gethan. Sie waren unbefangen, sie hielten sich an das, was sie Natur nannten, sie betrachteten ihre Personen von der guten und von der bösen Seite, wie man ein Zeug herumwendet, um seine umgekehrte Seite und Farbe zu zeigen. Aber das ist nicht die lebendige Menschennatur. Das Gute und Böse, das Schöne und Häßliche im Menschen ist ge-

mischt, wie Wasser und Wein, und bildet ein Ganzes. Wie hat er Elisabeth und Leicester geschildert! Da braucht man nicht zu addieren, um die Summe ihres Charakters zu finden, in allem was sie thun und reden, sind sie ganz sie selbst, und die Bestandteile ihres Charakters kennen zu lernen, muß man sie chemisch zergliedern. Scott schreibt Romane, wie man die Geschichte schreiben soll. Auf jeder seiner Seiten fällt mir nur immer ein, was andere geringere Dichter, bei dieser Gelegenheit für Fehler gemacht hätten. Z. B. mit welcher bewunderungswürdigen Nüchternheit läßt er bei Hofe von Shakespeare sprechen, ohne darum diesen Dichter verkennen zu lassen. Ich habe den dritten Band noch nicht gelesen. Da kommt Elisabeth nach Kenilworth. Ich zittere vor Neugierde. Wird das Verhältnis zwischen Leicester und seiner Geliebten an den Tag kommen? Erinnern Sie sich der Audienzscene, der Wasserfahrt der Königin? Wie ist das alles herrlich beschrieben. Und die Schilderung des Hufschmieds, des Zwergs, der Reise der Gräfin Leicester nach Kenilworth! Gedenken Sie der Jeanette, des Mädchens der Gräfin, die immer so biblisch spricht? Ich habe dem frommen Kinde einen Kuß gegeben — einen Kuß in Ehren kann niemand wehren. — Da merke ich eben, unsere Trennung wird alt, sie tritt heute schon in den sechzigsten Brief. Und wir werden dabei auch älter. Gut, daß wir uns bald wiedersehen, denn dauerte es noch länger, was würde das für ein Willkommen geben! Wollen Sie mich fragen: Wie geht es mein Lieber? Müssen Sie sich erst aushusten, um zu Worte zu kommen; drücken Sie mir die Hand, schreie ich: Au, meine Gicht! — Reisen Sie, ehe wir mit den Kopfe wackeln.

Achtzigster Brief.

Stuttgart, den 16. April 1822.

— — Der Freischütz von Weber wurde vor einigen Tagen gegeben. Die Meinungen sind geteilt, aber den meisten, worunter ich auch gehöre, hat die Musik sehr gefallen. Es ist eine deutsche volkstümliche Musik, wie wir doch eigentlich noch gar keine haben. Denken Sie sich einen deutschen Don Juan, aber keinen aus der gebildeten, sondern aus der niederen Volksklasse — und da haben Sie etwa, die Art und die Würde der Musik, zur Mozartschen Oper ge-

halten. Es ist recht viel Originelles darin, und viel singbare Sachen. Die Stücke werden alle Gassenlieder werden. — Das Kloster und den Abt habe ich schon früher gelesen, aber Kenilworth gefällt mir nächst Ivanhoe am besten unter allen Scottschen Romanen. — Jetzt bei dem herrlichen Frühlingswetter, lerne ich die Stuttgarter Gegenden täglich näher kennen. Das ist ein Paradies. — Warum haben Sie mir von dem Frankfurter Meßphilosophen, von Pitschaft nichts geschrieben. In der Neckarzeitung waren die schönsten Dinge davon erzählt. Wenn Sie ferner so nachlässig sind, werde ich mir einen anderen Korrespondenten anschaffen. Wahrlich, Sie haben recht, mich leichtsinnig zu schelten. Wenn das Geld nicht herbeikäme, und nicht allein meiner, sondern auch Ihr Plan würde dadurch vereitelt, ich wäre zu hart gestraft, trotz der Größe meiner Schuld.

Neulich stand im Freimütigen: „Der Herr Dr. Börne ist der reiche Mann, der gehörig bestohlen wird ꝛc." Und da wird erzählt, daß irgend ein Blatt meine Theaterkritiken Wort für Wort nachschreibe. Sehen Sie, wie gut es ist, daß ich kein Geld habe, man würde es mir auch stehlen.

Einundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 21. April 1822.

Liebe Freundin, Ihr Brief hat mich zum Weinen betrübt. Sie sagen mir, daß Sie mißvergnügt wären, und mehr als aus Ihrem Geständnisse, habe ich das aus dem Briefe selbst ersehen, aus der Zerstreuung, mit der Sie ihn geschrieben, und aus der ängstlichen Eile, mit der Sie nur suchten zum Schlusse zu kommen. Hat es denn Ihr treuester Freund nicht wissen dürfen, was Sie beunruhigt? Oder fühlen Sie sich krank? Wenn Sie nur einmal Frankfurt hinter sich liegen sähen, und vor sich diese herrliche Frühlingswelt, Sie würden dann gewiß heiter werden.

— — — Dem Cotta habe ich mein Büchelchen schriftlich angetragen . . Eben gestern erst hat er sich stark geäußert über das große Interesse, das er an meinen Arbeiten nähme. Wie flehentlich hat er mich gebeten, doch für das Morgenblatt zu schreiben, was ich wollte, wie ich wollte, in jeder beliebigen Form, es wäre alles herrlich, was ich schriebe. Und dabei hat er einige Male sich der Worte

bedient: „ich werde Ihnen sehr dankbar sein.“ So werde ich also gleich für das Morgenblatt zu schreiben anfangen, um meinen reichen Mann in gute Stimmung zu versetzen.

Ich wollte, Sie hätten den Freischütz schon gesehen, damit Sie mir Ihre Meinung darüber hätten sagen können, denn ich muß im Morgenblatte diese Woche davon sprechen, Cotta hat mich gar zu dringend darum gebeten. Ich werde mich wohl hüten, Blößen zu geben, und meine Fechterstreiche sollen mich schon gegen Angriffe schützen, denn ein Musikkenner hier will gegen die Oper auch im Morgenblatte eifern, ich aber gedenke sie zu loben. — Gestern las ich in der Kritik eines humoristischen Werkes von Müllner (nämlich die Kritik ist von Müllner): „Das wären nun einige Proben von dem Humor des Verfassers; freilich, Jean Paul und Börne haben ihn besser aufzuweisen.“ Ich thue alles mögliche, Sie aufzuheitern, wenn Sie noch verdrießlich sein sollten beim Empfange dieses Briefes .. Ich kenne ja die Aussicht Ihres Fensters, die ist freilich schön, aber hier ist es tausendmal schöner. Wenn Sie nur bald hierher kämen, daß ich Ihnen diese Herrlichkeiten zeigen könnte .. Wie nützlich könnten sie mir sein bei meinen Aufsätzen für das Morgenblatt. Ich bin so ängstlich etwas drucken zu lassen, das nicht vorher Ihren Beifall erhalten hat .... Liebe Verdrießliche, ich weiß jetzt nichts mehr zu schreiben. Mögen Sie so glücklich werden, als ich Ihnen ergeben bin.

Zweiundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 26. April 1822.

— — Ich glaube, schon früher einmal hatten Sie mich gebeten, ich solle mich bei B . . a für einen verwenden, ich weiß nicht mehr für wen. Und schon damals schrieb ich Ihnen, daß ich mit B . . a und *** sehr schlecht stehe. Unsere Gesinnungen können nicht feindlicher entgegengesetzt sein. Weder er noch *** haben, so oft ich ihnen auch darum angelegen war, sich verwendet, mich ins Lesekabinett zu schaffen, was sie wohl gekonnt hätten. Sie glauben nicht, wieviel die Minister und solche, die, wie *** und B . . a, mit ihnen zusammenhalten, sich angelegen sein lassen, Liberalgesinnte meinesgleichen, deren Reden sie fürchten, aus der Gesellschaft entfernt zu halten. Sie konfiszieren einen wie ein Buch. Es ist ihnen keine Verleumdung

zu arg. Hat doch selbst der Herr v. *** den R. vor mir gewarnt und ihm gesagt, ich wäre ein Spion — wie mir die verstorbene S. erzählt hatte. Sie können sich keine Vorstellung machen, mit welcher Kleinlichkeit diese Verfolgung geübt wird. Dazu kommt noch, daß ich B . . a und *** das nämliche gesagt habe, was ich Ihnen jetzt eben schreibe und allen möglichen Spott dabei hineingelegt habe über solche Erbärmlichkeiten. Es war meine größte Freude, ***, der ein großer Schuft ist, und dessen Schufterei ich kenne, dadurch in Verlegenheit zu setzen, daß ich gegen Schufte seinesgleichen loszog. Wen ich diesen Leuten empfehle, ist schlecht empfohlen. Ich würde dem . . . raten, sich selbst an B . . a durch ***s Vermittelung zu wenden. *** ist äußerst gefällig, wenn er gerade keinen bestimmten Grund hat es nicht zu sein; oder ich rate ihm zu warten, bis wir in der Schweiz sind. Vor einigen Tagen war von der Baseler Judenbekehrungsgesellschaft ein Missionar hier, ein getaufter Jude, der hat mich im Wirtshaus bekehren wollen. Ich habe ihn aber gewaltig in die Enge getrieben, und es hatte sich eine Zahl Gäste um uns versammelt, den Spaß mit anzuhören. Dieser Missionar hat mir gesagt, ich wäre in der Schweiz vorteilhaft bekannt. Um so leichter also könnte ich für S . . g etwas thun. Ich ließe ihn Buchhandlung lernen. Das ist ein Geschäft, wobei man mit Bildung und Verstand, auch ohne mit Vermögen anzufangen, sein Glück machen kann. Besonders wenn man sich die Verhältnisse denkt, die nach zehn Jahren (wo S . . g doch erst selbständig wird) in Deutschland eintreten werden. Je unruhiger die Zeiten werden, je mehr steigt der Buchhandel in Flor, wenigstens in einigen Artikeln, die aber sehr bereichern. Sie haben keinen Begriff davon, wieviel das politische Leben in Frankreich (das sich auch bei uns entwickeln wird) auf den Flor des dortigen Buchhandels eingewirkt hat. Ihnen nur ein einziges Beispiel zu geben. Seit fünf Jahren sind in Paris sechzehn neue Ausgaben von Voltaire erschienen, und nur allein das Papier zu diesen Werken hat in Wert drei Millionen Franken betragen.

Ich habe eine Kritik des Freischützen eingeschickt. Sie ist in Form eines Briefes an ein Frauenzimmer eingekleidet. Ich will nämlich öfter solche Briefe schreiben, und von Litteratur, Theater, Tagesbegebenheiten sprechen, wie man mit Frauenzimmern von solchen Dingen spricht. Sie werden über meinen zimperlichen Brief lachen. Den Freischütz habe ich mit Vorsicht gelobt, aber über den schrecklichen Lärm, den sie überall davon machen, weil es ein echt deutsches

Werk sei, mich sehr lustig gemacht. Gehen Sie in Ihren Briefen auf meine gedruckten im Morgenblatte etwas ein. Das macht die Sache lebhaft, und sie geben mir Stoff zu anworten. Die Briefe sind ja eigentlich an Sie gerichtet, und ich habe Sie jetzt ganz in meiner Gewalt. Wenn Sie nicht bald reisen, mache ich mich öffentlich lustig über Ihre großen Vorbereitungen. — Die Redaktion des Morgenblattes möchte ich nicht übernehmen. Warum sollte ich mich so binden? — Lassen Sie der Lene, wenn Sie sie mitnehmen, hübsche Kleider machen. Wir wollen im Bade auf großem Fuße leben. Ich werde zwölf meiner Pferde und meine Jagdhunde mit mir führen. — Sie haben mir immer noch nichts Schmeichelhaftes gesagt über das Glück, mich bald wieder zu sehen. Ich will Sie schon zwingen, ich drucke meine Empfindlichkeit darüber im Morgenblatte.

Dreiundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 30. April 1822.

— Ich schreibe Ihnen heute außer der Regel, ohne Ihren Brief abzuwarten, der morgen kommt, denn morgen werde ich nicht schreiben können, weil eine große Landpartie gemacht werden soll, zur Feier des ersten Mai. Ach, warum können Sie nicht dabei sein! . . Achtzig bis hundert Personen, Herren und Mädchen, versammeln sich morgen früh sieben Uhr vor der Stadt. Dann wandert man durch herrliche Thäler und über waldiges Gebirge nach einem zwei Stunden weit entfernten königlichen Schlosse, Solitüde genannt. Das liegt in der höchsten Gegend. Es soll eine paradiesische Aussicht sein. Da wird der ganze Tag zugebracht. Die Militärmusik zieht hinaus, und nachmittags wird in einem der großen Säle des Schlosses getanzt. Es ist eine geschlossene Gesellschaft, und alles was vornehm, schön, reich, jung oder verliebt ist, kommt dazu. Es wird vom Unternehmer für Wein und kalte Küche gesorgt, und die Kosten werden nachher berechnet und verteilt. Wenige dabei anwesende Mütter und Väter fahren in Wagen, wir jungen Leute aber gehen sachte die Höhe hinan und haben uns lieb. Ich werde Ihnen übermorgen meinen umständlichen unterthänigsten Bericht über diese Fahrt abstatten. Wahrscheinlich werde ich sie auch im Morgenblatte beschreiben. Wenigstens habe ich das hier ausgesprengt, weil ich hoffe, daß sich

manches schöne Mädchen um meine Gunst bemühen wird, um von mir im Morgenblatte gefeiert zu werden.

Ich bin mit Cotta im Reinen, und das auf die schönste Art von der Welt. Ich werde nicht allein die 60 Karolin bekommen, sondern auch nicht einmal nötig haben, ein liederliches Buch voll Miscellen dafür zu schreiben. Sie haben wieder recht. Es sieht aus, als habe er mehr Vergnügen daran, mir Geld zu geben, als ich habe, es zu empfangen. Sie wissen schon, daß ich ihm einige Blätter als Probe mitgeteilt. Nun war ich mehrere Male bei ihm, ohne daß er davon sprach. Ich schwieg auch davon. Da erfuhr ich von einem Bekannten, daß Cotta nach Leipzig reisen werde .. (Sie hatten es mir vorhergesagt, Cotta könne plötzlich eine Reise machen.) Da faßte ich mir ein Herz, oder vielmehr, ich unterdrückte mein Herz, denn ich habe davon zuviel für Geldgeschäfte — ging zu Cotta und sagte ihm: „Sie haben sich wahrscheinlich über mein Büchelchen noch nicht besonnen. Ich will es Ihnen offenherzig gestehen, daß mir sehr wenig daran liegt, ob das Büchelchen bald, spät oder gar nicht gedruckt werde, aber es war eine Finanzspekulation von mir. Ich bin in großer Geldnot, und da dachte ich, mir von Ihnen Geld geben zu lassen, und Ihnen dafür das Büchelchen anzubieten." Er: „Wenn Sie Geld brauchen, so ist nichts weiter nötig. Wie viel brauchen Sie denn?" Ich: „60 Karolin." Er (kratzt sich hinter den Ohren): „Wenn es nur nicht so viel wäre!" Ich: „O, an Geld wird es Ihnen nicht mangeln." Er: „Doch. Ich habe mein Gut in Bayern mit 120000 Gulden bar bezahlt u. s. w." kurz er versprach mir das Geld. Was das Büchelchen betrifft, bemerkte er mir, er habe die Proben mit Interesse gelesen, meine aber, in Almanachsform ginge es nicht gut. Ferner: 60 Karolin wäre zu viel. Er hat auch recht, denn er bewies mir, daß er 700 Exemplare verkaufen müsse, um nur die Kosten herauszubringen. Ich aber lachte ins Fäustchen, dachte: das Geld kriegst du nun einmal, jetzt mag es mit dem Büchelchen gehen wie es will. Ich brach also ab und fing von anderen Dingen zu reden an. — Etwas für Ihre Mühe: Cotta sagte mir lachend: ja wenn Sie nur schreiblustiger wären (d. h. ins Grobe übersetzt: wenn Sie nur nicht so faul wären). Worauf ich mit himmlischer Ruhe, und großer Unverschämtheit erwiderte: „So faul wie Sie vielleicht glauben, bin ich eigentlich nicht .. (kling, kling, kling! ich will nur erst den Satz ausschreiben). Sehen Sie, ich arbeite an einem großen politischen Werke, und auch an einem Romane, woran

ich meine Liebhaberei habe. Das nimmt mir meine Zeit weg, und andere Dinge schreibe ich nur, wenn ich Geld brauche." — Das kling, kling bedeutet, daß mir Cotta soeben 660 Gulden schickt mit einem Billet. Ich schreibe es ab: „(4 unleserliche Worte, womit das Billet beginnt. Dann:) . . gewünschte 660 fl. Sie dürfen es als einen großen Beweis meiner Achtung und Verehrung annehmen (oder ansehen), daß ich mich bei meinem großen gegenwärtigen Geldbedürfnis, dieser Summe . . . (unleserliches Wort) — da ich sonst jede Kleinigkeit zu Rate halte. Unsere Rechnung steht bis jetzt (unleserliche Worte) 1500 Fr. = 712 fl. — 660 fl., macht zusammen 1372 fl. Davon ab: für politische Annalen (ein Aufsatz) 27 fl. 30 kr., bleibt: 1344 fl. 47 kr. Das Honorar für das Morgenblatt ist noch nicht bestimmt." — Ich mußte lachen über seine Kreuzerrechnung. Für den Aufsatz in den Annalen hat er also nur zwei Karolin gerechnet für den Bogen. Dafür bedanke ich mich aber. Ich schreibe ihm keinen Bogen unter 5 Karolin. Gut, daß ich ihn in meiner Gewalt habe. Ich werde aber heute deswegen mit ihm sprechen, und ihm folgenden Vorschlag machen. Er soll mir, für regelmäßige Teilnahme am Morgenblatt und Litteraturblatt, monatlich 150 fl. geben. Aber nur 50 fl. bar, und die anderen 100 fl. an der Schuld abziehen . . Schrecklich viel Geld habe ich jetzt! Erstens 660 fl., dann habe ich für 2 Monate von der Neckarzeitung 100 fl. zu fordern. Baar in Kasse 4 fl. 27 kr., macht zusammen 764 fl. 27 kr. Jetzt ist mir's aber auch, als hätte ich Queckſilber in den Füßen, und Sie dürfen nicht lange zaudern, sonst komme ich.

Vierundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 2. Mai 1822.

Warum mir gestern nicht geschrieben? Warum gerade gestern nicht! Aus meinem letzten Briefe werden Sie ersehen haben, daß ich auch auf diesen Tag eine Lustfahrt vorhatte. Ihre Briefe erhalte ich morgens 8 Uhr, aber unsere Abreise war auf 7 Uhr festgesetzt. Daß mir aber an meiner Freude nichts fehle, hatte ich den Tag vorher die Postleute gebeten, mir den Brief zurückzulegen, daß ich ihn vor 7 Uhr schon abholen könnte. Es wurde mir auch zugesagt. Als ich des Morgens nachfragte, war keiner da. Ich war wie zermalmt; nicht sowohl wegen der Schmerzlichkeit der Täuschung selbst, als

wegen des Gedankens, der mir dabei in den Sinn kam: daß es doch keine reine Freude gebe. Indessen ermannte ich mich, und nahm mir fest vor, meinen Verdruß nicht aufkommen zu lassen, und es gelang mir. Vor der Stadt, an einem Teiche, der Feuersee genannt, sollten mir uns versammeln, um dann in Gesellschaft die Wanderung anzutreten — so war die Abrede. Als ich auf den Platz kam, war noch keiner da. Diese Einsamkeit hätte ich benutzen können, Ihren Brief zu lesen, wenn ich einen gehabt hätte. Endlich kam ein Herr mit drei Frauenzimmern. Ich trat sogleich zu ihnen hin, verbeugte mich mit Grazie und sprach folgende Worte: „Sie gehören zur Gesellschaft, die nach Solitüde wandert? Ich bin ein Fremder, und von den wenigen Bekannten, die ich habe, ist noch keiner hier. Ich bitte Sie, mich unter Ihren Schutz zu nehmen." Ich wurde mit der größten Freundlichkeit und Artigkeit aufgenommen. Ich schloß mich gleich an das schönste jener drei Frauenzimmer und begleitete sie den ganzen zwei Stunden langen Weg, von der übrigen Gesellschaft etwas entfernt. Nie war ich liebenswürdiger gewesen, und Ihr Zögling hat Ihnen Ehre gemacht. Ich war so glücklich, gerade mit dem gebildetsten Mädchen zusammenzutreffen. Der Zug bestand aus etwa hundert Personen, und es war ein herrlicher Anblick, wenn man ihn, zurückblickend, den Berg hinan, oder voreilend, die Höhe hinabsteigen sah. Ach, und welche Schönheiten! Mein Herz sieht aus wie ein Stachelschwein, so voll steckt es von Pfeilen. Um 10 Uhr kamen wir nach Solitüde, wo wir von herrlicher Musik empfangen wurden. Welche Aussicht, welche Landschaft! Dann wurde Schokolade und Wein gefrühstückt. Dann ging es nach einer offenen Stelle des Waldes. Die Frauenzimmer warfen sich ins Gras, wir uns zu ihren Füßen. Dann wurden Eichenblätter gepflückt, und die Frauenzimmer flochten Kränze, die sie sich selbst in die Haare, den Herren um die Hüte banden. Nachher wurden Gesellschaftsspiele getrieben, meistens im Laufen bestehende: Wolf und Hase — Katz und Maus. Sie hätten mich als Katze sehen sollen! Man muß ein Mädchen als die Maus erhaschen. Mittag gingen wir ins Schloß zurück und speisten. Es war die jubelndste Gesellschaft, die ich je gesehen habe. Die älteren Herrn betranken sich, die Frauenzimmer sangen. Ich hätte nie gedacht, daß sich so viele Ausgelassenheit mit so vielem Anstande paaren ließe. Ich habe nie in meinem Leben einen vergnügteren Tag verlebt (denn Sie zähle ich nicht zu meinen irdischen Freuden). Nach dem Essen wurde bis abends acht Uhr getanzt, und dann ging

man nach Hause. Nachmittags wurde in einem großen Zuber eine Weinlimonade zubereitet. Ich goß eigenmächtig ein halbes Dutzend Bouteillen Arak und Wein nach. Das wirkte, wie ich es mir vorgesetzt. Ich war „vergnügt wie ein Maikäfer", wie einer meiner Freunde sich ausdrückte . . Wenn Sie hierher kommen, sorge ich dafür, daß so eine ähnliche Partie veranstaltet werde.

Mein Herz gleicht einem Stachelschwein
So viele Pfeile stecken drein.

Den 4. Mai.

— — Mein Brief im Morgenblatt, der nun abgedruckt ist, erscheint mir als sehr leichte Ware. Indessen ist es mir gerade nicht unlieb, daß es so gekommen ist. Das macht die Sache natürlicher, und in den Ernst kann ich ja jeder Zeit hineinkommen. Ich gedachte unser Maifest im Morgenblatt zu beschreiben, glaube aber nicht, daß ich damit zustande kommen werde. Es ist sich hier alles so nahe gestellt, daß ich auch bei der gutmütigsten Darstellung, dieses und jenes versehen könnte. Auch hatte mich das schöne Mädchen, mit dem ich den Heimweg gemacht, zu sehr zerstreut, so daß ich auf den Weg und die übrige Gesellschaft wenig acht hatte. — Wenn ich nach Heidelberg im Eilwagen reise, will ich den Postvogel beschreiben. In 24—25 Stunden, sind beide Male die Wagen von Frankfurt hier angekommen, in dieser Woche.

Fünfundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 6. Mai 1822.

Sie sind ja jetzt schon ganz betrunken vom bloßen Geruch der Reise, was wird das erst werden, wenn Sie im Wagen sitzen. Was kritzeln Sie mir denn für kleine Briefchen, ohne Orthographie, ohne Dativ, ohne Ablativ, Plural für Singular, Singular für Plural, Punkte so dick wie eine Faust, und die Hälfte der Worte wieder ausgestrichen? In schöner Verwirrung mögen Sie sein. Eine Reise nach Ostindien, Himmel! Ich wollte, ich wäre bei Ihnen. In Verzweiflung würde ich Sie bringen, durch Verlegen Ihrer Schlüssel und anderer sieben Sachen. — Sie müssen sich für einen Paß sorgen, und lassen Sie ihn sich nach der Schweiz und Frankreich ausstellen. — — Ich habe wieder einen Brief ins Morgenblatt geschickt, der ist schon erhabener.

Sechsundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 10. Mai 1822.

Sie haben mich unaussprechlich betrübt, und mir einen unglücklichen Tag gemacht. Sie zeigen sich sehr undankbar, nicht gegen meine Handlungen, denn ich habe Ihnen noch nichts Gutes gethan, aber gegen meine Gesinnungen für Sie. Gott, der mir in das Herz sieht, weiß es, daß, so glücklich mich auch die frohe Aussicht machte, meine einzige Freundin, oder meinen einzigen Freund möchte ich sagen, nach so langer Trennung bald wieder zu sehen, doch dieses mächtige Gefühl immer bei mir zurücktrat, um dem freudigeren Platz zu machen, daß ich Sie heiter weiß, und daß Sie sich einen glücklichen Sommer versprechen.

Siebenundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 11. Mai 1822.

Innerhalb 24 Stunden habe ich drei Briefe von Ihnen bekommen. So glücklich bin ich noch nie gewesen. Ach, könnte ich nur den meinigen von gestern ungeschehen machen. Sie werden auf jeden Fall Verdruß davon gehabt haben, meine Vorwürfe mögen gegründet sein oder nicht. Ich weiß nicht, was ich Bitteres in Ihrem Briefe fand, daß mich über allen Ausdruck kränkte. Vielleicht hatten Sie es so schlimm nicht gemeint. Sie wissen ja, daß ich leidenschaftlich bin in den seltenen Fällen, wo mein Herz aufgeregt wird, und Sie werden mir verzeihen.

Achtundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 23. Mai 1822.

— — Über meinen letzten Brief im Morgenblatte hat sich die hiesige Noblesse und Beamtenkaste gewaltig geärgert. Er ist antimonarchisch, freilich sehr stark, mich wundert nur, daß er gedruckt werden durfte. Es ist tödliches Gift darin für den Adel. Ich habe wieder einen langen Aufsatz eingeschickt, betitelt: Der allgemeine Anzeiger der Deutschen. Ganz für Frauenzimmer.

— Wenn Sie nicht früher wegkommen können, reise ich spätestens Freitag den 14. Juni von hier mit dem Eilwagen ab. Sollte ich unglücklicherweise in Heidelberg auf Sie warten müssen, werde ich diese Zeit benutzen, meine Reise im Eilwagen, als Gegenstück zur Postschnecke, auszuarbeiten.

Neunundachtzigster Brief.

Stuttgart, den 27. Mai 1822.

Ich bin alles zufrieden. Mit Paris war es mir eigentlich mehr Scherz. Ließ es sich machen, wäre es freilich schön. — Wenn ich Ihnen Ihre Briefe schicken soll, müssen Sie mir Adresse nach Straße, Litr. Nr. genau angeben. Da ich das Päckchen der fahrenden Post übergebe, bringt es nicht der gewöhnliche Briefträger . . Auch hat man Beispiele, daß Postwagen beraubt wurden, und die Briefe über die Felder zerstreut worden sind. Die würden dann nach dem ersten Regen allerlei unorthographische Gräser und Blumen hervorbringen. Bedenken Sie das alles wohl.

Meine neuen Kleider, bis auf das neu hinzugekommene, habe ich vom Schneider schon bekommen, und auch gestern, als am ersten Pfingsttage, getragen. Ich fürchte mich, mich darin vor Ihnen zu zeigen. Die Sprache wird Ihnen vergehen. Alles nach dem Geschmacke der letzten Pariser Woche. Wo meine Beine anfangen, da hört der Rock auf. Ich sehe aus wie ein Närrchen von 16 Jahren, und habe gestern den ganzen Tag die frivolsten Grundsätze gehabt. Ganz Stuttgart hat mich angesehen, und mich ehrerbietigst gegrüßt (im Ernste). Die Westen sind unbeschreiblich gemacht. Un coup de ciseaux d'une hardiesse extraordinaire! An der schwarzen Weste sind Knöpfe in Kugelform von einer schwarzen Metallmasse. Die zweite Weste hat Knöpfe von Stahl, und die dritte von Perlmutter. Die Westen können nur bis zum Sechsteil ihrer Länge zugeknöpft werden. Alles offen. Schaffen Sie mir doch um Gottes willen eine brillantene Nadel zur Miete. Es ist eine Schande, eine ordinäre offene Brust zu zeigen. Mein Überrock wird auch wundervoll; ohne Knöpfe, polnisch mit seidenen Schnüren. Zu dem allen trage ich einen gelben Strohhut mit grünem Bande, wie sie jetzt hier mode sind.

Wir haben jetzt Messe hier, und auch Sehenswürdigkeiten wie euer Frankfurt. Einen herrlichen Löwen, nebst Gattin und drei Kindern. Diesen Morgen um 7 Uhr sah ich sie; da liefen die Jungen frei umher. Dann einen Tambourmajor der fünfzehn Trommeln spielt, einen Gesichterschneider ꝛc.

Liebes Kind, seien Sie nicht böse, ich kann nicht weiter schreiben, denn ich will die Frau von *** besuchen. Ich habe sie erst neulich kennen gelernt. Sie spielte Klaviervariationen von Moscheles in einem öffentlichen Konzerte, das zum Besten der Waisen eines verstorbenen Musikers gegeben wurde. Den Tag nach dem Konzerte ließ ich mich zu ihr führen, und ward sehr artig aufgenommen. Gleich beim Eintreten sagte ich ihr: Gnädige Frau, Sie haben gestern gespielt wie ein Engel, oder vielmehr nicht wie ein Engel, denn wenn die Engel mit solcher Fertigkeit Moscheles'sche Variationen spielten, was sollte aus den armen Griechen werden? Dieses Kompliment gefiel ihr sehr gut.

Neunzigster Brief.

Stuttgart, den 31. Mai 1822.

— — Warum schreiben Sie, daß Sie wahrscheinlich den 14. abreisen, warum nicht gewiß? Was hindert Sie, den Tag unabänderlich zu bestimmen? Sie müssen sich einrichten, als wollten Sie schon den 8. abreisen, sonst werden Sie bis zum 14. nicht fertig, ich weiß ja, wie es mit Euch Weibern geht. Und dann müssen Sie schon am 13. den Wagen vor das Haus kommen lassen .. Sie wundern sich, daß V. und ich Lust haben, mit Ihnen zu reisen? Das thun wir um unser Seelenheil willen. Ich habe neulich niedergeschrieben: „Eine böse Frau ist die Inokulation der Höllenstrafen; wer das Glück hat, eine solche zu besitzen, kann dem himmlischen Gönner nicht genug für diese Wohlthat danken." Das ist es. — Lassen Sie sich genau sagen, wie man sich bei Anweisungen, Kreditbriefen ꝛc. zu verhalten hat, denn ich bin sehr dumm in solchen Sachen .. Ich muß durchaus machen, daß ich den Winter nach Paris komme. Wäre ich vor drei Jahren bis jetzt dort geblieben, und hätte mich unterdessen im Französischen vervollkommnet, hätte ich eine französische Zeitung redigieren können. Wie mir vor einigen Tagen ein Pariser junger Gelehrter erzählt hat, bekommen die Hauptredakteure dort jährlich fünfundzwanzigtausend

Franken Gehalt. — Auch hätte ich jetzt dort Gelegenheit, an einem eleganten belletristisch-litterarischen und Theaterblatt zu schreiben, das unter dem Namen Miroir erscheint, und welches vortrefflich ist. Jouy giebt es heraus. Das wäre so ganz mein Genre. Alles kurz, von einem zum anderen springend. Wie schwerfällig ist das Morgenblatt dagegen. Einer der Hauptredakteure dieses Blattes ist mir bekannt, und ich bin in Frankfurt, wo er sich, solange er aus Frankreich verbannt war, aufgehalten, viel mit ihm umgegangen. Durch diesen könnte ich leicht mit dem Miroir in Verbindung kommen. — Ich bin in meinen neuen Kleidern zum Küssen. Aber einen gelben Strohhut habe ich mir nicht gekauft, sondern einen schwarzen. — Adieu, ich muß zum Essen.

Einundneunzigster Brief.

Stuttgart, den 5. Juni 1822.

Sie haben mich nicht verstanden, da ich von dem Wunsche sprach, französisch schreiben zu können. Es ist ja nicht davon die Rede, mein ganzes deutsches Wesen zu französieren, was ich glücklicherweise nie lernen könnte, sondern es soweit zu bringen, daß ich ohne Sprach- und Stilfehler einen kleinen französischen Aufsatz schreiben könne, was hinreicht, um an einem französischen Blatte als Mitarbeiter teilzunehmen. Auch hat sich die französische Denkweise und also auch der Stil ja ganz geändert, und ist der deutschen näher getreten. Die Eigentümlichkeit, welche die französische Sprache von der deutschen unterscheidet, besteht nicht in etwas Eigenem das sie voraus hätte, sondern in dem *Mangel* eines Gewissen, was der deutschen eigen ist, nämlich in dem Mangel philosophischer Tiefe und kosmopolitischer Breite. Wenn aber, wie es jetzt zwischen den Deutschen und Franzosen der Fall ist, zwei Nationen in ihrer Art zu denken und zu fühlen übereinstimmen, kann jede in der fremden Sprache schreiben, sobald sie nur die Grammatik versteht. Rousseau schrieb ganz deutsch, Chateaubriand, Benjamin Constant und die anderen jetzt lebenden französischen Schriftsteller, besonders die politischen, schreiben wie Deutsche.

Den Pirat habe ich gestern gelesen, bis auf den dritten Band, der hier noch nicht zu bekommen ist. Er gefällt mir lange nicht so gut als die anderen. Die Charakter sind etwas schwankend, nebelhaft, sentimental, und es fällt der Einbildungskraft nur darum leicht, sie

sich in scharfen Umrissen vorzuzeichnen, weil sie Wiederholungen jener Charaktere sind, die wir aus den früheren Romanen Walter Scotts kennen. Man wird nicht wie sonst inmitten des Schauplatzes hingestellt, sondern sieht die schottländischen Inseln und die Menschen darauf von der englischen Küste aus. — Wäre es denn nicht möglich, daß die F. mitkäme, auch wenn St. und seine Frau Sie begleiteten? Das würde mir große Freude machen. Reist nur ja früh ab, daß ihr den Abend nach Heidelberg kommt. Wir logieren im Karlsberg. — Vergessen Sie nicht eine gutgehende Uhr mitzubringen, und kölnisch Wasser, wie auch Federmesser, Siegellack und geschnittene Federn. — Denken Sie nur, mein Vater hat mir aus Wien geschrieben. „Sr. Wohlgeb. Herrn Dr. Börne in Stuttgart. Franco." Was ich mache; er hätte gehört, ich hätte viel Arbeit; ich solle ihm meine Werke schicken, die ich unterdessen zustande gebracht, und wenn ich mich entschließen könnte, nach Wien zu kommen, würde ich dort mein gutes Fortkommen finden. Ich habe ihm geantwortet, daß ich arbeite wie ein Vieh, daß ich nach Wien keine Lust trüge, daß ich in 14 Tagen nach Baden, und wenn ich das Geld dazu auftreiben könnte, auch nach der Schweiz, Mailand und Venedig reisen würde! und er solle die Güte haben, mir an Haber in Karlsruhe eine Anweisung zu schicken, ich würde dort nachfragen. Mit G. und *** war ich sehr vergnügt. Es hat ihnen hier gut gefallen. Besonders am Rutschberg fanden sie Freude, und wir sind Samstagmorgen sehr viel gerutscht. Der *** hat schrecklich geschwitzt. Seine Frau hatte ihm ein sauber geheftetes Schreibebuch in himmelblauem Umschlag mitgegeben, um ein Reisetagebuch zu führen. Er gab es mir, es auszufüllen. Das werde ich auch thun, aber mit unserer eigenen Reise. — Mit meinem neuen Aufsatze ins Morgenblatt dauert es nicht länger als gewöhnlich. Die Madame Huber macht schreckliche Gesichter, wenn sie in meine sauren Äpfel beißen soll und verschiebt so lange als möglich. Sie hält es sehr mit der Noblesse, und in meinem Aufsatze ist wieder viel gegen die Hofleute geeifert. — Eine Vorstecknadel muß ich haben, sonst kann ich nicht reisen. Wie viele Schachteln nehmen Sie mit?

Zweiundneunzigster Brief.

Stuttgart, den 12. Juni 1822.

. . . . So sehr es mich auch freut, daß Ihre Schwester wohl ist, so sehr beunruhigt mich das doch. Mein kritischer Scharfsinn setzt

mich in Verzweiflung. Wenn Ihre Schwester wohl ist, und Sie bleiben doch bei ihr, was wird sich bis zum nächsten Dienstag geändert haben? Ihre Schwester wird wohl sein, und Sie werden länger bei ihr bleiben — so urteile ich. Bei meiner Abreise Freitag bleibt es . . Ich bin ganz gesund, teils Geschäfte, mehr aber Ungeduld, verhindern mich, lange Briefe zu schreiben . . Wenn Sie eine Uhr haben, reicht das aus, ich brauche keine.

Mein polnischer Überrock ist ganz herrlich geworden. Wehe Ihrem Herzen, wenn es noch frei ist. Es ist besser blind sein, als mich in diesem Kleide sehen.

Dreiundneunzigster Brief.

Heidelberg, den 15. Juni 1822.

Ich will Ihrem Briefe entgegenschreiben. — Vielleicht haben Sie sich gewundert und gefreut, daß ich Ihnen auf die Nachricht Ihres längeren Ausbleibens, so ruhig und geduldig geantwortet. Mir hatte der Himmel in meinem großen und gerechten Schmerze, eine schöne und mächtige Trösterin geschickt — die Phantasie. Sie wußte mir so zuzusprechen, daß mich die Zögerung freute. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen bis Frankfurt entgegen zu kommen, bis vors Thor, so daß Sie mich Dienstag Morgen beim Wegfahren gleich getroffen hätten. Dieses hatte ich mir ausgemalt, und mich daran ergötzt. Aber dann fielen mir die Schwierigkeiten ein, die Möglichkeit, Sie zu verfehlen, und ich gab den Gedanken wieder auf. Darauf kehrte auch mein Verdruß zurück, und jetzt ist kein Haar auf meinem Kopfe, das sich nicht boshaft und satirisch gegen das abscheuliche Weibsvolk sträubt . . Es ärgert mich, daß ich nicht beim Packen bin und Sie ärgern kann . . Vergessen Sie nicht Ihren Verstand einzupacken.

Von einem Notizblatte.

München 1821.

Den 8. bis 10. Oktober.

Kirche zu U. L. Frau nächst der Kaufungergasse. Beide Türme 333 Fuß hoch, mystische Zahl. Einfach, ohne Schnörkel. Keck auf-

steigend, im Aufsteigen begriffen, wie eine Rakete. Bei Mangel des bei antiken Baudenkmälern herrschenden einfachen Geschmackes, giebt die gotische Schnörkelei doch einigen Ersatz. Die kleinliche Menschenhand wagt es, mit den Felsenmassen in solcher Höhe zu spielen! Das Siegel seines Mutes. Bei diesen Türmen aber scheint der Weg der Natur nicht gestört worden zu sein. Die Steine streben von selbst sich übereinander zu türmen, der Sieg blieb ihnen .. Im Mondschein, wie Ausrufungszeichen.

Häuser, hoch, tief, weniger Fronte. Altherkömmlicher Schönheit Ansehens, nicht wie in Stuttgart dazugekommene parvenues.

Württemberg. Sechskreuzerstücke nicht angenommen, die man von mir zu erhalten anderswo Gott dankte; freute mich der Einheit Deutschlands.

Der nämliche einfache Brief, der von Stuttgart nach Frankfurt 12 Kreuzer kostet, kostet hier nur 18 Kreuzer. Also die Hälfte wohlfeiler. Hier keine taxische Post.

Brunnen längs der Häuser wie Grabsteine.

Zapfenstreich. Vierundzwanzig Trommeln wirbelten gemeinschaftlich. Dann zerteilten sie sich nach den vier Winden. Dann bliesen Trompeter vor der Hauptwache. Das ist der Abendsegen, d. h. Moral, Gehorsam predigen, daß die Bürger auch im Traum sich nicht vergessen.

Englischer Garten. — Statue harmlos ꝛc. O, armer Graf, du hast es gut gemeint, aber die Stickluft christlichen Lebens hielt auch deine Brust eingeengt. Weil unsere Pflichten ohne Lust, darf uns die Lust nicht Pflicht sein. — Chinesischer Turm erhebt sich nicht über die höchsten Bäume und dient nur die trostlose Flachheit der Gegend zu zeigen, die man unten sich wegträumen kann (vielleicht sind Berge hinter den Bäumen).

„Wozu sind Kammerherrn auf der Welt?“ fragte ich an der Grenze zwischen Herz und Zunge, als mich Kellner und Zufall zwischen zwei solche Fragezeichen gesetzt hatte. Aber o! der lästerlichen Verblendung! Als das Werk der Krebse geendigt war, säuberten

sich die kammerherrlichen Finger mit Salz. Dieses Reinigungsmittel war mir unbekannt und ich zeigte der Göttin Teleologie meine aufrichtige Reue.

Man zeigte mir das Haus des Feldmarschalls Wrede. „Also hier wohnt der Scharfrichter der heiligen Allianz?" murmelte ich zwischen den Zähnen. Wie doch das Licht der Freiheit verblenden kann! .. Ich dachte an Wellington.

Den 11. Oktober.

Das ehemalige Stadtwappen war ein Mönch. (Als im Verlauf der Zeiten aber die Sitten aufhörten klösterlich zu sein, mußte sich dieses verändern). 1808 erteilte der König der Stadt ein neues Wappen.

Die Münchener Polizei, ehe sie Erlaubnis zum Aufenthalt erteilt, verlangt die Ausfüllung einer gedruckten Personalbeschreibung folgender Rubriken. — 1) Vollständiges Signalement des Passes. Dann: Viertel, Straße, Nummer, Stock des Hauses — Namen des Wirtes. — Stand, Charakter, Gewerbe. — Geboren wo. — Ansässig wo? — Religion. — Alter. — Woher gekommen. — Auf welcher Route? — Zu welchem Zwecke hier. — Wann hier eingetroffen? — Seit wann in gegenwärtiger Wohnung? — In welcher Wohnung vorher gewesen? — Ob schon öfters hier gewesen? — Wann das letzte Mal? — Wie lange sich hier aufzuhalten Willens? — Ob mit Paß versehen und woher? — Datum des Passes? — Auf wie lange ausgestellt? — Ob und von welchen königlichen Behörden visiert und Datum der Visierung? — Auf welche hiesige Einwohner sich, weiterer Auskunft und Rechtfertigung halber, berufen werden könne? — Wohin von hier zu reisen gesinnt? — Auf welcher Route? — Ob mit Gefolge hier? — Namentliche Angabe des Gefolges. — — — Da ist doch keine Spalte gelassen, wodurch die kleinste Spitzbüberei schlüpfen könnte! In Paris wird man nach dem allen nicht gefragt. Und dennoch, wenn mich ein Taugenichts fragte, wo er am sichersten sein Gewerbe treiben könnte — ich würde ihm München vor Paris anraten.

Den 13. Oktober.

Gestern öffentliche Sitzung der Akademie an des Königs Geburtstag. — Spie über Brasilien. — Üblicherweise bei allen

Akademien ein gelehrter Gegenstand; aber die Blüten, nicht die Früchte der Wissenschaft sollten dargebracht werden.

Kirche. U. L. Frauen. „Hofnarr und Rat begraben."

Tagebuch.

Sonntag den 11. Januar 1817.

— — — — — — — — — — — — — —

. . . . Mir wird vor geschriebenen Worten manchmal ganz unbeschreiblich, ja bis zum Grauen bange. Alles, am Himmel und auf der Erde, trägt des Menschen freundliche Gestalt: der Mond und die Wolken, die Berge und Bäume, die Thiere und Häuser und jedes Gebilde der Kunst — nur der Buchstabe trägt sie nicht. Wenn diese mißgestalteten Zeichen in ihren Trauermänteln über das beschneite Feld des Papiers wandeln, welch ein furchtbares Gewimmel! Keiner geht den Gang des anderen — sie schleichen und schleppen sich, sie laufen, hüpfen, kriechen, überstürzen sich, überholen einander, wollen fort und stehen wie festgewurzelt stille, wollen stehen und werden fortgezogen. Ein vollgeschriebenes Blatt ist der Kirchhof und das Beinhaus gestorbener Gedanken, die einen mitternächtlichen, schauerlichen Gespenstertanz vollführen. Wie sie schlottern die entfleischten Knochen, wie die Brust ohne Herz kracht und knarrt; wie die ausgeleerten Augenhöhlen herumklotzen und ihre Eingeweide suchen, und keine Thräne haben, es zu beweinen! Dort rollt ein **o** wie ein Kopf ohne Rumpf über den Grabeshügel weg. Hier schlingen **m** und **n** zwei fremden Händen gleich sich ineinander, und glauben sie wären ein Geschwisterpaar. Siehst du jenes **B**, wie bequem es sich hinsetzt auf das Kirchhofsgras, als spräche es: ich gehe dir nicht entgegen, du kommst von selbst zu mir? — und dort hinten das **ß**, das den eigenen Kopf unter dem Arme trägt — und hier vor dir, dieses **T**, welches wie eine Todessense dir droht! — Fort von diesem Leichenfelde, ich will nicht schreiben ferner, ich will mit dir reden die Sprache der Lebendigen.

Des Menschen Lippe ist die Morgenröte, vor welcher das Gespenst der Schrift sich scheu wegflüchtet; der Buchstabe bleibt stets ein trügerischer Geist: er giebt Antworten auf alles und beantwortet

nichts. Setze dich an meine Seite; sieh mir in das Auge wo das Licht wohnt; lege deine Hand in die meinige, denn sie haben beide schon Thränen getrocknet. So darf sich dir die tote Lüge nicht nahen, und du vernimmst nichts als nur die lebendige Wahrheit.

Wahrheit? Lüge? Wie überfällt mich plötzlich die Erinnerung, daß ich mit einem Weibe rede, dessen Geschlecht den Ernst nicht faßt, den Ernst nicht der überall ist oder nirgends. Tausende haben gedürstet zu wissen was Wahrheit sei, mir war stets am unbegreiflichsten was man Lüge nenne. Ist Lüge der Widerspruch des Scheins mit dem Wesen, dann hat die Natur gelogen, die um den süßen Kern eine bittere Schale gehüllt, und in die lockende Frucht ein totbringendes Gift verborgen. Wähnt ihr, das gute Wort müsse auch Gutes umschließen, und das schöne Schönes, so ist dieses euere Sünde, die meinige nicht, nicht die irgend eines Sprechenden.

Guter Gott, wo bin ich hingekommen? Glücklich, daß mir mein Morgenbrot gebracht wird, welches mich in die essende Wirklichkeit zurückführt. Ich habe es mir fest vorgenommen, nicht eher wieder an Sie zu denken als bis die Tasse angefüllt ist, und Jean Paul zum Lesen aufgeschlagen vor mir liegt; dann öffne ich den Mund, den Geist, das Herz und die Pforten der Erinnerung zugleich, und lasse den süßen Thee, meine Freundin, das Brot und das Buch zusammen eintreten. Seid mir alle willkommen!

Ei du lieber Mann, wie danke ich dir für dein tröstendes Wort! Hört doch, was ich in Jean Pauls Vorschule der Ästhetik soeben gelesen habe. „Kein Volk schüttelt den Kopf zum Ja.“ Wie schön und labend ist dieser Spruch.

Ich habe Ihnen gestern die furchtbare Geißel Gottes*) in Ihre friedliche Wohnung geschickt. Wenn Sie sie kennen gelernt haben, sprechen wir vielleicht mehr darüber. Doch sollten Sie nicht wünschen den lateinischen Spruch der auf dem Titelblatte steht, und welcher den Sinn der ganzen Tragödie, dem einen aufschließt, dem anderen zuschließt übersetzt zu lesen? Hier folgt er: „Wem alles eins ist, und wer alles auf eines hinführt, und wer alles in einem sieht, der kann standhaften Herzens sein, und friedevoll in Gott ruhen.“ — Meiner Freundin dieses zu erklären, wäre überflüssig oder fruchtlos.

*) Attila von Z. Werner.

Aber der Himmel schenke ihr jene Seligkeit, die ihrem Geschlechte versagt ist, und nur gutbegabten Männern zu teil wird — die Seligkeit, eine Schlachtfeldposse, und die heilige Würde einer wohlschmeckenden Pastete mit einem ungeteilten Gefühle aufnehmen und genießen zu können.

..... Wie mächtig ist doch unsere Phantasie! Die vereinigten Könige der Erde, die Götter selbst können ihr nicht widerstehen; alles zieht in Sklavenketten hinter ihr, zu ihrer Lust und ihrem Dienste.

Sehen Sie dort die Brunnensäule bei der Wohnung Ihrer Schwester? Sie ward erst kürzlich aufgerichtet. Die Säule ist ein edles Kunstwerk, sie bildet des Menschen aufrechtstehenden, die Erde beherrschenden und nach dem Himmel strebenden Geist ab. Diese da wird uns alle überleben, und auch die, welche um uns geweint. Sie selbst aber glänzt nach hundert Jahren mit aufgefrischter Farbe so schön wieder als in ihrer Jugend. Ach, wer möchte nicht lieber eine solche Säule sein als ein vergänglicher Mensch. Die sind glücklich zu nennen, welche wähnen, Kunstwerke seien leblos, und kurzes Leben sei doch werter als tausendjähriger Tod. Aber wer es besser weiß, der trauert über seine Vergänglichkeit. Die Gebilde des Menschen leben wie er selbst, doch können wir nur glauben daran; denn unser Wissen ist beschränkt nach unten wie nach oben, und wir begreifen die Urväter unseres Geistes so wenig als seine Enkel in entfernten Geschlechtern. Vielleicht giebt es höhere Wesen als wir, auf der Erde selbst, die uns in jenem Irrtume gleichen, indem sie glauben, die Menschen wären leblose, unbewegliche Gebilde, die sie aus irgend einem Thone ihrer Welt geformt. Lebt nicht das Eisen, das dem Zuge des Magneten folgt, und wie sollte der Marmor leblos sein, dem der Mensch einen edleren Geist eingeschaffen als er selbst besitzt, den vergötterten menschlichen?

Ich habe diese Brunnensäule gesegnet, und dabei an euch gedacht, deren kein Dichter und niemand gedenkt: deiner, du liebende Köchin, und deiner, du treuer Johann. So oft ihr Wasser holt an diesem Brunnen, möget ihr glücklich euch begegnen, und ihr noch glücklicher voneinander scheiden. Laßt den Herrn und die Frau zu Hause nur immer schelten. Sie würden euch beneiden, wenn sie wüßten warum ihr so lange säumet. Wer ist so thöricht, über euch zu lachen? In Bierliebe berauscht ihr euch, wir in Champagnerliebe, und jeder weiß, wem beim Erwachen der Kopf am heftigsten schmerzt.

Wir gingen über die schöne Aussicht und sahen in den Strom hinab. Wie zogen die Eisschollen so stolz und langsam vorüber, die kleineren allein, die größeren gefolgt von kleinen, ganz wie beim höfischen knechtischen Menschen. Bald leckte das Wasser an der Scholle, und löste immer mehr und mehr von ihrer Rinde ab — noch eine Stunde und sie ist nicht mehr — bald schloß die Welle sich ihr selbst gefrierend an und machte sie größer .... — —

Montag am 12. Januar.

Gestern abend unterhielten sich einige Ihrer Freunde von Ihnen, daß heißt sie priesen Sie. Als ich es wahrnahm, trat ich hinzu, und goß einen wasserreichen Spaß in ihre Begeisterung. Wie das zischte, wie das aufsprang, wie das dampfte! Aber die Liebe zu meiner Freundin gleicht dem griechischen Feuer, das auch unter dem Wasser fortbrennt, und so wahr ich ein ehrlicher Mensch bin, nur um dieses zu erfahren, hatte ich den vollen Eimer in das heilige Gespräch gestürzt. Aber ich beklage ernstlich die Freunde alles Schönen und Guten, nämlich Ihre, wenn sie so ängstlich sind, daß ihr Heiligtum nicht angetastet werde. Hat der Himmel keinen anderen Gott als den man hineinschafft, dann braucht der Gläubige, um den Gegenstand seiner Anbetung vor dem Zutritte der Unheiligen zu schützen, nur sich selbst zu bewahren.

Sie forderten mich gestern abend auf, Ihnen meine Ansicht über Goethes Erlkönig zu sagen. Ich konnte nicht sogleich darauf eingehen ..... Dafür antworte ich Ihnen heute.

Vielleicht werden in nachfolgender Betrachtung einige etwas nüchterne Zergliederungen des Gedichtes vorkommen; dann, liebe Freundin, sehen Sie mir dieselben nach, sie könnten unvermeidlich gewesen sein. Freilich wird manches Kunstwerk durch ein solches Zerschneiden mit dem Untersuchungsmesser leblos gemacht, und die Wißbegierde wird zur Mörderin der Empfindung. Allein, so ist der Mensch; um zu erfahren, worin seine Freude besteht, opfert er froh und willig die Hälfte dieser Freude auf.

In den Sammlungen der Goetheschen Gedichte bilden Balladen und Romanzen eine gemeinschaftliche und eigene Abteilung, unter welcher der Erlkönig aufgenommen ist. Durch die Nachbarschaft und das vertrauliche Zusammenleben dieser beiden Dichtungsarten spricht sich ihre nahe Verwandtschaft genugsam aus. Aber welcher derselben der Erlkönig zugehöre, wage ich nicht zu bestimmen, ja ich möchte

behaupten, daß dieses Gedicht als Romanze oder als Ballade angenommen werden könne, je nachdem es aufgefaßt wird. Nämlich, der Erlkönig und das Kind, als Naturverhängnis und dessen Opfer, können auf zwei verschiedene Weisen miteinander in Verbindung gesetzt werden. Entweder es wird des Kindes Tod als ein geschichtlicher Vorfall und als das Ursprüngliche gesetzt, wobei die Phantasie des Dichters, einen Volkswahn benutzend, dieses plötzliche Sterben aus der Geistereinwirkung eines Erlkönigs erklärt, oder man läßt den lauernden Erlkönig, der dem vorbeireitenden Vater sein Kind ablockt, zuerst auftreten. Auf die letztere Art gedacht, wäre diese Dichtung eine Ballade, auf die andere Weise aufgefaßt, eine Romanze. Ich will die eine und die andere Auslegung versuchen und Ihrem Urteile die Wahl der besseren oder die Verwerfung beider überlassen.

Gemäß der ersteren Ansicht schafft die Phantasie erst *nach* dem Tode des Kindes sich die Art seines Hinscheidens, um sich dieses zu erklären und zu entdüstern, und dafür spricht die Entstehungsart jedes Aberglaubens, der nicht etwa auf irgend ein übersinnliches geistiges Walten, ein Ereignis der Sinnenwelt, als dessen Wirkung *folgen* läßt, sondern einer ungewöhnlichen überraschenden Naturbegebenheit, jenen geistigen Einfluß als ihre Ursache *vordichtet*. Man wird zu dieser Ansicht von der ersten Strophe des Erlkönigs hingeführt. Dort heißt es vom reitenden Vater:

„Er hat den Knaben *wohl* in dem Arm,
Er faßt ihn *sicher*, er hält ihn *warm*."

Würde, nachdem der Vater zu Hause angelangt war, und sein Kind tot aus dem Mantel gewickelt hatte, der etwa zu Hilfe gerufene Arzt, wohl anders geurteilt haben, als daß der Vater beim schnellen Reiten, ängstlich besorgt, daß der Knabe vom Pferde stürzen oder in der windigen Nacht frieren möge, ihn zu dicht eingehüllt, zu fest in seine Arme geschlossen, und so die Vaterliebe allein ihn totgedrückt habe? Allein der erkrankten Einbildungskraft der trostlosen Mutter genügt die kalte verständige Erklärung des Wundarztes nicht; ihr schaudert vor dem Bilde des *zerquetschten* Lebens, und sie schafft sich, um ihren Schmerz zu mildern, einen näschigen Geist, dem nach ihrem schönen Knaben gelüstet, und der ihm durch den Zuruf die Seele sanft ausgeschlürft habe.

Man könnte bei dieser Art den Erlkönig zu erklären, beharren, wenn ihr nicht die letzte Strophe des Gedichtes entgegenstünde. Diese Strophe schließt mit den Worten:

„Dem Vater *grauset's*, er reitet geschwind."

Also hat der Vater selbst den Geistereinfluß des Erlkönigs an dem Entsetzen des Kindes grausend wahrgenommen, noch ehe dessen Tod seinen Blick getrübt und verwirrt und sein Urteil zu düsterer Ahnung herabgestimmt hatte; also hat die Volkspoesie nicht dem Tode die Todesursache, sondern der Raubbegierde des Erlkönigs das Sterben des Kindes als Wirkung angedichtet. Wir können daher auf dem angetretenen Wege dem Sinne des Gedichtes näher zu kommen, nicht weiter gehen, und müssen zu der anderen Erklärungsart unsere Zuflucht nehmen. Nämlich die Auslegung ist so zu machen: der Erlkönig war es wirklich, der das Kind getötet. Es kannte ihn aus den Erzählungen seiner Amme, erinnerte sich seiner bei der nächtlichen Reise, glaubte ihn zu sehen und zu hören, und starb an der Furcht vor ihm.

Wie der Volksaberglaube den Erlkönig entstehen läßt, und wie er ihn sich ausbildet, ist mir unbekannt; auch habe ich keine Gelegenheit gefunden, mich darüber zu unterrichten. Allein wahrscheinlich ist die Erle des Königs Mutter. Dieser Baum wächst häufig in sumpfigem Boden, und wird an Bächen gepflanzt. Er pflegt gleich den Weiden oft gestutzt zu werden, und dann sieht er breit und stattlich aus wie ein König Dagobert, und erscheint mit einer Krone auf dem Kopfe. Wohl manches Kind aus dem Dorfe mochte in dem Erlenbache den Tod gefunden haben, und welche Mutter bettete die Leiche ihres Kindes nicht lieber in einer glänzenden Königshalle, als in der feuchten Wohnung der Fische?

Der lüsterne Erlkönig harrt auf ein Opfer, und erlauscht den mit seinem Kinde vorbeireitenden Vater.

„Es scheinen die alten Weiden so grau"

Es mag also die Straße, die zum Hof führt, nahe am Bache vorüberziehen. Er will das Kind an den schlüpfrigen Rand des Baches rufen, um es in sein Wellennetz zu fangen, und er weiß recht gut, wie man Kinder lockt,

„Manch bunte Blumen sind an dem Strand"

lispelt er ihm zu.

Meine Freundin hat mir die Ansicht des Herrn N. über dieses Goethesche Gedicht mitgeteilt. Sie sagte mir, daß er der Meinung sei: der Volksaberglaube schaffe sich einen wirklichen Erlkönig, der körperlich bestünde, und auch außer der Phantasie des Gläubigen

noch da sei. Allein wenn dieses wäre, warum bedarf der Erlkönig einer zauberischen Geistereinwirkung, um die Seele des Kindes zu holen, warum entreißt er es nicht ganz wie es leibt und lebt den Armen seines Vaters? Er thut es nicht, denn er hat keine körperliche Gewalt, die mechanisch wirken kann, und ließ man ihn so thun, dann würde dieses schöne Spiel der Phantasie zum gemeinen Räuberspuk herabsinken. Der Mensch schauert vor keiner Übermacht, und wäre sie noch so groß, so lange er sie messen und greifen kann; nur die verborgene Gewalt, welche ihm meuchelmörderisch auflauert, ihm heimlich Gift mischt, und der er nicht zu entrinnen vermag, die ist es, welche ihn mit Geistergrauen erfüllt, und in welcher er bebend die Oberherrschaft des Himmels oder der Hölle erkennt. Dem Erlkönig einen Körper geben, sagen Sie selbst, heißt dieses nicht der Dichtung ihren Geist nehmen?

Ob dieses Gedicht so große Schönheiten enthalte als wohl behauptet worden, darüber will ich mit keines Gefühle streiten oder rechten. Doch mich sprach es nicht am stärksten an. Nur der einzige Vers:

„Er hält in Armen das ächzende Kind,"

hat mich ergriffen, weil er zugleich malt und singt, und das Auge wie das Ohr rührt.

Doch will ich es ohne Schüchternheit erklären, was für mein Gefühl das ganze Gedicht verdirbt, und allen seinen Wohlklang zerstört. Es sind des Kindes letzte Worte:

„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!"

Wie käme das Kind zu dem Gefühle, daß ihm der Erlkönig ein Leid anthun wolle? Es ist ja darum nur gestorben, weil es den Schmeichelworten des lockenden Geistes, der ihm frohe Spiele und Geschenke versprach, glaubte und folgte. Hätte es Mißtrauen gehabt und eine Übelthat von ihm erwartet, dann wäre es ihm nicht zugesprungen, und wäre nicht in seinen Tod gegangen. Freilich läßt der Dichter dem Kinde Zwang anthun und den Erlkönig sagen:

„Und bist du nicht willig, so brauche ich Gewalt."

Aber eben hierin scheint mir diese Dichtung mißgestaltet. — In der, gleich auf den Erlkönig folgenden Romanze: Der Fischer, wird eine ähnliche Dichtung Goethes reiner ausgebildet. Der Fischer folgt

froh und willig den Lockungen des Wasserweibes und stürzt sich in die Fluten hinab; nicht der Unglückliche selbst, nur der Zuschauer weiß es, daß ihn eine tückische Macht in das Verderben geführt hat.

So steht auch dem sterbenden Kinde, nach Empfange der tödlichen Berührung, das besonnene Urteil nicht an, daß der Erlkönig ihm dieses Leid zugefügt habe. Nicht das Kind selbst, nur der erzählende Dichter, hätte den Mörder kennen und anklagen dürfen.

Endlich, welches Lob auch übrigens dieses Gedicht anzusprechen habe, so glauben Sie darum nicht, daß hierdurch dem Dichter ein großes Verdienst zuwachse. Die meisten dieser Balladen und Romanzen sind altdeutsche oder schottische und englische Volkslieder, deren Bearbeiter sich keinen anderen Dank, als den für die Übersetzung in die Muttersprache oder in die Schreibart der jetzigen Zeit erwerben können.

Ich vergaß etwas. Es will mir nicht behagen, daß der Erlkönig von Mutter und Töchtern spricht. Dieses macht ihn gar zu menschlich und raubt ihm viel von seiner Geisterwürde; denn nichts das geboren ist heilig, und nichts scheint erhaben, dessen Ursprung wir sehen. Wenn man seine erlkönigliche Majestät von seiner Familie reden hört, muß man sich unter ihm einen Mann in den besten Jahren denken, da er *schon* Töchter und noch seine Mutter hat.

Dienstag am 13. Januar.

Nein, ich will geblendet gewesen sein, will falsch gesehen haben .. Sie nahmen die Notenblätter vom Pulte weg, warfen sie mit Heftigkeit aufs Klavier, so daß ein Teil derselben zur Erde fiel .. Dann haderten Sie mit dem Verhängnis, mit der Natur, mit sich selber, weil — o das gestählteste Herz muß in Thränen zerschmelzen, wenn es diesen Jammer erfährt — weil Sie im *Klavierklimpern* nicht die erwünschten Fortschritte machen. Ich bemerkte Ihnen, Sie würden wegen Ihres ausschweifenden Hanges nach Können und Wissen, gleich Faust, noch einst eine Beute des Teufels werden. Sie lachten mich aus und ahnten nicht, wie wohlthätig dieser Scherz Ihnen gewesen; er war der Blitzableiter meines Zornes über den Ihrigen, der, hätte er Sie getroffen, Sie vielleicht stark verwundet haben würde. Aber ich wiederhole jetzt im Ernste meine Vorhersagung, daß Sie noch einmal die Hölle zum Himmel machen werden. Ach, wie lebhaft mir das alles vor die Sinne tritt! — Ich klopfe an ... Keine Stimme läßt sich hören .. Ich öffne leise die Thüre ... Ein Schwefeldampf mit schmalen Streifen von Lilienduft dringt mir ent-

gegen ... Auf dem Pulte liegen angebrannte Musikblätter von Ihrer eigenen Komposition, Oeuvre 365 ... Zehn Kohlen, wie menschliche Finger geformt, ohne dazugehörigen Hände und andere Körperteile, hüpfen toll und schauerlich auf den Tasten umher ... Hinter dem Stuhle steht der Teufel, der die Menschengestalt, die er als Ihr Lehrer getragen, abgelegt hat, und schlägt höhnisch den Takt dazu ... Jetzt nimmt mich der Satan wahr, wickelt schnell die zehn Finger, der ganze Rest Ihres liebenswürdigen Daseins, in ein rotes Tuch und fährt damit zum Fenster hinaus. — Und für zwanzig Jahre gutes Klavierspielen und vortreffliches Komponieren konnten Sie Ihre Seligkeit hingeben? .....

Warum werden Sie so unwillig, wenn Ihre kleinen Finger den Riesenwünschen Ihres Herzens nicht nachzufolgen vermögen, und warum lassen Sie den teilnehmendsten Ihrer Freunde Zeuge eines Schmerzes sein, der keine Teilnahme verdient? .....

Donnerstag am 15. Januar.

Ich will diese Empfindung von ihrer stillen Quelle an begleiten, damit ich ihres Ursprungs eingedenk bleibe, und ihr nachfolgen, um zu sehen, ob sie zum Strome anwachsen, oder sich in den Sand verlieren werde. Ich will thöricht sein, aber mit so vieler Klarheit als möglich; ich will den genauesten Rechenmeister machen aller Irrtümer und Verrechnungen meines Herzens. Ich will ... Aber komme mir nur noch einer und sage: der Himmel sei blau, des Feld grün, und dunkel sei die Nacht! Verblendeter, wenn erst dein Blick sich aufklärt, dann wirst du wahrnehmen, wie falbe und düster alles gewesen, was dir bisher glänzend hell erschien, und wie das Sonnenlicht und jedes schöne Farbenspiel sich nur dort spiegelt, wo früher dir nur Unscheinbares dünkte. — Aber, hat der Hofnarr an meinem Herzen nicht recht, wenn er lacht, daß ich mich nicht begnüge, mir selbst den Sinn dieser Rede zu vermummen und unkenntlich zu machen, sondern daß ich mich auch bemühe, ihn anderen zu verbergen; als wenn es nicht Geheimnisse gäbe, die am verschwiegendsten bleiben, wenn man sie verrät, weil Sie niemand glaubt!

Sie waren gestern nachmittag bei O. gegenwärtig als Dr R. über den Magnetismus sprach, und dabei eine Geschichte vorlas, daß

eine Hellseherin behauptet habe, weit entfernten Personen, indem sie ihren Namen ausspreche, sich hörbar machen zu können. Sie sahen mich darauf etwas in mein Taschenbuch einschreiben; es war das Merkzeichen zu folgenden Gedanken.

Warum sollte jenes Zurufen aus der Ferne unmöglich sein? Spricht nicht die gewöhnliche Redensart dafür: daß einem die Ohren klingen, wenn abwesende Personen von ihm sprechen? Man sollte keinen Aberglauben belachen, sondern zernichten, in dem man sich bemühte, zu seinem Ursprunge hinaufzusteigen und ihn natürlich zu erklären. Die Rechtsgelehrten haben ein großes Buch von gesammelten Sprichwörtern des gemeinen Lebens, in denen uraltes Recht und hinfällige bejahrte Gesetze sich dunkel und geheimnisvoll ausdrücken. Für den Unkundigen haben diese Sprichwörter keinen Sinn, und er achtet ihrer nicht; aber der Verständige geht ihrer Quelle nach und deutet ein schwankendes, zweifelhaftes Verhältnis der gegenwärtigen Zeit, aus jenen uralten Orakelsprüchen. Wie in diesen bürgerliche Rechte, so sind uns in den Überlieferungen des Aberglaubens Gesetze der Natur zugekommen, deren Bilderschrift wir zu enträtseln uns bemühen sollen, so hindernd uns auch der Spott und die eitle Anmaßung solcher Menschen in den Weg treten, welche die Grenze ihres Wissens für die Grenze der Wissenschaft halten. Ach, liebe Freundin, könnten Sie nur einen einzigen Blick thun in die geheimnisvolle Tiefe des Magnetismus, von welchen erhabenen Dingen würden Sie Ihr tägliches Leben umringt sehen, und welche Nichtswürdigkeit würden Sie oft in dem erkennen, was dem Menschen als das Höchste und Heiligste erscheint und er zum Götzen seiner Anbetung macht! Mit welchem Erstaunen und Schrecken würden Sie wahrnehmen, daß es nur der Erdgeist ist, den wir als den höchsten Gott verehren. Mit welcher Freudigkeit aber auch würden Sie verstehen lernen, daß jedes Dasein unvergänglich, und das menschliche Leben nur eine Wanderung in die Fremde sei, aus welcher uns endlich das Heimweh, in den großen Kreis der Liebe anverwandter Seelen zurückführt.

Wenn war es doch, daß wir von der Art sich zu kleiden sprachen, und wie viel darauf ankomme, ob man diesen oder jenen Stoff, diese oder jene Farbe, das Halstuch auf die eine oder die andere Weise gefaltet trage? Ich hatte mir vorgenommen Ihnen eine lange Kleiderpredigt zu halten, aber es wird nichts daraus. In dem Tempel

der Göttin des Putzes, ist schon die Vorhalle anziehend und ehrwürdig, so daß die ernste Betrachtung, die mir gleich an der Pforte begegnete, mich abhielt in das innere Heiligtum einzutreten. Wie unglücklich ist doch der Mensch, daß er sein ganzes Leben ins Unendliche spaltet und abteilt, und alle die verschiedenen Glieder seines Daseins, statt sie zu einer Schwesterkette aneinander zu reihen, immer eines dem anderen unterordnet und jedes Niedrige zum Sklaven seines Höheren macht. Seine Seele ist ihm nur das Gefäß, mit welchem er in den Brunnen des Todes, die Wonnen des Himmels schöpft; sein Leib ist ihm nichts als das Futteral dieses Gefäßes, und das Kleid am Körper nur ein Papier um das Futteral gewickelt, damit es nicht schmutzig werde. Warum begreift der Mensch nicht, daß Freiheit nirgends oder überall, daß jedes Kunstwerk als Kind des Menschen ein Enkel der Natur sei; daß ein gleicher Drang die Spinne zur Bereitung ihres Netzes, und die Menschen zum Baue der Häuser führt; und daß der nämliche Bildungstrieb dem Bären den Pelz und uns einen Mantel umhängt? Warum begreifen viele so vieles nicht? . . . . . .

Freitag am 16. Januar.

Ach, ich habe meinen Regenschirm verloren; hat ihn niemand gesehen? Vater, Mutter und Kind konnten zugleich darunter gehen. Wo bist du, grünseidenes Taschentuch, an dem die weinenden Wolken sich die Augen trocknen, wenn ihre Mutter, die Sonne, mit ihnen zankt? O Gott, strafe und peinige seinen unrechtmäßigen Besitzer! Wenn er ein Kaufmann ist, so möge ihm an Regentagen kein Handel glücken; ist er ein furchtsamer Mensch, dann möge er mit dem Schirm dem ärgsten Zänker der Stadt den Hut vom Kopfe stoßen, daß er Händel und Schläge bekomme . . . . .

Soeben erhalte ich einen Brief aus Paris. Mein Freund schreibt mir, daß dort die Männer nur verheirateten Frauen den Hof machten, aber keinen Mädchen. Sie haben recht, und es ist gewiß, daß unter allen Völkern den Franzosen allein derjenige Kunstsinn eigen ist, welcher einzig zum richtigen Verständnis des geselligen Lebens führt. Nur Frauen sind der Freundschaft fähig und würdig, dieses edelsten aller Gefühle, dessen schönes Wechselspiel die Sprache des Umgangs mit Hof machen wohl nicht malerisch genug ausdrückt. Aber ein Mädchen, das nicht mehr als Freundschaft einzuflößen weiß, ist auch dieser nicht wert.

Ferner sagt mir der Brief: in Paris brauche man nur aimable zu sein; nur! als wenn dieses nicht das Höchste wäre. Der Doktor und der Apotheker mögen eine Pflanze nach ihrem inneren Werte, nach ihren Heilkräften, der Koch sie nach ihrem Küchengebrauche schätzen; die anderen Leute aber lieben an ihr nur den Duft und den Glanz ihrer Blüten. Welchen Reiz könnte auch ein Mensch mit den herrlichsten Eigenschaften gewähren, wenn diese nicht glänzen und anziehen? Er ist, wenn auch mehr als ein Heilmittel das nur Kranken dienlich ist, doch höchstens eine Brotfrucht, die nur Hungrigen zusagt, und übrigens um genießbar zu werden, erst gedroschen, gemahlen, geknetet und gebacken werden muß. Und sei es auch ein Hunger und Durst nach Wissenschaft, den Menschen solcher Art befriedigen, so macht sie das nicht lockender. Ein Wirt von Anstand soll seine Gäste nicht bloß satt machen, sondern auch ihre Eßlust angenehm reizen; denn man kommt zu keinem Gastmahle um Brot zu essen, sondern man erwartet Leckerbissen eines unterhaltenden Gespräches; dieses aber kann nur ein liebenswürdiger Mensch gewähren. Übrigens ist man nicht liebenswürdig ohne Geist und Herz, und es giebt keine liebenswürdigen Bösewichter, wie dies manche ohne Überlegung meinen, weil sie eigentlich nicht wissen, was das Herz und die Tugend ist. Die christliche Philosophie hat, wie alles, so auch die Ansicht vom menschlichen Herzen verwirrt. Sie hat eine Art Gespenst daraus gemacht, das keiner noch gesehen hat, woran wenige glauben, und auch diese nicht einmal wissen, was sie dabei denken sollen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

. . . . Der Spott ist das Scheidewasser für die Wahrheit, welches über sie gegossen uns erfahren läßt, ob ihre Farbe echt sei oder nicht.

Geschichte meiner Gefangenschaft, nebst Beschreibung der herrlichen Wandgemälde, die sich in der Hauptwache zu Frankfurt befinden.

Am 22. März 1820 wurde ich wegen Anschuldigung etlicher demagogischen Umtriebe, auf Ersuchen der preußischen Minister, verhaftet. Der Verdacht, daß ich vom Tertianfieber angesteckt sei,

und daher unter Quarantäne gesetzt werden müsse, war wirklich nicht ohne Schein. Ich habe in der That mit einem Tertianer mehrere auffallende Ähnlichkeiten. Erstens bin ich von kleiner Gestalt, obzwar wohl gebildet. Zweitens laufe ich gern Schlittschuhe. Drittens bin ich im Griechischen noch unwissender als ein Tertianer; denn dieser kann es noch lernen, aber ich nicht, denn ich habe es bereits vergessen. Daher ist die Beschuldigung zu entschuldigen. Überhaupt ist der März zu jeder Zeit voller Verschwörungen gewesen — gegen den Menschenverstand und die Gerechtigkeit nicht allein, sondern auch gegen Fürsten und Völker. Die Märzluft ist von revolutionären Dünsten geschwängert, weswegen auch die Frauenzimmer in diesem Monate das Gesicht mit einem Schleier behängen, um nicht angesteckt zu werden. Am Idus des Märzes fiel Cäsar. Am zwanzigsten März kehrte Napoleon von Elba zurück. Am dreiundzwanzigsten März wurde Kotzebue ermordet. Im März verschwor sich die französische Oligarchie gegen die Freiheit des Volkes. Im März ward der König von Spanien gezwungen, die Alleinherrschaft niederzulegen. Noch viele Märzstürme wären anzuführen, da es aber in meinem Gefängnisse an der Aufwartung der Bücher, dieser unentbehrlichen Studierkammerdiener fehlt, und mein unbehilfliches Gedächtnis, ein schwächlicher Knabe, mich allein bedient, so muß ich es bei obigen Beispielen bewenden lassen. Der Grund, warum der März so voller gefährlicher revolutionären Umtriebe ist, wird aus der Preußischen Staatszeitung leicht erklärt. Der März ist nämlich der Tertianer der Monate.

Es war nachts elf Uhr, da ich ins Gefängnis abgeführt wurde. Zuvor wurden meine Papiere zusammengerafft, in einen Sack gelegt, den ich dazu hergab, und versiegelt. Es war ein Nachtsack, den ich einige Monate früher von Paris mitgebracht hatte, er war also zum Obskurantendienste bestimmt. Diese Papiere machen mich sehr zittern für meine litterarische Ehre. Der winzigste Autor verblüfft manchmal, wenn die Minerva fertig und gerüstet aus seinem Jupitershaupte hervorspringt, und sich in ihrem Glanze zeigt. Kommt man aber in seine Werkstätte und sieht die Meiselabfälle und die rohen Blöcke, wie sie aus dem Schoße der Erde kommen, dann denkt man: an dem ist nicht viel. Besonders angst macht mir ein Aufsatz, überschrieben Humoralpathologie, der sich unter meinen Papieren befindet. Ich habe darin den Kater Murr beurteilt, ein Werk des geistreichsten deutschen Schriftstellers, des Herrn Hoffmann, in Berlin,

der zur Belohnung seiner großen Verdienste zum Mitgliede der dort zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe bestehenden Komission ernannt worden ist. Das Buch wurde von mir aus Übereilung und Unverstand herabgehunzt, und es würde mich sehr schmerzen, wenn ein so großer, wichtiger Mann gelegentlich erführe, daß ich keinen Geschmack habe.

Der Umstand, daß ich in der Nacht verhaftet worden bin, und jetzt schon vier Tage sitze, ohne den Grund meiner Verhaftung erfahren zu haben, und ohne verhört worden zu sein, stellt die persönliche Freiheit, welche ein Frankfurter Bürger genießt, in das schönste Licht. In mehreren monarchischen Staaten, wie in Frankreich und England, erlaubt das Gesetz nur bei Tage zu arretieren. Wie grausam ist diese Einrichtung! Hierdurch erfährt jedermann sogleich das Verbrechen, und die Ehre geht noch früher verloren als die Freiheit. Wird man aber im Dunkeln ins Gefängnis geführt, so merkt es keiner; ja man kann Jahre lang eingesperrt sein, ohne daß es die Stadt erfährt, und sie denkt der Vermißte wäre auf Reisen. Und wie wohlthätig sind auch die übrigen Folgen der nächtlichen Verhaftung! Der Gefangene vermißt nicht gleich anfänglich seine Freiheit, da ohnedies bei Nacht jedermann in seinem Zimmer eingesperrt ist. Im Schlafe vergißt er seine Leiden. Der Anblick des gestirnten Himmels flößt ihm, wie jedem Unglücklichen Trost ein; er denkt: über den Sternen sitzt ein Kassationsgericht. Er sieht die Menschen aus seinem Fenster nicht spazieren gehen, was ihm bei Tage Verdruß macht. Endlich weiß er aus dem tierischen Magnetismus und von seiner Amme her, daß man bei Nacht ohnedies dem Teufel gehört, und frägt sich: was verliere ich dabei? . . Die Einrichtung, viele Tage ohne Licht über die Anschuldigung und ohne Verhör zu bleiben, ist nicht weniger edelmütig, zart und menschlich. Hierdurch gewinnt der Verhaftete Zeit, sich auf alle mögliche Fälle vorzubereiten, und sich auf die Beschuldigung aller nur erdenklichen Vergehen, von der Verbalinjurie bis zur Mordbrennerei, mit Antworten zu versehen, so daß auch der geschickteste Kriminalrichter ihn nicht wird überraschen können.

In mein Gefängnis angelangt, durchdrang mich sogleich ein wohlthuendes romantisches Gefühl. Ich hatte am nämlichen Abende Kotzebue's Ubaldo*) gesehen, und ich dachte den sechsten Akt zu spielen.

---

*) Börne schrieb an jenem Abende auf einem Notizblatte:
Ubaldo. Ein Kotzebuesches Trauerspiel geht man traurig hin zu sehen, und verläßt es lachend — wo die Verse (dieses Hofceremoniell, das oft die Leere ver-

Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn eine Spinne da gewesen wäre, an die ich, wie der Herzog, eine schöne Rede hätte halten können! Ich sah aber keine andere, als die hypochondrische, die mir schon viele Jahre vor den Augen schwebt. Da ich früher noch nie in männlicher Gefangenschaft war, so erfuhr ich jetzt zum ersten Male, welch ein herrliches Leben man in einem Justizpalaste führt. Die zarteste Aufmerksamkeit die man sich nur wünschen kann. Als mir mein Bett aus meiner bürgerlichen Wohnung gebracht wurde, untersuchte und durchknetete es der Gefängniswärter aufs sorgfältigste, um zu fühlen ob der Flaum weich genug wäre, und nicht etwa ein stechendes Federchen mich im Schlafe stören könnte. Anfänglich hatte ich den Argwohn, es geschehe um zu untersuchen, ob nichts Gefährliches darin versteckt wäre, etwa ein befreiender Tertianer im Kopfkissen; da ich aber den wahren Grund entdeckte, ward ich gerührt. Ein Stiefelknecht wurde mir versagt, um das traurige Bild knechtischer Dienstbarkeit von mir entfernt zu halten. Messer und Gabel durfte ich nur im Beisein der Aufseher gebrauchen, damit ich mir kein Leid anthue. Stahl und Stein, sowie selbst ein chemisches Feuerzeug, wurde mir abgeschlagen, doch durfte ich Tag und Nacht ein angezündetes Licht haben, und wirklich brannte wie vor einem Heiligen, beständig ein Licht vor mir. Schreibzeug und Papier wurde mir erst auf wiederholtes Bitten verabreicht, und letzteres zugemessen. Man fürchtete, ich möchte durch vieles Sitzen und Schreiben meiner Gesundheit schaden. Jeden Abend untersuchte ein Wächter mit einer Laterne den Ofen, um zu sehen, ob er nicht etwa rauche und meinen schönen Augen lästig fiele, und das Gitter an den Fenstern, damit kein Dieb von außen hereinsteigen könne, mich zu bestehlen. Während dieses geschah, standen fünf Soldaten vor der aufstehenden Thüre in Reih und Glied, um zu verhindern, daß die Zugluft eindringe. Das Geld wurde mir bei meiner Verhaftung abgenommen, weil ich als Mann von Verdienst, den der Staat im Prytanäum verköstigt, keines nötig habe.

---

birgt) fehlen, entdeckt man die Blößen noch leichter — schlechte Bilder — keine große Leidenschaften weiß er darzustellen — Spießbürgertum auf dem Thron — Bilder die passen (das Gemeine muß gemein geschildert), wie die Faust aufs Auge — Gellerts Moral ist tausendmal schöner — Ubaldo, mit dem gefrorenen Herzen, der es für seine Pflicht hält, es nicht auftauen zu lassen, damit seine Frau trockenen Fußes darüber gehen könne. — Bildersaal von Kotzebues Bildern als warnende Muster.

Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertusburg bis zur zweiten Pariser Abkunft.

Erster Band. 1763—1797. Zweiter Band. 1797—1807. Frankfurt am Main. Verlag der Hermannschen Buchhandlung 1819.*)

Preußen — immer Deutschlands Herd, was auch in den Topf kommen, wer auch der Koch sein mag; alles bereitend, alles zersetzend; Nahrung und Schädliches, Wärme und verderblichen Brand, Flamme und Rauch, Glut und Asche gebend; Deutschlands Leuchtturm, die Gefahr zugleich bringend und abwehrend, unten die Klippe, oben die Warnung — dieses Staates Geschichte zu schreiben, ist so aufmunternd als abschreckend. Aufmunternd — weil der Staat, in seiner Entwickelung begriffen, sein Leben offener trägt; noch jugendlich, seine Tugenden und Fehler unverhüllter zeigt, so daß jene mehr Hoffnung geben, diese sie weniger nehmen; weil er noch nicht in Regeln verknöchert, in Gewohnheiten befangen ist; weil seine Ströme noch kurz, seine Quellen nahe sind, und man Ursachen und Wirkungen zugleich übersieht. Abschreckend — weil nichts Festes und Beständiges an ihm, und man seiner Geschichte nachlaufen muß; weil er mehr Anlage als Ausbildung hat, und der kommende Tag den heutigen bald Lügen straft, und endlich, weil er, wie die Jugend, Tadel so oft verdient als verschmäht. Wie das angezeigte Werk, diese schwierige Aufgabe so herrlich gelöst, läßt sich leichter versichern als beweisen; denn das Buch hat *mehr* als zwanzig Bogen, und diese Flugschrift *weniger*. (Wie sonderbar, daß es verstattet wird, mit Kanonenkugeln das Ziel zu treffen, mit Schrotkörnern aber nicht!)

Der Vater des Buches hat sich nicht genannt; das ist wohl schon empfehlend genug. Das Kind der Liebe und *ungesetzlicher* Herkunft wird schön und geistreich, stark und mutig sein, wie es die natürlichen Kinder gewöhnlich sind. Ich weiß nicht, ob die Wichtigkeit des Gegenstandes über seine Behandlung verblendet, ob die Wahr-

---

*) Am Rande des Manuskriptes dieser für die Wage bestimmten Recension, ist von der Hand des Frankfurter Censors beigeschrieben:

„Der Druck der Abhandlung über das Werk: Geschichte des preußischen Staates ꝛc., kann nicht gestattet werden.

Frankfurt, den 24. Juli 1820. Usener."

heit der Darstellung über deren Schönheit täuscht; allein es scheint mir, die Deutschen dürften sich keines geschichtlichen Werkes rühmen, das so viele Vorzüge vereint und so viele Fehler ausschließt. Die Schreibart ist so besonnen, edel und kräftig, wie bei den besten der Alten, und der Verfasser zeigte sich so standhaft im Gebrauche der vaterländischen Sprache, wußte alle ausländischen Wörter und Reden so ungezwungen zu entfernen, so fertig zu ersetzen, daß man sich schämt, jene zudringlichen Fremden so lange und geduldig ertragen zu haben. „Das Bestreben, alles zu wissen und zu ergründen, und die Begebenheiten bis in ihre letzten Ursachen zu erforschen, — ein löbliches Ziel, wenn nicht ebendasselbe nur zu leicht ins Kleinliche führte und Träume für Wahrheit gäbe" — dieses Bestreben der neueren Geschichtsforscher, der Verfasser gesteht, er teile es nicht. Wahrlich mit Recht. Wer mühsam forschenden Blickes in die Tiefe dringt, der verrät, daß ihm die Sehergabe mangle, denn dem wahren Seher liegt alles oben. Es giebt nichts Unsinnigeres, als jenes sogenannte Ableiten großer Begebenheiten, aus kleinen Ursachen, worin sich die eitle Klügelei so sehr gefällt — und auch nichts Verderblicheres; denn es bestärkt die Mächtigen in ihrem Eigendünkel. Ein paar Handschuhe, ein schiefes Fenster, ein schwacher Fürstenmagen, sollen Kriege entzündet, die Welt umgestaltet haben, so erzählt es der Witz. Wie abgeschmackt! Das Lüftchen, das eine Lawine herunterstürzte, war es nicht, das diese Lawine und ihren Fall so furchtbar gemacht; hätte es ein Federchen herabgeweht, wäre nichts daraus entstanden. Ist es die Quelle des Flusses, die das Feld überströmt und verheert? Der Regen, der Schnee in den Gebirgen, die Seitenbäche haben das gethan. Der Schleier der Kabinettsgeheimnisse ist nur ein Putzwerk der politischen Koketterie, die ahnen oder vergessen machen möchte, was sie nicht finden lassen, nicht verbergen kann. Unzureichende Schönheit und Häßlichkeit verstecken sich dahinter; der wahre Geschichtsschreiber braucht ihn nicht aufzuheben, Luft, Licht und Blick dringen ihm genug hindurch.

Der Geschichtsschreiber des preußischen Staates zeigt sich ohne Haß und ohne Liebe. Ohne Haß und ohne Liebe, gegen Menschen nämlich, nicht gegen die Dinge. Denn was wäre das für ein Geschichtsschreiber, der sich nicht für Wahrheit und Recht erwärmte, sich gegen Falschheit und Unrecht nicht empörte! Der Verfasser, glühend wie er ist für die Sache der Freiheit, wünscht wie billig, das Recht möchte auch immer auf ihrer Seite sein; doch wo es nicht ist, da zeigt er es,

wenn auch verdrossen. Auf dem anderen Wege, dem des Schlechten und des Tadels, beachtet er Vorsicht, und selbst im schnellsten Laufe seines Unmutes weiß er sich einzuhalten, und bleibt stehen, wenn ihm etwas Löbliches begegnet. Manche werden ihm gram werden, nicht weil er, weil sie Unrecht gethan; Beschuldigungen verzeiht nur der Schuldlose.

Mit dem Hubertusburger Frieden beginnt das erste Buch der preußischen Geschichte; es endet mit dem Tode Friedrichs des Großen. In diesem Zeitraum fällt die erste Teilung Polens, der bayerische Erbfolgestreit und der Fürstenbund. Der Hubertusburger Friede war die Sonnenhöhe Preußens, denn da dem Mißbrauche der Macht stets ihre Einbuße nachfolgt, so ist jener schon diese. Die Aristokratie, die dem Fürstenrechte stets gefährlicher war als Volksübermut, hatte Polens Untergang herbeigeführt. Mit Polens Teilung begann die französische Revolution und ihre Rechtfertigung. Vergebens predigt der gesättigte Wolf Sanftmut, vergebens der Dieb Ordnung und Gerechtigkeit, nachdem er den Diebstahl geborgen. „Wer von den Teilenden der Schuldigere war, scheint eine müßige Frage . . . Meines Bedünkens verdient, wer Böses aufnimmt und ausbildet, wenigstens ebensoviel Tadel, als wer Böses veranlaßt und vorschlägt. Am leichtesten zu entschuldigen dürfte wohl Maria Theresia sein, so sehr reden ihr ihre bekannten guten Gesinnungen das Wort. Wirklich scheint, was sie nach Flaßan gegen den Baron von Breteuil geäußert haben soll, ihre wahre Empfindung auszusprechen. ‚Ich weiß, daß ich durch alles, was in Polen geschehen ist, einen großen Flecken auf meine Regierung gebracht habe; aber ich versichere Sie, man würde mir verzeihen, wenn man wüßte, wie sehr ich widerstrebte, und wie viele Umstände sich vereinigten, um meine Grundsätze sowohl, als meine Entschlüsse gegen die unbegrenzten Entwürfe eines ungerechten Ehrgeizes zu erschüttern.‘ — — Im bayerischen Erbfolgestreite verschmähten die sich befeindenden Mächte noch nicht, den Schein des Rechtes zu gewinnen. Die Zunftschreiber sprachen für diese oder jene. „Jede Woche erzeugte Schriften und Gegenschriften; ihrer zweihundertachtundachtzig sind verzeichnet und kurz beurteilt in der allgemeinen deutschen Bibliothek.“ (Dreißig Jahre später wußte sich der Moniteur kürzer zu fassen!) Aber der Friede zu Teschen endigte den Krieg ohne Schlacht.

„Die Zurüstungen zu dem Kriege, den er beilegte, waren ungemein furchtbar. An viermalhunderttausend Krieger hatten unter

den Waffen gestanden: die Anzahl der Stücke schweren Geschützes, die beide Parteien mit sich führten, belief sich vielleicht auf dreitausend und die Unkosten der Zurüstungen auf fünfzig Millionen Reichsthaler; versuchte Feldherren, zum Teil Zeugen und Lenker des siebenjährigen Krieges, traten von neuem in die Schranken, und zwei ruhmbegierige Fürsten, gleich bereit, Einsicht und Tapferkeit zu belohnen, zogen voran. Deutschlands Wohlfahrt schien abermals der Wut des Schwertes preisgegeben und halb Europa in Gefahr erschüttert zu werden. Aber Friedrichen erhielten teils der Unwillen gegen den ganzen Krieg und die Schwäche eines kränkelnden Körpers, teils der Gedanke an die unversehrten Lorbeeren seiner nun grau gewordenen Schläfe in absichtlicher und unabsichtlicher Unthätigkeit, und Josephs hochfahrenden Jugendsinn zügelte im Lager die Ehrfurcht vor seinem Gegner und im Rate das bedächtige Alter der friedliebenden Mutter. Der eine fürchtete die festen Verschanzungen, damit an ihnen der Mut seiner Tapferen sich nicht unverhofft breche, der andere das freie Feld, wo Gewandtheit und Kunde obsiegen. Jener schien im Vorteil, weil er auf feindlichem Boden stand, dieser war es, weil er hier des Feindes ganze Kraft lähmte. Wer von beiden mehr Fehler begangen habe, ist schwer zu entscheiden: so viel Gelegenheit zum Ruhm ward versäumt und so viele wackere Leute in unnützen Gefechten verloren und der rauhen Witterung hingeopfert."

— — Den deutschen Fürstenbund (welch ein ganz anderes Gebäude wurde später auf diesem Grunde errichtet!) hatte der große Friedrich kurz vor seinem Tode gestiftet, damit, wenn sein Schwert im Grabe läge, Eintracht das Recht beschütze.

„Im Monat März trugen seine Gesandten bei den Kurfürsten von Sachsen und Hannover darauf an, mit ihm und unter sich folgende Verbindlichkeiten einzugehen. „Sie wollten gemeinsam über die Erhaltung des deutschen Reichskörpers nach den bestehenden Verträgen und Beschlüssen wachen, die Reichsversammlung, Reichskreise und Reichsgerichte vor jedem fremden Einflusse bewahren, jedem Reichsstande den Besitz seiner Länder und Gerechtsame sichern, wenn sie wahrnehmen, daß man der Verfassung zuwiderhandle, in dem Wege der Ordnung gegen unerlaubte Mittel und Maßregeln ankämpfen, endlich an alle Reichsstände die Einladung ergehen lassen."

Am 23. Juli ward die Übereinkunft, welcher auch bald die übrigen deutschen Fürsten beitraten, zu Berlin unterzeichnet.

„Dergestalt bildete sich (es war noch Mut im Lande, weil ein Mann ihn aufregte) die edelste Vereinigung unter dem Namen des Fürstenbundes, ein ehrendes Denkmal für Friedrich, ein ewiger Vorwurf für die spätere Zeit, die ganz vergessen zu haben schien, wie man frevelndem Eigenwillen durch redliche Eintracht begegne."

Der äußeren Geschichte des preußischen Staates läßt der Verfasser in jedem Zeitraume die Geschichte seiner inneren Verwaltung folgen — folgen, denn der Bürger Wohlfahrt ist nur Erholung, nicht Geschäft. Friedrichs guter und verständiger Wille zeigt sich oft, doch öfterer, daß fürstlich Wollen weder gut noch verständig sei, wo ungeordnete Freiheit besser ist, als durch Grundsätze geregelter Zwang. Es kam dahin, daß sich die Regierung zur Köchin machte, und den Kaffee, den sie auf eigene Rechnung kommen ließ, zum Gebrauche der Städte und des flachen Landes selbst brannte und eigene Anstalten zu diesem Behufe errichtete. Der gebrannte Kaffee ward in versiegelte und gestempelte Umschläge verschlossen und allgemein scharf untersagt, rohe Bohnen zu kaufen und im eigenen Hause zu brennen. „Von der Zeit an ward der Geruch dem Übertreter verderblich, denn es gab besoldete Spürer, die Wohnung und Herd umschlichen." Preußens Nationalökonomie und Finanzwesen ist so gut als das beste Kompendium der Kameralwissenschaften, aber nicht besser. Jedes reiche und glückliche Volk (wie das britische) stieg von dem Leben zu Grundsätzen hinauf. Da eine nicht berechnete Zeit eintrat, zeigte sich in Preußen die Unschmiegsamkeit der Tabellenkrämerei verderblich. Für das Recht und seine Ausübung that Friedrich vieles und gutes; er liebte die Gerechtigkeit bis zur Ungerechtigkeit (in der bekannten Sache des Müllers. So traurig ist Alleinherrschaft, daß selbst das Gute oft nur auf schlimmem Wege erreicht werden kann!) Er war den Wissenschaften hold und so kundig als die besten seines Volkes. Daher wurden sie im Lande gepflegt und zur Blüte gebracht. Was hierin Deutschland Preußen verdankt, wird wohl nicht genug eingestanden.

„Die wichtigste Veränderung im Gebiete der Wissenschaften, die ganz eigentlich in den preußischen Landen ihren Anfang nahm, traf jedoch das kirchliche Lehrgebäude, dessen Wahrheit und Wichtigkeit hier mit vielem Freimut geprüft und bestritten ward, ein lobenswürdiges Unternehmen, wenn die eifernden Neuerer des Heiligen vorsichtiger geschont und mehr gesorgt hätten, den Geist der irrenden Rechtgläubigkeit kaltblütig zu beschwören, als gewaltsam zu bannen."

(Nicht von jeder Seite möchte man diesem Tadel beitreten. Preußen hat das protestantische Prinzip in Kirche, Leben und Wissenschaft rein und streng für Deutschland zu bewahren; da das entgegengesetzte Prinzip sich auch rein und streng aufstellt. Aus dem Ankampfe beider würde sich die versöhnende Mitte von selbst bilden. Sich von dem protestantischen Prinzipe entfernt zu haben, die Reue käme für Preußen wohl heute schon zu spät.) Friedrich war zu klaren, zu starken und rechtlichen Willens, um in seiner Herrschaft den Beistand der Religion zu bedürfen. Als die Neu- und Altgläubigen zu Berlin über die Einführung eines neuen Gesangbuches in ärgerliche Streitigkeiten gerieten, schrieb der König auf eine Eingabe zurück: „Jeder könne: Nun ruhen alle Wälder und dergleichen thörichtes Zeug mehr, singen oder nicht singen!“

So schön als belehrend ist folgende Schilderung:

„Merkwürdig war die Umwandlung, welche, während und nach dem siebenjährigen Kriege, die Denkungsart und die Sitten der Unterthanen Friedrichs erfuhren, zuerst in der Hauptstadt und unter dem Adel, dann in den Provinzen und im Mittelstande. Die biedere Einfalt wich allmählich der höfischen Klugheit, die häusliche Eingezogenheit der Begierde sich zu zerstreuen und zu glänzen, und die Sparsamkeit der Genußliebe. Immer mehr schätzte man kostbaren Hausrat, nette Kleidung und üppige Tafeln und begehrte neuer Trachten, ausländischer Speisen und fremder Weine. Die Kirchen Sonntags wurden leerer, die Lustörter voller. In der Erziehung entstand Verzärtelung, im Leben Gleichgültigkeit für Tugend und guten Ruf. Der Abstand zwischen den Geschlechtern, die den strengen Sitten getreu blieben und denen, die dem Strom der Mode folgten, ward jährlich auffallender und die Klage über den Verlust der guten alten Zeit nicht bloß von Greisen geführt.“

„Auch in diese Erscheinung floß als Ursache der König ein. Seine entschiedene Vorliebe für die Franzosen und die Gesellschafter, die er aus ihnen wählte, bereitete der feineren und üppigeren Lebensweise dieses Volkes überall leichteren Eingang. Sein, wenn nicht verschwenderischer, doch glänzender Hofstaat, der so unmittelbar an des Vaters bürgerliche Haushaltung sich anschloß, schien für die übrigen Stände eine Aufforderung oder doch eine stille Erlaubnis, nicht zu weit hinter dem Herrscher zurückbleiben, und die Feste und Schauspiele, die er veranstaltete, wurden auf mehr denn eine Weise verführerisch. Viel schadete ferner die Besteuerung fremder Waren,

die zum Betrug lockte, die Menge und darum karge Besoldung der Staatsbedienten und die Nachsicht gegen Ehescheidung, Unkeuschheit und selbst unnatürliche Wollust. Wie endlich jeder Krieg, der feindliche Heere ins Land bringt, durch Verarmung vieler und Bereicherung einzelner das Laster herbeiführt und mehr oder minder der Sittlichkeit Bande löst, so auch der siebenjährige. In eben dem Maße, in welchem er die kräftigen Tugenden stählte, schwächte er die sanfteren, und erfüllte das Volk zugleich mit jener zuversichtlichen Einbildung und der Verachtung anderer, die ihm später vielfach geschadet hat, weil es sich zueignete was dem großen Manne, der es leidete, zukam."

Das zweite Buch der preußischen Geschichte erzählt die Begebenheiten von Friedrichs des Zweiten Tode, bis zum Ausbruch des französischen Krieges (1786—1792), eine Zeit so arm an Früchten als reich an verderblicher Saat. Die altersgraue Kabinettsweisheit ward immer bleicher und bleicher, immer kraftloser und kraftloser, sie wankte um so verspotteter und bedrohter auher, da sie ohne Geist verspottete und ohne Macht drohte, und sie vermochte die Völker weder zu schrecken noch zu gewinnen. Sie dachte groß zu sein, weil sie noch großen Schatten warf, und mächtig wirkend, weil sie der besseren Wirksamkeit hindernd im Wege lag. Wie ein Strom, wenn ihn ein anderer aufnimmt, noch eine Strecke seine alte Farbe behält, so fließt die alte Zeit neben der neuen fort, nur noch mit der Farbe der Selbständigkeit, aber das eigene Bett und die eigene Richtung hat sie schon verloren, wie sie auch jene verlieren wird. Was mit Friedrich dem Großen starb, was nach ihm sich erzeugte, darüber vernehme man die Worte des geistreichen Geschichtsschreibers.

„Der Zeitraum, den wir verlassen, wird mit Recht zu den wohlthätigsten und erfreulichsten Preußens gezählt. Die Erweiterung des Staates nach außen gehörte nicht gewaltsamer Eroberung, sondern friedlicher Übereinkunft. Der Krieg ward nur einmal und auf kurze Zeit mehr gedroht, als geführt. Die gefährdete Freiheit deutscher Fürsten blieb unangetastet, und den Ruhm, sie bewahrt zu haben, erwarb Friedrich. Rußland bewies ihm Achtung, so lange er lebte. Frankreich, krankend an tiefer Schwäche, erregte keinen Argwohn. Der deutsche Kaiser wagte viel und vollendete nirgends. In der Verwaltung herrschte Besonnenheit, Ordnung und Festigkeit. Weder die Stimme eines Günstlings hatte Gewicht in Friedrichs Rat, noch erschöpfte oder zerrüttete das Schmeichelwort eines Weibes das Land. Sich vorzudrängen gelang Unwürdigen selten, weil das Auge des

Oberen Verdienste suchte und unterschied, und den Pflichtvergessenen schützte kein früheres, da für königlicher galt, gerecht zu handeln, als Leutseligkeit unzeitig zu üben. Über des Staates Einnahme und Ausgabe rechnete der König, wie mit anderen, so mit sich selber, gleich dem gemeinsten Hausvater. Mehr denn einmal hat er Baue verschoben, weil die Kasse, aus der er sie zu bestreiten pflegte, geleert war. Auch die öffentlichen Lasten wurden allmählich entweder als unvermeidlich geduldet, oder durch unerwartet gute Folgen gemildert; oder durch Gewohnheit erleichtert. Der Reiche zahlte, aber genoß; der Kaufmann klagte, aber gewann; der Arme murrte, aber verdiente."

„Nun eröffnet sich uns ein Zeitraum, reich an Unfällen, schrecklich durch Schlachten, im Kriege ängstigend und empörend im Frieden. Hollands Demütigung mehrte Preußens Achtung, nicht seine Kraft. Aus der überraschenden Versöhnung mit Österreich entsprang ein unerwarteter Bund, der nicht einmal des Heeres welken Ruhm auffrischte und altes Mißtrauen, statt es auszutilgen, erneute. Eine zwiefache Beute im Osten unter Rußlands Genehmigung, und reicher Ländergewinn in Deutschland — Vergütung erlittener Einbuße oder Belohnung willkommener Ruhe — erschütterte tief den Glauben an Preußens Rechtlichkeit und machte es abhängig von Frankreich. Bald nutzte der rasch vorschreitende Staat im Westen das zusagende Verhältnis. Hier langsam lösend, dort mächtig trennend, griff er immer tiefer in Deutschlands Verfassung ein, ohne daß Preußen, das festumgarnte, sich aufraffte. Erst als Tirol, der österreichischen Vormauer, gewonnen, ihre Hauptstadt besetzt und die mährischen Fluren des Krieges Schauplatz geworden waren, ahnte es die Unvermeidlichkeit des Kampfes, nicht seines Unglücks, die doch zusammenfielen. Sein kühnes Hervortreten weckte noch einmal die Erwartung, es werde das Vaterland retten, oder mindestens ehrenvoll mit ihm sterben. Aber nicht anders, als ob der Kaltsinn gegen deutsche Freiheit und gemeinsames Wohl, oder die Versäumnis des Augenblicks recht grausam bestraft werden solle, geschah, was unter Friedrich nimmer geschehen wäre, daß durch etlicher Übermut, Eifersucht und Unwissenheit ein einziger Tag über ein braves zahlreiches Heer entschied, in wenig Wochen die stärksten Festen nicht durch Gewalt gebrochen, sondern durch Vertrag meist aus Feigheit und Verzweiflung am Staat, übergeben wurden und vor Ablauf des Jahres von der glänzendsten Monarchie nichts als schmähliche Trümmer übrig waren.

So in Umriß, bis die Schuld versöhnt war und ein kräftigeres Leben begann, die äußeren Schicksale Preußens."

„Auch im Innern keimte des Unlöblichen mancherlei hervor. Wir sehen Denk- und Glaubensfreiheit gefährdet und den Frömmler und Gaukler sich brüsten. Rat und Beschluß ging nicht mehr vom Oberhaupte allein aus, und Stimmen, die billig hätten überhört werden sollen, vermochten. Die alte Ordnung in den Geschäften, sofern sie an Vorschriften und Formeln gebunden war, blieb dieselbe, aber der Geist verflüchtigte sich, und der Dienende gar nicht oder lässig bewacht, erschlaffte und setzte größeren Wert in Hofgunst und Verbindungen, als in Amtstreue und Pflicht. Der Schatz, ohne den Preußen nichts ist, zerrann in großmütig geführten Kriegen und in sorglos genossenem Frieden, und was der Krone an Gütern in den neu erworbenen Landen heimfiel, kam ihr wenig zu gut. Auch da späterhin Ahnung sich regte, es kranke der Staat an Gebrechen, war kein Ernst sie zu heilen. Der äußere Glanz, der sich unverdunkelt erhielt, beruhigte; liebgewonnene Häuslichkeit schläferte ein, und die berufen waren zu wecken, schonten des Traumes, den man gern träumte. Redliches Wohlwollen ermangelte nicht selten der Kraft, verdientes Zutrauen der Einsicht und nützliche Thätigkeit der Richtung. Zugleich wirkte unmerklich und unwiderstehlich das Zeitalter, das, eitel, weltbürgerliche Gesinnungen Schau trug und, unwahr, selbstischem Genuß fröhnte."

Von der französischen Revolution spricht der Verfasser mit billiger Begeisterung, die weder vor dem Widerstande gegen die Freiheit erschrickt, noch in den Strömen ruchlos vergossenen Blutes erlischt. Weder Unterdrückung noch Mißbrauch der Freiheit kann die gut und stark Gesinnten verwirren; denn sie wissen, daß der Perpendikel einer *gehenden* Zeit rechts und links ausschweift, um die Bewegung zu erhalten, und das Verharren in der Mitte des Stillstandes unwillkommenes Zeichen ist. Bereitwilliger als je, lasse ich hier den Verfasser, und *nur* ihn sprechen. Denn, wenn auch der Mißverstand, dem Unverstande glücklich entrinnt, so wird er doch von heuchlerischer Bosheit, ohne Rettung eingeholt.

„Es ging nunmehr ins fünfte Jahr, seit Frankreich in seinem Innern an jener zerstörenden Auflösung krankte, die der drückende Geldmangel, die Folge immerwährender Kriege und ungeheuerer Verschwendung herbeigeführt, die trügliche Hoffnung wohlmeinender Menschenfreunde genährt, der Ingrimm eines namenlos elenden Volkes beschleunigt, die Schändlichkeit nichtswürdiger Bösewichter

verschlimmert, und ein guter König, aber schwach und ratlos und unberaten, unheilbar gemacht hatte. Nur weniges erinnerte noch an die vorige Verfassung und die alte Ordnung der Dinge. Der Bürgerstand, an Kenntnissen der reichste, und der ärmste an Achtung, war zum Gefühl seines Wertes gelangt und überholte Adel und Geistlichkeit. Das Lehnswesen, ein Denkmal grauer Jahrhunderte, das unbesiegbar der Zeit zu spotten schien, fiel durch einen Machtspruch vernichtet und mit ihm alle erkauften, ertrotzten und erschlichenen Freiheiten. Die Menschenrechte in und außer Europa verhöhnt, geschändet und unter die Füße getreten, that man öffentlich kund und erkannte die Indier für Brüder. Der absichtliche Eroberungskrieg ward als der Menschheit unwürdig verworfen und Erbadel und Orden mit allen Wappen, Titeln und Auszeichnungen abgeschafft. Den königlichen Willen, seit dem dreizehnten Ludwig einziges höchstes Gesetz, traf Beschränkung und Bann, während des Volkes lang verhaltene Stimme ihre Fesseln sprengte und sich laut und überall hören ließ. Ein Schwur, feierlicher denn je einer bei Menschengedenken, unterm freien Obdach des Himmels, vor dem Könige seinem Volke und von diesem dem Vaterlande, dem Gesetz und dem König geleistet, erfüllte aller Gemüter mit einer Begeisterung, die das schwerste zu bestehen und das härteste zu dulden versprach. Die Prinzen und die Großen des Reiches fühlten die Veränderung so tief, daß sie in Scharen über die Grenzen zogen und bald ein Frankreich außer Frankreich sich bildete."

„Eine solche Erscheinung blieb nicht ohne Wirkung für Deutschland. Mit Sehnsucht wendete der edelgesinnte Mann Blick und Wunsch nach dem neuerstehenden Reiche, und je mehr er Wohlwollen fühlte, desto wärmeren Anteil nahm er. In allem, was vorging, sahen die aufgeregten Gemüter die Morgenröte eines nahen lichteren Tages, und schlimme Vorzeichen vermochten nicht, sie zu schrecken. Nur in der Art, wie sie ihre Empfindungen äußerten, unterschieden sie sich. Der Behutsamere hoffte im stillen und verzieh der eben erst entbundenen Freiheit ihr Aufbrausen; der Lebhaftere entschuldigte mit Beispielen aus der Geschichte, rechtfertigte durch die Erinnerung an die erlittenen Drangsale, und beneidete mitunter Frankreich um den Kranz, den es ihm und seinem Vaterlande entreiße; dem Ungestümen schien alles viel zu langsam vorwärts zu schreiten, und jeder Augenblick, den man in Haufen aufzustehen versäume, ein Raub an der Gegenwart und der Zukunft. Unter den wissenschaftlich Gebildeten,

von denen ein großer Teil mehr im Reiche des Möglichen als des Wirklichen lebte, gab es wenige, die gleichgültig zusahen, oder mißbilligten, was geschah. Fast alle meinten, es werde die Trennung zwischen Schule und Leben aufhören, und, was tot liege in Begriffen, sich gestalten zur That. Auch die Menge fuhr hier und da zusammen und wünschte sich Glück. Ihr fing an klar zu werden, sie sei es, die der Umwälzung Kraft gebe und durch sie vor allen gewinnen müsse."

„Anders dachten mehrere aus dem Mittelstande, die, erstarrt im trägen Geschäftsgange, keiner Begeisterung für Ungewöhnliches und Großes empfänglich waren, oder, die ihre Lage in das bunte unerfreuliche Gewühl aller Stände, auch der niederen, hineingedrängt hatte, oder die Paris aus eigener Ansicht kannten. Von allem Anfang an Trauriges weissagend, fanden sie in jedem neuen Ereignis eine neue Bestätigung ihrer Furcht. Gleich das erste Blut, das der wiedergeborenen Freiheit floß, ward von ihnen als böses Zeichen verabscheut. In den Gesellschaften, die vorberatschlagend in der Hauptstadt Frankreichs zusammentraten, ahnten sie eine Quelle gefährlicher Meuterei, und die giftigen Lästerungen, die von da sich zeitig ergossen, gaben der Vermutung Wahrscheinlichkeit. Das eigentliche Übel des Staates, die bestehenden Schulden, dünkte ihnen unheilbar, und das Mittel, ihm zu begegnen, die beschlossene Einziehung und Veräußerung der geistlichen Güter, nannten sie ungerecht. Als vollends in der Hauptstadt die Spaltung der Parteien je länger desto stärker hervortrat, Unruhe und Aufruhr in den Provinzen sich regte, die Menge der Auswandernden täglich wuchs, und der Geldumlauf im Innern sich in eben dem Verhältnisse veringerte, da wurden sie ihres Urteils immer gewisser und erwarteten mit Bestimmtheit, zumal, wenn fremde Gewalt sich einmische, die Herstellung der verletzten Verfassung und die Rückkehr der alten Formen."

„Am meisten unter allen betroffen waren jedoch Fürsten und Edle. Beide hefteten ihre Augen unlustig auf Frankreich und zitterten vor den Grundsätzen, die sich von daher verbreiteten. Die Rechte der Menschheit, dort so allgemein und feierlich anerkannt, waren diesseits des Rheins nicht höher geachtet als jenseits. Auf einem beträchtlichen Teil des Volkes lagen Bürden, die, vom Vater auf den Sohn vererbend, an Härte eher zunahmen, als abnahmen; und die bürgerlichen Verhältnisse durchdrang der mildere Zeitgeist bei weitem noch nicht genug; vielmehr traten die Anmaßungen des geldreichen Adels und die Ansprüche des unterrichteten Mittelstandes nur um so stärker her-

vor, je vielfacher beide sich genähert und im geselligen Umgang miteinander gemischt hatten. Es schien gefährlich, ein so nahes Beispiel zur Nachahmung, wie Frankreich gab, als ungegeben zu nehmen, und noch gefährlicher, die Beziehungen des großen Haufens, der sich nur selten am Dargebotenen genügen läßt, zu verändern. Besonders stark berührte, was in Westen vorfiel, die Herrscher. Vor ihnen allen stand warnend das Schicksal des sechzehnten Ludwigs. Von der königlichen Gewalt, die er ohnlängst noch, ungeschmälert, wie er sie von seinen Vorfahren überkam, angewandt und ausgeübt hatte, war kaum ein Schatten mehr übrig, und selbst um diesen schien man ihn zu beneiden. Die demütigenden Einschränkungen, die er erfahren hatte, vermochten nicht, über seinen Einfluß zu beruhigen, noch der wohlwollende Sinn, der ihn belebte, das Mißtrauen, das man in ihn setzte, zu bannen. Alles deutete vielmehr an, die Erbitterung gegen ihn sei im Steigen; und er könne leicht noch unglücklicher werden, als er schon durch Einbuße an Ehre und Macht geworden war. Diese Lage, oft beherzigt und wohl gewürdigt, erschütterte die deutschen Fürsten ungemein und mit Recht. Wenige betrachteten, unbefangenen Gemütes, die Neuerungen in Frankreich. Die meisten machten die Sache des Königs insgeheim zu der ihrigen und gerieten früher in den Argwohn, daß sie einen bequemen Anlaß, sich öffentlich dafür zu erklären, nicht ungern ergreifen würden."

Am 27. August 1792 wurde zu Pillnitz der Tod Ludwigs XVI., der rheinische Bund und die Übergabe Danzigs unterzeichnet.

Das dritte Buch führt die Geschichte des preußischen Staates vom Ausbruch des ersten französischen Krieges bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. fort. (1792—1797.)

Unter zweideutigeren Wünschen war sicher nie ein preußisches Heer über die Grenze gezogen, als dasjenige, welches in der Mitte des 1792. Jahres sich gegen Frankreich bewegte: denn nie war es dem Volke näher gelegt, seine Sache von der Sache der Fürsten zu trennen, noch für sein Glück der Erfolg des Sieges zweifelhafter. Alle, deren Blick die nahe Gegenwart überflog, glaubten vorauszusehen, ein ungünstiger Kampf müsse die Ehre des Staates, ein günstiger die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft gefährden, und äußerten sich über das eine mit Furcht und über das andere mit Schrecken. Nur die durch Stand und Geburt Hervorragenden waren frohen Mutes, — einige sogar unbedachtsam genug, beleidigende Hoffnungen nicht zu bergen, die meisten so kurzsichtig, daß es ihnen nicht einmal einfiel,

je vollständiger sie siegten, desto schonungsloser werde sie die Weltgeschichte, die auch der Mächtigste nicht verachten soll, als die Zerstörer keimender Völkerwohlfahrt anklagen."

„Welche Ansichten über den Krieg mit Frankreich, selbst unter Personen vom höchsten Range, damals in Deutschland herrschten, mag folgende Stelle aus einem Briefe des Prinzen Heinrich beweisen. Que deviendra la France? schreibt er unterm 19. Mai 1792. L'Autriche, sera la seule prépondérante. Je ne parle point de la Prusse; elle ne fera qu'exécuter les volontés de l'Autriche. J'envisage la guerre comme rien. Vaincre des bourgeois et une armée désorganisée me parait un triomphe facile."

Drei Monate nach der drohenden Verkündigung des Herzogs von Braunschweig verließ das preußische Heer die Champagne, und so schnell als der Rausch, den der Wein jenes Landes giebt, war der Führer Begeisterung entflogen.

Polens zweite und letzte Teilung wird erzählt. (Wie traurig, wenn Fürsten das Unrecht nur zur Hälfte thun, und zu den Leiden der Gegenwart, die Furcht der Wiederholung gesellen! Napoleons Gewaltthätigkeiten waren milder, weil sie vollständiger waren.)

„Alle erstaunten, was binnen wenigen Jahren die Staatsklugheit der Fürsten geworden sei. Man handle, als ob man weder eine Mitwelt noch Nachwelt zu scheuen habe. Das verpflichtende Wort sei ohne Folgen; und auf nie verschuldete, selbst nie beabsichtigte Kränkungen gründe man Anklagen und Strafen. Im Westen werde für die Herstellung unbeschränkter Königsgewalt gekämpft und im Osten die Bevormundung des Königs durch seine Großen beliebt. Von edelmütiger Aufopferung für die Sache der Deutschen spreche man und mache sich für allen Kriegsaufwand im voraus bezahlt. Wessen sich die kleineren Staaten künftig versehen dürften, liege in dem Schicksale des größeren klar vor Augen. Wohl müsse jeder nach solchen Erfahrungen zittern, wenn er Frankreichs Unterjochung als möglich denke." ..... Eine würdige Rolle spielte von den teilenden Mächten keine (unedle Habsucht leitete alle): aber am meisten verlor in der öffentlichen Achtung, die es genoß, Preußen. In seinen Beratschlagungen herrschte Hinterlist und im Felde Unbedacht und Kraftlosigkeit, die auch dem Feind auffiel. „Die Preußen, meldete Igelström nach Petersburg, sind nicht mehr die alten. Sie klügeln über allem und erschrecken vor allem." Keine Schlacht ward von ihnen gefochten, die entschied, und keine Unternehmung gewagt, wo

es galt. Überall schlug, wagte und entschied für sie Rußland. Darum verdammte man nur halb seine Grausamkeit und verzieh ihm die Unterdrückung der Überwundnen: denn die Kraft wird auch im Unrecht geachtet und die Eroberung, für die Blut floß, mit Nachsicht beurteilt. An Preußen dagegen fand der Unbefangene alles verdammlich und nichts verzeihlich. Aber die Gewohnheit, sich selbst zu schmeicheln, täuschte den König und seine Freunde über das Urteil der Welt, den Verfall des Heeres und die Untauglichkeit seiner Führer, und bestärkte in dem Glauben, man gebiete, wo man gehorchte, und gewinne, wo man verlor."

„So unverdient aber immer die Erbitterung gegen Preußen in mancherlei Hinsicht sein mochte, so gerecht war sie gewiß in anderer. Selten haben Eroberer mit überwundenen Völkern eigenmächtiger verfahren, als Friedrich Wilhelm mit den Polen, die er doch eigentlich nicht besiegt hatte. Menschenalter waren erforderlich, um der Üppigkeit der Großen eine bessere Richtung zu geben und dem trägen Volk einen thätigeren Geist einzuflößen, und beides sollte in Jahrzehnten erzwungen werden. Das Gefühl der höchsten Treulosigkeit, die Staaten gegen Staaten begehen können, herrschte noch lebendig in jeder Brust, und man gab sich nicht einmal die Mühe, es zu beruhigen. Die Eigentümlichkeit der Unterworfenen wollte Schonung, und die Strebung, die man verfolgte, ging einzig auf schnelle Verähnlichung der genommenen Länder mit den alten. Für die Sprache, das unveräußerliche Kleinod der Völkerschaften, hätte man Achtung tragen, und die Roheit slavischer Halbwilden zähmen sollen, und man begann das Polnische durch das Deutsche zurückzudrängen und ließ die meisten Ursachen des sittlichen Verderbens bestehen."

„Ebenso bedeutend war eine andere Veranlassung zur Unzufriedenheit, obgleich verzeihlicher, weil die Furcht sie erzeugte. Die Fürsten haben sich's nie verborgen, daß die Herrschaft über ein fremdes Volk, sei sie errungen durch Gewalt, oder erschlichen durch List, ihnen so lange ungewiß ist, bis die Zeit und die Menge empfangener Wohlthaten (und öfters vermögen beide nichts) die Besiegten versöhnt. Immer war davon die Folge, daß sie die Eingeborenen ungern an der Verwaltung teilnehmen ließen und Ämter und Würden am liebsten an ihre längst gekannten und geprüften Diener vergaben. So handelte nach Gewinnung Schlesiens und Westpreußens Friedrich II., so jetzt sein Nachfolger. Scharen von Deutschen zogen zu einträglichen Stellen immerfort aus den alten

Ländern in die neuen, und überall wichen ihnen die Polen, wenn nicht der Sprache Unentbehrlichkeit sie beizubehalten riet oder zwang. Bald fiel Wichtiges und Unwichtiges in die Hände der Ausländer, und mit dem Gedanken an ihre höhere Brauchbarkeit wuchs die Aufgeblasenheit, die beleidigt. Zugleich ging dieser, bei vielen der Angestellten, eine Unwürdigkeit ohnegleichen zur Seite: Denn da weder die alten Länder einen Überfluß an trefflichen Geschäftsmännern hatten, noch die trefflichen unter Leuten wohnen mochten, die als ungebildet von ihnen verachtet oder gefürchtet wurden, so blieben meist nur solche übrig, die, schlecht und gehaltlos, ihr eigenes, nicht fremdes Glück nicht machen wollten. Sie waren es, die durch feile Bestechlichkeit sich erniedrigten, durch auffälligen Prunk ärgerten, und als geringe Emporkömmlinge von den Polen, wie ihre eiteln Weiber von den mitbuhlenden Polinnen, gehaßt wurden."

In diesen Zeitraum fällt die Einführung des neuen Gesetzbuches für die preußischen Länder, das unter dem großen Friedrich schon begonnen war; ein Werk vieler Jahre, rühmlichen Fleißes und vielseitiger Prüfung. Doch verrieten mehrere veränderte Abschnitte des ursprünglichen Entwurfes, was mißfallen hatte.

„In den ursprünglichen erschien die Macht des Königs zu wenig geschont und die Lehrfreiheit zu sehr begünstigt. Das widerstrebte gleich sehr der Überwältigung des Zeitgeistes, die man versuchte, und der kirchlichen Einheit, die man zurückführen wollte. Dem Volke, war die Meinung, zieme strenger Gehorsam und blinder Glaube."

Dem zweiten Bande dieses Geschichtsbuches, den preußischen Staat bis zum Jahre 1807 hinabführend, läßt der Verfasser folgende Worte vorgehen:

„Ich übergebe den Lesern diesen zweiten Band der Geschichte des preußischen Staates seit dem Frieden zu Hubertusburg, nicht ohne die gerechte Besorgnis, vielen zu mißfallen und stärker, als durch den ersten, zu beleidigen. Je näher der Geschichtsschreiber den jetzt noch lebenden Geschlechtern und vorwaltenden Ansichten tritt, desto schwerer für ihn werden, wie der treffliche Müller sagt, die Zeiten, und je aufrichtiger er sie darzustellen wünscht, desto mehr findet sich, was er gern für falsch ausgeben möchte. Aber wie sehr auch dies Gefühl drücke und beunruhige, nie soll er glauben, daß er zu gunsten des Tages, der, wie gewöhnlich seine Plage, so auch seine Parteiungen hat, oder zu gunsten des geliebten Vaterlandes der Wahrheit etwas zu vergeben oder anders zu stellen befugt sei. Mit eben dem Rechte

vielmehr, mit welchem das letztere Achtung in seiner Demütigung und Bewunderung in seinen Siegen verlangt, darf auch der Feind, der es unterdrückte und wieder unterdrückt wurde, auf beides Ansprüche machen und jede Würdigung verwerfen, der ein anderer Maßstab unterliegt. Diesen Grundsatz auffassend, habe ich geprüft und geurteilt. Möge mir darum immerhin die nicht kleine Zahl derer zürnen, die jede Anerkennung fremder Größe für Parteilichkeit halten und ihre vermeintliche Deutschheit durch nichts kräftiger zu bewähren wissen, als durch schnöde Herabsetzung des Auslandes. Sie vergessen nicht nur, daß sie die Besiegten entehren, indem sie dem Sieger sein Verdienst absprechen; sie übersehen zugleich, zu welcher scharfen Rüge der Handlungsweise unserer eigenen Fürsten sie durch die unerbittliche Strenge, die sie gegen andere üben, auffordern und berechtigen. In keinem Falle mögen sie die Überzeugung entkräften, daß man außer der Gegenwart leben müsse, wenn man über sie richten wolle."

Worte, so schön als wahr, so wahr als vergebens! Wir alle haben diesen Zeitraum *gelebt*, und unsere Gedanken darüber gedacht. Darum wird durch Schweigen nichts verschwiegen, und Reden sind um so überflüssiger, da sie ungefällig. Es werde also geschlossen, doch mit einer erheiternden Stelle, denn des Unerquicklichen war gar zu viel. Nach dem Tilsiter Frieden erließ Friedrich Wilhelm einen Abschied an alle seine Unterthanen der abgetretenen Länder. Er erklärte: „wie er, der harten Notwendigkeit weichend, sie von ihren Pflichten gegen sein Haus entbinde, wie er von ihnen scheide, ein Vater von seinen Kindern, wie ihr Andenken ihm ewig teuer sein, und der Wunsch für ihr Wohl sie zu ihrem neuen Landesherrn begleiten werde." Überall erhielt er freundliche Antwort, die treuherzigste aber in plattdeutscher Sprache von dem niedersächsischen Westfalen, folgenden Inhalts:

„Das Herz, schrieben sie ihm, wollte uns brechen, als wir deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht deine Schuld, wenn deine Feldherrn und Räte nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert und verdutzt waren, um die zerstreuten Haufen uns zuzuführen, und, mit unseren Lanzenknechten vereint, zum neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, und das Vaterland sicher gerettet: denn du mußt wissen, in unseren Adern fließt noch feurig der alten Cherusker Blut und unsere Lanzenknechte haben Mark in

den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indes können wir dem Eigenwillen des Schicksals nicht entgehen. Lebe wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Überrest deines Landes dich treuere Feldherren und klügere Räte finden lasse, als die waren, die dich betrübten. Ihrem Rat mußtest du zuweilen wohl folgen: denn du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen all das mit männlichem Mute dulden, was nicht in unserem Vermögen ist zu ändern. Gott steh uns bei!"

Die zwecklose Gesellschaft in Breslau.*)

In Hattersheim fragte ich einen Postillon, ob Wiesbaden schon lebhaft von Badegästen wäre, worauf er mir erwiderte: ja wohl, er habe mehrere drei- und vierspännige Herren und Damen dahin gefahren, auch zwei sechsspännige. Diese Antwort machte mich nachdenklich. Wie! ich habe, murrte ich, eine schöne Zeit und gutes Geld auf eine Reise durch das winterliche Deutschland gewendet; mich haben die tödlich schleichenden heillosen Mietkutscher, welche glauben, der liebe Gott habe die Pferde nach seinem Ebenbilde geschaffen und wegen ihrer die Welt unendlich geplagt; mich haben die Eilwagen, die kein anderes Bedürfnis kennen und anerkennen, als pünktlich einzutreffen, krank gemacht; siebenmal mußte ich vierzigminutige Quarantänen, als käme ich aus der Barbarei, in den Zollspitälern erdulden, und jetzt kehre ich, trotz der häufigen Pratica, die man meinem Koffer erteilt, wie der verlorene Sohn, ohne gesunden Strumpf von meiner Wanderung zurück — und für alle diese teueren Mühen und Leiden, habe ich mir nichts eingetauscht, habe nichts gewonnen und gelernt, als das einzige Schöne, Wahre und Gute, das ich soeben von einem Postillon gehört, und das ich mir vier Stunden von meiner Heimat hätte holen können! Drei-, vier- und sechsspännige Menschen! Postillon, wäre ich Minister des Kultus

*) Diese Gesellschaft, von Hoffmann von Fallersleben und Dr. Runge gestiftet, gab eine Sammlung zwangloser Hefte heraus, für welche der nachstehende Aufsatz als Beitrag bestimmt war.

und des öffentlichen Unterrichts — diese beiden Ämter sind miteinander verbunden, damit wechselseitig das eine Amt wieder gut mache, was das andere verdorben — ich würde dich zum Professor der Naturgeschichte in Göttingen ernennen; denn besser als Blumenbach, der die Menschenrassen nach den Köpfen unterscheidet, sonderst du sie nach der Zahl der Pferde, mit welcher sie fahren. Seitdem es Menschen und Pferde giebt, wurde diese Einteilung hoch gehalten, und man sollte, was so tief in die Sitten und den Glauben eingedrungen, gesetzlich und feierlich anerkennen. Durch diese Sonderung würden auch endlich die Fußgänger, die sich zu einer Zeit, da Sittenlehre und Naturgeschichte noch in ihrer Kindheit waren, in die Menschheit eingeschlichen, und die ein altes Vorurteil darin geduldet, daraus entfernt werden, und das gereinigte Geschlecht würde seinen ursprünglichen Adel wieder gewinnen, und der Mensch würde wieder sein wie zur Zeit der Schöpfung, das Meisterwerk des Schöpfers. Meisterleben — Schülerleben! Ja, wer mit acht Pferden fahren, wer mit zweiunddreißigfüßigen Versen über die holperige Prosa dieser Erde jagen dürfte, schnell an allen Krüppeln und Bettlern vorbei, ungehindert von schlechten Wegen, Zöllnern, Schlagbäumen und Polizeiknechten! Doch vielleicht auch nicht. Daß man mit acht Pferden in den Himmel kommt, das ist gewiß; aber wie hier? Sage mir, Weisheit, welche Menschen sind die glücklichsten, die zweispännigen, dreispännigen, vier- sechs- oder achtspännigen Menschen? Ich glaube diejenigen sind die glücklichsten, welche zwischen wandernden und hausenden Komödianten die Mitte bilden, die vierspännigen. Wer mit weniger als vier Pferden fährt, muß schon vieles entbehren, wer mit mehr, entbehrt der so heilsamen magenstärkenden Entbehrungen und leidet an jener Unruhe, die der Größe immer zugesellt ist. Ich habe beides erfahren; das eine sehr oft, das andere ein einziges Mal, als ich einst mit sechs Pferden in den großen Gasthof einer großen Stadt einfuhr. Es waren Retourpferde, die mir der weinlustige Postillon trotz meiner Weigerung vor den Wagen gespannt; denn es war ein kalter Winterabend, und er wollte, gegen gefährliche Schläfrigkeit geschützt, schneller nach Hause kommen. Die Pferde flogen, es flogen schwarze Wolken der Besorgnis durch mein Herz. Ich sah alles kommen, wie es kommen mußte. Ich sah mir schnell, ehe ich es verhindern konnte, im Gasthofe eine ganze Reihe Zimmer aufgeschlossen, sah zwanzig Kerzen angezündet, drei Ofen geheizt; ich berechnete die Kosten einer einzigen Nacht, und dann

die Beschämung. Zwar hätte ich gleich beim Aussteigen erklären können, daß von den sechs Pferden nur zwei meine eigenen, und daß selbst diese nur Kommissionspferde wären, die mein Kommittent, ein starkgläubiger und schwachsichtiger westfälischer Domänenkäufer, bezahlen müsse; aber ich wußte vorher, daß ich nicht den Mut haben würde, mitten unter den vielen Gaffern, die einen leeren sechsspännigen Wagen mehr anstaunen als einen zweispännigen, in dem Luther und Shakespeare säßen, meine Zweispännigkeit zu bekennen. Jetzt kamen wir an; das erste Gespann Pferde wurde zehn Sekunden früher bewillkommnet, als ich; ich hörte die Glocken tönen, die dicksten, die im Hause waren; jetzt hielten wir still; es stürzte atemlos der Wirt herbei, hinter ihm eine Schar von Kellnern, unzählige Lichter in den Händen und mit Serviettenfahnen freudig und ehrfurchtsvoll wehend; fünf Hausknechte erkletterten die Kutsche, herabzuholen was nicht oben war; beide Wagenthüren wurden aufgerissen; ich kam fast stückweise heraus, die einen boten meinem rechten Arme, die anderen meinem linken Beistand; endlich stand ich auf festem Boden, und es war nötig, daß der Oberkellner mit vier Gehilfen mich unterstützte, denn mir schwindelte sehr. Aber ich hatte von der Menschenkenntnis eines Wirtes und eines Oberkellners noch nicht die gehörige Vorstellung! Man hatte mich kaum gesehen, so waren auch meine Pferdeverhältnisse, der Himmel weiß wie, völlig aufgeklärt, der Wirt schlich davon, die Kellner stürzten fort bis auf einen, der mir mit stiller Höflichkeit in den zweiten Stock hinaufleuchtete und mir ein artiges aber philosophisches Zimmerchen anwies. Dann setzte er gastfreundlich eine Flasche Wasser auf den Tisch und fragte, ob ich sonst noch etwas zu befehlen habe? Ich sah ihn mit einem wehmütigen, welthistorischen Blicke an, antwortete nein, warf meine Stiefel vor die Thür, schloß diese ab, und gracchische Phantasien hielten den Schlaf lange von mir zurück. (Unvollendet.)

Tagebuch.

(1828—29.)

Geisenheim, Dienstag, den 12. August 1828.

Ich hatte mir bei Metzger Maßmann in Rüdesheim die heiligen Legenden von Peter Martin von Cochem, der sich nennt „unwürdiger

Kapuziner", geliehen, und eilte dann zurück. Der Eselsjunge hinter mir trug das schwere Buch, und trieb den Esel stark an, um wieder zurück zu sein, weil in Rüdesheim englische Reiter spielten. Komische Scene zum malen!

Sonntag, den 17. August.

Heute morgen auf dem Rochusberg. Fest des heiligen Rochus. Prozession von Bingen. Welch ein Schauplatz für ein Volksfest! Einer schöneren Freude, eines froheren Volkes, eines besseren Landes wert. Der im Sonnenglanze strahlende Rhein, die Landschaft wie ein silbernes Band umgürtend, die Inseln wie grüne Blumen darin. Die Berge drüben. Oben das breite Weinland, links die alten Ritterburgen, und der Mäuseturm dastehend wie ein Verwunderungszeichen, solche neue Welt zu sehen. Oben Tausende von Menschen im Grünen und unter Zelten froh gelagert, aßen Bratwurst und tranken schlechten Wein. Sie waren, aber machten nicht froh. Bratpfannen überall. Man erhielt eine Bratwurst in ein Weinblatt gehüllt. Die Bauerngesichter wie dämisch, die Kleinbürger wie sauer und unerquicklich. Binger Frauen zwischen zwei Alter sprachen zerrissenes und welkes Französisch, das sie einst in schöneren Tagen voll und frisch von französischen Offizieren gelernt. Dann sahen sie den Rhein und die Zeit hinauf, die beide ferne im Glanze der Morgensonne blinkten, wurden gedankenvoll und ihre Brust erhob sich merklich. Ihr guten Weiber von Bingen, ihr dachtet wohl an manches, aber daran gewiß nicht, daß ein Fremder neben euch stand, der eure Gedanken fühlte und über eure Gefühle nachdachte. Ich will es sagen was euch zum Ruhme gereicht und was eure Erinnerungen als schuldlos darstellt: daß eure Männer so denken wie ihr fühlt. Wo ich noch am Rhein nachgefragt und so oft ich es gethan seit vielen Jahren — all überall erinnerte man sich mit Liebe der französischen Herrschaft. Ganz gewiß, ich bin ein guter Deutscher, und es entzückt mich, wenn ich sehe, daß an den Ufern des Rheins wieder deutsche Zöllner stehen, die nicht wie einst die französischen gethan, uns mit heuchlerischer Höflichkeit um die Schlüssel unserer Koffer bitten, sondern als gerade, schlichte, offene, biedere Deutsche ihre Pflichten üben und uns unsere lehren. Es bewegt mich freudig, daß der Vater Rhein in seinen alten Tagen still und ruhig und gemächlich auf dem Lande lebt, und daß seinen Mittagsschlaf nichts stört, nicht das Knarren der Frachtwagen, nicht Pferdegetrab auf den Leinpfaden, nicht das Geschrei roher Schiffer; aber — die französische Regierung war liebenswürdig.

Sie war streng in ihren Handlungen und mild in ihren Worten; sie befahl nicht, wo Bitten genug waren, und sie belehrte, ehe sie befahl. Sie ging mit den Bürgern wie mit Männern um, nicht wie mit Schulknaben, die man zwischen Katechismus und Rute setzt. Sie sprach in ihren Gesetzen die verständige freundliche Sprache des Lebens, nicht jene ungehobelten, holperigen Reden, über die das Auge hundertmal stolpert und fällt, ehe es den weit abwohnenden Sinn erreicht. Ihre Gesetze des Friedens traten still in der friedlichen Toga auf, sie donnerten nicht herbei in jenem rostfleckigen umpanzerten Kanzleistile, der einst wohl gut war in roher Zeit trotziger Faustgewalt, jetzt aber so lächerlich ist gegen schreckhafte folgsame Bürger. Sie nannte jeden Bürger Herrn, bis drei Tage ehe er gehenkt wurde; eine deutsche Regierung aber, wenn sie einen verdienten Mann loben und belohnen will, spricht: Er Schlingel hat seine Schuldigkeit gethan — da hat er ein Trinkgeld! Französische Beamte waren freundlich und gesellig, und wenn sie zu Tische kamen, erschienen sie nicht mit Aktenstaube auf den Armeln, und thaten nicht so geheimnisvoll, und sprachen nicht so leise und lächelten so selig süß, als lägen sie im Wochenbette von einer jungen Welt entbunden. Ein französischer General, der in fünfzig Schlachten gefochten, kletterte nicht die Leiter des Hochmuts hinauf, und sah von der höchsten Sprosse der Excellenz auf die Köpfe seiner Mitbürger herab, sondern er blieb unten wo das Volk stand und blieb bescheiden. Er trat nicht als ein Jupiter furchtgebietend auf, und donnerte in Stiefelsporen zwischen leichtfüßigen Tänzerinnen. Französische Offiziere waren freilich nicht von Adel; aber dafür durften sie auch unverhöhnt bürgerlichen schönen Frauen den Hof machen. Deutsche aber — ich sehe es jedes Jahr im Bade, und erst spät glaubte ich den Beteuerungen meiner Augen — Deutsche aber umwedeln wie Kammerherren nur Edeldamen, und huldigen nicht rosenfarbener Schönheit, sondern gelben Pergamenten. Gott! Ich, der doch so wenig bin und nur eine schwache Feder führe, ich bin doch stolz genug, daß ich mich mehr dünke als ein Graf, der nicht mehr ist als das, und daß ich den Adel nicht höher schätze als ein Biskuit; wäre ich aber mehr und führte ein Schwert — wahrlich ich hätte einen höheren Stolz als den des Adels. Aber ich sage das alles um es endlich ihnen zu sagen: sei eine Regierung noch so gerecht, noch so mild, ja selbst freisinnig in ihren Handlungen, ist sie es nicht auch in ihren Worten, ist sie nicht liebenswürdig, wird man sie niemals lieben, und Lasten mit Freundlichkeit aufgelegt, würde man

freundlicher tragen als Wohlthaten empfangen, die man Menschen verächtlich wie Hunden vorwirft.

Die Prozession artig genug. Ein recht heidnischer Zug, wie man ihn aus alten Basreliefs kennt. Nur waren es Helden des Leidens, und Götter der Ohnmacht und Geduld. Weiß gekleidete Mädchen, Blumenkränze in den Haaren, Lilienstengel und Kerzen in der Hand. Aber die Blumen künstlich. Ein Trupp Knaben als Pilgrime gekleidet, Muschelhüte, Kreuz, Kürbisflasche, Wanderstab. Artig, wie auch die Mädchen, aber während des Gottesdienstes aßen jene und diese Bratwurst mit sehr ernsthafter Miene. Ein Mädchen in der rechten Hand einen Lilienstengel, in der linken eine Bratwurst haltend! Die Schifflein unten, klein wie Enten! Das Dampfschiff. — In Bingen Mittag gegessen. Viele Mainzer. Saß zwischen kleinbürgerlichen Frauenzimmern. Ihre Gespräche, Mienen, Scherze, wie herbe und unadelig. Wenn wir Bürgerliche von feinerer Art ebenso tief unter dem feineren Adel stünden, als jene Kleinbürger unter uns stehen, dann hätte der Adel recht sich abzusondern. In Bingen ein österreichischer Unteroffizier von der Artillerie mit einigen Mainzer Bürgerweibern, diesen den Hof machend. Er steif wie die österreichische Regierung. Den patriotischen Haselstock an der Seite neben dem Degen. Stock und Degen! Welch ein wunderlicher ganz unerklärbarer Hut! Die Geometrie wird bereichert durch dessen Formen. Ich knüpfte ein kurzes Gespräch mit ihm an und sagte: Fuchtel und Degen, das paßt doch nicht schön zusammen. Auf diese Worte machte er ein gar erhabenes Gesicht, schlug mit der Hand auf Band und Griff und sprach . . . Ich schwieg ganz still und ging seiner Freundschaft aus dem Wege. — Herr! sprach er (das Herr müßte mit hundert rr geschrieben werden, um es akustisch darzustellen, wie er es gesprochen). Ich trage den Stock meines allergnädigsten Kaisers . . . Ich machte ihm einige ästhetische Einwürfe gegen die Harmonie eines Stockes und eines Schwertes . . . Ich hielt ihm eine kleine Vorlesung über die Vorteile einer konstitutionellen Verfassung und fragte ihn, ob er nicht zu einer Geldsammlung für die Griechen beitragen wollte. Ich glaube es war mein Glück, daß er mich nicht verstand. Stock für den Freund, Degen für den Feind.

Den 18. August.

Unter den mehreren Unglückszeichen, die dem Brutus die unglückliche Schlacht bei Philippi verkündigten, war auch das, daß ein

Kriegsoberster an einem Arme Rosenöl schwitzte, und daß man ihn fruchtlos rieb und abtrocknete, er schwitzte immerfort. Es ist doch etwas sehr Unerklärliches mit dem Aberglauben der alten Völker! Die christliche Religion, selbst in der dunkelsten barbarischsten Zeit, ließ solche Ausschweifung doch nie aufkommen. Auch hing christlicher Aberglaube mehr mit der Religion zusammen, und nur die roheren Volksklassen waren damit behaftet. Bei den Römern waren Feldherren, Staatsmänner, Philosophen davon nicht frei. Man möchte anfänglich glauben, ihre Staatsmänner hätten sich nur des Aberglaubens zur Regierung des Volkes bedient, aber bald sieht man, daß sie selbst davon beherrscht wurden. Der verständige, klare, philosophische Plutarch erzählt gläubig die lächerlichsten Wunder mit der größten Ruhe und Ernsthaftigkeit, wie auch obiges (im Brutus). Bei dieser Geschichte mit dem parfümierten Arme eines Kapitäns sagt Plutarch: „Man versichert, daß das Gespenst, welches Brutus schon früher gesehen, ihm in der Nacht vor der Schlacht wieder erschienen sei; aber Publius Voluminus, ein in der Philosophie sehr bewanderter Mann, und der seit dem Anfange des Krieges Brutus stets begleitet hatte, spricht gar nicht von diesem Wunder; er erzählt bloß . . .“ und jetzt die Wundergeschichten, worunter auch die vom Rosenöl.

Die Tyrannei unter den römischen Kaisern, wie überhaupt in der alten Zeit und die im Orient war stehnischer Natur, die neuere europäische ist asthenischer. Nur die Kraft, nicht der Wille zum Bösen hat sich vermindert. Die Tyrannei ist altersschwach geworden.

Den 26. August.

Heute Plutarch geendigt. — Den Livius angefangen.

In diesem Monate fanden wieder große Unruhen in Heidelberg statt. Die Studenten sind ausgezogen, und man hat ihnen den Professor Thiebault nachgeschickt, sie zu besänftigen und zurückzuführen. Die Aufnahme ins neue Museum, welches Professoren und Bürger für 70000 Gulden, wie sie mit Selbstbewunderung erzählen, kürzlich erbaut, soll die Unzufriedenheit der Studenten aufgeregt haben. Die Zeitungsberichte sind widersprechend, und die heimlichen Berichterstatter wälzen wechselseitig die Schuld einer auf den anderen. Ob sie es nicht vermocht haben, die zwölf Tafeln ihrer Museumsgesetze — im schönen Deutschland kommt alles juristisch reif zur Welt, Geburten

an der Nabelschnur wird schon bestimmt, wie sie einst polizeimäßig sterben sollen, die Wiegen werden vor der Hochzeit gemacht, und die Fachschränke sind viel früher fertig, als die Dinge, die hineinkommen sollen, so daß auch gewiß die gedruckten Statuten des Museums früher trocken waren als seine Wände — mit den billigen Forderungen der akademischen Jünglinge, oder ob diese nicht vermochten ihr Freiheitsgefühl mit einer billigen Ordnung in Einklang zu bringen, das weiß ich nicht. Sie sagen in ihren Berichten, der Vorfall werde ihrer Universität zum besten gereichen, denn die Unruhen wären wieder von der allgemeinen Burschenschaft ausgegangen, die noch immer im Dunkeln hause, und man werde sie bei dieser Gelegenheit von Grunde ausrotten. Von der allgemeinen Burschenschaft — sagten sie. Diese Allgemeinheit ist es, die sie fürchten und befeinden. Sie sehen hierin eine schauderhafte Gefahr, daß die Studentenrotten sich vereinigen, und so endlich die alten Universitätsburgen, die man von außen nicht zerstören will, von der Besatzung selbst niedergebrochen werden möchten. Sie geben gar zu willig dem Geiste eine feste Burg, daß sie ihn, so oft es ihre Herrschsucht begehrt, belagern können. Welch eine Schmach Deutschlands sind diese gelehrten Zünfte! Der Geist, der König der Natur, wird wie ein wildes Tier eingesperrt und so lange erzogen und geprügelt, bis er zahm wird wie ein Schäfchen; dann giebt man ihn frei. Man duldet gern die Raufereien und Zweikämpfe der Studenten, und man würde die Universitätsrichter mit Ungnade und Absetzung bestrafen, die die Gesetze in Anwendung zu bringen und die Zweikämpfe streng zu bestrafen sich gelüsten ließen. Die roten, grünen, blauen Pfeifentroddeln der Studenten, meinen die hochweisen Staatskünstler, verbürgen die Ruhe des Landes. Man will, alle Seelenkraft der jungen Leute solle vergeudet werden in Ausbrüchen roher Lust, alles Freiheitsgefühl solle abgestumpft werden in Mißhandlung friedlicher Bürger, jedes angeborene Gefühl der Widerstrebung gegen Ungerechtigkeit solle sich abmatten in Widersetzung gegen Recht, Ordnung und Sittlichkeit während einiger Jahre — damit sie alle, welche der Entnervung der Bücherweisheit widerstanden und nicht hypochondrisch geworden, des rohen Unfugs müde, recht matt und schwach in die bürgerliche Gesellschaft treten, und als geduldige Esel die Mehlsäcke des Staates tragen, oder die Räder der Regierung treiben; die schmiegsamen adeligen Hofmeister, die Turteltaubenkandidaten, die fromm um jeden Konsistorialrat gurren, die kammerherrlichen Referendare und Aktuare, die Coriolansaffen, die

ihre Verwaltungsgehörigen mit Trotz und Strenge beherrschen — das waren einst alle wilde Bursche, die ihren Philister betrogen und verhöhnt, die Nasen und Ohren genug abgehauen, die Schmarren im Gesichte zeigen, die geheimnisvolle Pfeifentroddeln getragen, die, um dem akademischen Senate zu trotzen, einst wie das römische Volk ausgezogen, die wohl auch ihren Mann erstochen, und von Schillers Räubern begeistert in die Wälder gezogen sind und den Landleuten ihr Brot und ihren Speck abgedroht haben. In München und Berlin sind in unseren Tagen neue Universitäten gestiftet worden, und man hat ihnen ganz die alte Zunftverfassung gegeben. Warum den Universitäten eine eigene Gerichtsbarkeit? Liegt denn etwas in der Wissenschaft, das die Jünglinge, welche sie pflegen, zu größeren Ausschweifungen und leichter dazu antreibt, als junge Leute anderer Beschäftigungen, und die darum größere Nachsicht verdienen und eine eigene gelinde Gesetzgebung bedürfen? Der Übermut der Studenten, das Ansehen, das einzelne derselben über die Masse durch ausgezeichnete Roheit erlangen, die Unanständigkeit ihrer Freuden, die Gemeinheit ihres jugendlichen Mutwillens, der Stolz und die Verachtung, mit welcher sie auf den Bürgerstand herabsehen, ist denn das alles dem Gedeihen der Studien so förderlich, daß man aus Sorge und Liebe für diese, es den jungen Leuten nachsieht? Oder will man vielleicht, daß sie durch Roheit vom Bürgerstande geschieden bleiben, damit die Wissenschaft ja nicht in das Leben übergehe, daß ja nicht die so edle, so leicht entzündende Begeisterung gutgearteter Jünglinge die dürren Philister ergreife? Oder will man vielleicht, daß sie den Bürgerstand mit Verachtung behandeln, damit sie sich darin üben, weil sie einst als Männer ihn beamten sollen? Oder will man vielleicht, daß Akademiker bürgerlicher Abkunft sich jeder feinen Zucht, sich guter Sitte und gefälligen Betragens entwöhnen, damit sie hinter adeligen Studenten, die Hofmeister und freundliche Aufnahme in den Familien der Professoren vor dem höheren Grad der Roheit bewahren, frühzeitig zurückbleiben, daß sie, ihrer Ungezogenheit sich bewußt, einst recht bäuerisch oder spießbürgerlich blöde und demütig vor ihnen stehen und ohne Mut zur Mitbewerbung ihnen Vorrang und Sieg überlassen? Menschen, bestimmt, auf die Gemeinde durch das Wort, sei es gesprochen oder geschrieben, zu wirken, verlernen das Wort, entwöhnen sich jeder gefälligen Sitte, durch welche man das Gute schön macht und ihm Eingang verschafft, und kommt dann die Zeit, daß sie lehren, daß sie überreden sollen, verstummen sie und üben

Trotz und Gewalt, die einzige Waffe, in welcher sie sich geübt. Das Pulver männlicher Kraft, womit sie einst Zwingburgen, altes Gemäuer, weghemmende Felsen sprengen sollen, haben sie verpufft in nichtswürdigen kindischen Feuerwerken, und kommt dann die Zeit des Handelns und der edlen Widerstrebung, stehen sie wie die Schulbuben und entwaffnet da, gehen jedem Hindernisse aus dem Wege, und Rom und Griechenland im Kopfe, haben sie die Feigheit eines Pastors Schmelzle im Herzen, und aus Furcht zu fürchten bleiben sie so fern von jeder Gefahr, daß sie es nicht einmal bis zum Zittern bringen.

Den 28. August.

Gestern in einem Einspänner nach Wiesbaden gefahren. Es war ein Tag, an dem der Himmel die Erde besuchte, und alles war festlich heiter und alles glänzte. In den vier Jahreszeiten logiert. Abends (Mittwoch) eine Viertelstunde auf dem Balle gewesen. Junge Mädchen auf amphitheatralischen Bänken, wie Blumentöpfe. Auf einer Erhöhung saß und stand der Nassauer Beamtenadel — viel Knöpfe auf blauen Röcken. — Diesen Morgen um halb vier Uhr zu Fuße von Wiesbaden nach Mainz gegangen. Mondschein. Mein Schatten wurde immer blässer. Tagesanbruch. Hasen über den Weg. Bauern Karren. Marktweiber. Das erste Mal, daß ich so früh am Morgen zu Fuße über Feld gegangen. Ich hatte den Tagesanbruch nur in beweglichen Panoramen gesehen. Zweifel ob Tag oder Nacht. Unweit Kassel, Sonnenaufgang. Wie oft mochte die Sonne, wenn sie abends über eine nichtswürdige Menschheit zürnend untergegangen, geschworen haben nicht mehr aufzugehen; aber die gute versöhnliche Göttin hatte am Morgen alles vergessen und sie kam wieder. (Es giebt nächtliche Zeitalter, düster dunkele, mildere freundlichere mit Mondeslicht und Tageshelle.) Um sechs Uhr in das Dampfschiff getreten nach Bingen zu fahren. Angenehmes Gewühl. Neugierde mit Ängstlichkeit gemischt. Wagen auf dem Verdeck, darin stand eine Engländerin mit fliegendem Schleier, der wie eine Flagge aussah. Soviel englisch und französisch als deutsch gesprochen. In Bingen stieg ich aus. Der Schiffer, der mich nach Rüdesheim überfuhr, verwünschte in seinem eigenen Namen und dem aller seiner Gewerbsgenossen die Dampfschiffe, die sie arm mache. Er hatte den schönen Wunsch: möchte doch das Dampfschiff untergehen, wenn recht viel Leute darauf sind! Er sagte: er wäre einmal auf dem Dampfschiffe gefahren, damals als Mademoiselle

Sontag darauf gewesen. Ich hoffe, im nächst erscheinenden Handbuche der deutschen Geschichte wird man die neueste Zeit als das Zeitalter der Demoiselle Sontag bezeichnen. Im Dampfschiffe liegt ein Buch, mit der Einladung an die Reisenden, ihre Klagen, die sie etwa gegen das Schiffsvolk und den Dienst haben möchten, hineinzuschreiben. Im vorigen Sommer las ich darin die Beschwerde eines Engländers in englischer Sprache, die von mehreren deutschen Reisenden unterzeichnet war. Die Klage war: daß sie durch Ungeschicklichkeit oder Unvorsichtigkeit des Steuermanns am Binger Loche auf einen Felsen gestoßen, so daß das Schiff einen Leck bekommen, und in Gefahr kam. Der Vorfall ist bekannt, das Schiff konnte nur Caub erreichen, und die Reisenden mußten zu Lande weitergebracht werden. Ich mußte damals schon lachen, daß unter allen Reisenden nur ein Engländer sich ermutigt, seine Klage in das bestimmte Buch zu schreiben, obzwar der amphibische Brite gewiß weniger erschrocken war als die Deutschen, und daß diese hinten nach mit ihrer bekräftenden Unterschrift gekommen. Dieses Jahr lachte ich noch mehr, als ich das Buch in die Hand nahm und fand, daß das freimütige englische Blatt herausgerissen war. Das Buch war weiß wie die Unschuld. Die Deutschen sind zarte indische Treibhauspflanzen. Sie können die öffentliche Luft nicht vertragen. — In Wiesbaden fragte ich einige Menschen auf der Straße, wo Hofrat Weitzel wohne? Sie wußten es nicht. Wäre es Demoiselle Sontag gewesen! Weitzel erzählte: Görres historische Vorlesungen in München, die anfänglich sehr besucht gewesen, wären später ganz leer geworden. In der ersten Vorlesung habe er von der waltenden Vorsehung gesprochen, die ihn nach München geführt. Die sechste Vorlesung habe mit Abels Tod geendigt. — Weitzel gab mir ein romantisches Gedicht Zoraide (1825 bei Wilmanns in Frankfurt) von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Ein junges schönes Frauenzimmer, die bei ihrem Onkel, dem Herrn v. Zwierlein in Geisenheim wohnt. Schön genug für eine schöne Stiftsdame!

Rüdesheim, Sonntag, den 31. August.

Zu Rüdesheim mußten wir, Männer und Weiber, unsere Pässe vorzeigen, und darauf bekamen wir eine vierwöchentliche Erlaubnis hier zu verweilen, die auf einem Stempelbogen, der 40 Kreuzer kostet, ausgefertigt ist. Wer länger als vier Wochen hier bleibt, muß dazu die Erlaubnis der Regierung in Wiesbaden erlangen. Wir lernten bei dieser Gelegenheit die Hierarchie der Rüdesheimer Gewalten kennen:

Polizeidiener, Schultheiß, Stadtdirektor, Oberamt. Das diese strengen Polizeimaßregeln mit dem türkischen Kriege zusammenhängen, ist nicht zu vermuten. Schumla ist weit von Rüdesheim, und türkische Spione, die hier kundschaften wollten, würden sich durch Nichtweintrinken leicht verraten. Aber die Einrichtung hat sonst ihr Schönes und Gutes. In dieser paradiesischen Gegend verliert man sich zu leicht in luftige Schwärmerei, und es ist heilsam, daß man dann daran erinnert werde, daß Gott nicht allein in der Welt ist, sondern daß es noch eine Polizei, Pässe, Stadtdirektoren, Schultheiße, Justizräte und Stempelbogen giebt. So eine gestempelte Begeisterung hat dann etwas Nahrhaftes — das ist Brocken in der Brühe und man gedeiht dabei.

Den 1. September.

Gestern fuhren J. und ich mit dem Dampfschiff von Bingen nach St. Goar, aßen dort zu Mittag und fuhren in einem Wagen zurück. Es ist wunderlich zu sehen, wenn die Reisenden, besonders die Engländer, über das unaufhörliche Betrachten und Durchblättern der Karten, Kupferstiche und Panoramen vom Rhein die Landschaft selbst übersehen. Bei der Schnelligkeit der Dampfschiffe, verliert man die Orte und Punkte aus dem Gesichte, ehe man aus dem Buche ersehen, wie sie heißen, wie es einem Engländer mit Bacharach erging, der, bis er den Namen des Ortes im Buche gefunden, ihn schon hinter sich hatte, und den nachliegenden Ort für Bacharach hielt. Es ist, als verstünden sie das Original, die Natur nicht, und müßten sich darum der Übersetzungen bedienen. Als ich auf dem Schiffe in einer Zeitung las, welchen herrlichen Fortgang die Geldsammlung zum Denkmal für den heiligen Bonifacius macht, hatte ich Gedanken zur Errichtung eines deutschen Nationaldenkmals für die unsterbliche Sontag, doch halte ich noch mit dem Plane zurück, sowie auch mit meinem Programme der Feierlichkeiten für die Rückkehr der Sonntag.

Wo es die Regierungen leicht haben, haben es die Regierten schwer.

Den 3. September.

Das Stubenmädchen fragt mich jeden Morgen, ob sie die Montur (so nennt sie meine Kleidungsstücke) zum Saubermachen mit sich nehmen solle.

Den 6. September.

Ich ging nach Bingen, um ein kleines Paketchen Bücher, das auf der Post für mich gekommen (Müllners dramatische Werke,

die der Verleger Vieweg mir geschickt), zu holen. Man konnte es mir noch nicht ausliefern, es mußte erst auf die Maut, wo Transitogebühren zu entrichten. Das $2^1/_2$ Pfund schwere Päckchen ward in Mainz mit zwei Siegeln des Postgerichtes und einem langen Zettel begleitet. Was hatte ich zu laufen, und mußte doch ohne Paket wieder nach Rüdesheim! Als ich überfahren wollte, war kein Schiffer da, obzwar Kähne genug, und ich mußte trotz meines Lärmens und Scheltens eine halbe Stunde warten und wurde wegen meines Tobens noch ausgelacht. Nämlich in Bingen ist das Recht, über den Rhein zu fahren, an einige wenige Schiffer von der Regierung verpachtet. Da diese nun das Privilegium haben und keine Konkurrenz, so leben sie ganz nach ihrer Bequemlichkeit, hausen in den Weinschenken und fahren nicht eher, bis sie mit Trinken fertig sind. In Rüdesheim, wo jeder Schiffer überfahren darf, braucht man keinen Augenblick zu warten. Ach, welch ein Vergnügen in civilisierten Staaten zu leben! Welcher schöne deutsche Bund! Wenn drüben die Türkei wäre, könnten beide Ufer nicht feindnachbarlicher getrennt sein, als Nassau und Darmstadt! Wenn man von Rüdesheim nach Bingen fährt, oder umgekehrt, darf man mit dem Schiffer, mit dem man hinübergefahren, nicht zurück, sondern wird in einen anderen Kahn geladen. Kein Rüdesheimer Schiffer darf vom linken Rheinufer, kein Binger vom rechten Rheinufer einen Reisenden hinübersetzen. Der deutsche Bund ist nur in Frankfurt um vier Uhr nachmittags wahrzunehmen, zur Stunde, wenn die Bundestagsgesandten abwechselnd bei einander zu Gaste essen. Wo und wann sonst, das wüßte ich wahrhaftig nicht.

Vilbel, den 10. September.

Heute Morgen Rüdesheim verlassen, gegen den Norden ziehend. Kruzifixe in Weinfeldern auf Weinbergen: der Arzt beim Schmause. Ein Mann ging immer hinter dem Wagen, mit ihm gleichen Schritt haltend, eine eigene psychische Mechanik, schneller fortzukommen. In Bieberich die schöne Gondel des Herzogs von Nassau. Früher von uns bewundert, wie erschien uns jetzt das Schiff so kleinbürgerlich gegen das fürstlich stolze Dampfschiff! Der goldene Neptun am Steuerende wie schwerfällig und hölzern! Das ist die schöne Folge siegreichen Kunstfleißes, daß er die Macht der Vornehmen den Geringen, und die Genüsse der Reichen den Armen zuführt. Aus der fortschreitenden Vervollkommnung der Maschinen, was wird nicht

alles noch hervorgehen! Was wird es nicht für Folgen haben, wie die vielen Millionen gemeinen, gedankenlosen Hantierungen entzogenen Menschen einer größeren geistigen Bildung durch gewonnene Zeit zugewendet werden! Ohne Pöbel kein Adel! Der Dampf ist der echte Robespierre, der wahre Gleichheitsmacher. — Um acht Uhr Vilbel erreicht. Eingekehrt im Stern. Visitation der Maut, wegen Transitogebühr. Diese Darmstädter Mautneophyten sind noch streng und heiß. In der Zeitung las ich heute: „Die Wohlgeborenen Herren Bierbrauer in Frankfurt werden benachrichtigt" (wegen Hopfenverkauf). — In Heidelberg haben sie mehrere Studenten, als Vorsteher der grausen Burschenschaft, auf Festungen eingesperrt. Deutschland ist das Land der Parodien, in den Kämpfen für als gegen die Freiheit. Il faut tout lier juges et plaideurs. Die Herrschaft wie die Freiheit wird durch Körperschaften erhalten und verteidigt, aber nie erworben. Gegründet wird jene und diese nur durch Einzelnstehende. Die Freiheit des römischen Bürgerstandes begründete der Tribun. Der Senat bildete, seine eigene Herrschaft zu sichern, eine Körperschaft von Volkstribunen, und schwächte dadurch die Volksgewalt. Das dumme Volk verstand das nicht und freute sich jener Vermehrung.

Gießen, Donnerstag, den 11. September.

Abends hier angekommen. Von Vilbel muß ich nachträglich als Statistisches bemerken, daß die Stückchen Zucker im Stern auffallend klein sind, nicht größer als Erbsen. — Hinter Frankfurt verschwinden Berge, Reben und Engländer. — Die Engländer mit ihren ernsthaften Gesichtern (das Vergnügen ist ihnen Geschäft) die wie Bienen jede schöne Blume aussaugen. Wirtshäuser werden schlechter und die Wirte bekommen Prellgesichter. Unser Kutscher aus Rüdesheim, ein gutes, frohes, weinländisches Herz, machte sich hinter Vilbel sehr lustig über das kleinbürgerliche Land, lustig wie ein Edelmann unter Bürgern. Er spottet der Pfälzer Weine, die man in Bingen den Schoppen zu 2 Kreuzer trinke und hier für Rheinwein ausgebe. Verflossenen Sonntag habe er in Rüdesheim achtzehn Schoppen getrunken, den Schoppen zu 4 Kreuzer. Im Dorfe Pohlgens sagte er: Der Schultheiß hier könne ihm seine Tochter geben, er nehme sie nicht. — In Friedberg aßen wir zu Mittag. Las dort in der Darmstädter Zeitung eine Pfarrstelle für zwei Ortschaften sei ledig, mit einem Einkommen von 581 fl. 49 kr. — In

Gießen Professor Adrian besucht — man hat hier neulich auch 24 Studenten wegen Landsmannschaften relegiert.

Halsdorf, Freitag, den 12. September.

„Schlecht und teuer wie das Unglück!" — antwortete der Kutscher von Rüdesheim, da wir ihn fragten, wie ihm in Gießen der Wein geschmeckt. — An der Grenze des Darmstädtischen nach Kassel zu, wird ein stattliches Zollhaus gebaut, das Kellergewölbe ist auf eine säkularische Dauerhaftigkeit berechnet, so wenig glaubt man an Gott und so viel an den Teufel Deutschlands, an die ewige Zersplitterung Deutschlands. An der hessischen Grenze wurden unsere Koffer plombiert. — In Marburg die Kirche gesehen.

Kassel, Samstag, den 13. September.

Gestern im Gasthofe in Halsdorf etwas gefunden, was früher noch nie in irgend einem deutschen Gasthofe: eine brauchbare Schreibfeder. — Aufsatz: „Poststunden, oder: unangenehme aber nützliche Betrachtungen über den Krämergeist der Regierungen." Poststunden kleiner als die gewöhnlichen. Aufenthalt und lästige Abgaben der Postscheine, die die Mietkutschen zu lösen haben. Warum gebührt den Posten ein Privilegium? Der Staat will die Leute zwingen, Extrapost oder mit den Eilwagen zu reisen; er sollte aber billig auf diejenigen Klassen von Reisenden bedacht sein, welche ökonomische oder andere Verhältnisse nötigen, sich der Mietkutschen zu bedienen. Wenigstens sollte man das Postlösgeld für die ganze Route auf einmal einnehmen, wie es jetzt auch mit dem Chausseegeld geschieht. — Abends in Kassel angekommen, konnten wir in den bekannten Gasthöfen kein Unterkommen finden, wahrscheinlich hat der gegenwärtig hier befindliche Mautkongreß alles in Besitz genommen. Schlechte Aussichten für Reisende auf die nächsten zehn Jahre. Jede deutsche Kommission hat mit dem trojanischen Kriege in ihrer Dauer häufiger eine Unähnlichkeit, als Ähnlichkeit, die Kommission dauert länger. — Wir kehrten im Helm ein; ein gutes Wirtshaus, aber die Lage ist schlecht, in enger Gasse.

Minden, Sonntag, den 14. September.

Nachmittag von Kassel nach Minden abgereist. Der Weg führt durch eine bezaubernd schöne Gegend, von einer Waldhöhe herab, an die Fulda, wo Minden anmutig liegt. — Am Thore von Kassel, bei

dem Eintritt in und dem Austritt aus der Stadt, fragte mich der Korporal, nachdem ich meinen Namen und Doktorstand angegeben, ob ich in Diensten und in welchen Diensten stünde? — S***s Mautängste: er ging gern Numero Sicher. Er fürchtete sich nämlich in Kassel, das Plombierzeichen abzureißen. Ich sagte ihm, es gäbe nichts Unsichereres als Numero Sicher.

Wenn man körperlich stark ist, fallen Seelenleiden schwerer zu tragen; ein schwacher Körper dagegen saugt wie ein Schwamm einen großen Teil der Schmerzen ein.

Eimbeck, Montag, den 15. September.

Der Freund müßte noch geschaffen werden, der mir nicht lästig wäre, wenn er mein Stubenkamerad wäre. Ein Zimmer ist nur ein weiteres Oberkleid, es mit jemand zu teilen ist mir gerade, als wollte ich noch einen fremden Arm in den Ärmel meines Rockes kriechen lassen. Schon in meinen frühesten Knabenjahren war es mein sehnlichster Wunsch und meine Schwärmerei, ein eigenes Zimmer zu haben. — Wie die Jugend eine Krankheit ist, so ist Kränklichkeit in reifen Jahren eine Art künstliche Jugend und Ersatz derselben. (Gärung.) — Mein Manuskriptenkasten, auf dem Rücksitze des Wagens gebunden, oben mit Wachstuch überzogen, daß keine Wässerigkeit hineinkomme, damit zu meinem Verleger reisend . . . (eine Scene, sich darüber lustig zu machen).

Hannover, Dienstag, den 16. September.

Vormittags trafen wir hinter Eimbeck eine Kutsche mit blühenden zufriedenen Gesichtern an, die unser Kasseler Kutscher höflich und freundlich grüßte. Er sagte uns, das wären die in Kassel wohnenden Spieler, die aus dem Bade Nenndorf zurückkehrten. Spieler und Störche. Es ist bemerkenswert, was ich bemerkte, daß ein hoher Adel, der in Bädern mit dem verehrungswürdigen Publikum selten ein freundliches Wort spricht, mit Spielern (auch oft mit Juden) auf das brüderlichste umgeht. Mit Juden, das begreife ich — es ist ein altes ahnenreiches Volk; aber warum mit Spielern? — Im Hannöverischen fand ich die numerierten Chausseesteine mit Astern und anderen Blumen ganz artig umpflanzt, auch oft die Bäume; c'est pour égayer la matière. Das Reisen nach Norden ist doch gar zu betrübt! Es ist, als hörte mit dem Süden die Jugend auf.

Mittwoch, den 17. September.

Es hat jemand ein Buch geschrieben, worin er behauptet, das Innere der Erde sei von Menschen bewohnt und der Eingang sei am Nordpol. Muß das Werk lesen. Drohende Gefahr, das Gleichgewicht Europas zu stören. Wer weiß, ob nicht die seit mehreren Jahren wiederholt veranlaßten Expeditionen Englands nach dem Nordpole die Entdeckung und Besitznahme der Unterwelt zum Zweck hatten. Die Engländer sind Schelme wie bekannt, ob sie zwar mit guten, einfachen Menschen (Österreich) auf vertrautem Fuße leben. Da Gott nur höchstens ein halb Dutzend Menschen geschaffen, die fähig sind Land und Leute zu regieren, wie will man diesen geplagten Auserwählten auch noch eine neue Welt zu beherrschen aufbürden? Sollte man nicht alle Bürgerliche in die Unterwelt schicken und einem hohen Adel die Oberwelt überlassen?

Beim Einfahren gestern in Hannover fragte mich ein Rotrock, nicht wie in Kassel: in welchen Diensten? sondern nur nach meinem Charakter. — Auf der fahrenden Post hatte ich einen Wortwechsel mit dem Generalpostdirektor. Er ist ein Generalpostgrobian, und wie ich später von Hannoveranern hörte, auch dafür bekannt. Die Postbeamten dort sollen alle grob sein. Ich hatte mich auf der Diligence nach Braunschweig einschreiben lassen, und hatte meinen Koffer, auf welchen ich mit Mühe meine Adresse mit sieben Siegeln sehr schön befestigt, hingebracht. Der Generalpostdirektor, ehe er zu Verbalgrobheiten überging, fing mit Realgrobheiten an, und riß mit seinem Zeigefinger auf eine sehr verächtliche Weise die Adresse ab, und nannte meinen ehrlichen Namen und wohlerworbenen Doktortitel einen Wisch; der Wisch hält nicht, sagte er. Ich. Aber ich bin ja dabei. Er. Sitzen Sie denn darauf? Ich. Aber was liegt daran, wenn ich mich dabei beruhige? Wenn der Koffer abhanden kommt, zahlt mir die Post doch nur zehn Thaler Entschädigung. Ich entsage aller Bürgschaft und Entschädigung der Post . . Er bestand aber darauf, die Adresse müßte auf Leinwand haltbar geschrieben sein. Woher Leinwand nehmen? Ein Postbedienter übernahm es, den Koffer gegen ein Trinkgeld gehörig zu signieren. Ich hätte gern dem Postdirektor eine katilinarische Rede gehalten, aber ich fürchtete mich vor dem Rotrock, der im Posthofe mit der Flinte auf und ab ging, und dem ein kleiner Zeitvertreib gewiß willkommen gewesen wäre. Die Habeas corpus-Akte gilt nicht in Hannover. Ich hätte dem Direktor gern gesagt: „Eine Post ist keine Obrigkeit, sondern

ein Gewerbe, eine Handlung, die am Publikum reich wird, und gegen jeden, der ihr Geld zu verdienen giebt, eben so artig sein muß, als es ein Kaufmann gegen seine Kunden ist. Wenn wir uns Plätze auf der Diligence nehmen, tragen wir die Kosten Ihres Gehaltes. Bedenken Sie das, Herr Direktor, und seien Sie künftig höflich!" ... Es ist doch sonderbar, daß alle schreibenden Geschäftsleute sich ein Ansehen von Wichtigkeit geben. Das Schreiben muß eine Art Kultus sein, das die Menschen hochmütig macht, wie es die Verrichtungen des Gottesdienstes bei den Priestern immer gethan. Kommt man zu einem Kaufmann in den Laden, ist er artig, kommt man aber zu einem Bankier aufs Comptoir und holt Geld auf Kreditbriefe, woran er doch auch verdient, ist er einsilbig und stolz. Die Feder ist eine Art Scepter.

Monarchien, Aristokratien — Kongestionen der Staatskörper. Ich werde seekrank, so oft ich in die Residenz eines kleinen Staates komme, und sehe, was der kleine untersetzte Staat für einen großen Kopf hat. Nichts als Hof, nichts als Soldaten und Regierung. Wo stecken die Unterthanen?

Braunschweig, Donnerstag, den 18. September.

Mit der Diligence diesen Morgen um sechs Uhr abgereist, heute abend um halb sechs hier angekommen. Eingekehrt im Hôtel d'Angleterre. Man wies mir ein Hinterstübchen im zweiten Stocke an, das mit Steinen gepflastert war. Auf meinen bezeigten Widerwillen behauptete man, es sei alles besetzt. Ob wahr oder nicht — will ich nicht entscheiden. Ich kam mit dem Postwagen. Die deutschen Wirte wissen noch nicht recht, wie sie reisende Gelehrte behandeln sollen. Es wäre schön, wenn ein Leser dieses sie belehrte, daß reisende Gelehrte gar nicht sparsam sind, daß es ihnen auch nicht an Geld fehle, weil sie Reisebilder schreiben ... Als ich etwas barsch und bestimmt erklärte, ich würde in einen anderen Gasthof ziehen, ward der Kellner höflicher und schwankender in seiner Behauptung und gestand endlich, es sei noch ein kleiner Saal da. Er dehnte den kleinen Saal bis zu seiner architektonischen Länge aus, und sah mich prüfend dabei an, ob ich erschrecken würde vor der Gefahr der Kostspieligkeit. Ich erklärte, ich wollte den kleinen Saal haben, worauf der Kellner, nachdem er das bisherige Talglicht mit der größten Ruhe und Sichtbarkeit mit einem Wachslichte vertauschte,

mich in den kleinen Saal führte. Das vornehme Ansehen, das ich mir im Wirtshause gab, hatte gar keine Überteuerung, sondern nur die angenehme Folge, daß auf meine Rechnung Hochwohlgeboren gestellt wurde. — Beim Einfahren in Braunschweig las ich an der Straßenecke den Komödienzettel des vorigen Tages: Die Teilung der Erde oder demagogische Umtriebe. Erschrocken wendete ich mich weg. In meiner guten freien Vaterstadt wird man gehenkt, wenn man demagogische Umtriebe nicht bloß treibt, sondern das Wort nur drucken läßt. Ist der Herzog von Braunschweig nicht Mitglied des deutschen Bundes? — In der Hamburger Zeitung las ich eine humoristisch-deklamatorische Abendunterhaltung von Saphir, dem Herausgeber der Berliner Schnellpost, angekündigt. Hat man ihn von Berlin vertrieben? Sie haben mir dort gesagt er sei ein Unfried, ein Ruhestörer, und darum haben sie ihn exkommuniziert. Aber ich verstand das. Nur das Feuer, nicht das Wasser haben sie ihm versagt. Er war den Berliner Milchsuppenjournalisten zu gepfeffert. Weil er ein Unfried und ein Ruhestörer ist, darum war er mir wert. Er hat etwas Leben in die Schläfrigkeit der deutschen Journale gebracht. — Ich hasse die Kommunen (Körperschaften) darum, weil Exkommunikationen deren notwendige Folgen sind.

Freitag, den 19. September.

Den jungen Vieweg besucht und mit ihm wegen der Herausgabe meiner aus Zeitschriften gesammelten Aufsätze gesprochen. In Küchen werden die Speisen, das Geflügel erst ganz aufgetragen, und was dann übrig bleibt, als Ragout zerhackt zubereitet. Deutsche Journalisten, die ihre Aufsätze sammeln, machen es umgekehrt. Nachdem ihre Gerichte, in den Morgen- und Abendblättern, zerhackt und gemischt genossen werden, sammeln sie den brauchbaren Rest später, und tragen die Gerichte ganz auf. — Einige merkwürdige alte Gebäude. Der herzogliche Park und die neue Promenade, die sich um die Stadt zieht, sinnvoll und großartig angelegt. — Zu Nacht gegessen in Viewegs Garten mit angenehmer Gesellschaft.

Samstag, den 20. September.

Die Stadt hat etwas Freundliches, Wohnliches, artige Brunnen, schöner Park, Spaziergänge rund herum, die sinnvoll, geräumig, großartig angelegt sind, das Straßenpflaster ist gar nicht aristokratisch, der Fahrweg ist schlecht, aber für die Fußgänger ist durch Trottoirs

von breiten Quadersteinen, die zweckmäßig nicht erhöht sind, auch in den engsten Straßen gesorgt. Mehrere alte und altertümliche Gebäude geben der Stadt ein herkömmliches Ansehen. Ich habe doch etwas von Fouqué in meinen urbanischen Neigungen: ich kann die neuen glückspilzartig aufgekommenen Städte nicht leiden, doch geht meine Liebe zum architektonischen Adel nicht so weit, daß ich wie jener Neapel verachte, weil es Neustadt heißt. — Vieweg aß mit mir auf meinem Zimmer. Sehr schlechtes Wirtshausessen hier und in Hannover. Ich finde mich meines schwachen Magens wegen sehr wohl bei der Diät. In Hannover im ersten Gasthofe kam nicht einmal Obst als Dessert auf den Tisch; aber nach dem Braten kam eine Obsthändlerin in den Speisesaal und bot den Gästen die Früchte an; das scheint üblich zu sein. Ich begreife nicht, wie ein Wirt, ohne rot zu werden, es zusehen kann, daß ein Gast an seinem Tische sich für sein Geld ein Privatvergnügen macht. — Wieder in Barthels Garten gewesen, wieder im rechten und linken Saale zwei besondere gedeckte Tisch gefunden. — Das Museum besucht. Gemälde, Statuen, künstliche Werke aller Art. Es schwindelte mir wie gewöhnlich. Man wird von der kurzen Zeit so gedrängt. Die aufpassendsten Aufpasser sind hier, die ich je getroffen, sie gehen einem nicht von der Seite. Ein fünf Schuh hohes und noch breiteres Gemälde, darstellend die schöne Esther mit dem garstigen Ahasverus, betrachtete ich so aufmerksam, daß ein Aufseher auf den Gedanken kommen mochte, ich wollte die schöne Esther einstecken, denn er saß mir auf dem Nacken. Als ich aus den Gemäldezimmern in die Antikengalerie zurückkehren wollte, fand ich die Thür verschlossen, und es dauerte lange, bis einer von außen kam, sie zu öffnen. Auch die Wache am Eingange des Museums scheint angewiesen zu sein, den Austretenden auf die Finger zu sehen, sie betrachtete mich sehr prüfend. Das Museum ist wöchentlich nur zweimal zwei Stunden lang geöffnet, und doch muß selbst jeder Einwohner eine auf seinen Namen ausgestellte und nur auf diesen Tag gültige Einlaßkarte haben. — Ein Kruzifix aus Elfenbein von Michelangelo, am Fußgestell in Silber getrieben von Benvenuto Cellini. Ich liebe das Elfenbein nicht. Es ist ein unedles und dabei kaltes und schroffes Material; es hat eine widerliche Krankenfarbe. Den Jupiter von Phidias kann ich mir nicht schön denken.

Hier sind eine Art Soldaten, schwarz wie die Leichenbitter gekleidet. Das gefiel mir. Soldaten sollten alle so malerisch gekleidet

sein. Es ist nichts lächerlicher, als wenn solche Totengräber sich weiß, blau, rot und golden anputzen, als seien sie Hochzeitsgäste.

Sonntag, den 21. September.

— Ein einziges Mal in meinem Leben sprach ich mit einem Fürsten, der die viel gelobte, aber meiner Meinung nach gar nicht löbliche Sitte hatte, jede Woche für seine Unterthanen öffentliche Audienz zu geben. Ich überreichte ihm eine Bittschrift um Anstellung als Aktuar bei einem Amte und trug mein Gesuch auch mündlich vor. Nachdem ich fünf Minuten lang von der Sache gesprochen, sagte der Fürst: er sehe gar kein Hindernis ein, warum ich nicht Accoucheur werden könnte. Ich war ungewöhnlich fein, dankte für die gnädigste Bewilligung, ließ meine Bittschrift zurück und ward bald darauf Aktuar.

Im Theater gesehen: Rossinis Barbier. Sehr mittelmäßige Aufführung. Das Haus schön.

Hannover, Dienstag, den 23. September.

Heute abend von Braunschweig zurückgekommen. Ich nahm den Weg über Peine, fast fortwährend eine sandige Heide, die mir von der Lüneburger, die ich noch nicht kennen gelernt, eine traurige Vorstellung macht. Es giebt nichts, das trübsinniger machte, als eine baumleere Gegend. Menschenleere bildet lange kein solches Bild von Wüste und Einöde. Und die spärlichen Dörfer, „trockenes Brot und saueres Bier“. Welch ein freudenloses Leben führt das nordische Landvolk. Keinen Wein, schlechtes Bier. Nicht einmal guten Branntwein. Sie hatten ihn früher, erzählte man mir; aber seit der westfälischen Zeit wurde eine Branntweinaccise eingeführt, die dessen Herbeischaffung aus dem Auslande nicht mehr gestattet. Hieronymus wurde vertrieben, die Accise ist geblieben. Das Amt eines Pfarrers muß schwer sein in solchen dürren, grauen Gegenden. Wofür hätte das Landvolk dem Schöpfer zu danken? Das einfältige Volk, das Gott nur im Himmel sieht — kann es durch nordische trübe Wolkendecke den Blick zum Himmel erheben? Wir Städter, wir Gebildeten, welche fähig geistiger Genüsse, geselliger Freuden, in diesen einen Ersatz fänden für den Mangel sinnlicher Lust, wir schwelgen auch in diesen, entbehren auch diese schwer, und nie bedenken wir, und nie schmerzt es uns, daß das rohe Landvolk aller sinnlichen Freuden entbehrt, und keinen Ersatz im geistigen Leben dafür hat. Städte sind nur größere Höfe, Städter untergeordnete Hof- und Edelleute,

welche glauben, die Welt sei für sie allein gemacht, und nie unter sich auf den Bauer, nie hinaus auf das Land sehen. Ich möchte König sein, nur einen Tag — nicht um es besser zu machen; denn es wäre schrecklich, wenn es besser sein könnte und nur der Wille der Mächtigen fehlte — ich möchte nur König sein, um mich von der Notwendigkeit, von der Unabänderlichkeit des Übels zu überzeugen, und um den peinigenden Gedanken los zu werden, daß es nur Gefühllosigkeit sei, welche das Leben des Landvolkes so traurig bleiben läßt.

Donnerstag, den 25. September.

Ich muß einmal eine Lobrede für die Gelehrten und Schriftsteller verfassen. Ihre Würde wird so wenig erkannt, sie sind in Deutschland so gering geachtet, so spärlich belohnt. Ohne sie gäbe es keinen Ruhm, keine Vergangenheit, ohne sie würde jeder Mensch die Schöpfung der Welt vom Tage seiner Geburt an rechnen. Die Schriftsteller endigten die Zeit der Fabeln und der Märchen, sie begannen die Geschichte. Sie erweitern unser enges Dasein, indem sie uns entfernte Räume, entfernte Welten kennen lehren. Sie verlängern das kurze Leben, indem sie den Tod hinausrücken, und verdienten Menschen Nachruhm verschaffen. Sie setzen die Geburt zurück, indem sie vergangene Zeiten nachleben lassen. Was vergangene Geschlechter gefühlt, was sie gedacht, lassen sie uns empfinden und denken. Durch sie genießen wir die Geistesfrüchte fremder Klimate verschiedener Menschennaturen, die in unserer eigenen Temperatur nie gedeihen konnten. . . . Ach! sie werden geringer geachtet als Pferde! Ich wohne hier beim Marstall und sehe die Pflege, die diese genießen. Sie haben nicht bloß reichliches und gutes Futter, nein, sie werden mit Aufmerksamkeit und Zartgefühl behandelt. Und keine Wochenarbeit. Die hunderte von Pferden sind nur für den König von England bestimmt, der nie hierher kommt. Wieviel verdiente Schriftsteller und Künstler könnte man dafür unterhalten. Warum haben Fürsten keinen Apollostall für Gelehrte? . . . Da sind acht milchweiße Pferde von ungemeiner Schönheit. Der Sonnengott dürfte sich ihrer nicht schämen. . . Im Stalle sah ich einen Pferdeknecht von Bildung, der stehenden Fußes, unbeweglich und verzückt wie ein Säulenheiliger, Claurens Mimili las.

Freitag, den 26. September.

Diesen Morgen wurden zwei Mörder mit dem Schwerte hingerichtet. Ich sah sie hinausfahren zum Blutgerüste. Je einer hatte

seinen eigenen Karren und seine zwei Geistlichen. Wie liebenswürdig ist die christliche Religion, wenn sie Verurteilte, die alles verlassen: die Freundschaft, das Mitleid, des Richters Barmherzigkeit, die Hoffnung, ach! und der innere Seelenfriede, begleitet bis an die Pforte des Todes; wie rührend ist es, wenn der Priester dem blutbesudelten verabscheuten Mörder den letzten Bruderkuß warmer Menschenlippe mit hinübergiebt in die kalte ewige Nacht! Es war der reinste blaue Himmel, die wärmste goldene Sonne schaute herab. Ach! man sollte keinen hinrichten an einem schönen Tage, man sollte eine trübe, unfreundliche Witterung abwarten. — Der Übergang von grau zu schwarz ist minder trostlos, weniger schmerzlich. Es war schauerlich zu sehen, wie der Gerichtete, der rückwärts im Wagen saß, sich dann und wann umsah, zu erforschen, ob er bald an den Ort seiner Bestimmung angekommen. Er ward oft ohnmächtig im Wagen. Es muß ein schweres Geschäft sein, das die Geistlichen mit solchen Menschen haben. Ich sah, wie sie betend und tröstend dem armen Teufel zuweilen auf die Schulter klopften, ihm Mut einzusprechen. Es sah recht gutmütig aus; aber ich mußte doch lächeln.

Den 29. September.

Man durchlese den ganzen Livius, alle die Kriege, alle die Schlachten, welche Rom je geführt und geschlagen, ob einer ihrer zahllosen Siege so herzerhebend, ob je eine Siegeslust, ein Siegestaumel so rührend gewesen, als hier der Kampf und der Sieg, den die Sklaven für ihre Freiheit gefochten, für ihre Freiheit errungen! und wie lebhaft hat ihn Livius geschildert, er, dem doch sonst überall Roms Unabhängigkeit, für Roms Freiheit, und Roms Allherrschaft für Roms Unabhängigkeit galt. So bewegt ist man nicht, wenn die Gallier in, wenn Pyrrhus vor Rom, wenn Hannibal in seiner Nähe steht. Die Freiheit der Bürger, nicht das, was man die Freiheit der Staaten nennt, erregt das Mitgefühl jeder menschlichen Brust, als das höchste Gut!

Den 3. Oktober.

Einen königlichen Garten besucht in der Herrnhäuser Allee, genannt Monbrillant. Trauben gegessen. O wie wässerig! Warum haben alle fürstlichen Lustschlösser französische Namen? Sanssouci, Monbijou, Solitude, Fantaisie, Bellevue? .. Welche grasgrüne Trauben werden hier auf der Straße verkauft! ... Neulich an der Wirtstafel machten sich Hannoveraner Herren lustig über die Süd-

länder; was das Königreich Hannover wäre, das wüßten sie gar nicht bei uns ... Aber ist nicht südliche Natur eine adlige, ahnenreiche, begüterte, alte, geschichtsvolle, — nördliche aber eine bürgerliche, geschlechtslose, arme, heraufgekommene, und hat unser südliches Volk nicht das Recht, mit einigem Adel- und Naturfruchtstolze auf den Norden herabzusehen?

Wahrbehmen, Donnerstag, den 9. Oktober.

Diesen Morgen mit einem Einspänner die Reise nach Hamburg angetreten. In Celle zu Mittag gegessen im Hôtel d'Hannover. „Kutscher! Ist Celle ein großer Ort?" — „S'ist ein kleines Dinges." Aber das kleine Dinges kam mir artig und freundlich vor. In Wahrbehmen, dem nächsten Dorfe hinter Bergen (eine Stunde entfernt) übernachtet. Ich bat den Wirt um die Hamburger Zeitung. Er entschuldigte sich sehr, daß er mir sie nicht geben könne, ein Kommissär, den er im Hause habe, habe sie mitgenommen. Er bedauere es unendlich, die heutige Zeitung sei wichtig, die Russen hätten einen großen Sieg erfochten. „Ich habe aber ein Büchelchen, Münchhausen, es sind närrische Geschichten, aber lauter Lügen und Fabeln darin, wenn Sie es haben wollen." ... O her damit. — Ist es aber nicht ärgerlich. Wenn ich diese Naivität des Wirtes gedruckt erzählte, würden die Leser glauben, es sei erfunden, und dann wäre es freilich ein Spaß, der alt und dumm wäre. Aber als wahre Geschichte ist es schön.

Harburg, Freitag, den 10. Oktober.

Um acht Uhr abends hier angekommen. Unweit Harburg sah ich links Hamburg im hellen Lampenschein. Eingekehrt im weißen Schwanen. — Im Einspänner hatte ich heute folgende Gedanken. Das was Sterne, was die Humoristen rechter Art so liebenswürdig und gefällig macht, ist die Nacktheit, in der sie Seele ein Herz zeigen. Zum Humor gehört Unschuld. Der gesellschaftliche Anstand erfordert, daß die Seele, sei sie noch so wohlgebildet, bekleidet erscheine. Dieses ist im geselligen Leben nötig, daß man die häßlichen von den schönen nicht unterscheiden könne. Die Kultur verbessert das physische und verschlimmert das moralische Klima. Je feiner die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, je rauher die Luft, und man muß gegen Wind und Wetter, gegen Argwohn, Verleumdung, Mißverständnisse sein Herz schützen. Der echte Humor zeigt das Herz nackt aus Unschuld, der falsche aus Unverschämtheit. Der eine ist mutig, der andere frech.

Die gegenwärtige Krankheitskonstitution ist sthenisch, die vor dreißig Jahren war asthenisch. Die Zeit des siebenjährigen Krieges ist die des schlaffen Philistertums. Darauf besoffen sich die Menschen im Ruhm der französischen Revolution und überreizten sich. Guter Gott, wer hätte je gedacht, daß deutsche Nerven asthenisiert werden müßten.

Eine Zeit wird kommen, wo Fürsten und Pockennarben von gleicher Seltenheit sein werden. — Jetzt, da die Central-Untersuchungskommission in Mainz aufgehoben, darf ich wohl darüber eisern, daß in Deutschland kein allgemein gültiges Münzsystem eingeführt!

Hamburg, Samstag, den 11. Oktober.

Um acht Uhr in einem Ewer von Harburg hierher gefahren. Wir hatten günstigen Wind, in einer Stunde machten wir den Weg. Das Schiff ging so schnell wie ein Dampfschiff auf dem Rhein. Von diesem Segelsystem hatte ich gar keine Vorstellung. Hamburg der Anblick, mit Altona zusammenhängend großartig. Der Hafen! Die Schiffe wie Elefanten, die kleinen Gondelchen wie Enten dazwischen rudernd. — Eingekehrt im Hôtel Belvedere auf dem Jungfernstieg. — Die Pavillons, Kaffeehäuser an der Alster schön, nicht so hell wie in Paris.

Sonntag, den 12. Oktober.

Die Oper Axur oder Tarar gesehen. Musik von Salieri. Gute altmütterliche Musik. Konnte aber von den drei Akten nur einen aushalten. Wenn ein Gott zur Oper die Musik machte, der Teufel schreibt immer den Text. Auf dem Textbuch steht: „nach dem Französischen und Italienischen des Beaumarchais und Abbate Casti von Schmieder." Der Tyrann Axur der, wie alle Opertyrannen im Basse singt, gegen die Natur und Erfahrung (ich wollte wetten, daß Don Miguel von Portugal ein feines Stimmchen hat) ergötzte mich sehr durch sein neues therapeutisches System. Die von ihm angebetete und ihrem Manne, dem Feldherrn Tarar geraubte Astasia, bekommt im Serail vor Schrecken und Zorn eine Ohnmacht. Da donnert der wütende Axur singend seinen Eunuchen und Mädchen zu: „Ihr Elenden! macht, daß sich wieder ihre Augen öffnen! Eilt ihr zu Hilfe! Weckt ihr mir sie nicht wieder, so schwör ich's bei dem Schwerte, mein ganz Serail soll dann meine Wut empfinden." Das erschrockene Serail thut sein möglichstes, und die Ohnmächtige wird ins Leben zurückgerufen. Ach! stände

hinter jedem Arzte so ein aufmunternder Azur! — — Das Haus geräumig, schön und mit edler Einfachheit geschmückt. Es thut einem ganz wohl, keine Hofloge zu sehen. Der erste Rang Logen nicht wie in Frankfurt mit Geldadeligen gefüllt. Bescheiden bürgerlich sehen die Bankierfrauen aus.

Montag, den 13. Oktober.

Der gelehrte Stand soll (nach v. Heß sehr gutem Buche) hier sehr wenig gelten. Wieviel Mark Banko ich hier wohl wert sein mag? — Ich habe mir den Eindruck verdorben, den London einst auf mich machen wird; denn so klein Hamburg auch dagegen ist, so ähnlich mag es ihm doch sein.

Dienstag, den 14. Oktober.

Hier giebt es: 1. Die Stadtpost. 2. Preußische Post. 3. Taxissche Post. 4. Dänische Post. 5. Schwedische Post. 6. Hannöverische Post. 7. Mecklenburger Post. 8. Amerikanisches Posthaus. Jede ihr besonderes Haus. An Tagen und Stunden, wo diese Posten nicht gehen, haben sie ihre Guckfensterchen zugeschlossen, und man kann keine Briefe abgeben, und hat einen großen Weg umsonst gemacht. Die Zeit die man braucht, alle die Tage und Stunden auswendig zu lernen, wo die Briefe nach den verschiedenen Orten abgehen, könnte man besser benutzen, etwas Chinesisch zu lernen. Warum haben diese Posten nicht wenigstens ein Haus? O Teutonia, was hast du für schwache Beine! — — Die Scheidemünze scheidet die deutschen Lande. — — Mit dem jungen M. nach Eimsbüttel gefahren. Die schöne Mariane (Wirtin) nicht zu Hause gefunden. Selbst ihr Zimmer, wo ihr Porträt hängt, war verschlossen. Aus dem Garten konnte man ins Zimmer sehen. Die schöne Mariane im roten Shawl lehnt sich an einen Stuhl. Im Zimmer Kupferstiche von Fürsten (die ihre Liebhaber gewesen). — — Im Hafen mit M. herumgefahren. Das Gondelchen tanzte allerliebst auf den stürmischen Wellen. Das Amsterdamer Dampfschiff bestiegen. Einrichtung der Betten. — Dann ein amerikanisches Kauffahrteischiff bestiegen. Den Mastbaum hinaufgeklettert; konnte aber wegen des heftigen Windes nicht bis zum Mastkorbe kommen. — Abends bei Mendel auf dem Valentinscamp. Hotel de Rome. Einer der sogenannten Salons, wo abends ehrbare Herren und unehrbare Mädchen sich versammeln. Ein Engländer, der nicht alt und nicht jung, ließ sich von allen Mädchen

ins Buch schreiben. Ich weiß nicht, that er es aus Humor oder zu seinem idyllischen Vergnügen; aber die Sammlung ist schön. Ich ließ mir von einer Russin einen Vers in mein Taschenbuch schreiben, darin keine Spur jener empfindsamen Stammbuchgedichte; die reine liebe Natur. Ein moralischer Reisebeschreiber, der gebildeten Lesern erzählt, hat es gar zu schlimm. Das Beste muß er verschweigen. Eine andere sagte mir: „Sie sind ein pfiffiger Donjon (Don Juan)" — — Amerikanische Kapitäns, Pilots, ernsthafte Engländer, ach! und junge Leute von achtzehn Jahren, die nicht den Humor von der Sache haben, sondern etwas Schlimmeres.

Mittwoch, den 15. Oktober.

Das vom Meer belagerte Land ... Das Meer, einst Herr der ganzen Erde, hat durch Rebellion einen Teil seines Gebietes verloren. — Das Volk hier soll gut sein, aber prompt; man bekommt leichter Schläge, als man sie verdient. — Leute, die gut hören, sagen, man höre im Theater nicht gut. Ich kann nicht davon urteilen.

Samstag, den 18. Oktober.

Vormittag war zur Feier des 18. Oktobers große Parade des Bürgermilitärs auf dem Felde. Eine große Ebene. Senatorszelt. Zelte für Erfrischungen mit Flaggen. Die Soldaten sangen in Korps kirchliche und vaterländische Lieder, was sich gut ausnahm. Dann war unendliches Vivatgeschrei. Erst die Häupter der Stadt, dann in absteigender Ordnung die der Offiziere, so daß jedes Korps, jedes Bataillon und Kompagnie ihre Offiziere leben ließen. Eine ungeheure Menschenzahl und die vielen Wagen und Reiter machten den Anblick schön. — Abends im Salon bei Ahrens. Mit Gas beleuchteter schöner Saal mit Transparenten von der Völkerschlacht bei Leipzig. Die Mädchen im Garten seufzten über die Verwüstungen der grausen Völkerschlacht und suchten sie wieder gut zu machen.

Sonntag, den 19. Oktober.

Über die Befugnis, ob die Bader auch außerhalb den Badstuben in Hamburg scheren dürften, entspann sich zwischen ihnen und den Barbieren ein Rechtsstreit, der im Jahre 1603 ans Kammergericht ging und hier nach einundneunzig Jahren am 26. Oktober 1694 zu Gunsten der Barbiere abgeurteilt ward. (Von Heß. Hamburg.) — — Vor zwei Jahren feierten in einer kleinen mecklenburgischen

Stadt die dortigen Advokaten (der gegenseitigen Parteien) das hundertjährige Jubiläum eines Prozesses!

Abends war Altona illuminiert wegen der Anwesenheit eines jungen dänischen Prinzen. An allen Fenstern Lichter zwischen Blumen. Es ist recht angenehm, ein deutscher Prinz zu sein!

Montag, den 20. Oktober.

Mittag zwischen zwei und drei versammeln sich täglich in einer Halle des Rathauses sämtliche Advokaten, um sich unter sich und mit ihren Klienten zu besprechen. Innerhalb dieser ist ein besonders abgeschlossener, mit einem Geländer umgebener Platz, wo sich die Advokaten aufhalten; diesen Platz sowie die Versammlung selbst nennt man das Gehege. Außerhalb des Geheges ist ein Haufen allerlei Leute, mit bedecktem Kopfe. Innerhalb des Geheges aber muß man den Hut abnehmen — Bänke zum Sitzen laufen innerhalb des Geheges, und Tische mit Schreibzeug stehen bereit. Hamburg hat nur neunzig Advokaten. Ich muß es ihnen zum Lobe nachsagen, sie sehen gar nicht pfiffig aus, sondern ehrlich und gut, und die Brillen, welche manche trugen, waren von ganz aufrichtigem weißen Glase. An der Wand des Geheges hängt eine Tafel mit der Inschrift von goldenen Buchstaben

Libertatem quam peperere majores
Digne studeat servare posteritas.

Diese Inschrift befand sich sonst über einem der Stadtthore. Das Gehege wird nur an den Tagen gehalten, wenn Ratsversammlung ist. Um drei Uhr treten die drei Oberhäupter der Stadt aus dem Sitzungssaale und gehen vor dem Gehege vorbei. Die betagten Senatoren sehen recht ehrwürdig, echt römisch aus. Ihnen voraus Platz machend, treten drei Ratsdiener. Man hätte sie für die Liktoren halten können, ihnen fehlten nur die Fasces. Sobald die Senatoren erscheinen, stehen die Advokaten auf und verneigen sich ehrfurchtsvoll.

Mittwoch, den 22. Oktober.

Nach Blankenese. Dort den Süllberg bestiegen. Unten im Kessel Blankenese. Rechts, links vor den Blicken die herrliche Elbe, groß wie die See, glänzend im Sonnenschein. So sich allein zu fühlen auf dem Wasser, nicht beengt! Rechts auf dem Kirchhof in Ottensee Klopstocks Grab.

Donnerstag, den 23. Oktober.

Durch den Hafen gefahren. Was man in der Jugend von Seefahrten und Schiffbrüchen gelesen, wird uns so klar. Mohr auf dem Schiffe, welcher den Koch macht, lebendige Schweine. — Die Aussicht auf den Stintfang! Elbpavillon. Baumhaus. — — Straßenkehricht in Hamburg heißt Gassenkummer.

Das Theater auf der Steinstraße besucht, ein Winkeltheater. So klein wie eine Marionettenbude. Bloß ein Parterre und eine Galerie von Logen. Dem Fridolin, den ich abzuwarten keine Geduld hatte, ging ein Stück vorher, der alte Narr genannt. Ich glaube es heißt, der Schauspieler wider Willen. Ein Haushofmeister auf einem gräflichen Gute und ein Schauspieldirektor, Vorsteher einer vom Grafen engagierten Truppe, treten darin auf. Der Schauspieldirektor hält unter allerlei Verkleidungen den Haushofmeister zum besten. Es war gar zu arg! Der Haushofmeister dampfte in Natur seine Pfeife Tabak. Den Komödiant spielte ein Gastspieler „vom deutschen Theater in Gothenburg". Eine gute Schule! Einmal fragte er: Ist kein Theaterrecensent in der Nähe, das ich ihn durchprügle? Und schwang dabei einen fürchterlich dicken und langen Knotenstock. Das Haus ist so niedrig, daß er mich von der Bühne in meiner Loge, mit der Spitze des Stockes hätte erreichen können. Ich zitterte, er möchte mich als Recensent erkennen. Zum Glücke bin ich in Gothenburg nicht bekannt. Man hatte mich gewarnt, in diesem Theater über Dummheiten nicht ironisch zu lachen; man könne vom Volk, das die Sache ernst nehme, leicht Prügel bekommen. Ich merkte mir das, lachte gutherzig und ernsthaft, und verließ ungeprügelt das Haus. An der Thür bat mich ein zwölfjähriger Bube, der seine Cigarre dampfte, um meine Kontermarke.

Samstag, den 26. Oktober.

Die Börse. Der Versammlungsort ist halb bedeckt, halb frei. Um halb vier Uhr wird durch eine Glocke das Zeichen zur Börse gegeben. Auf einem schwarzen Brette sind weiß die Namen der mutwilligen und boshaften Failiten von 1754 bis 1819 gemalt. Das scheint später abgekommen zu sein. Man sieht nur noch kleine Bankerotteure mit den Prozenten ihrer Tugenddividende auf vergänglichem Papier geschrieben. Mäkler ziehen große Stücke weißen Zucker aus der Tasche und lassen ihn betrachten; andere an Faden gereihte Kandisstücke. Ich dachte anfänglich Hamburger hustende

Kaufleute wären artig und teilten sich Bonbons mit. Andere Mäkler bringen kleine Säcke voll Kaffee und Getreide zum Vorschein. Die Kauflustigen nehmen den Kaffee oder Weizen in die Hand, drücken ihn lange und inbrünstig an Mund und Nase und lassen ihn durch die Finger laufen. Ich bewunderte die Großartigkeit dieses Handels; manches Lot Kaffee fiel zwischen die Finger auf den Boden und man achtete es nicht. Einen hörte ich mit Geringschätzung und Achselzucken sagen: „Es sind lauter lange Bohnen." Das muß also nicht gut sein. — Ich als ein Böhnhase zog einen langen Bleistift aus meinem Taschenbuche schrieb emsig in mein Buch, und gab mir ein Ansehen. — Anzeigen von Auktionen. Eine Partie Kaffee. — Blumenverkäuferinnen winden sich zwischen die ernsten Handelsherren, und mildern deren Gesichter wie eine Rose an dem Knopfloche eines ehrwürdigen Bürgermeisters. — Von oben gesehen war das Gedränge das wahre Bild nicht einer feierlich bewegte Menge (wie Goethe sagt), sondern eines lächerlich bewegten Ameisenhaufens. Tausende, Mann an Mann gedrängt, und doch weiß jeder den Suchenden zum Rendezvous seinen Platz zu bestimmen. Der Himmel weiß wie sie das anfangen! — — Aber, meine Herren Kaufleute, wissen Sie denn auch, woher das Wort Börse kommt? Sie wissen es nicht, ich aber weiß es. Schätzen Sie darum die Gelehrten etwas, wenn auch unter Pari, doch nicht gar zu tief." Die erste Börse ward im Jahr 1531 zu Antwerpen gebaut. Auf der Stelle, wo sie angelegt wurde, stand ein altes Haus, woran das Wappenschild einer bekannten Familie zu sehen war, an welchem drei Beutel (Bourses) hingen, die gleichfalls zum Wappen gehörten. Man hatte dieses Haus nur im gemeinen Leben die Bourses genannt. Dieser Name ward auf das Institut, den Versammlungsort der Kaufleute übertragen. Als andere Handelsplätze dieses Gebäude in ihrer Mitte nachahmten, behielten sie eben diese Benennung bei, welche jetzt bei den meisten Nationen die nämliche ist. Diese Nachricht befindet sich in einem 1702 in Haag gedruckten Buche: nouveau voyage d'Italie 4me édition. Tom 3. p. 131." (Heß. Hamburg. 2. Tl. p. 361.)

Sonntag, den 26. Oktober.

Börsenhalle — „Armer Freund, guter Doktor, wieviel Mark Banko magst du hier wohl wert sein?" rief ich leise aus, als ich in den Plutustempel trat. Ich hatte das herzlichste Mitleid mit mir. Ich wollte meinen Ärger mit Philosophie bestreichen, es half aber

wenig. Ich dachte: die Herren haben ihr Geld doch nur für uns, für uns bemühen sie sich. Was der Handel Großes, Schönes schafft, die Hafen, schwachen Menschen göttlicher Mut, Erfindungsgeist, Ehevereine zwischen Völkern — wir genießen es allein. Ästhetisch genießt kein Kaufmann. (Ein sehr dicker Roastbeefmann sah mich so gutmütig ironisch an, als hätte er meinen leisen Gedanken gehört.) Nur der Gelehrte genießt das Handelsleben und der Matrose im Rum. Ich griff in die Tasche; das ist eine andere Börse als deine, fühlte ich deutlich; das Gebäude ist großartig, wie ein überbauter Markt. Die Halle, besonders die Lesezimmer, sind abends trübe beleuchtet. An manchen Tischen kann man kaum die Zeitung lesen. Das muß wohl in deutscher Art liegen, helle Beleuchtung wenigstens nicht zu vermissen. Bei der großartigen Einrichtung der Börsenhalle, wobei nichts gespart wird, brauchte es bloß des geäußerten Wunsches einiger Mitglieder, um die Beleuchtung besser zu machen. Die schlechteste Schenke in Paris ist tageshell beleuchtet, und wäre sie es nicht, ginge niemand hinein. Ich finde überhaupt, daß es in reichen Häusern an Licht fehlt. — In allem, was den Kaufmann zu wissen interessiert (doch nicht in allem, was ihn zu wissen interessieren sollte) kann er sich da unterrichten. Da liegt ein Buch für die eingeführten Fremden (jährlich 6000). Eines, worin die durch Privatkorrespondenz oder Zeitungen eingegangenen politischen Neuigkeiten gleich eingetragen werden. — Mehrere schwarze Bretter, die eine andere Bestimmung haben als die auf der Universität. Die Schiffsgelegenheiten sind darauf angeschlagen. Jede Weltgegend, Amerika, Westindien, Frankreich, England, die nordischen Länder, haben ihr besonderes Brett. Da heißt es: „Das schöne mit Kupfer beschlagene Schiff A. Kapitän N. angenehme Gelegenheit nach Lissabon.“ Was kümmert sich das Meer um Kupfer? Es hat einen guten Magen, es frißt Holz, Fleisch, Eisen, Kupfer, was es erreichen kann. — Angenehme Gelegenheit für Passagiere nach Lissabon. Teufel! angenehme Gelegenheit sich hängen zu lassen. Nein, mein guter Michel! Und wäre das Schiff mit Gold beschlagen, statt mit Kupfer, ich käme dir nicht nahe. Schöne Gelegenheit! In zehn Tagen aus dem naßkalten Hamburg in Bordeaux, Lissabon, Malaga! Es scheint mir ein trauriges Los der Kaufleute, daß ihnen Furcht und Hoffnung so bar in das Herz kommt. Es ist doch ein schönes Los, zu hoffen auf Essen, auf Kutsche und Pferde, zu fürchten, daß man verhungere. — Der Eigentümer verdient jährlich mehr

als 100000 Mark. 2000 Abonnenten, jährlich 40, 50, 60 Mark Beiträge, je nach der Länge oder Kürze des Abonnements. — Die Börsenhalle, eine Abendzeitung, hat 4000 Abonnenten. Litterarische Blätter der Börsenhalle. Außer den unzähligen französischen und englischen Blättern, die das ganze Jahr hindurch zum Teil doppelt gehalten, werden die englischen Blätter im Winter mehrmal bestellt, über Holland und Kopenhagen, daß sie bei jedem Winde eins oder das andere eintreffen. — Das schlechte Papier zu den dänischen und schwedischen Zeitungen. Es ist fast blau.

Soltau, Montag, den 27. Oktober.

Morgens acht Uhr bestieg ich die Dampffähre nach Harburg. Ein jämmerliches Fahrzeug, mit einem Loche von Kajüte. Wir brauchten drei Stunden zur Überfahrt. Das Schiff ist nach einer neuen Art gebaut, so daß der Kessel nicht platzen kann. Es giebt nichts Langweiligeres als diese Sicherheit. Man platzte lieber. Um 12 Uhr Harburg Extrapost verlassen. Abends sieben Uhr in Soltau angekommen, in der Post. Alles sah so feierlich aus. Der Postmeister, die Frau, die Tochter im Sonntagsputze. Die Vorplätze im ganzen Hause beleuchtet. Es duftete nach Räucherkerzchen. In der Küche frohe Geschäftigkeit. Man wartete auf die Herzogin von Gotha. Sie war (ich erzählte es) diesen Vormittag auf ihrer Fahrt nach Harburg mit ihrem Schiffe auf den Sand geraten, kam darum später an. Ich hatte mein Schlafzimmer neben dem der Herzogin. Ich fürchtete mich zu husten. Ja, ich bin auch ein Hofmann, wenn es darauf ankommt. Die armen Leute im Hause hatten ganz den Kopf verloren. Thee, Rum, Lichtputze, Brot, Butter, Pfeffer, Schinken, Messer, bekam ich nach angeführter Ordnung in Zwischenräumen von fünf Minuten. Um zwei Uhr nachts reiste ich wieder ab. Auf allen Poststationen mußte ich Rechenschaft geben, wenn die Herzogin käme. (Um ein Uhr mittags, Dienstag, den 28. Oktober kam ich in Hannover an.)

Sonntag, den 16. November.

Ich zählte gestern 160 Pferde im Marstalle. — In den letzten Tagen meine Ankündigung der gesammelten Schriften in den Druck gegeben. — Abends Don Juan gesehen mit J. und Frau Medizinalrätin K. aus Celle. Die Aufführung war sehr schlecht. Das Tempo, der Geist fehlte oft. Einige Sängerinnen sangen falsch. — Die königliche Loge wird seit länger als einem Jahrhundert erleuchtet, und

die Etikette verbietet sich hineinzusetzen, sie bleibt also leer. Der Eingang ins Theater, die langen, gepflasterten, düster beleuchteten Gänge machen glauben, man käme in eine Kaserne. Das Haus wird nicht geheizt, im strengsten Winter nicht. Wie die zarten adligen Weiber dies aushalten, ist unbegreiflich. Welche Todesstille, welcher Winterfrost im bürgerlich hannöverischen Zuschauervolke. Zwischen den Akten glaubte man in der Kirche zu sein.

Den 17. November.

Das Parkett oder der größere vordere Teil des Parterres ist meistenteils von Offizieren besetzt. Es sieht aus, als bewachen sie das bürgerliche Spitzbubenparterre. Den Offizieren kostet das Entree nur zwei Groschen. Aber sie müssen auch abwesend, selbst auf Urlaub befindlich, bezahlen. Das Geld wird ihnen von ihrem Solde abgezogen. Man will sie zu einer anständigen Zerstreuung zwingen, man will sie beschäftigen außer der Dienstzeit.

Den 18. November.

Die Pferde des Marstalls dürfen von keinem gebraucht werden, nicht einmal vom Generalgouverneur. Diesem sind zwei Gespann angewiesen, und will er mehr, muß er erst beim Oberstallmeister darum anhalten.

Den 21. November.

Seit dem 14. November arbeite ich an der Kritik von Immermanns Trauerspiel in Tyrol.

Habe im litterarischen Konversationsblatte das Lob eines Ultra über die neue Ausgabe des Konversationslexikon gelesen, weil die früheren liberalen Artikel darin gemildert wären.

25. bis 30. November.

Der Adel ist hier alles. Selbst Robbys (Konditors) schönes Ladenmädchen lächelt nur Edelleuten zu und sieht den barzahlenden Bürgerstand ernsthaft wie eine Parze an. — Heute die Kritik von Immermanns Tyrol geendigt.

Die künstlichen Insurrektionen, welche nicht aus der Tiefe des Volkes entspringen, sondern durch Staats- und Polizeimaschinen geleitet und gehoben werden, gleichen den künstlichen mineralischen Wassern, die der Apotheker verfertigt. Die Ingredienzien dazu sind stärker als sie die Natur genommen; aber die Wärme fehlt, der Geist der Heilsamkeit.

Frei zu machen und zu werden ist nun einmal der Deutschen Geschicklichkeit nicht; man kann nicht alles verstehen.

Montag, den 1. Dezember.

In unserer Zeit waren viele vieles, aber nicht einer alles; auch Napoleon nicht.

Samstag, den 7. Dezember.

Heute erstes abonniertes Konzert im Ballhofe. Saal matt und kleinstädtisch erleuchtet. Auf den Herzog von Cambridge wurde eine halbe Stunde gewartet. Der untere Teil des Publikums in geselliger und osteologischer Beziehung lärmte mit billiger Ungeduld (mit den Füßen). Dem Adel waren die vorderen Reihen Stühle leer gelassen.

Sonnabend, den 13. Dezember.

Heute den Aufsatz: Gedanken über den sechsten Zinsthaler in Deutschland, geendigt. — Abends Konzert. Symphonie von Beethoven in Amoll. — Beethoven, triumphierende Musik. Sie giebt Mut, Übermut, man fühlt sich der Herr der Welt. . Mozart, romantisch, christlich, man denkt an Gott, fühlt sich unterwürfig. Das selbst in Mozarts Freudenliedern. Der Vogelfänger — als wenn ein Engel lustig wäre! Don Juans Champagnerlied . . ist es nicht, als wenn das Weinen mit dem Lachen kämpfte, hört man nicht, daß Don Juan den Geisterruf seines Gewissens übertäuben will? Und es gelingt ihm nicht. Seine Angst tönt hervor. Lautet es nicht, als wollte er durch Singen seine Furcht vertreiben, als ginge er mit eilenden Schritten über die nächtlichen Schrecken eines Kirchhofes? Diese Arie hat mich immer gerührt.

Den 16. Dezember.

Las heute in der Postzeitung einen Bericht aus Göttingen, das Lob, den Flor der Universität, die Sittlichkeit und den Fleiß der Studenden betreffend. Darin wird unter anderen gemeldet, die bisher stattgefundenen Disputierübungen der Studenten über einzelne Theses würden aufhören und schriftliche Aufsätze an deren Stelle treten. — Ja so! Sie fürchten den Leuten den Mund zu öffnen.

Donnerstag, den 1. Januar 1829.

Gestern abend Ball bei Hannstein. Die Einrichtung war musterhaft. Um 12 Uhr tönte in die Musik der Nachtwächter mit seinem Horn in den Saal hinein; es war wie die Posaune des Weltgerichts

zum Jubel. — Junges schönes Mädchen. Schwer atmen. Während sie pausierte, tanzte ihr Auge, jeder Muskel. Um 12 Uhr bei Tische von den Herren Neujahrswünsche ausgeteilt. — Es war kein Offizier, kein Beamter noch Adliger auf dem Ball.

Den 5. Januar.

Heute die zweite Lieferung meiner Werke — (3. Teil) nach Hamburg geschickt.

Den 8. Januar.

Heute die Kritik von Hamlet geendigt.

Samstag, den 17. Januar.

Gestern abend beim Eintreten in die Hannsteinsche Restauration endeten gerade zwei Herren, die speisend nebeneinander saßen, ihr Gespräch mit den Worten „kurz, es ist eine wahre deutsche Seele". Dabei aßen sie Hühnerfrikassee und die Sauce schöpften sie mit Kaffeelöffeln, dann erzählten sie eine Geschichte vom Hunde Packan.

Montag, den 19. Januar.

Gestern die Vorrede zum ersten Band der Dramaturgie geendigt.

Sonntag, den 25. Januar.

In kalten Winternächten wird den armen Leuten in Hannover, in den Hofpferdeställen, eine Streu gelegt (über den gepflasterten Boden), um warm zu liegen. Wie nobel!

Die Bücher der Leihbibliotheken sind von der Polizei gestempelt. Das Wappen ein galoppierendes Pferd.

Freitag, den 30. Januar.

Gestern abend den Maskenball im Ballhofe besucht. — In vorigen Tagen die Kritik von Wilhelm Tell geschrieben.

Montag, den 2. Februar.

Gestern die Kritik von Shylock geendigt.*) Mein Barbier erzählte mir heute, die Landstände wären jetzt beisammen, und sie äßen um vier Uhr.

Sonnabend, den 7. Februar.

Heute das Vorwort zum dritten Bande geendigt.

*) Die hier erwähnte Kritik folgt diesem Tagebuche.

Den 10. Februar.

Voriges Jahr am Geburtstage des Herzogs von Cambridge (24. Februar) wurde in seinem Palais eine Oper aufgeführt, wobei der Theaterdirektor v. Holbein, der Kapellmeister Sutor und Konzertmeister Maurer beschäftigt waren. Ersterer als Adliger wurde zum Souper da behalten, die anderen ließ man gehen.

Den 13. Februar.

Heute den zweiten und vierten Band der Werke, nebst Vorrede zum ersten und dritten Band nach Hamburg geschickt.

Den 18. Februar.

Heute spazieren gefahren, nur um Luft zu schöpfen, der Wall, die einzige Promenade, lag seit mehreren Wochen, weil der Schnee in den Alleen nicht gekehrt wird, so unter Schnee und Wasser, daß ich seit mehreren Wochen nicht ins Freie konnte. So eine erbärmliche Straßenreinigung wie hier, ist mir noch nirgends vorgekommen. In keinem polnischen Dorfe kann es ärger sein.

Den 25. Februar.

Gestern abend im Hannsteinschen Saal auf einem Ball gewesen, der zur Feier des Geburtstages des Herzogs von Cambridge gegeben worden. Der Ballunternehmer D*** wies mir eine junge Dame an, die ich zu Tische begleiten mußte. „Das Glück ist mir günstiger als Ihnen", sagte ich beim Niedersetzen: „Ich wüßte nicht inwiefern", antwortete sie. Es ging indessen doch besser, als ich erwartete. Es war ein gutes bürgerliches, nicht allzulangweiliges Mädchen. Herr *** brachte mir bei Tische ein Papier mit Bleistift, und bat mich, einen Toast (in Versen) auf den Dr. *** zu improvisieren. Es ging nicht. Wir Gelehrten haben doch niemals Kleingeist bei uns (gewechselter Verstand). — Die schönste Frau auf dem Balle ging mit einem geliehenen schönen jungen Mann am Tische herum für die Armen zu sammeln.

Neue Religionen, neue Herrschaften und neue Geister erwerben ihre Macht durch das Gute, und befestigen sie durch das Schlimme, das sie an sich haben.

Den 3. März.

Gestern und vorgestern wegen Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. — Seit dem 1. meinen Tisch wieder verlassen. Das Essen war

ziemlich gut; ich verlor aber die Geduld über das unglaublich langsame und ungeschickte Servieren der Kellner. Ein einziger Kellner besorgte das Zerschneiden der Speisen, war das fertig, wurde eine einzige vollgehäufte Schüssel, statt sie in viele kleine Teile zu verteilen und auf den Tisch zu stellen, herumgetragen. Dieses ging so langsam, daß die eine Hälfte des Tisches schon gegessen hatte, als die andere Hälfte erst zur Schüssel gelangte. Auf den Kellner mit den Braten folgte ein anderer mit der Sauce, auf diesen ein anderer mit Salat. Da dieses aber mit ungleicher Schnelligkeit geschah, so kam die Sauce und Salat als der Braten schon verzehrt war. Der Kellner, aus Furcht mehr zu schneiden als gebraucht wurde, schnitt immer weniger, so daß er zweimal mit dem Herumtragen einhalten mußte, um neuen Proviant zu holen. Der Kellner gab nie die Schüssel aus den Händen. Hatte jeder seinen Schnitt, stellte der Kellner das übrige auf den Anrichttisch und ging fort, und wenn man noch einmal von einer Schüssel haben wollte, war keiner da, es zu bringen. Diese Einrichtung war nicht bloß aus Ungeschicklichkeit, sondern gewiß auch aus Gewinnsucht des Wirtes so getroffen, der einem das zweimalige Benutzen einer Schüssel erschweren wollte. Auch schien es eine Art Unhöflichkeit zu sein, noch einmal zu fordern, ich sah es nie einen Gast thun, höchstens geschah es zuweilen von einem der jungen Leute, deren Appetit zu gebieterisch war. Wie ganz anders im südlichen Deutschland. In Berlin im ersten Gasthofe fand ich gleiche Knickrigkeit im Essen. Dort kostet der Tisch mit einem Schoppen Wein 1 Thlr. 1 gr.

Den 16. März.

Heute der Hofrätin *** nach Berlin auf ihren Brief geantwortet, den ich vor einigen Tagen erhielt, worin sie und gleichzeitig ihr Schwager, Buchhändler *** in Berlin, mich bat, an einem in dessen Verlage erscheinenden belletristischen Blatte teilzunehmen. Abgeschlagen wegen der Censur.

Der Jude Shylock im Kaufmann von Venedig.

Als nach geendigtem Schauspiele die Frauenzimmer nach Hause kamen, erzählten sie, der Gastspieler, der den Shylock dargestellt, sei hervorgerufen worden, habe sich wie üblich zierlich bedankt, und habe unter anderem gesagt: ein solches Ungeheuer, wie Shylock, finde

man zum Glücke in der Wirklichkeit nie. Da war ich recht froh, daß ein schlimmer Husten mich abgehalten, der Vorstellung beizuwohnen. Doch vielleicht hatte der menschenfreundliche Mann nur aus Gutmütigkeit so gesprochen. Es leben in dieser Stadt viele und reiche Juden, die von ihren christlichen Mitbürgern gehaßt und geneckt werden. Weil nun der fremde Schauspieler der christlichen Einwohnerschaft die Schadenfreude gewährt, zu seinem Benefiz den Kaufmann von Venedig zu wählen, wollte er den Juden, die das Haus bevölkern helfen, wohl auch etwas Artiges sagen. Aber Ernst durfte es ihm mit seiner wunderlichen Rede nicht gewesen sein; sonst hätte er gezeigt, daß er seine Rolle gar nicht verstanden. Ob es in der Natur jüdische Menschenfresser und Vampyre giebt oder nicht, darauf kommt es hier nicht an; aber daran ist sehr viel gelegen, daß man nicht glaube, der große Dichter habe uns einen kleinen Judenspiegel für einen Batzen, nach Art des Hundt-Radowsky, zeigen wollen. Wenn der Himmel uns unwissenden Menschen einen Propheten wie Shakespeare schickt, so geschieht es wahrlich nicht, bloß daß er uns lesen lehre, sondern zu größerer Botschaft. Überhaupt ist Shakespeares Sendung das Predigen und das Lehren nicht. Wollte er aber ja einmal ein Schulmeister sein, so dachte er im Kaufmann von Venedig gewiß eher daran den Christen, als den Juden eine Lehre zu geben.

Shylocks Judentümlichkeit in Ehren gehalten, diese schöne Moral, die alle ungemünzten Leidenschaften verachtet — ist doch, sich selbst zum Trotze, etwas Großes, etwas Erhabenes in ihm, das auf seine eigene Niedrigkeit mit Stolz herabsehen darf. Shylock ist ein gestiegener Jude, ein Racheengel; er hat sich zu einer Höhe hinauf empfunden, wo er fähig wird etwas zu thun, das nicht seinem Beutel wuchert, etwas zu thun für alle. Er will sein geschmähtes, niedergetretenes Volk an dessen Peiniger, dem Christenvolke, rächen. Den Geldteufel im Shylock verabscheuen wir, den geplagten Mann bedauern wir, aber den Rächer unmenschlicher Verfolgung lieben und bewundern wir. Glaube man ja nicht, es sei eine Kleinigkeit, einem guten, christlichen Manne ein Pfund Fleisch aus der Brust zu schneiden! Das ist wohl eine Kleinigkeit für einen bösen Christen, aber nicht für einen Juden. Der Jude kann grausam sein von Geist, aber von Herzen ist er es nie; er hat ein weiches, mürbe geschlagenes Herz, er ist mitleidig, er kann kein Blut sehen. Wer weiß, ob es Shylock ausgeführt, wer weiß, ob ihm das Messer, das er so schadenfroh an seiner Sohle gewetzt, nach dem ersten Tropfen Blutes nicht

aus den Händen gefallen wäre; Antonio hätte wagen dürfen, es darauf ankommen zu lassen. Und welche Opfer bringt Shylock seiner Rache! Dreitausend, sechstausend, neuntausend Dukaten! Und die Dukaten der Juden, das sind keine gewöhnlichen Dukaten, die sind viel mehr wert, als die anderen; ihre Liebe zu ihnen vergrößert sie in ihren Augen. Und nicht bloß diese Summe wagt er, er wagt mehr, die Zinsen dieser Summe; denn mehr ist dem Juden der Gewinn als der Besitz. Konnte Antonio nicht bezahlen zur Verfallzeit? Aber Shylock vertraut den Rachegöttern, vertraut den Meeresstürmen und den gefährlichen Winden böser Gerüchte, und sie täuschen ihn nicht. Auch lasse man sich von Shylock ja nicht irre machen, wenn er sagt, er hasse Antonio, weil dieser, wie ein Narr, Geld ohne Zinsen verleihe, und dadurch die Zinsen in Venedig herunterbringe, und durch seine Entfernung werde er im Handel gewinnen. Nein, darum haßt Shylock den Antonio nicht. Die christliche Kaufmannschaft in Venedig wird auch nicht aus lauter edlen Antonios bestanden haben, und ein Mann allein, sei er noch so reich, kann den Wert des Geldes nicht verringern. Shylock ist ein Jude, er schämt sich vor sich selbst, bares Geld einer Einbildung aufzuopfern, und er sucht sich darum etwas weiß zu machen. Schwärmt auch der Jude einmal, weiß er doch, daß er krank ist. Aber krank ist Shylock wirklich; nicht den Handelsfeind, den Glaubensfeind verfolgt er in Antonio, und giebt im Fieberwahnsinn vollwichtige Dukaten für eine luftige Empfindung hin.

Der Schauspieler, der die Rolle des Shylock übernimmt, mag zusehen, wie er damit fertig wird. Der blutdürstige Haß des Juden soll uns entsetzen, wie jede Glaubenswut, wie jeder Wahnsinn; aber Ekel und Abscheu darf er nicht erwecken, gleich einer körperlichen Krankheit. Shylocks vermaledeite Geldsucht und die Krämpfe, in die gestörter Eigennutz seine Seele werfen, sollen unser Inneres empören, aber lächerlich sollen wir das nicht finden — wenn uns der leibhaftige Teufel erscheint, ist wahrlich nicht Zeit zum Lachen. Nun aber im Teufel den Gott zu zeigen, durch eine Sandwüste von Sünde bis zur kleinen Quelle der Liebe vorzudringen, die so weit entfernt, so verborgen rieselt: das giebt wohl dem darstellenden Künstler Arbeit genug. Denn Shakespeare thut nicht wie gewöhnliche Menschen und gewöhnliche Dichter, die es ihrem Herzen oder ihrer Kunst bequem zu machen, lebende vermischte Dinge, gleich Scheidekünstlern in ihre toten Elemente auflösen, reine Charaktere darstellen, diese

lieben, jene hassen, diese anziehen, jene abstoßen — so thut Shakespeare nicht. Er nimmt nicht Partei, er giebt keinem Recht, als der Sittlichkeit, die lauter im Leben nie erscheint; sondern läßt die Erscheinungen miteinander hadern und mischt sich nicht in ihren Streit. Der Dichter hat alles mögliche gethan, den Christenhaß des Juden zu rechtfertigen, und mit gleicher Anstrengung bemühte er sich, den Judenhaß des Christen zu entschuldigen. Wie sollte Shylock den Antonio nicht hassen, um so mehr hassen, je besser und edler der Mann ist! Antonio ist gut, edel und hilfreich, nur nicht für den Juden. Er beschimpft ihn vor den Augen aller Welt, er mißhandelt ihn, wo und so oft er ihn begegnet. Ja in dem nämlichen Augenblicke, da er seine Gefälligkeit, sein Geld braucht, vermag er es nicht über sich, seinen Haß, seine Verachtung zu verbergen, und der gute edle Antonio, der seinem Freunde Bassanio alles aufopfert, ist doch nicht edel genug, dem Freunde zu Liebe, einem Juden gütige Worte zu geben. Dann entführt ein Windbeutel von Christ Shylocks Tochter; diese beraubt und verläßt ihren alten Vater, und nur erst mit dem Vorsatze eine Christin zu werden, beginnt sie ihre Bekehrung damit, den Vater zu verachten, weil er ein Jude ist. Das könnte wohl das Blut einer Taube in Drachenblut verwandeln. Der Christ haßt den Juden, der Jude vergilt es dem Christen, und indem er es thut, rächt Shylock die verspottete Tugend auch an sich selbst. Er giebt Geld hin, sein Volk zu rächen und erfährt, das Gold nicht Herr der Welt ist, wie der Jude glaubt, sondern daß Liebe mächtiger ist als Gold, selbst im Juden.

So oft ich Shakespeare lese, habe ich einen wahren Kummer, daß er nicht in unseren Tagen lebt, sie uns klar zu machen. Es ist, als geschähen die Geschichten nicht auf die gehörige Art, wenn kein rechter Meister da ist, der sie auf die gehörige Art erzählt. Ein Charakter, ein Verhältnis, die dieser große Dichter nicht geschildert, weil sie ihm unbekannt waren, ist wie ein Buch ohne Titel, dessen Inhalt wir erst zusammenlesen müssen. Es geschieht oft, daß große Zeiten keine großen Geschichtsschreiber, Dichter oder Künstler finden, die fähig wären, sie würdig zu beschreiben, zu schildern oder bildlich darzustellen. Die vornehmen Geschichten sind zu stolz, zu unruhig oder zu beschäftigt, gewöhnlichen Künstlern ruhig zu sitzen. Diese können ihre Züge nur im Fluge erhaschen, oder müssen warten bis die Zeit gestorben, um dann von ihrer Leiche einen Abguß zu nehmen, dem das Leben fehlt, wie dem Urbilde. Einem Maler wie

Shakespeare aber halten die Zeiten stille, wohl wissend, daß die Natur nur der Kunst ihre Unsterblichkeit verdankt. Wie hätte Shakespeare unsere Shylocks, die großen Shylocks, mit christlichen Ordensbändern auf jüdischem Rockelor, geschildert! Wie hätte er die papierverkehrenden Shylocks ohne Rockelor gezeichnet, die das Fleisch und Blut ganzer Völker in Scheinen besitzen, und die nicht mit Lumpen Papier, sondern mit Papier Lumpen machen! Wie hätte er die Ruchlosen dahin gemalt, welchen Gott ein Finanzminister ist, der spricht: es werde! und es wird eine papierne Welt; Adam, der erste Bankier; das Paradies, ein seliger Pari-Stand der Staatspapiere: der Sündenfall, der erste Fall der Kurse; welchen die Blätter der Geschichte Metalliques, Bankaktien, Partiale sind; welchen der jüngste Tag ein Ultimo ist; Gott Mars, der dem Ruhme, der Ehre, dem Glücke der Völker, dem Glauben, dem Rechte und anderen solchen schnöden Dingen die Ruhe der Kurse aufgeopfert, ein vermaledeiter Baissier; Sultan Mahmud, der Beschützer der christlichen Papiere, ein großer Mann, ein gewaltig großer Mann, ein zweiter Josua; der österreichische Beobachter, das sechste Buch Mosis! O, wie hätte Shakespeare, dieser große Wechselmäkler zwischen Natur und Kunst, der das Geld der einen gegen das Papier der anderen eintauscht, die Geheimnisse der Börsenherzen aufgedeckt! Wie hätte er unsere Börsenleute dahin gestellt, welche die Griechen ein „Lumpenvolk" schelten! — Hört ihr Catos Asche lachen? — Was hat der venetianische Shylock gethan? Dreitausend gute Dukaten für ein armes Pfund Christenfleisch hingegeben; das Gelüste war wenigstens teuer bezahlt. Aber unsere Shylocks, alten und neuen Testaments, ersäufen für ein Achtelchen ganz Hellas, als wär's ein blindes Kätzchen. Der Shylock von Venedig war ein Lamm, ein Kind, eine gute Seele; und doch hat der Schauspieler oben in Frankfurt gesagt: ein Ungeheuer, wie Shylock gäbe es nicht in der Natur, und Shakespeare sei ein Verleumder! O, guter Schauspieler! Die Geschichte lügt, wenn sie Menschen Christen nennt, weil ihre Ahnen Wurst gegessen; aber Shakespeare lügt nicht.

Brief an die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart.

Ems, den 1. August 1829.

Auf Ihr Schreiben vom 7. Juli, den Auftrag des Freiherrn von Cotta enthaltend, mich an die Befriedigung dessen Ansprüche zu erinnern, habe ich die Ehre folgendes zu erwidern. Das eigenhändige Schreiben des Herrn von Cotta, vom 28. April d. J. das ich, wenn auch viel später erhielt, konnte ich zu seiner Zeit nicht beantworten, weil ich bedeutend krank war, und ich seit kurzem erst wieder imstande bin, die Feder zu führen. Übrigens hat Herr v. Cotta durch diese meine Zögerung nichts verloren, da ich zur Ablehnung der an mich gemachten Geldforderung keine anderen Gründe anführen kann, als die ich schon mehrere Male, besonders aber in einem Schreiben vom verflossenen Jahre, sehr umständlich auseinandergesetzt habe. Es wurden mir, als ich in Paris war, für meine Arbeiten am Morgenblatte monatlich 500 Franken zugesagt, nachher aber hat Herr von Cotta mir die gelieferte Bogenzahl berechnet, obzwar gar nicht bestimmt war, wie viel ich für genanntes Honorar zu liefern hätte. Dadurch ist denn ein Überschuß entstanden, den ich jetzt zurückzahlen soll. Wenn Herr v. Cotta damals meine Arbeiten überschätzt hat, so ist das mein gutes Glück, aber keineswegs ein Irrtum, den ich zu büßen hätte. Der Bogen wurde mir noch überdies nur zu drei Karolin berechnet, ich wurde also nicht höher gestellt als alle Welt die für das Morgenblatt schreibt. Ich gehöre gerade nicht zu den eingebildetesten Schriftstellern, aber ich hielt mich für berechtigt, mich beleidigt zu fühlen, daß mich Herr v. Cotta unter den litterarischen Pöbel geworfen, da er selbst durch seine frühsten und wiederholten Aufmunterungen meiner geringen Talente, es am meisten war, der mich gewöhnt hat, mich nicht zum litterarischen Pöbel zu rechnen. Die armseligsten deutschen Blätter, die kaum ihr Dasein fristen, haben mir das dreifache jenes Honorars angeboten. Ich habe es immer zurückgewiesen, weil ich glaubte, mich bei dem Morgenblatte besser zu befinden. Herr v. Cotta fordert, glaube ich, etwa 4700 fl. von mir zurück. Wenn ich diese Summe durch Teilnahme am Morgenblatte abarbeiten sollte, welches demselben wie ich mir schmeichle, angenehmer wäre als die bare Bezahlung der vermeintlichen Schuld, so würde sich

finden, daß ich auf acht Jahre hinaus dienstpflichtig wäre, da ich, bei Beseitigung aller anderen Arbeiten, nur imstande bin $1^1/_2$ Bogen monatlich zu liefern. Ich kann als ehrlicher Mann versichern, daß ich Gelegenheit hatte und sie noch täglich habe, meine Unabhängigkeit, wenn sie mir feil wäre, teuer zu verkaufen. Sollte übrigens Herr v. Cotta, von der Rechtlichkeit seiner Forderung eben so überzeugt bleiben, als ich immer im Gegenteil sein werde, so muß ich wünschen, daß derselbe seine Ansprüche vor Gericht geltend mache, da ich mich nicht dabei beruhigen kann, daß diese Sache unentschieden und in der Schwebe bleibe. Zu gleicher Zeit aber bitte ich denselben, diese meine Aufforderung, ja nicht als eine Äußerung trotziger Empfindlichkeit zu beurteilen, so wie ich selbst, wenn mich Herr v. Cotta verklagen sollte, diesen Schritt keineswegs als eine Unfreundlichkeit betrachten werde; sondern wir wollen diesen Ausweg als eine Übereinkunft ansehen, eine Rechtssache, über die wir verschiedene Meinung haben, der unparteiischen Entscheidung der Justiz zu überlassen. — —

Vermischte Aufsätze, Fragmente und Aphorismen.*)

*) Einige kürzere Abschnitte der Fragmente und Aphorismen sind schon in den „Gesammelten Schriften" enthalten, mußten aber hier des Zusammenhanges wegen nochmals mit abgedruckt werden.

I.

Vertrauliche Briefe.

(1817.)

Lächeln Sie nur, ich lächele auch, und wer von uns wird der Gestrafte bleiben? Sie haben meinem frohen Eifer Ihnen zu gehorchen das Versprechen abgelistet, in vielen recht vielen Briefen vernünftig zu sein, aber welches Unternehmen ist das größere, diese Briefe zu schreiben oder sie zu lesen? Ist es schwerer, Gefühle in Gedanken umzuwandeln, oder dem Herzen unter der Maske des Geistes nachzusehen? Da dieses unentschieden ist, so wollen wir vereint den Himmel anflehen, daß er uns die Kraft gebe, der wir jeder bedürfen, mir: die zu gehorchen, Ihnen: die zu verzeihen.

Womit beginne ich, welchen Stoff werden Sie wählen? Es ist der schönste sobald Sie ihn gewählt. Ich bringe Ihnen nichts, ich bringe Ihnen alles nur zurück. Wie ein schlauer und verwegener Dieb ein gestohlenes Kleinod zerschlägt, damit es unkenntlich werde und es so zerstückelt dem früheren Besitzer selbst wieder zum Verkaufe bringt, so gedenke auch ich manchen schönen Schmuck, den ich Ihrem reichen Geiste entwendet, zu vereinzelnen, ob ich auch immer seinen Wert vermindere, und Ihnen dann als das mir Gehörige keck wieder darzubieten. Ich thue es eben jetzt, denn erst gestern geschah's, daß Sie so schön als wahr bemerkten, wie bei allem Reichtum an Weisheit den die Menschheit besitze, die Menschen dennoch darbten, weil es der Genius verschmähe, seine große Lehre durch Zerteilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen, da ja doch die Sonne selbst ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen aussende, und nur so allein die Welt erwärme und erleuchte. Sie wünschten, allzubescheidene Freundin: die ausübende Weisheit solle sich auf dem Markte zeigen und die lehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann solle, um von Männern verstanden zu werden, sich dem Weibe verständlich zu

machen suchen. Um wieviel schöner ziert dieser Wunsch Ihre Gesinnung, da dessen Erfüllung Ihnen keinen Gewinn geben kann! Nennen Sie's nicht Herablassung, Erhebung ist's, wenn Männer sich bemühen, Frauen zu belehren, und nicht gefahrlos wird es unternommen. Die Ikarusflügel des männlichen Geistes schmelzen leicht vor dem Blicke der Schönheit und wir stürzen mit aller unserer Weisheit herab, wenn uns nicht innere angeborene Schwingen tragen.

Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu seinem Mute hin, und der Mut des Weibes nicht zu seiner Kraft. Darum erreicht jener nie vollkommen sein Ziel, dieses aber immer mehr als es gehofft und gewünscht, sobald es nur strebt. Das andere Geschlecht tritt überall zu furchtsam zurück. Wissenschaft und Kunst sind Tempel, die, sind sie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Ansprüchen auf Vorteil und Genuß bewohnen dürfen und sollen. Auch geschieht's. Waren Ihre Fragen, wißbegierige Freundin, nicht oft belehrender als die Antworten, die Sie darauf erhielten, und hätte nicht jede andere als Sie die schadenfrohe Bemerkung machen können, daß der Männer Weisheit auf Kredit lebt, den sie der Himmel weiß wodurch sich zu erwerben verstanden? Nicht aus Eigenliebe, nur darum decke ich Ihnen das Geheimnis unserer Schwäche nicht völlig auf, weil Sie selbst dabei zu verlieren wähnen.

Die Frucht ist willkommen, weil ihr Mangel schmerzt, die Blüte ist durch sich selbst erfreulich. Den männlichen Geist ernährt, den weiblichen schmückt die Wissenschaft. Welches ist das schönere Los? Und glauben sie ja der Lüge nicht, daß nur der Musen Kindergärtchen, nicht der ernste Hain Apollos euch Schwestern aufgeschlossen sei. Der düstere Ernst mancher Kenntnis liegt nur im trüben Blicke des Forschers; nahen sich die Grazien, dann erheitert sich die Wissenschaft. Versuchen Sie es mit jeder, selbst die Logarithmenlehre lächelt Ihnen zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es sich damit? O stille, man spricht nicht gern davon.

Sie wollen die Menschennatur betrachten? O flüchten Sie Ihren Blick vor diesen Mißgeburten mit Schafsköpfen und Tigertatzen eilig fort. Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort giebt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die tote Natur zerstört um zu schaffen, die lebende gebärt um zu töten.

So alt ist diese Wahrheit, daß sie zahnlos geworden, und doch beißt sie noch jeden der sich ihr nähert. Ich habe es ergrimmt erfahren; da liegt es vor mir in dem heutigen Zeitungsblatte, aber da ich bin wie die meisten, mit kühnen Gedanken und feiger Zunge, kennend das nächtliche Gespenst, in das uns zu schrecken Menschen von Fleisch und Blut sich verkleidet haben, es verspottend und doch es fürchtend — so muß ich meinen Zorn verbergen. Aber findet sich irgend ein Reimschmied, der eine Fabel dichten will vom kranken Schäfer, wie er den welken Arm nach einem Labetrank ausgestreckt, seinen Fieberdurst zu löschen, und draußen stehen die Wölfe hohnlächelnd die Zähne fletschend, und warten auf seinen nahen Tod, um dann in die Hürde einzubrechen und die Herde unter sich zu teilen, und wie die Schafe gleichgültig, wer sie zerreiße, dämisch fort grasen, und wie die Janushunde mit doppelten Gesichtern (treue Diener nicht ihres Herrn, sondern ihres Herrn) herüber und hinüber schwänzeln, und auf jeden Fall gefaßt sind, und wie die Füchse im Verborgenen kichern, daß nun bald die Wölfe sich über die Beute entzweien, und die fettesten Bissen am Ende nur ihnen bleiben würden — — Teufel! will irgend ein lahmer Poet so ein Fabelchen machen, dann hole er die Nutzanwendung nur bei mir ab, sie ist allbereits fertig.

Oder, meine Freundin, wollen wir an den vergoldeten Götzen des dummen Pöbels scheu vorübergehen, süßes Vanilleneis essen und alle die lustigen Lieder an Ida lesen die in der Cornelia, der Minerva, der Penelope und im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft stehen? Vergebens suchen wir den Scherz. Auch unter Blumen lauert die Schlange. Thut es nicht auch Ihrer Seele wehe, daß so viele reichbegabte Menschen den Strom ihres Geistes in Gedichtchen ausströpfeln und mit den ergiebigsten Quellen kaum den Durst eines Kindes zu stillen vermögen?

Oder wollen wir die Menschheit beweinen und die Menschen belachen? Es ist alles eins. Ob wir spotten oder ernst sind, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, am Grabe begegnen wir uns alle.

Eines ist was nützt: die Klarheit. Eines ist was besteht: das Recht. Eines ist was besänftigt: die Liebe. Ich war etwas wild geworden, aber jetzt, da ich schließe und Ihrer gedenke, bin ich es nicht mehr.

II.

Männerthränen.

(1817.)

Die Thränen des Weibes erweichen den Mann dem sie fließen, die Thränen des Mannes aber, machen das Weib, das sie hervorruft, nur noch unerbittlicher. Ich will es erklären.

Die Weiber sind gewaltig erpicht auf starke Männer, als erfahrene Artilleristinnen, die wissen, daß Kugeln* leichter durch Mauern als durch Wollsäcke dringen. Sie bewundern die zwölf Arbeiten des Herkules um seiner dreizehnten wegen, die, welche er in der Spinnstube der Omphalia verrichtete. Hätte er mit Spinnen begonnen und mit dem nemäischen Löwen aufgehört, wäre er ein ungeschlachter Bengel. Sie lieben kalte Herzen, weil daran durch den Anhauch ihrer eigenen Glut die Empfindung in schönen Blumen anschießt, wie an Fensterscheiben im Winter. Aus der Keule des Helden schnitzen sie sich tausend Zahnstocher, um ihre Nebenbuhlerin damit zu ärgern. Den Mann, der die Leidenschaft bekämpft, die sie ihm eingeflößt, achten sie hoch, gelingt es ihm aber sie zu besiegen, dann schelten sie ihn schwach, flatterhaft, treulos. Man soll dem Weibe diese seine Schwäche verzeihen, aber der Verzeihung bedarf sie auch. Ihre Neugierde und ihre Furchtsamkeit ist gleich groß. Sie wollen jeder Gefahr, vor der sie zittern, dennoch nahe treten, sie wollen in alle Abgründe, die an ihrem Wege liegen, hinuntersehen, und weil sie ängstlich sind, kann nur ein Geländer von Eisen sie beruhigen. Weil die Weiber jeden Mann männlich finden, den sie lieben, glauben sie, einen schwachen Mann könnten sie nicht lieben. Die Küchenwirtschaft ihres Herzens hat ihre altherkömmlichen Regeln. Sie meinen, die Liebe eines Mannes könne sich nur erhalten, wenn sie in rauhem Essig eingemacht ist. Aber die frische blühende Empfindung in der männlichen Brust bedarf der erhärtenden Säure nicht. Die Weiber erquicken sich ungemein an unterdrückten Thränen, unterdrückten Seufzern, an dem sich sträubenden Trotze der Männer; denn sie wissen recht gut, daß der Bogen um so schneller reißt, je mehr er gespannt wird. Dem Weibe giebt, dem Manne nimmt die Liebe den Stolz. Jenes macht sie eitel, diesen bescheiden. Die Weiber finden größere Freude daran, ihre Macht zu zeigen als zu besitzen, darum verschmähen sie

den Mann, der sich nicht zur Wehre setzt und nicht durch seine endliche Niederlage die Macht ihrer Reize verkündigt. Nun, sie mögen in Gottes Namen ihrem Triebe folgen, aber sie sollen sich nicht einbilden, daß etwas Erhabenes damit verbunden sei. Es beruht nur auf etwas sehr Gewöhnlichem. Ein zartfühlendes, seelenvolles Weib ist sich freilich bewußt, einem Manne vor dem anderen nicht darum den Vorzug zu geben, weil er sechs Fuß mißt; doch das weiß sie nicht, daß auch Herz und Geist ihre geometrische Länge, ihre Fleisch- und Knochenfülle haben, die das Wesen weder der Schönheit noch der Stärke ausmachen. Auch giebt es eine Charlatanerie des Charakters wie eine des Geistes. Ein Mensch der wenig spricht, wird lange von vielen für einen klugen Kopf gehalten, wie ein Charakter der ruhig ist, für einen starken. Aber kommt es zum handeln, so zeigt sich die Schwäche des letzteren, wie die des ersteren wenn es zum reden kommt. Entschlossenheit, Mut, sind Gaben die den Mann zieren, aber der gewöhnlichste Mensch hat sie mit dem Helden gemein. Wer keine Wahl hat und nur einen Weg vor sich sieht, wem die Gefahr nur von einer Seite droht, der weiß bald was er zu thun hat und wird leicht zum Sieger. Engherzige Menschen retten sich ohne Kraft wie in engen Pässen ein einzelner Arm viele Stürmende zurückwirft. Wem aber viele Wege offen stehen, wen die Feinde von allen Seiten umringen, wer ein großes Herz besitzt, tausend feindlichen Empfindungen zugleich zugänglich, der schlägt sich schwerer durch und auch seine Niederlage ist ehrenvoll. Der arme oder karge Mann, der nur einen Gast bewirtet, kann ihm leicht einen vollen Becher reichen; aber wer viele Gäste empfängt, kann, und sei er noch so reich und freigebig, nicht jeden Becher bis an den Rand füllen. Über eure starken Charaktere, die ihr so hoch verehrt! Stellt sie in eine große Zeit, und ihr werdet erfahren, wie klein sie sind. Fechterkünste, die auf keinem Schlachtfelde Wert haben. Stellt euern schwachen Menschen einer großen Gefahr, die er zu bekämpfen, einem hohen Preise gegenüber, den er zu erringen hat und eure kecke Verachtung würde sehr kleinlaut werden. Giebt es denn etwas in unserer heutigen Welt, für das man leben oder sterben möchte? Ein Vaterland, ein Gott? Mirabeau war ein liederlicher Mensch und galt dafür; einige Jahre später, da die Revolution ausbrach, ward er ein großer Mann und als solcher gepriesen. Napoleon, fünfzig Jahre früher geboren, wäre ein langweiliger, hartherziger, unliebenswürdiger Mensch gescholten worden.

Ich endige. Darin setze ich meinen Männerstolz, mit keinem Weibe zu kämpfen; es ist viel ehrenvoller und männlicher, sich ohne Schwertstreich zu ergeben. Fließt immer fort ihr Thränen des unglücklich Liebenden, so lange die des Vaterlandes fließen. Sie trocknen beiden zugleich.

III.

Der Wochenmarkt in St. Brice.*)

Landleuten erscheint die Stadt, Städtern das Landleben als eine Mummerei. Auch konnte die junge Gräfin Ivry gar nicht aufhören mit Lachen, als sie sich und ihren Bruder Heinrich, Körbchen am Arme hängen sah, mit Spargel, Artischocken, Erdbeeren und anderen zierlichen Mundbedürfnissen angefüllt, die sie unter Lust und Scherz und nach wirtschaftlichen Hin- und Herbedingen auf dem Wochenmarkte eingekauft hatten. Ihr Ergötzen stieg, als sie an eine Austernbude kamen. Sie hatten die geliebte Speise seit acht Tagen, daß sie Paris verlassen, nicht gekostet, und begegneten hier froh und verwundert, unter einfachen ländlichen Erzeugnissen, dieser städtischen Näscherei. Sie verfielen leicht darauf, sich welche öffnen zu lassen und sie aus freier Hand und unter freiem Himmel als Vorfrühstück zu genießen. Die Austernverkäuferin war ein Weib von riesenhafter Gestalt. Ihr roter Rock, ihr rotes Kamisol, ihr rotes Kopftuch, bildeten ein Ganzes mit ihrem glutroten Angesichte und schienen nur eine Ausbreitung und Fortsetzung desselben zu sein. Ihre schwarzen Augen dunkelten gleich gelöschten Kohlen aus dem Brande hervor. Auch ein Mann hätte diesem Weibe im Dickicht des Waldes nicht begegnen mögen. Ihr zur Seite stand ein blasses Mädchen von wunderlieblicher Gestalt. Schwärmerisch süße Lippen, veilchenblaue Augen, blonde Locken, durch welche der Morgenwind spielte, gaben ihr etwas unaussprechlich Rührendes, das das zierlich seidene Mieder und die um den Hals geschlungene herabtändelnde Bajadere nicht mildern konnten. Mutter und Tochter trugen lederne Gürtel umgeschnallt, an welchen, von messingenen Kettchen gehalten, die Austernmesser herabhingen. Das blasse Mädchen konnte den leckeren Geschwistern

*) Geschrieben zu Montmorency im Jahre 1823.

nicht schnell genug die Schalen öffnen. „Geschwind, mehr, noch mehr", rief die ungeduldige Gräfin dem schweratmenden Kinde zu. Die Alte fuhr das Mädchen barsch an: „Was zappelt sie heute wieder? Hat die Demoiselle noch nicht ausgeschlafen? Geht's nicht mit dem Messer? Da, nimm das meinige, das ist schärfer!" Das blasse Mädchen zuckte mit der Hand nach dem Herzen, ihre Lippen verzogen sich krampfhaft, ihre Augen wurden starr und tot. Die Alte warf ihr einen stechenden Blick zu, stieß sie vom Korbe weg und setzte das Werk selbst fort. Die Gräfin sah mit Widerwillen auf die groben und schmutzigen Hände, „genug jetzt — sagte sie — wir wollen keine mehr". — „Junge Schönheit — erwiderte die Alte — Sie werden sich doch vor dem Messer nicht scheuen? Es ist sauber. Der Rostflecken da hat nichts zu bedeuten; wir haben zu Ostern ein Vögelchen damit geschlachtet."

Die Gräfin Ivry wollte bezahlen; ihr seidenes Beutelchen fand sich leer, auch das ihres Bruders reichte nicht; die Markteinkäufe hatten das Geld aufgezehrt. „Es hat gar nichts zu sagen — sprach das blasse Mädchen mit sanfter Stimme — Sie können uns auf den kommenden Markttag bezahlen." Die Geschwister gingen fort. Nach einigen Schritten kehrte Heinrich zur Bude zurück und sagte zur Alten: „Gute Frau, vielleicht führt Euch Euer Weg an unserem Hause vorbei, es ist das zweite Haus linker Hand auf dem Wege nach Groslay; Ihr könntet da wohl einsprechen und unsere Schuld holen. Fragt nach dem Grafen Ivry; die Dame, meine Schwester, ist seine Gemahlin." Heinrich hatte die letzten Worte mit abgewendetem Kopfe gesprochen, um seine Schwester, die im Gedränge vorausgegangen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Da traf ein gellender Schrei sein Ohr. Er blickte hin — das blasse Mädchen lag ohnmächtig über den Stuhl gesunken, die Alte hatte sie mit ihrer linken Hand beim Arme gefaßt, mit der rechten hielt sie ihr Messer gezückt — es war nicht zu entscheiden, ob gegen die Tochter, oder gegen den Landmann, der ihr abwehrend in die Arme gefallen war. Der Platz kam in Bewegung, es bildete sich ein Kreis, die Marktleute schimpften und lachten: „Es ist die besoffene Françoise, schlagt sie tot" — riefen die einen; „sperrt sie in den Eselsstall" — schrieen andere. Heinrich wurde weggedrängt und eilte seiner Schwester nach. Er fand sie schon zu Hause angekommen; sie saß mit verweinten Augen in der Laube und hielt einen Brief in den Händen, den ihr der Bote soeben gebracht. Ihr Gemahl schrieb ihr aus Paris,

er könne auch heute noch nicht zurückkehren, sein Geschäft sei noch nicht beendigt; morgen komme er unfehlbar.

Die schöne Gräfin Ivry stand im Mai ihrer Ehe, aber die kalte Rechnung der Zeit zählte nur und bezahlte die Schulden nicht. Graue Winterwolken jagten über ihrem Herzen, die Sonne winkte ihr nur mit schnellen Blicken den Frühling zu und sie lauschte vergebens auf das Liebeslied der Nachtigall. Ihr Gatte gehörte zu jenen gefürchteten Männern, welchen sich das geängstigte eingeschlossene weibliche Herz auf Tod und Leben ergiebt, harrend, ob man es lieben oder zerreißen werde. Der Graf hatte das Auge und die Tatze eines Löwen; seine Liebkosungen ließen Wunden zurück, seine Küsse waren Dolche. Oft, wenn die heißliebende Braut wie ein Lämmchen an seiner Brust lag und sich sonnte, zischte etwas in ihren Ohren; sie wand sich erschrocken aus seinen Armen, floh weit weg und verbarg ihr Erröten und ihre Thränen. Der Graf sendete ihr dann einen siegeshöhnischen Blick nach, schwang sich auf sein wildes Roß und jagte fort. Bald kehrte er zurück, streichelte dem harrenden Mädchen die Wange — „lieb ich dich nicht?" lockte er mit schmelzender Stimme, und die Taube flatterte wieder ihrem Würger zu. Jetzt waren seit wenigen Wochen alle ihre Wünsche erfüllt; aber die höchste war auch die letzte Stufe ihres Glückes. Der Graf zerrte nicht schüchtern und lange am Bande der Ehe; er zerriß es rasch und machte sich frei. Das Haus war ihm nur die willkommene Herberge in der späten Nacht. Wo er herumwanderte, nach welchem Ziele, wußte die Gräfin nicht. Anfänglich dachte sie, er sei dem Spiele ergeben; als aber bald die Überzeugung ihr diesen Argwohn nahm, begann sie vor einer Nebenbuhlerin zu zittern. Die Schlangenbrut der Eifersucht wuchs stärker und stärker in ihrem Herzen heran, bis sie es ausfüllte und zernagte.

IV.

Der Spion.

(1825.)

Bleich und mit tropfenden Augen wankte Antonio in den Lorbeerhain, wo er jeden Morgen die Geliebte fand. Ihr hatte die geflüchtete Nacht den teueren Bruder geraubt; auf der Feste

St. Elmo hatten nordische Opferknechte sein gärendes Blut bei düsterem Fackelscheine vergossen. Giuliana ging dem zögernden Freunde mit festen Schritten entgegen. „Du weinst, Antonio, und ich bin Weib und Schwester?" Der Jüngling stürzte wimmernd vor ihr nieder, umklammerte ihre Kniee und stammelte aus hohler, lechzender Brust: „Zu spät, zu spät!" Giuliana sah ernst, doch mild auf ihn herab. „Erhebe dich, Antonio, zu mir und zu dir. Schau in das goldene Himmelslicht — unser Auge ist ein geborgter Strahl — mit dem Leben geben wir ihn zurück — ewig ist die Sonne — wir werden die Freiheit sehen! . . . Folge mir, Antonio." Sie führte ihn die oft betretenen schwarzen Marmorstufen hinab in die Felsenhöhle, die ihr Licht von blutroten Scheiben empfing. Dort stand das gemalte Bild des Gekreuzigten. Giuliana füllte einen Becher mit rotem Weine. „Trinke diesen Kelch, Antonio, es ist das vergossene Blut unseres Meisters. Lege deine Hand auf diese offene Wunde; er duldete und starb, laß uns nicht dulden, sterben und ihn erlösen. Schwöre mir, Antonio, nichts zu unternehmen, nichts mit Worten, nichts mit Mienen, nichts mit Schriftzeichen, nichts mit den Waffen, ehe du mich beratet!" — „Ich schwöre es dir, Giuliana!" — „Jetzt komm, kranker Löwe, laß uns zum Vater gehen."

Filippo Cassella, ein Greis in Silberhaaren und mit blühenden Wangen öffnete den Eintretenden lächelnd seine Arme. „Du kommst dein Erbe zu holen, Antonio? Knie nieder — er legte seine feste Hand auf des Jünglings Haupt — empfange auch seinen Teil meines Herzens; er ruht im Schoße der Liebe, und bedarf des irdischen Vaters nicht mehr. Komm an meine Brust, geliebter Sohn, und auch du, mein Heldenmädchen. Noch habe ich Jünglingsmark in meinem Arme, und des Blutes Fülle in meinen Adern; aber in diesen kranken Tagen stirbt die Kraft am schnellsten. Falle auch ich dem schönen Tode, setzt kein Denkmal auf mein Grab, keine Blume pflanzt darauf, die giftigen Winde dieser Zeit sollen durch Unkraut wehen, bis der Mai der Freiheit kommt. Dann erhebe sich eine Säule, und mit Rosen umflechtet sie, ruft unsere Landleute zusammen, leert das älteste Faß im Keller, und Saitenspiel und Gesang und Tanz jauchze über meinem Sarge, und ich werde herabschweben, von den Sternen und mich irdisch mit den Irdischen freuen!" Giuliana lag still weinend an der Brust des Vaters; über Antonios falbe Wangen schlichen kalte Tropfen. Der Marchese Grimaldi trat herein. Filippo wand sich aus den Armen seiner Kinder . . . „Herr

Marchese, Ihr mißdeutet wohl unsere Thränen nicht. Um den siebzehnjährigen Sohn und Bruder trauern wir, um den achtzehnjährigen weinen wir nicht; er war ein gottloser Bube, es ist ihm recht geschehen." — „Herr Cassella?" frug der Marchese erstaunt. — „Ja, Herr Marchese, Ihr seid ein getreuer Unterthan, aber auch wir sind gute gehorsame Bürger. Heute abend ist Musik und Tanz in meinem Hause; Ihr seid gebeten, Marchese." — „Mir das, Herr Filippo?" — „Verstellt Euch nicht; Ihr seid ein würdiger verdienstvoller Mann, Ihr wirkt Gutes im stillen. Aber in Zeiten der Not wird auch die Demut an ihren Platz gerufen; ob Ihr zwar bescheiden seid, Herr Marchese, erkenne ich Euch doch — seht selbst." — Er gab dem Marchese ein Zettelchen; dieser las es, errötete, erbleichte, gab das Papier zurück, sprach hohnlächelnd: glaubt was Ihr wollt, Herr Filippo — und ging mit einer stolzen Verbeugung fort. — „Ihr waret zu hart, mein Vater, — sprach Giuliana sanft verweisend — Ihr verkennt den Marchese, er ist ein edler Mann. Daß Ihr ihm meine Hand verweigert, wie ich ihm mein Herz versagt, hat ihn geschmerzt, doch nicht beleidigt. Er liebt mich treu und achtet Euch, wie ein Biedermann den Biedermann. Ihr thut ihm Unrecht, Vater." — „Meine Tochter, dein hohes Auge sinkt nicht zu solchen Würmern herab. Höre." — Cassella las folgendes Schreiben vor: „Ein Sohn der Freiheit und Euer unbekannter Bruder warnt Euch. Traut dem Marchese Grimaldi nicht. Er steht im Solde der Gewalt. Er belauert Euere Schritte, hinterbringt Euere Reden; er war's, der Eueren Sohn verraten. Ich will Euch ein Zeichen geben. Vorgestern abend war der Marchese bei Euch im Lusthäuschen. Herr Antonio und Eure Tochter waren da. Die Lichter standen am offenen Fenster; Ihr löschtet sie aus. Der Mond ist verschwiegener, sagtet Ihr, laßt uns vom Lande sprechen. Herr Antonio teilte Euch die letzten Beschlüsse in der grünen Stube mit. Das sei Euch genug. Hütet Euch, Cassella." — Giuliana erhob stolz ihr königliches Haupt, und schüttelte den Blitz von ihren unversengten Locken. Antonio knirschte mit den Zähnen, schlug sich die geballte Faust an das Herz „Teufel, höllischer Teufel!" krisch er, und stürzte der Thüre zu. Giuliana eilte ihn. „Antonio, gedenke deines Schwurs!"

„Wohl gesprochen, Heilige, ich will gedenken meines Schwurs!" Diese Worte, wie ein stiller Wahnsinniger lispelnd und wieder lispelnd, schritt Antonio durch die brausenden Gassen Neapels. Er stürzte in eine Osterie, das geronnene Blut seines Herzens mit Wein abzuspülen. Dort auf einem Balkone, der nach dem Hafen ging, saß er und

trank Vergessenheit. Der Himmel umwölkte sich, ein Sturm nahte heran. Die Fischerkähne, die die hohe See gesucht, kehrten zurück. „Warum so ängstlich, frommer Schiffer? — rief Antonio in den Wind — Neptun ist ein heidnischer Gott und du mit deinem Christ im Herzen fürchtest Leid von ihm? Mutig, segle, glaube! Bleib nur, gläubiger Thor! Der Himmel ist ein Schelm, der Wind ein sich drehender Heuchler — und der Mensch will sich vermessen besser zu sein, als die Natur, seine Mutter? Dieser Feuertrank in meinem Herzen, der ist mein; nicht der Himmel, nicht die Hölle kann mir die Erquickung rauben, hat sie mich erquickt. Alles übrige ist Tand; die Tugend nur eine andere Schale für gleichen Trank, zerbrechlich wie das." Er zerschmetterte ein Glas gegen die Wand. Ein Lazarone trat wild herein. „Du bist früh lustig, Kamerad. Ich such' Euch, mich schickt der Gewisse, zu fragen, was es Neues giebt bei Euerem Liebchen. Schaut das Gold hier, die Jagd war gut, ich habe ein Reh gewechselt, das baumelt jetzt schon in Satans Küche. Holla, Wein her; trink Brüderchen, ich zahl's." — Antonio sprach mit zornigem Angesichte: „Such deinesgleichen, Lump!" — „Freundchen, erwiderte der Lazarone, Ihr seid heute sehr spröde. Seid klug und genießt Euer Leben; denn braten wir einmal, fürchte ich, werden wir in den ersten zehntausend Jahren nicht gar. Redet, habt Ihr eine schöne Nacht gehabt?" Antonio sprang wütend auf den Schwätzer und stieß ihm einen Dolch in die Brust. Ein Schrei und er stürzte entseelt nieder. Das Hausgesinde stürzte herbei, Antonio entrann. Auf der Straße wurde er vom Volke festgehalten. Mord, Mord! schrie es von allen Seiten. Wie aus der Erde gesprungen, zeigten sich augenblicklich Schwadronen Reiterei, Kanonen wurden aufgeführt. Antonio sagte dem Anführer der Truppen, zu dem man ihn hingeschleppt, einige Worte ins Ohr. „Laßt ihn los, Gesindel," donnerte der Oberst. Antonio ging mit frecher Miene langsam durch die Menge; das feige Volk stob auseinander, wie eine Lämmerherde, unter die der Wolf gefahren.

V.

Justus Völkleins Brunnenbuch.*)

1.

Über die Ärzte! Habe ich mich bethören lassen die weite Reise nach Paris zu machen, um dort jenen deutschen Wunderarzt um Rat zu fragen, der die Natur jeder Krankheit aus der Handschrift des Kranken erkennt. Ich zeigte ihm etwas Geschriebenes. Er schüttelte bedenklich den Kopf und sagte, er dürfe mir es nicht verhehlen, mit mir stünde es schlimm. Ich hätte die Amerikomanie, meine schwachen Nerven könnten das europäische Klima nicht vertragen, und es bliebe mir keine andere Wahl, als in die neue Welt oder in die andere zu reisen. Ich bezahlte den Doktor und lachte ihn aus. Er nahm mein Geld und lachte mich auch aus. Ihm mag das Lesen der Handschriften und die Amerikomanie schon eine gute Summe eingebracht haben. Ich aber, statt mich der See zu nähern, zog landeinwärts, und mit jedem Tage, daß ich mich von meinem Arzte entfernte, ward ich gesünder. Jetzt bin ich ganz wieder hergestellt; nur mit meinen Ohren will es sich noch nicht bessern. Es sei, ich muß mich darein finden. Es ist eine allgemeine Maßregel zum Besten des Ganzen, ein jeder wird besteuert nach Vermögen, und da ich kein Geld habe, werden mir meine Sinne um ein Fünfteil reduziert.

Welche herrliche Nacht! Wie freundlich blinkt der Vollmond herab! Die Akazien im Garten duften zu stark. Ich höre den Strom brausen und zischen. Gestern sah ich ihn einen halben Tagweg fromm und still. Aber weil sie ihm dort, daß er ihrer Mühle diene, ein Wehr entgegengestellt, lärmt er, daß ihn selbst die Tauben hören .... Es ist schon dunkel im ganzen Hause. Ein einziges Licht am Ende des Flügels. Wer du auch seist: Gute Nacht! Wenn du liebst, träume glücklich; wenn du leidest, erwache spät. Ich will dich auch schlafen legen, mein Büchelchen. Noch sind deine Blätter weiß, rein und leer wie eine Kinderseele. Gott segne dich und gebe dir gute Tage. Sei mir freundlich, fließe nicht. So ich aber lüge, dann verwische meine Worte und zerspalte meine heuchlerische Feder.

*) Geschrieben zu Kannstadt im Jahre 1824.

2.

Ich bin der erste und noch der einzige Brunnengast, der Kurfürst dieses Bades. Warum die, welche gesund werden wollen, warten bis spät in den Sommer, das begreife ich nicht. Der Sommer ist die Zeit, Gesundheit zu ernten; im Frühling muß man sie säen. Der Frühling heilt alles was heilbar ist. Gestern mußte ich allein zu Mittag essen. In dem ungeheueren Saale wurde mir am oberen Ende des Riesentisches eine Serviette aufgelegt. Wer am entgegengesetzten Fenster gestanden, hätte mich für ein Kind angesehen, das auf einem Bogen Papier kritzelte. Einsam war ich nicht; ich las im Casanova. Schelm! zehnfacher Schelm! Einst mischte er sich — denn er mischte sich in alles — unter die Hofleute und Gesandten, die zu Marly einen ehrfurchtsvollen Kreis um den Tisch bildeten, an dem die Königin-Mutter allein frühstückte. Es herrschte die feierlichste Stille im Saale. „Herr von Russel!“ — rief die Königin-Mutter. Das war der holländische Gesandte. Herr von Russel nahte sich dem Tische auf vier Schritte und verbeugte sich tief. „Nicht wahr, Herr von Russel, dieses Ragout ist von einem Huhn?“ — Ich legte das Buch weg, um mich, bevor ich weiter las, zu fragen: Was hättest du auf diese Frage geantwortet, da du, auf vier Schritte vom Tische entfernt, unmöglich hättest unterscheiden können, ob das Ragout wirklich von einem Huhne gewesen? Ei, dachte ich, und wäre das Ragout von einem Hasen gewesen, ich hätte als der feinste Hofmann geantwortet: Ja, Ew. Majestät, das ist Hühnerragout. Aber wie half sich der holländische Gesandte in dieser bedenklichen Lage? Nach Art der Diplomaten, die, um es weder mit Gott noch dem Teufel zu verderben, niemals lügen und niemals die Wahrheit sagen, und darum nie die Wörtchen ja und nein hören lassen, antwortete Herr von Russel: „Ew. Majestät, es scheint mir so.“ Ich war von Bewunderung durchdrungen. „Es scheint mir so, Ew. Majestät,“ — und hätte es mein Leben gegolten, ich wäre nicht auf diese Antwort verfallen.

3.

Bin heute morgen zum ersten Male am Brunnen gewesen. Er liegt am Fuße eines Hügels, den hinauf sich anmutige Baum- und Blumenwege schlängeln. Die Quelle bedeckt ein ländliches aber zierliches Säulendach; aus acht Röhren strömt das Wasser. Wäre dieser Gesundbrunnen nur für Dilettanten und nicht für Kranke vom

Fache? Oder heilte das Wasser so schnell? Ich bin noch in keinem Bade so vielen blühenden Gesichtern begegnet, und ich habe noch nirgends so rote süße Mädchenlippen Sauerwasser trinken sehen. Aber wie ich höre sind es keine Gäste, sondern Einheimische, die jeden Morgen aus der Stadt kommen. Was nur die lieben Kinder mit noch mehr Gesundheit machen wollen! Und dann klettern sie wie Gemsen den Berg hinan. Es scheint dort oben eine weibliche Warte zu sein. Ich bemerke, wie sie scharf nach der Landstraße sehen, die aus der Stadt führt, und schnell herabeilen sich zu rüsten, sobald Kriegsvolk naht.

An einer Säule der Brunnenhalle ist ein weißes Blech genagelt, worauf die dauerhafte Bitte geschrieben: man möchte hier nicht rauchen und nicht den Hut abnehmen. Ich las und lächelte; denn man rauchte und grüßte unaufhörlich. „Sie lachen, mein Herr!“ — sprach ein alter Mann, zu mir herantretend. — Wie sollte ich nicht lachen, daß es hier Leute giebt, die noch nicht wissen, daß es gleichschwer ist, den Deutschen Höflichkeit ab- oder anzugewöhnen. — „Sie sehen in mir den Verfasser jener Blechschrift. Als korrespondierendes Mitglied der Tübinger Gesellschaft zur Beförderung des Nichthutabnehmens mußte ich meinen Beruf erfüllen. Vergebens! Die Gesellschaft hat in der Sitte noch nicht die geringste Veränderung hervorgebracht.“ — Das überrascht Sie, und Sie haben sechzig Jahre? Zur Einführung des Neuen hat eine Gesellschaft selten, zur Abschaffung des Alten nie geholfen. Soll ein Verhältnis umgeschaffen werden, so müssen viele, aber sie müssen vereinzelt wirken. Gegen Vorurteile, wie gegen jede geordnete Macht muß man den kleinen Krieg führen. So werden endlich die mächtigsten, zahlreichsten und tapfersten Heere aufgerieben. Für jedes Gute und Schöne, wie für die Freiheit, wirkt man nur mit Freiheit; aber frei ist nicht, wer sich einer Gesellschaft anschließt. Ein jeder wirke in seinem Hause, im Kreise seiner Freunde, in Briefen, in seinem Wochenblättchen — so vereinigen sich die Bäche von selbst zum Strome . . . Es trat ein Herr mit einem Orden in die Halle, vor dem das korrespondierende Mitglied tief seinen Hut abzog; dann kehrte er sich um und bekümmerte sich nicht weiter um mich.

— Es fahren Kutschen in den Hof; zwei, drei. Die Hausschelle wird gezogen, die Kellner eilen mit Lichtern herbei. Ich erkenne nichts, es ist zu weit von meinem Fenster. Froh bin ich, daß es anfängt, unruhig zu werden. Vielleicht ist auch ein weibliches Wesen

darunter. Gefällt sie mir, wird sie meine Kurfürstin, von welchem Stande sie auch sei. Nicht die Politik, wechselseitige Neigung soll unseren Wasserbund schließen. Und welchem Hause meine Fürstin auch angehöre, unsere beiden Häuser werden bestimmt gewesen sein, sich zu lieben und zu achten, und unsere beiden Völker werden entzückt sein. Daß ich durch meine Bildung und mein leutseliges Betragen meine Wasserbrautfamilie ganz hinreißen werde, das versteht sich von selbst.

4.

Wer mögen wohl die Fremden sein, die gestern abend angekommen sind? Mit diesem Gedanken erwachte ich um fünf Uhr. Die Hausdienerschaft konnte ich nicht fragen, diese schlief noch. Auch mochte ich es nicht, es wäre unbescheiden gewesen. Doch kam ich bald hinter die Wahrheit, ohne unbescheidenes Forschen, ohne tückisches Lauern und ohne anderer Verräterei. Die Polizei könnte von mir lernen, denn wahrhaftig, sie wird täglich ungeschickter, und mancher Polizeidirektor in unseren Tagen wird leichter selbst gefangen, als er fängt. Meine Fremdenpolizei übte ich nach folgenden Grundsätzen aus: Der Hausknecht hatte mir die Klugheitsregel gegeben, daß, wenn ich meine Stiefel blank zu haben wünschte, ich sie abends vor die Thür stellen sollte. Diese Lehre wird er anderen auch gegeben haben — dachte ich. Ich brauchte mich also bloß nach den ausgesetzten Stiefeln umzusehen, um zu erfahren, wer die angekommenen Fremden sind. Denn von dem Stiefel auf den Fuß, von diesem auf den Wandel, von diesem auf die Gesinnungen und von diesen auf die Handlungen eines Menschen zu schließen, ist jeder Polizei ein leichtes Spiel. Ich trat meine Wanderung durch die Korridors an. Die ersten Stiefel, die ich entdeckte, waren unförmlich, groß und ausgebogen. Sie dienten unverkennbar zu einem Futteral für Frostbeulen und Leichdornen, Ihr Besitzer ist ein alter Mann. Ein junger Mensch peinigte sich lieber, als daß er so bequeme Stiefeln trüge. Doch gehören sie vielleicht einem jungen armen Teufel, der auf Schmuck nichts verwenden kann? Nein; denn das Zimmer liegt im ersten Stock, hat die schönste Aussicht und ist teuer. Der Herr darin ist also ein bemittelter und betagter Mann. Er hustet schon so frühe! Da haben wir's ja. Er ist siebzig Jahre alt. Das ist das Räuspern, womit der Buhle Tod seine Nähe zu erkennen giebt. Wirst aus dem Brunnen keine Jugend trinken, aber trinke nur, die Hoffnung ist auch eine Jugend und eine schönere . . . .

Weiter. Vor einer anderen Thür ein Paar andere Stiefel. Die sind jung und schmuck; und sie liegen umgeworfen. Ei, dich kenne ich schon, Bruder Liederlich! Wie! auf der Sohle ein gedruckter Zettel geklebt! Au Temple du Gout? kommst von Paris und trittst den Geschmack mit Füßen? Nein; der Schuhmacher ist aus der nahen Stadt, ein Deutscher, und hat seine Bude au Temple du Gout genannt. Er verkündigt auf dem Zettel ferner: er verfertige Schuhe und Stiefel à l'inster de Paris. Die Stiefel sind schön und gut, besser als das Französische. Will mit dem Hohenpriester des Geschmacks Bekanntschaft machen .... Welch ein reizender Anblick! Es ist unwahrscheinlich, aber es ist wahr: sieben Paar Schuhe vor einer Schwelle. Jetzt zeige dich, Verstand! Das erste Paar gehört einer bejahrten Frau. Das zweite und dritte Paar sind erwachsene Mädchen. Das vierte, fünfte und sechste Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren. Das siebente Paar wurde einem dreijährigen Kinde ausgezogen, dessen Geschlecht nicht zu bestimmen. Im Passe wird es stehen. Es giebt nichts Rührenderes, als ein Kinderschuh, diese zarte Wurzel eines jungen Lebens. Bis er holziger, breiter und länger, bis er krumm wird, wie der des hustenden Greises — wie viele Spiele, Sorgen und Jahre gehen nicht vorüber! Die Hand einer der ordnungsliebenden älteren Schwester hat die Schuhe aneinander gereiht. Sie stehen wie die Orgelpfeifen in abnehmender Größe nebeneinander. Ganz gewiß, es ist eine Mutter mit ihren sechs Kindern. Schlafen sie auch nicht, so entkleideten sie sich doch in einem Zimmer. Die Frau ist Witwe. Lebte der Vater, hätte die Mutter schon aus Sorglichkeit sich nicht mit so vielen Kindern auf einer Reise beschwert. Vor drei Jahren starb der Mann; so alt ist der jüngste Schuh .... Ein Paar grüne Pantoffel! Was wäre an grünen Pantoffeln zu schwärzen? Sie stehen auch nicht vor der Thür, sich schwärzen zu lassen, sondern sich einzuschwärzen. Sie sind mit den Fersen nach dem Korridor gerichtet, und männliche Füße staken darin. Ich hörte von innen die Thürklinke leise berühren, wendete die Augen weg und ging. Morgenstunde hat Gold im Munde.

5.

Kranke Menschen sagen: Gesundheit sei das höchste Gut; aber kranke Menschen haben kein gesundes Urteil. Es ist als sagte man: das Leben ist das höchste Glück, und es ist doch nur des Glückes Bedingung. Was nützen einem armen Teufel die schönsten Zähne? In

Krankheit ist Poesie, Kampf, schönes Spiel um das Leben; man fühlt doch selbst als Deutscher, daß man da ist. Ich wünsche mir und meinen Freunden bis in das späteste Alter im April jeden Jahres ein böses und gefährliches Nervenfieber; die Wiedergenesung in des Monats letzten Tagen; am ersten Mai den ersten Ausflug in den Frühling, und an diesem schönen Tage der Wiederversöhnung mit dem Leben, auch die mit der grollenden Geliebten. Das wären acht selige Tage, und wer nur zu wirtschaften verstände, der reichte das Jahr mit aus, und nährte und tränkte damit einundfünfzig hungrige und lechzende deutsche Wochen.

— Die sieben Paar Schuhe haben auf dem Zimmer gespeist; aber noch andere Gäste waren angekommen. Das Tischtuch war über Nacht um mehrere Ellen gewachsen. Ich freute mich als Patriarch meiner Nachkommenschaft. Während der Suppe zeigten wir uns bloß die Zähne, knurrten und wedelten mit den Löffeln; aber bald fanden wir uns, wie verabredet, auf dem Marktplatze der Geselligkeit zusammen. Ach! gäbe es kein Wetter in der Welt, wie traurig wäre das Leben! Du liebes Wetter! Du süßes Band, das den Königsberger an den Stuttgarter, den Frankfurter an den Bremer knüpft. Es wurde einstimmig beschlossen, daß es geregnet habe. Dann entschied die Mehrheit, das Wetter werde sich nicht aufheitern; man wolle nach der Stadt, und den Abend ins Schauspiel. Man schickte nach der Zeitung, um zu sehen, welches Stück aufgeführt werde. Es war Fluch und Segen von Houwald. Vor Houwalds Stücken mögen mich die lichten Götter bewahren. Ich werde somnambul schon in der ersten Scene, und sehe der Menschheit hell in die dunkeln faulen Eingeweide. Uns ergötzte der Schwäbische Merkur. Keiner von uns konnte die Folgeordnung der Seiten auffinden; unsere Augen waren wie behext. Ein rätselhaftes Blatt! Ein junger Mensch, der aufmerksam darin las — er mochte wohl Gymnasiast und Primaner sein, denn er trug keine Halsbinde, und eine Pfeife mit dicken Troddeln guckte aus seiner Tasche hervor — fragte seinen wahrscheinlichen Vater, was das wäre: Preußische Promessen? Eh! erwiderte der Alte — es schien er habe Esel sagen wollen, und habe das Wort noch zeitig in eine Interjunktion abgekürzt — weißt du nicht was Promessen sind? Promessen sind Versprechungen, und preußische Promessen sind preußische Versprechungen. — Aber von welchen Versprechungen ist hier die Rede? — Mehr kann ich auch nicht sagen .... Dann wollte der Gymnasiast wissen, was Kanzen und Restanten wären?

Kanzen und Restanten! Die Mädchen lachten laut auf. Der Alte wußte es nicht, die Frage umkreiste den Tisch und blieb bei mir stehen. Ich wußte auch nicht darauf zu antworten, zog aber die Hand von der Kuchenschüssel wieder zurück, eilte auf mein Zimmer und fragte das Konversationslexikon, was Kanzen und Restanten wären. Gleiche Unwissenheit, gleiches Stillschweigen. Wofür bezahlte ich denn meinen geheimen Rat und ließ ihm eine prächtige Uniform machen, wenn er nicht klüger ist als ich? Als ich wieder herunter kam, war das Dessert rein verzehrt. So wird der Fleiß aufgemuntert! so werden die Studien belohnt! Nun opfere sich einer dem Wohle der Menschheit auf!

Nach dem Essen zeigte ich den Frauenzimmern die Schönheiten des Gartens. So ist Tivoli in Paris. Hier ein Rutschberg; nur ist der französische steiler, kecken Französinnen angemessener. Hier ein Balancierbalken. Hier eine Wage. Das ätherische Wesen wog nur siebzig irdische Pfund. Hier sind Turnanstalten, verbrecherische Kletterbäume, verderbliche Springstöcke, aufrührerische Voltigierböcke. Wenn sie es nur bei mir zu Hause nicht erfahren! Das blonde Mädchen gefällt mir gar zu gut. Ich kehrte um keinen Preis zurück, und sie würden meinen unschuldigen Vater fiskalisch bestrafen .... Die Mädchen waren noch nie einen Rutschberg herabgefahren. Ich durchflog mit allen, der Reihe nach, die bedenkliche Bahn. Die, welche sich am meisten fürchtet — nahm ich mir vor — will ich lieben, solange ich hier bin. Die Erinnerung gemeinschaftlich überstandener Gefahr wird sie an mich fesseln. Mein ahnendes Herz hatte sich nicht betrogen. Es war die Blauäugige, die sich am meisten fürchtete und sich am festesten anklammerte. Sie soll meine Kurfürstin werden. Ich sah sie bei Tische erröten bei jeder Frage, die man an sie richtete; sie ist schüchtern, sanft und gut; sie wird mich erweichen, so oft ich hart regiere.

— Ich ließ die Gesellschaft in die Stadt fahren, und ging allein zu Fuße dahin. Ich war noch nicht dort gewesen; als ich hierher reiste, ließ ich sie seitwärts liegen. Ein herrlicher Park, fast eine Stunde lang, führt aus der Stadt bis in die Nähe des Badeortes. Der Hauspudel hatte mich ohne mein Wissen begleitet. Ein Aufseher hielt mich an und sagte: es koste einen Gulden Strafe, Hunde in den Park zu führen. Ich erklärte dem Mann meine Unschuld und er ließ mich gehen. Fast that es mir leid. Ich wäre begierig zu wissen, wie das Gericht entschieden hätte; es ist ein merkwürdiger Rechtsfall. Ein kriminal-philosophischer Richter hätte mich wahrscheinlich verurteilt und gesagt: so könnte man alle Vergehen ent-

schuldigen; die Leidenschaften, die zu ihnen führen, laufen uns nach; man muß sie zurückjagen ... Die Stadt gefällt mir, sie ist freundlich, und in allen Straßen kann man die freien Berge sehen. Aber wie still und menschenleer! Um fünf Uhr nachmittags schlugen Nachtigallen vor den Fenstern. Ich suchte ein Haus, wo ich ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte, und ich begegnete niemand, der mich hätte zurechtweisen können. Endlich bemerkte ich ein Mädchen, das mit starken Schritten vor mir herging. Ich folgte ihr mit stärkeren, es war mir sehr warm. Als ich ihr auf vier Schritte nahe gekommen war, verschwand sie in ein Haus, und ich stand wieder allein. Schlafen denn die 24000 Seelen? Eine Schildwache, an der ich vorüberging, fürchtete ich mich zu fragen; denn in dem Lande, wo ich geboren, ist es ein Staatsgrundgesetz, daß keine Schildwache mit einem Bürger reden dürfe. Ich trat in eine andere Straße. Ein Mann mit einer Schelle und einem Papiere in der Hand kam mir entgegen; den fragte ich. Das wäre weit ab, sagte er, ich solle ihm aber nur folgen, er ginge glücklicherweise in die nämliche Gegend. An der nächsten Ecke blieb der Mann stehen, schellte, ein Kreis bildete sich um ihn und mich. Dann las er einen langen Zettel ab. Er war ein Ausrufer. Das dauerte fünf Minuten, dann gingen wir weiter. Der Mann war gefällig. Allen alten Weibern, die außer den Klangnoten wohnten und ihre Köpfe zu den Fenstern herausstreckend ihn fragten, was es Neues gäbe? gab er Bescheid und teilte ihnen auswendig in freien Vorträgen, bald mit Abkürzungen, bald mit Zusätzen, den Inhalt der Versteigerung mit. Bei der nächsten Ecke blieb der Herold wieder stehen und las den Papierbogen abermals ab. Beim vierten Male kannte ich ihn auswendig. So mochte ich wohl die Verkündigung zehnmal mit angehört haben, und eine Stunde mochte darüber verflossen sein, als es mir wie Schuppen von den Augen fiel, und ich bedachte, daß der Ausrufer, der mir den Weg zu zeigen versprochen, mich doch eigentlich zum besten gehalten. Gewiß war dieses die Absicht des guten Mannes nicht gewesen; aber für einen Gelehrten war es doch gar zu dumm.

— Abends, als die Badegesellschaft aus der Stadt und dem Theater zurückgekommen, riefen sie mir alle wie mit einer Stimme entgegen: Ach wie herrlich! wieviel haben Sie verloren! — So sind die Menschen! Dem gewonnen, dem verloren — Fluch und Segen ... Gute Nacht, blondes Mädchen!

VI.

Der schwarze Bär.

Ein Gratisblatt für unbemittelte Stände.

Ankündigung.

Der Kriegsrat Reichard giebt es in zwei Sprachen deutlich zu verstehen, einem jungen Menschen, der mit Nutzen reisen wolle, seien folgende Kenntnisse und Übungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1. Naturgeschichte; 2. Mathematik; 3. Mechanik; 4. Geographie; 5. Landwirtschaft; 6. Sprachen; 7. Zeichnen; 8. leserlich und schnell Schreiben; 9. Schwimmen; 10. Einige medizinische Kenntnisse; 11. Schöne Künste, besonders Musik, besonders Blasinstrumente, die man auseinanderlegen und in die Tasche stecken kann. Überdies müsse der junge Reisende durch Europa mehrere spirituose Dinge mit sich führen, als: 1. Eine Flasche Vierräuber-Essig; 2. Eine Flasche französischen Branntwein; 3. Eine Flasche Schußwasser oder peruanischen Balsam; 4. Ein Fläschchen Ammoniaksalz, gegen Ohnmachten und Übelkeiten; 5. Ein Fläschchen Hoffmännische Tropfen. Die Vortrefflichkeit dieser Reiseregeln, hat der Herausgeber des schwarzen Bär — (en) werden die Kritiker verbessernd einschalten, aber mit Unrecht — mehr als einer erprobt, indem er sie nicht befolgt und dadurch zu großen Schaden gekommen. Er durchreiste mehrere Länder Europens, ohne Mechanik, ohne Hoffmännische Tropfen und ohne Nutzen. Als er seine Reisen antrat war er so jung an Jahren als an Kenntnissen, und die elf Unentbehrlichkeiten des Kriegsrats mangelten ihm zum großen Teile. Zwar war ihm von der Naturgeschichte das Wichtigste bekannt, nämlich deren Einteilung in das Tierreich, Pflanzenreich und Steinreich; aber in der Mathematik war er so fremd, daß er, gleich dem ältesten Diplomatiker, nicht einmal wußte, was eine gerade Linie sei. Ebenso unwissend war er in der Landwirtschaft, und er verstand Weizen von Roggen nicht eher zu unterscheiden, als bis sie auf dem Tische gebacken vor ihm lagen. Mit den übrigen Künsten und Wissenschaften ging es ihm nicht besser. Als er seine Reisen beendigt, besuchte er seinen lieben, guten, jetzt seligen Onkel, der am Rhein wohnte. Der gute Onkel nahm den verlorenen Neffen mit großer Freude und Zärtlichkeit auf. Er hatte in seinen früheren Jahren selbst große Reisen gemacht und er dachte, der Neffe würde ihm seine

alten Erinnerungen auffrischen, und ihm die alten Erfahrungen verbessern und vermehren helfen. Aber ach! Der gute Onkel ward getäuscht. Er hielt viel auf Statistik, Staatsverfassung, Finanzen, Kriegsmacht, Polizei, Unterrichtsanstalten und öffentlichen Geist eines Landes, und der Neffe wußte von nichts zu sprechen als von Cimabue, dem St. James-Park, der Demoiselle Mars und der Spielbank auf dem Rigi. Der Onkel fragte: wie viele Weine Frankreich jährlich ausführe, wie dort der Ackerbau beschaffen, wie viele Baumwolle England jährlich einführe? Der Neffe schwieg. — Der Onkel fragte: wie viele Einwohner die Länder unter österreichischer Herrschaft zählten? „Fünfundsechszig Millionen" antwortete der Neffe. „Achtundzwanzig und eine halbe" verbesserte der Onkel und schüttelte sehr den Kopf. Er frug: was das in der Lombardei für Gerichte wären, die sich ökonomische nennten, während sie doch mit so wenig Sparsamkeit die Karbonari zum Tode verurteilt. Der Neffe hatte nie davon sprechen hören. Er fragte den Neffen, wo er das merkwürdigste Echo gefunden? Der Neffe nannte ein schottländisches. Verwundert erwiderte der Onkel, ob er denn nicht in Frankfurt am Main gewesen, und dort im berühmten Palaste, den der italienische Baumeister de Opera im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gebaut? Darin sei ein schöner Saal, und dieser habe das merkwürdigste Echo der Welt, nämlich ein achtunddreißigfaches. Der Neffe schämte sich. Der gute Onkel ward aber dem Neffen wegen seiner Unwissenheit gar nicht gram. Im Gegenteil wurde er täglich freundlicher und freundlicher, und als er ihn eines Abends gefragt, ob er einer Kammersitzung in Sternberg beigewohnt, und der Neffe nicht einmal zu sagen wußte, in welchem Weltteile dieser Ort liege, sprang der Onkel von seinem Lehnstuhle auf, breitete die Arme aus, und sprach mit gerührter Stimme: „Komm an mein Herz, lieber Neffe, du bist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde, du besitzest seltene Kenntnisse, du mußt ein Zeitungsschreiber werden!" Der Neffe warf sich an die Brust des guten Onkels, sagte: dieses sei schon längst sein Wunsch gewesen, und bat ihn um fünfzig Dukaten, die er sehr nötig brauche. Der gute Onkel gab ihm fünfzig Dukaten und hundert gute Schreiblehren, die der Herausgeber des schwarzen Bär mit seinen Lesern teilen will — nämlich die Lehren.

VII.

Tischgespräch.

Nachdem während der Suppe einstimmig beschlossen worden, daß es geregnet habe, war der Mundvorrat erschöpft, und sechzig unsterbliche deutsche Seelen fielen in Ohnmacht aus Hunger; nur der Justizrat Calo, ein großer starker Mann, hielt sich aufrecht, erhob seine herrlich kräftige Stimme und sprach: Müller in Bremen ist ein denkender Künstler und seine Leistungen sind ganz erstaunlich. Da durchzuckte sie ein Lichtstrahl und sie fühlten sich wie neugeboren. Es waren fast halb so viele Völkerschaften als Gäste am Tische. Wir waren Hannoveraner, Oldenburger, Mecklenburger, Lübecker, Hamburger, Badenser, Kurhessen, Darmstädter, Preußen, Detmolder, Österreicher, Frankfurter, Luxemburger und noch andere Zungen. Aber ein Bruderband umschlang uns alle und wir verstanden uns. Wir sprachen: von Demoiselle Lortzing und Herrn Franke in Weimar, von Katzianer und Madame Arthur in Hannover, von Cornet in Hamburg, von Madame Dürrer in Braunschweig, von Weidner und der Lindner in Frankfurt, von Madame Neumann in Karlsruhe und von Urban und Mademoiselle Sigl in München. Der Geheime Kirchenrat Blausaur erzählte, Vespermann habe die Sigl geheiratet, worüber alle erstaunten. Der freundschaftliche Streit, ob die Sigl jetzt Vespermann-Sigl oder Sigl-Vespermann heiße, belebte den ganzen Tisch. Unter solchen heiteren und belehrenden Gesprächen vergingen uns zwei Stunden nur gar zu schnell. Endlich wurden die Stühle gerückt, man stand auf und rüstete sich zum Fortgehen. Da lächelte der Legationsrat von Flachs und sagte: es giebt zwei Schauspieler Löwe, aber der eine ist ein anderer als der andere. Wir waren alle auf das Angenehmste überrascht, sahen uns einander an und fragten: warum gehen wir denn schon? Da setzten wir uns wieder und ließen Champagner kommen. Darauf wurde gesprochen: von Madame Maibutter in Danzig und Herrn List in Magdeburg, von der Peche in Hamburg, von Wild in Kassel, Miedke in Darmstadt und Franz in Freiburg. Auf dem Gange sprachen der Hausknecht und die Köchin von Griechen und Türken, und die Köchin weinte sehr, welches uns störte. Der Rittmeister Cäsar warf zornig die Saalthüre zu und sprach: vor dem unverschämten Geschrei draußen könne man kein vernünftiges Wort sprechen. Dann sprachen

wir von der Schulz, der Milder, von Devrient, der Thebaldi, von Spitzeder, Madame Wolf und von Beschert in Berlin; von Bliz in Halberstadt, Madame Chipke in Würzburg, Hänsel in Aschaffenburg, von der Müller in Wien, dem Bassisten Kratzky in Prag, Werdy in Dresden, Madame Täubchen in Aachen, Klotz in Köln, der Mademoiselle Eiweis in Kiel, der Frau von Busch in Mannheim, von Bremche dem Jüngeren in Bamberg, und endlich zwei Stündchen von der Schechner. Ein lautes und schmerzliches Ach! das aus der Brust eines blassen Fräuleins drang, erschreckte uns sehr, wir wandten die Blicke hin und staunten. Sie hatte sich erhoben, stand auf den Fußzehen, und schwebte wie verklärt mit Leib und Armen himmelwärts. Dann rang sie die Hände und sprach: Ach! Wird das geliebte Vaterland die teure Sontag niemals wiedersehen? sank auf den Stuhl zurück und vergoß einen Strom von Thränen. Wir waren alle gerührt und weinten. Da erhob sich der alte von Stryck, der die Spielbank hält, und sprach mit langsam feierlicher Stimme: Glaube, Liebe, Hoffnung! Wir sprachen alle nach: Glaube, Liebe, Hoffnung, und sanken uns schweigend und tiefbewegt einander in die Arme. Es war eine schöne Minute, welche gute Menschen feiern und der Genius der Erde blickte aus den Wolken lächelnd auf seine Kinder herab. Jetzt schlug es sechs Uhr und wir gingen an den Brunnen und tranken.

VIII.

Frankierter Brief an die zwecklose Gesellschaft in Breslau.

Sie, meine Herren, als mir bekannte vernünftige Menschen, die sich um Ursachen und Zwecke wenig bekümmern, Sie fragen gewiß nicht: was will dieser Brief und wer hat ihn geschrieben? Sondern Sie lesen ihn, oder lesen ihn nicht, lassen die Sonne auf- und untergehen nach altem Gebrauche und schlafen so lange es dunkel ist. Ein Thor der wacht, während andere schlafen! Ich und meine Freunde haben es früher wohl gethan; aber so oft wir Feuer! riefen, Mörder! Diebe! und die Schläfer davon aufwachten, schalten sie uns Unruhestifter, schliefen verdrießlich wieder ein, und träumten vergnügt von großen Galgen geziert mit kleinen Ruhestörern. Seit der Zeit thun

wir es nicht mehr, sondern schlafen auch und träumen wie jene, aber nicht von uns, sondern von jenen. Doch das sind ganz unzeitige Reden. Es ist sehr betrübt, daß Gedanken, gleich den Droschken in Berlin, in Menge zu haben sind, wenn man sie nicht braucht, braucht man sie aber, gar nicht. Ich habe sagen wollen: die Leser des Morgenblattes hingegen sind gebildet, fragen wer? wie? was? und fordern Gründe. Mit welchem Grunde, das mag der Himmel wissen. Was berechtigt sie denn einen Brief zu lesen, der gar nicht an sie, sondern an die zwecklose Gesellschaft in Breslau gerichtet ist? Wahrlich, gebildete Stände sind noch weit in der Tugend zurück! Aber eine Zeit wird kommen, da wird alle Welt so ehrlich sein, daß man sich die wichtigsten Geheimnisse gedruckt mitteilen und daß niemand sie lesen wird als den es angeht. Dann werden unversiegelte und gedruckte Briefe ebenso sicher sein, als es früher versiegelte und geschriebene waren — ich wollte sagen, weit sicherer. Bis dahin aber muß man sich wohl dazu verstehen, frankierte öffentliche Briefe, die dunkel sind, auf Verlangen zu beleuchten. Es wird geschehen in spätestens acht Tagen; ich wollte aber, es geschähe später. Doch meine Bosheit, die Tinte zu diesem Schreiben, ist noch akuter als der Liberalismus eines Ministers, sie hat es nie wie jener bis zu vier Wochen bringen können; chronisch aber konnten beide niemals werden. Wäre dieses und hätte ich so viel Geduld, Fortsetzungen zu schreiben, als deutsche Leser sie zu lesen in Tagesblättern, dann würde ich diesen Brief erst am ersten Januar des künftigen Jahres endigen und unterschreiben, so daß die neuen Abonnenten des Morgenblattes gar nicht erführen, was der Unterzeichnete und die Austretenden nicht, wer den Brief geschrieben. Doch es ist Zeit, daß ich ihn anfange.

In den letzten Tagen der dreißig, die ich jedes Jahr in Ischbad zubringe, bin ich gesund und dumm. Als mir dieses vor vier Jahren zum ersten Male widerfuhr — ich merkte es bei Tische daran, daß ich die Unterhaltung zwar wie früher schon ganz unvergleichlich fand, aber aus entgegengesetzten Gründen als früher, nämlich sie gefiel mir ungemein — erschrak ich auf das heftigste, und schickte eiligst zum Arzte. In wenigen Minuten war er da. Alle die es wissen, daß der Ischer Brunnenarzt zwar von bürgerlichen Kranken Besuche und Gelder annimmt, aber nur Adlige besucht, werden sich wundern, daß er zu mir so schnell und überhaupt gekommen. Aber diese demokratische Eile hatte zwei gute Gründe. Erstens erhielt er die Botschaft, da er bei Tische war, also in einer

erleuchteten Stunde, wo er aus der gleichen Eßlust aller Gäste, und aus ihren gleichen Verdauungswerkzeugen auf eine ursprüngliche Gleichheit aller Stände mit einigem vorübergehenden Verstande schloß. Zweitens wurde ihm gemeldet, es sei einem Herrn beim Essen plötzlich übel geworden; es war also ein Schlagfluß aus Überladung zu vermuten und ein schneller Tod zu befürchten. Das Sterben aber im Ickesbad ist von der Polizei streng verboten; es wird mit Recht als eine Injurie angesehen, indem dadurch dem guten Rufe des Bades geschadet wird, und gegen die allgemein angenommene Meinung, daß es unsterblich mache, boshafterweise Zweifel erhoben werden. So oft daher ein Ickesbader Kurgast in den letzten Zügen liegt, eilt der Brunnenarzt zu ihm, und befiehlt ihm sich munter auf die Beine zu machen und fortzureisen, denn er könne augenscheinlich die Ickser Luft nicht vertragen. Aus diesen Gründen kam der Doktor. Als er in den Speisesaal trat, geriet er in einen Wirbel von auf- und abtragenden Kellnern, aus denen er sich mit Mühe half. Endlich wurde er an den Bord des Tisches geworfen, sah umher und suchte seinen Kranken. Er warf auf einige sehr blasse Damen prüfende Blicke; da diese aber sich nicht um ihn bekümmerten, sondern fortaßen, ging er weiter den Tisch entlang, bis er zu mir kam. Mir war bange, wie ich mich dem halbgesättigten Doktor als seinen Tischfreudenstörer zu erkennen geben sollte, denn ich sah ihn die Stirne runzeln, da er keinen in Ohnmacht liegen sah. Ein Zufall half mir aus der Not. Nämlich der stark hustende und hypochondrische Professor der Logik, der neben mir saß, hatte drei Teller voll Himbeeren gegessen, und, zerstreut wie alle Gelehrte, dieses gleich wieder vergessen. Als er nun wahrnahm, daß er rot ausspie, ward er blaß, denn er hielt es für Blut, und sah den hinter ihm stehenden Doktor hoffnungslos und wehmütig an. Dieser glaubte, der Professor wäre der Kranke, der nach ihm geschickt, fühlte seinen Puls, verschrieb ihm eine Säure, empfahl ihm Ruhe und legte ihm ein pythagoräisches Stillschweigen auf. Der Professor der Logik war in einer jämmerlichen Lage. Er wünschte auf sein Zimmer zu kommen, um sich mit philosophischer Ruhe auf den Tod vorzubereiten; aber der Arzt hatte ihm jede Bewegung untersagt. Er wünschte einen Bedienten zu haben, der ihn wegschleppte, aber er durfte nicht sprechen. So saß er wie zermalmt da, spie fort und fort hellrotes Himbeerblut aus und sah sich mit matten Blicken, die aber keiner verstand, nach Hilfe um. Der Doktor, der das Seinige gethan,

überließ ihn seinen Ängsten, wandte sich dann zu mir und fragte mich lachend — ich blühte wie eine Rose und wir waren gute Bekannte — und Sie, Bester, wie geht es Ihnen? Schlecht, sagte ich, ich fürchte, ich bin dumm. Das sah ich gleich, antwortete der Doktor. Ich freute mich sehr, daß er diesen Witz hatte und einige Lacher auf seine Seite bekam; denn auf seine gute Laune und seine Geduld zählend, wagte ich jetzt ihm umständlicher zu klagen. Ich sagte ihm, daß ich ganze Stunden umher gehen könnte, ohne an etwas zu denken, daß ich mit mir und der Welt sehr zufrieden und überhaupt dumm vergnügt wäre. Endlich merkte er, daß ich keineswegs unzeitig habe spaßen wollen, sondern daß ich es ernst gemeint. Er tröstete mich und sagte: ich sollte mich meiner Dummheit freuen; denn es sei ein sehr günstiges Zeichen und ein Beweis, daß die Kur gut angeschlagen, wenn die Abdominalität (so sagte er höflich statt viehische Natur) über die geistige vorherrschend geworden. Der Mensch hat nicht ungestraft Geist — schloß er mit einem tiefen Atemzuge und ging fort. Ich sah ihm nach, verwunderte mich im stillen über sein schlechtes Aussehen und seufzte: Wieder ein Justizmord! O! . . .

IX.

Die Sylvesternacht eines alten Herzens.

(1. Januar 1827.)

Ich übe ein verlerntes Knabenspiel, ich koste alte Jünglingslust: ich will ein Tagebuch schreiben! So sagte ich mir oft in den Tagen meines Frühlings; doch das Herz war voll und das Blatt blieb leer. Den Gedanken, den Sarg des Gefühls — jetzt kann ich ihn versilbern, jetzt mit Blumen bekränzen; aber schöner war es, als das Herz noch lebte und es stumm war. Die Seligkeit der Jugend, wer faßt sie, wer erklärt sie mir? Gütiger Vater, ich fordere keine der alten Freuden zurück, gieb mir nur die Schmerzen, gieb mir die Thränen meiner Jugend wieder.

Ich war die Nacht auf einem Balle. In dem Tanzsaale leuchteten Kandelaber, die nämlichen, die gestern bei einer Leiche brannten. Junge Mädchen saßen darunter, Schäferinnen unter Bäumen und schrieben munter die versprochenen Tänze auf. O

haltet Wort, haltet alle Wort! Und du, strenger Tod, lächle einmal und bestrafe nicht den Übermut dieser Kinder ...

Sind diese Mädchenlippen nicht so rot, blühen diese Wangen minder schön, tönt dieses Gekose so lieblich nicht mehr, als es war in den Tagen meiner Jugend? Wie hell sieht mein Auge, seit es der Tau der Sehnsucht nicht mehr befeuchtet! Was mich sonst gerührt, sehe ich jetzt mit Lächeln, ja mit Lachen an. Es giebt keine Welt, Wahrheit ist nur im Traume. Sechsundzwanzig Jahre sind vorübergegangen, seit ich jene Nacht, wo zwei Jahrhunderte sich begegneten, festlich und feierlich begangen. Ich war noch ein Knabe und ward fern von der Heimat erzogen. Meine Lehrer waren Jünglinge und wie alt und grau erschienen sie mir. Ich hatte zwei Gläschen warmen Wein getrunken und diese heißen Tropfen, wie Meereswogen warfen sie mich himmelwärts. Ich war mutig; stürmte das Herz noch so wild, ich zog nie die Segel ein. Jetzt liege ich furchtsam im Hafen und wage mich nicht hinaus beim stillen Wetter. Mein Herz fürchtet und ich fürchte mein Herz. Man scherzte damals, die Welt würde untergehen um Mitternacht. Es machte mich beklommen, ich kannte den Scherz, ich kannte den Ernst noch nicht. Als die Mitternacht nahte, trat ich mit offener Brust ans Fenster, Luise stand mir zur Seite. Nicht um alle Küsse Cytherens würde ich mich jetzt in solcher kalten Nacht meines Wämschens von Flanell entkleiden. Es ertönte der erste Schlag der zwölften Stunde. „Jetzt," sprach Luise. Es zitterten die Sterne, es zitterte eine Thräne in meinem Auge. Der letzte Schlag ertönte. „Jetzt," sprach ich und umschlang Luisen, sie mich. Aber die Welt ging nicht unter, sie ging auf in mir ... Kleine Freundin, lebst du noch? Doch du lebst mir nicht mehr. Du zogst bald darauf mit deinem Vater in den hohen Norden; ich blieb unter mildem Himmel, doch mich friert jetzt auch. Ich schenkte dir zum Angedenken eine kleine goldene Uhr. Vielleicht besitzest du sie noch, vielleicht hängt sie jetzt an deinem Gürtel und zeigt dir die Stunde, wenn der Fleischtopf an das Feuer zu stellen; oder sie liegt vor dem Krankenbette deiner Tochter und ruft dich, ihr die bittere Schale zu reichen. Auf blauem Schmelz war ein bunter lächelnder Amor gemalt. Noch glänzt, noch lächelt er gewiß; aber er schimmert uns, er lächelt uns nicht mehr.

Ein junges Mädchen saß still und traurig in einem Winkel des Saals. Dunkle Locken umschatteten ihr heißes Auge. Aber der Feind der Schönheit hatte noch auf seiner Flucht sie tückisch verwundet.

Sie war blatternarbig. Keiner hatte sie zum Tanze aufgefordert. Ich setzte mich zu ihr; ich war verwegen; ich trug keine Krone und wollte ihr die Kränkung und die verlorenen Tänze vergüten. Bald lächelte ich meiner Mühe. Den Generalbaß des Herzens habe ich gelernt; aber ein Liedchen spielen, das jungen Mädchen wohl gefällt — ich vermag's nicht mehr. Was ich fühlte, war so vernünftig, was ich schmeichelte, so gediegen, was ich sprach, so ungemünzt. Der kluge Jude hätte es verstanden, aber kein Bettler dafür gedankt. Ihr nasses Auge streifte an einen Jüngling vorüber, der mit seiner lustatmenden Tänzerin koste. Ist es das, du armes Kind? Wende dich zum Himmel. Nicht die Erde, nicht die Freundschaft, nicht der reiche Frühling mit allen seinen Fluren, bringt dir Balsam gegen diese Qual. Ich habe sie auch gekannt. Die Liebe zog breite Furchen durch meine Brust und warf reichen Samen hinein. Doch nur wenige Körner sind aufgegangen, und wucherndes Unkraut bedeckte und belohnte nicht den tiefen Schmerz.

Wenn die Jugend und wenn der Tod nicht wären, würde die Welt nicht alle Tage neu geschaffen; lebten die Menschen fort und fort und keine würden geboren; häufte sich Sünde auf Sünde, Eis auf Eis, und die Menschenbrust wäre ein ewiger Gletscher und stürzte mit jedem Atemzuge eine zermalmende Lawine herab — o fürchterlich! Die Kinder sind es, die uns vor Gottes Strafgericht bewahren. Die Zeit ist zu kurz zwischen Wiege und Sarg, uns zur ewigen Verdammnis heranzureifen. Darum liebet die Alten; sie brauchen Liebe, denn sie verdienen sie nicht. Darum ehret die Kinder, denn sie bitten für euch, sie beschirmen euch.

Als ich ein Knabe war, träumte ich von guten und von bösen Menschen. Ich ward ein Mann, suchte die Bösen und fand sie nicht — da suchte ich auch die Guten nicht mehr. Ich träumte von edlen Rittern und vom finsteren Walde, worin grimmige Räuber hausen. Ich suchte den Wald und die schrecklichen Räuber und fand nur lächelnde Schurken in freundlichen Zimmern — da suchte ich keinen edlen Ritter weiter. Ich träumte von Löwen und Tigern, die fromme Lämmer zerrissen, ich suchte den Kampf mit ihnen und fand nur dumme Schäfer, die dümmere Schafe schoren. — Da sank mein Arm und ich spottete der Schafe. Ich träumte von Mut und Großmut, von Gerechtigkeit, von Freundschaft und Entsagung; ich träumte, man würde diese Tugenden alle von mir fordern, und ich versprach sie alle. Als ich ein Mann geworden, forderte man nichts als Ge-

duld von mir; und ich entfloh. Ich träumte von Vaterland — wie liebte ich es! Ich ging in die Fremde und übertrat nichts als die Grenze der Polizei. Jetzt lächle ich auch dieses Traumes; wo Freiheit, da ist mein Vaterland, und allen Rebensaft des deutschen Rheins gebe ich für den Thran eines freien Samojeden hin.

Wie sauer ist dieser Wein, wie lahm sind diese Tänze, Musik, wie bist du so alt geworden! Einst trugst du mich auf deinen goldenen Flügeln hinauf zur goldenen Sonne der Freude, und war ich lustentbrannt, fächeltest du meine heiße Brust und trugst mich wieder hinab und legtest mich sanft auf die kühle, blumenüppige Erde nieder. Wie bist du so alt geworden! Ich trinke noch, ich höre Flöten und Geigen, ich tanze; aber ich könnte Brüche dabei rechnen wie ein Krämer, und ich irrte mich nicht. Mein Leben ist hohl, die Schale ist leer, und ich ernähre mich kümmerlich von der armen Scharre meiner Jugend. Was vergütet die schwelgerische Blume des Frühlings? Die heiße hoffnungsfrohe Arbeit des Sommers. Was den Sommer? — Die fröhliche Ernte. Was die Luft des Herbstes? — Der Herd im Hause. So vergütet Freiheit den Wein, die That die Liebe und das Vaterland die Jugend — und wo es nicht geschieht, wäre besser zugleich zu sterben mit seinem Herzen, und mit dem letzten Liebesseufzer den letzten Atemzug zu hauchen.

Wo dreizehn frohe Menschen sitzen, stirbt einer und alle erkranken an der Furcht des Todes. Der Tod ist gewiß, ungewiß ist nur das Leben. Gefahrvoll ist die Freude, sicher macht uns nur die Trauer. Wir spielen um helle Augen auf schwarzen Würfeln und wir werfen alle gleich. Wir spielen nur um oben und unten, um diese und jene Seite, um jetzt und einst. Sechs fallen immer, rechnet man die Freuden, die das Grab bedeckt, rechnet man die Hoffnung dem Genusse zu. Der Glückliche hat nichts zu fordern, der Unglückliche muß borgen.

Ich sah eine Braut weinen, weil sie glücklich war. Nichts schenkt uns das geizige Leben, mit Thränen bezahlen wir alles. Wer viel gekauft, hat viel geweint.

Frischer Morgenwind! Es schwellen die Segel, es schwillt das Herz in der Brust. Der Matrose raucht Gedanken, der alte Steuermann lächelt. Immer fort, immer fort. Wir suchen die Ruhe, wir suchen den Sturm; wir finden den Tod im Hafen oder in der Tiefe des Meeres. Nur fort, immer fort! Das Schiff steige oder sinke. Nur immer fort, nur keine Stille des Windes.

X.

Don Alonzo, ou l'Espagne,

histoire contemporaine.

Par N. A. de Salvandy. Quatre volumes. Paris, 1824.

Walter Scott wußte in seinen Romanen der Vergangenheit den Reiz der Gegenwart zu geben; Salvandy hat dieses in seinem Alonzo auch verstanden, und vielleicht ist ihm, dem schottischen Meister gegenüber, das Schwerere gelungen. Denn am vergangensten für uns sind nicht die Geschichten, welche die längsten Zeiten und die weitesten Räume von uns trennen, sondern die, die uns am fremdesten sind; fremd unseren gewohnten Gefühlen, fremd unseren üblichen Gesinnungen. In dieser Bedeutung aber ist die neueste Geschichte Spaniens altersgrau für uns. Spanien liegt außer Europa, außer dem neunzehnten Jahrhundert, außer dem Christentume sogar. Darum ist Salvandys Buch so lehrreich, weil es uns mit einer neuen Welt, mit einer neuen Zeit und mit einem neuen Glauben bekannt macht. Hätte ein Deutscher dieses Werk geschrieben, und ihm noch alle die Vorzüge, Mängel und Eigentümlichkeiten angebildet, worin sich der deutsche Geist von dem französischen unterscheidet: hätte es in unserem Vaterlande eine große Wirkung hervorgebracht, eine Wirkung gleich derjenigen, die fünfzig Jahre früher Werthers Leiden gehabt. Der Werther war auch eine Kriegserklärung des Naturlebens der Menschen gegen die Kunstregeln, worin es gesellige Übereinkunft, bürgerliche und kirchliche Ordnungen gefesselt hielt. Dieser Widerstand gegen eine mißbräuchliche oder überzeitige Gewalt, rechtlich und sittlich im Werther, ward unrechtlich und unsittlich im Faust; denn dort artete er in eine Empörung gegen die allgegenwärtigen und allzeitigen Gesetze der Natur aus. Man könnte in einer Bedeutung, die keiner näheren Bezeichnung bedarf, Goethe ganz mit Voltaire vergleichen, wäre er nicht, ungleich diesem, auf dem Wege, den er zuerst betreten, und zu dessen Weiser ihn Deutschlands Genius bestimmt, stehen geblieben; hätte er nicht die Früchte einer Geistesrevolution, die er, teils von fremden Feldern geerntet, teils aus eigener Saat gezogen, für sich allein behalten wollen; und hätte er, um eine Herrschaft fortzuführen, die er jener Umwälzung verdankt, sich anderer als diplomatischer Mittel bedient. Goethe hat, wie es Napoleon mit Frankreich gethan, Deutschland auf ein Jahrhundert zurückgeworfen — auf ein Jahrhundert; denn wo

die Zeit auf Sturmesflügeln eilt, kann jeder Tag der Zögerung nur durch ein Jahr der Nacheile wieder gut gemacht werden.

Salvandy hat ein Rundgemälde der spanischen Geschichten aufgestellt, dessen Umkreis die letzten fünfundzwanzig Jahre einschließt. Wer sich einen solchen Stoff zur Bildung gewählt, der mußte allem Künstlerruhme entsagen. Was blieb ihm zu verschönern, zu veredeln freigegeben? Die Natur selbst hat den Stoff künstlerisch, die Geschichte selbst hat ihn dichterisch behandelt, und dem Künstler wie dem Dichter bleibt nichts übrig, als Einheit in die Mannigfaltigkeit, Ordnung in die Bewegung, Ruhe in die Kraft, Milde in den Glanz, und Spärlichkeit in den Reichtum der Gegenstände zu bringen. Salvandy hat wohl gezeigt, daß er fähig gewesen wäre, einen guten Roman zu schreiben; weil er sich aber Spanien zum Gegenstande gewählt, ist sein Buch nur die Übersetzung eines Romans geworden. Ein sehr nützliches Werk, da es so viele giebt, die das Original nicht verstehen! Die jungen Leser des Alonzo werden sich verwundern, daß sie schon so alt, die alten, daß sie noch so jung sind an Erfahrungen.

XI.

(Goethes Diwan.)

Merkwürdig ist der Kommentar zum Diwan. Durch ihn wird Goethe deutlicher als er sich selbst gemacht in seinem beschriebenen Leben. Darin ist alles Wahrheit und nirgends Dichtung. In dem Garten der Poesie hat der Dichter einmal die Blumen mit der Wurzel ausgerissen; wir sehen den Farbenglanz der Blüten, wir sehen die dunkle Erde. Er hat nicht gut gethan, aus dem Schweigen seines ganzen Lebens zu treten; er hat nicht gut gethan, eine Brücke zu bauen, die von der Bewunderung zur Untersuchung führt. Vieles hat man ihm vorgeworfen; doch fehlte das eigene Geständnis seiner Schuld. Nach dem Diwan fehlte es nicht mehr.

Meinungen sind frei. Philosophie und Kunst mögen sie beurteilen, verurteilen darf man sie nie. Ganz persönlicher Art, stehen sie unter keinem Gesetze und übertreten kein Gesetz, wohin sie auch schweifen. Gesinnungen aber stehen unter dem Gesetze der Sittlichkeit und werden gerichtet. Nicht was Goethe meint, wie er gesinnt ist, zeigt der Diwan.

Mohammed hat beteuert: er wäre Prophet und kein Poet. Goethe will nun den Unterschied zwischen Propheten und Poeten näher an-

deuten und sagt: „Der Poet vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen; allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er... Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck... Irgend eine Lehre will er verkünden. Hierzu bedarf es nur, daß die Welt glaubt, er muß also eintönig werden und bleiben." — Nein, den Propheten und den Poeten unterscheidet nur ein Wort. Für den Poeten giebt es keine Zukunft, denn ihm ist alles gegenwärtig; für den Propheten giebt es keine Gegenwart, denn sie ist ihm die Hülle der Zukunft. Beide lehren, beide sind eintönig; doch eintönig nur, wie der gleiche Himmel sich über alle irdische Mannigfaltigkeit verbreitet. Man kann im gleichen Tone verschiedene Melodien spielen. Der Prophet zeigt seinen Gott überall, die Kunst, die Einheit in der Mehrheit. Wehe dem Dichter, der nicht wie der Prophet Glauben sucht und findet; dreifach wehe ihm, wenn er nur Genüsse erstrebt und giebt, und um schnöden Beifall und um schnöderen Gewinst des Himmels heilige Gunst vermäkelt!

Mit der seeleninnigsten Behaglichkeit preist Goethe in seinem Diwan die Despotie. Kein Liebchen im Leben und im Gedichte war ihm je so wert als diese stolze Schöne, die ihre Verächter in eisernen, ihre Verehrer in goldenen Ketten nach sich schleppt und sich feilbietende Menschenwürde mit nichts als einer dummen Farbe bezahlt. Wer noch sonst, als der einzige deutsche Goethe, war je so schamlos, das Knechtische in der Natur des Menschen zu verherrlichen und nackt zu zeigen, was ein edler Mensch mit Trauer bedeckt? Tyrannen hat schon mancher Dichter geschmeichelt, der Tyrannei noch keiner.

Da will er einmal zeigen, wie unter den verschiedenen Regierungsformen die Charaktere sich auf verschiedene Weise ausbilden, und er sagt: „In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert (steigert!) sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Übersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften, die man braucht, um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staates, wo sie sich zu Herrschern ausbilden."

XII.

(Geschichte der Deutschen.)

Ein Glas Zuckerwasser und ein kleiner Ärger nach dem Essen befördern die Verdauung ungemein. Als ich daher am zweiten Weihnachtsfeiertage aus dem Schwan, wo der Tisch besser gewesen als gut war, nach Hause gekommen, nahm ich beides. Ich brauche wohl keinem Leser erst zu sagen, wie ich mir das Zuckerwasser bereitet, aber wohl wie den Ärger. Ich las eine Geschichte der Deutschen, in der neuesten Zeit abgefaßt. Dieses Schmunzeln, dieses Blinzeln, diese fetten Küsse eines aufgedunsenen Gecken, der sich in die runzlichte Vergangenheit verliebt hat, das alles wirkte sehr wohlthätig auf die Leber. Andere Menschen und Völker, die Ehrgeiz haben, suchen etwas zu werden, der echte Deutsche sucht etwas gewesen zu sein. Das ist eine bequeme Heldenbahn, dabei bin ich auch. Man legt sich klein zu Bette und schlafend und träumend wächst man, und erwacht als ein sehr großer Mann. Es wird von den alten Deutschen mit der größten Wohlgefälligkeit erzählt, sie wären sieben bis acht Fuß hoch gewesen. Nun, was half ihnen das? Sie konnten doch nicht ohne Leiter ihre Holzäpfel brechen, denn die Bäume waren damals noch größer als ihre Nutznießer. Man rühmt die Tapferkeit der alten Deutschen! Diese hatten sie mit allen Wilden gemein, die, weil sie nichts haben als einen Leib, nur leben, wenn sie ihn versuchen. Wahrhaft tapfer sind solche nicht zu nennen, welchen es gleichgültig ist wofür sie kämpfen. Man preist die Freiheit und die Freiheitsliebe der alten Deutschen. Freiheit! Wer ist frei? Frei ist, wer alle Kräfte seines Leibes und seiner Seele und alle seine Güter gebrauchen darf, wann und wie er will, der nicht zu heucheln, nicht zu lügen, sich nicht zu verstellen braucht, und der reden und schweigen kann was er will. Waren die wilden Deutschen frei, sie, die nichts zu gebrauchen hatten, keinen Geist, keine Bildung, keine Kunst noch Wissenschaft, keine Reichtümer, sie, die nichts zu sagen und nichts zu verschweigen hatten? Und wäre Nero Kaiser der alten Deutschen gewesen, er hätte ihnen nichts zu verbieten, nichts zu befehlen gewußt, er hätte nicht gewußt, wie er sie unterdrücken sollte. Und ihre Freiheitsliebe! Liebt der die Freiheit, der, nachdem er beim Würfel alles verloren, sich selbst auf das Spiel setzt, und sich erst zum Sklaven der Spielsucht, dann zum Sklaven des Gewinners macht? Die Freiheit ist

nur eine Frucht des Südens, keine des Nordens; von dem Norden kam immer nur Befreiung, kam der kalte Wintersturm, der lustmatte Völker zu neuen Genüssen stählte. Man rühmt die Keuschheit der deutschen Frauen? Wie, keusch wären diese Mädchen gewesen, die in Frost und Sturm und Nebel ihrer Wälder nackt heranwuchsen, wie Männer jagten und kriegten, keinen Thee, keinen Kaffee, keine Schokolade tranken, nicht stickten, kein Kasino hatten, und erst im fünfundzwanzigsten Jahre ihres Alters die Entdeckung machten, daß sie keine Männer sind? Man rühmt die Treue der alten Deutschen! War es jene schöne Freundestreue, jene Liebe zwischen Gleichgestellten, von der die Fabelgeschichte der alten Griechen uns erzählt? Nein, es war nur Dienertreue, die, sobald sie den Sold genommen, die verkaufte Freiheit ehrlich hingab. — „Der Führer kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Führer", sagt Tacitus. Lebt der aber, der nur so lebt in einem anderen? Man rühmt, daß die Deutschen, und nur sie allein, von den Römern nicht wären unterjocht worden! Darüber weine, wer sein deutsches Vaterland liebt. Darüber sind wir hinter so manchen Völkern Europas zurückgeblieben, darum hat uns selbst das feuchte Belgien überholt. Was bedarf es noch vieler Worte? Es war ewig in den Völkern, selbst in den Fürsten Deutschlands ein Sehnen und Trachten, aus Deutschland weg zu kommen, die Deutschtümlichkeit los zu werden. Den klugen und gemütreichen Franken ist es gelungen, und wir anderen, die zurückgeblieben, sind nicht viel. Nur nicht so geschmunzelt! Wie oft habe ich mir nicht vorgenommen, auch eine Geschichte der Deutschen zu schreiben, eine ganz kleine für große Kinder; aber ich thue es nicht. Ein mäßiger Ärger nützt, ein großer ist schädlich.

XIII.

(Die Bourbons.)

Ich liebe die Bourbons, ich bewundere sie und nicht die Anklagen ihrer Feinde, ja nicht einmal das Schmeichellob ihrer Freunde konnte mir je deren Wert verdächtig machen. Sie haben durch den tiefen Schlamm allgemeiner Verdorbenheit, sie haben in Schwelgerei und in Entbehrungen, in späterem Mißgeschicke, gleich beispiellos wie früheres Glück, ein edles fürstliches Gemüt bis auf unsere Tage herabgetragen, und das achthundertjährige Königsgeschlecht ist mit

der jungen Zeit wieder jung geworden. Ludwig der Vierzehnte war von so übermenschlicher Seelenstärke, daß er über die Vergötterung, die ihm geworden, nicht den Verstand verloren. Er war mäßig genug, die Macht, welche ehrlose Sklaven ungeheißen zu seinen Füßen schleppten, nicht alle zu verbrauchen. Er hatte einen königlichen Anstand, der selbst seinen Verirrungen den Schein von Würde gab. Er hatte einen schönen Geist, nur fehlte ihm das Wissen und die Jugendzucht, der sich der Niedergeborene erfreut. Er wäre ein großer König geworden, hätte ihn sein Glück nicht so hoch emporgehoben, daß eigene Kraft ihn nicht höher hätte tragen können. Ludwig der Fünfzehnte war nicht der Schlimmste an seinem Hofe, und Ausschweifungen, die seine Sinne verdarben, hatten ihm das Herz nicht verdorben, das allen Bourbons angeboren ist. Ihn mit Fürsten zu vergleichen, die eines besseren Rufes genießen, wollen wir warten bis andere Staatsumwälzungen auch die geheimen Sünden jener anderen Fürsten aufdecken und bis dort freie Schriftsteller das Vergrößerungsglas der Schadenfreude vor menschliche Verirrungen halten. Ludwig der Sechzehnte war der Vater seines Volkes, gerecht und gut. Nur lebte er in einer so unglücklichen Zeit, daß die Tugenden des Menschen zu Verbrechen des Königs wurden. Unter seiner Herrschaft, ihm zum Ruhme und zum Verderben, war die Tyrannei tyrannenlos. Nur weil Frankreich nicht gefesselt, frei war, konnte es nach der Freiheit streben. Vor allen bewundere ich Ludwig den Achtzehnten. Nach einer fünfundzwanzigjährigen Verbannung zurückkehrend, nicht hilfsbedürftig, nicht als Bittender, sondern von gewaltliebenden Königen beschützt, gab er seinem Volke, was ihm zu verweigern jeder andere Fürst wenigstens versucht hätte. Mit der schmerzlichen Erinnerung eines gemordeten Bruders, umrast von rachedürstigen Höflingen, blieb er fest und besonnen, und blieb es auch, als er zum zweiten Male verraten und verjagt, zum zweiten Male zurückgebracht wurde. Er that nichts Schlimmes was er unterlassen, er unterließ nichts Gutes was er thun konnte. Von mannigfaltigen Verschwörungen gereizt, zeigte er und erweckte er keine Furcht. Als Louvel mit kalter Berechnung den Thronerben mordete, wurde er gerichtet wie ein anderer Mörder auch, die Freiheit der Presse wurde auf einige Zeit beschränkt — und das war alles. Was wäre in Deutschland geschehen, wenn Sands Dolch einen Fürstensohn getroffen? Man hätte das F aus dem Alphabete gestrichen, weil die Freiheit damit anfängt; man hätte alle Gänseeier

zerschlagen, daß nie mehr eine Feder erwachse, die den Fürstenmord lehrte. Tausende wären verfolgt worden — aber Sand lebte noch! Denn nicht hundert Jahre hätten hingereicht, die Untersuchung tief gründlich bis zur letzten Wurzelfaser des Verbrechens zu führen und die Nation Mann für Mann zu verhören, ob keiner an dem Verbrechen Teil genommen, keiner dazu gereizt und keiner darüber gefrohlockt habe. Karl der Zehnte zeigt sich seiner Ahnen würdig. So oft die Stimme der Wahrheit von dem Geschrei gewaltsüchtiger Menschen nicht übertäubt worden, hat er immer darauf gehorcht; und er wird auch jetzt wieder zu seinem Volke zurückkehren, wenn dieses sich stark genug zeigt, die Mauer niederzureißen, die man aufgerichtet, es von seinem Könige zu trennen. Karl der Zehnte wohnte erst in diesen letzten Tagen (1. Juni) willig und heiter beim Herzoge von Orleans einem Feste bei, wozu auch die Deputierten geladen waren, die kurz vorher ihn vor Frankreich, vor ganz Europa so streng und schonungslos zurechtgewiesen hatten! So kann nur ein König handeln, der guten Glaubens ist.

Wenn Frankreich seine Armeen vermehrte, seine Festungen verproviantierte, welch eine Besorgnis wäre überall! Wenn es aber seine innere Kraft vermehrte — darüber gleichgültig. — Die Form zum Reiche Karls des Großen ist noch nicht verloren. — Die kleinen deutschen Fürsten unter Napoleon. Es war ein Unglück, aber keine Schmach ihm zu gehorchen. Es lag nichts Unfürstliches darin, in seinem Gefolge zu sein; ja es ist echt fürstlich der Größe zu huldigen. Nie demütigte der Kaiser die deutschen Regenten des 2. und 3. Ranges. Nie haben seine Gesandten mit ungezogenem Hochmut auf die Macht ihres Herrn gepocht — die Grobheit präsidierte nicht dem rheinischen Bunde. Die mindermächtigen deutschen Fürsten waren unter Napoleon lange nicht so unfrei als sie es jetzt unter dem deutschen Bunde sind; der deutsche Kaiser übte im Reiche nicht den Einfluß als ihn jetzt der österreichische Kaiser auf seine Bundesgenossen übt. Die deutschen Fürsten sind in den edelsten und schönsten Herrscherrechten beschränkt: sie dürfen ihren Völkern nicht alles Gute erzeigen, das sie möchten; nur für Handlungen der Willkür stehen sie unter keiner Vormundschaft. Jeder Freund seines Vaterlandes hat gewiß mit Schmerz gelesen, mit welcher Ängstlichkeit der jetzige Herzog von Weimar bei seinem Regierungsantritte die Verfassung des Landes besprochen, und wie er das bißchen kümmerliche Freiheit seines Volkes nur unter dem

ausdrücklichen Vorbehalte zu schützen gelobt: so lange es die Bundesversammlung dulden werde .... Die früheren Züge der französischen Heere durch Deutschland (Europa), waren nur ein Rekognoszieren; sie werden überall hinkommen, wo sie schon gewesen und dann länger bleiben. Man erobert nicht mehr mit Kanonen, man erobert nur mit sympathetischen Mitteln. Sollten wir je wieder so unglücklich sein, von Frankreichs Waffen oder Einflusse besiegt zu werden, es würde uns dann wenigstens zum Ersatze seine Gesetzgebung bringen. Wenn es gut geht, sind die Franzosen in hundert Jahren die erste Nation Europas, wenn schlimm die einzige ... Napoleon konnte nur Land erobern, kein Volk ... Preußen könnte sein das Frankreich des Nordens, wenn es sich vom deutschen Bunde losmachte. Das Schleppkleid, das ihm der Wiener Kongreß angezogen, sollte ihm wahrlich nicht zum Putze, sondern dazu dienen, es bei den Zeitgenossen ungefällig erscheinen zu lassen und seinen Gang zu hindern. — Die Ängstlichkeit, mit welcher die großen deutschen Mächte den Frieden zu erhalten suchen, hat das Geheimnis ihrer Schwäche offenbart. Nur Frankreich darf ohne Mißdeutung friedliche Gesinnungen zeigen; denn die französische Regierung würde in jedem Kriege, wenn einverstanden mit ihrem Volke, alles, wenn nicht vielleicht ihr Volk selbst besiegen.

XIV.

(Censur.)

Censur. — Zur Verweigerung der Preßfreiheit können drei Ursachen bewegen. Entweder man fürchtet, die Deutschen würden die Preßfreiheit gebrauchen, die Gewaltthätigkeiten oder Mißbräuche der Regierungen aufzudecken; dann gestände man ein, daß man solche Geheimnisse zu bewahren habe. Oder man fürchtet, die Preßfreiheit werde mißbraucht werden, Unruhen im Vaterlande zu stiften, dann bekennt man, das deutsche Volk sei unaufgeklärter und unsittlicher als das französische, englische und niederländische, und zugleich gesteht man ein, daß das Volk mit seiner Verfassung oder Regierung nicht zufrieden sei. Oder drittens, man will durch Verweigerung der Preßfreiheit das Volk in der Gewohnheit erhalten, sich nicht in Staatsangelegenheiten zu mischen; dann aber beginge man den größten politischen Fehler, den man heute nur begehen kann. Die deutschen

Fürsten werden an der Spitze unmündig und rechtlos erklärter Völker in Zeiten des Krieges mit den konstitutionellen Staaten Europens erfahren, daß Kinder mit Männern nicht streiten können.

Durch die Errichtung der Mainzer Centraluntersuchungskommission ein ganzes Volk der Büberei angeklagt Als die Bundesversammlung die Akten der russischen Verschwörung erhielt, wurden sie nach Mainz geschickt, als gäbe es kein Verbrechen, woran die Deutschen nicht teilnehmen. Der Plan, eine allgemeine Staatsinquisition für Deutschland zu errichten, scheiterte an der Weisheit und dem Edelmute des Königs von Bayern, der, als diese Kommission, die mit so großem Gepolter aufgetreten, sich beschämt und ganz im stillen wieder auflöste, seinen von Mainz zurückkehrenden Gesandten dafür belohnte: „daß er die Rechte des Königs und des Volkes von Bayern gegen die Anmaßungen der Kommission geschützt". Das deutsche Volk wurde öffentlich angeklagt, aber nachdem man genötigt war es unschuldig zu finden, ging das Gericht schweigend auseinander und hat den Beschuldigten nicht öffentlich freigesprochen. Deutschland ist nur von der Instanz absolviert und kann bei dem nächsten politischen Vorgehen eines Einzelnen als Mitschuldiger wieder vorgeladen werden.

Die Macht (in Deutschland) muß viel Berauschendes, Betäubendes, Giftiges haben; denn man verliert den Verstand, sobald man Minister wird.

XV.

Der achte Band.

(28. Februar.)

Donner, Blitz und Hagel — — — wer mich am ersten März, vormittags zehn Uhr gesehen hätte; gesehen, wie auf dem Schlachtfelde meines Menschengesichts, auf dem dreißigjähriger Krieg, ach! Tausende von lebensfrischen Empfindungen verstümmelt, gemordet und begraben hat, der rote Zorn hinter dem blassen Schrecken hergejagt — wer das gesehen hätte: würde sich jetzt wundern, daß ich dieses sehr nützliche und angenehme Buch, das ich am nämlichen Tage begonnen, nicht gleich der asiatischen Banise, mit obigen ausdrucksvollen und naturgeschichtlichen Worten angefangen, sondern, wie man später lesen wird, ganz im Gegenteile, sehr sanft und weich.

Münter, Freund! Es wird gehen. Schon dieser erste Satz ist gehörig lang und reich an Gedankenstrichen, diesem Papiergelde des Verstandes, mit dem ja Leser und Juden sich gern begnügen, werden von dem ganzen heiligen Versprechen auch nur fünf Prozente gehalten. Sei mutig! Du wirst den achten Band ausfüllen.

Nämlich am 1. März las ich in der Frankfurter Zeitung eine Nachricht der Düsseldorfer: Fräulein Sontag — so, mit einem n wird der Name des berühmten Mädchens geschrieben, nicht aber mit zwei: eine fehlerhafte Schreibart, bei der viele deutsche Schriftsteller mit gleichem Eigensinne beharren, als in der Schreibart des Namen Bonaparte, wo sie ganz falsch dem o ein u vorsetzen — habe in Düsseldorf ein Konzert gegeben und bei dieser hochfeierlichen Gelegenheit die hohe „für die Rheinprovinzen schmeichelhafte Äußerung" gethan: sie würde „wenn ihr Glücksstern sie wieder an den Rhein führen würde" auch in Bonn ein Konzert geben. Von so etwas bekomme ich Krämpfe und halbseitigen Kopfschmerz. Mich jammern diese Zeitungsschreiber, die in ihrem Käfige nicht dem Löwen gleichen, stolz und ruhig sind, und dorthin, wohin sie nicht gehen dürfen, wenigstens ihre zürnenden Blicke senden; sondern sich gebärden wie die eingesperrten Affen, deren Gefangenschaft man nicht beweinen kann, weil sie ihnen keine andere Freiheit geraubt, als die, boshafte und lächerliche Affenstreiche zu machen. Mir thut es in der tiefsten Seele wehe, die Erziehung und den Unterricht des deutschen Volkes in den Händen tölpelhafter, erkaufter oder furchtsamer Menschen zu sehen, die den erwachten wißbegierigen Sinn ihres Zöglings wieder einschläfern, verwirren oder zu Grunde richten. Ich warf das Blatt hin und in dieser gereizten Stimmung — noch zitterten meine Nerven — erhielt ich von dem Verleger meiner gesammelten Schriften, Herrn Campe in Hamburg einen Brief, der mit den naiven Worten anfing:

Wo bleibt der achte Band?

XVI.

Deutscher Sold.

Als wir vernahmen, was in dem seligen England geschah, wie die edelsten Frauen sich dem grauen Helden an die Brust geworfen, gleich liebenden Bräuten, wie ihn Londons Volk und Rat geehrt,

wie der König ihm gehuldigt; und als wir dann zurückgekehrt in das deutsche väterliche Haus — da war es uns, als kämen wir von der Alpe höchstem Gipfel, aus der reinen himmlischen Luft, in einen düsteren feuchten Keller, wo das Bier gärt und Rüben und Kartoffeln uns zwischen den Beinen rollen. Wo nicht Herrscherwort die Schuld bezahlt, wo nicht Fürstenlohn den Glücklichen beleuchtet und ihn hervorrief aus der dunkeln Menge, was hat das deutsche Volk gethan, welche Ehre seinen Helden zugewendet? Sie wissen nicht zu lohnen, sie wissen nur zu strafen. Schon schwebt der allgemeine Anzeiger an unserem Geist vorüber; wir hören sie reden von der Völkerschlacht bei Leipzig und wie man sie verewigen soll. Baut eine Schule hin, ein Waisenhaus, eine National-Runkelrüben-Zuckerfabrik, damit das Nützliche sich mit dem Großen paare. Pflanzt Linden hin, werden noch die Besten sagen, sie kosten wenig, und schwitzende Schneidergesellen kommender Geschlechter sollen sich in dem Schatten deutscher Freiheit laben. So haben sie's mit Schillers Frau, so mit Luther auch gemacht. Wo sind die Pfennige hingekommen, die euch für letzteren auf deutschen Postwagen, langsam, langsam zugeschlichen? Habt ihr des Landes Schulden mit bezahlt? Habt ihr die Einquartierungslast erleichtert? Ja gewiß, so dergleichen ist geschehen. Nun, es sei geschehen. Wenn ihr ihn ehren wollt, vergesset nur, daß er ein Deutscher war; wie wohlfeil ist dies nicht! Das Geld ist euch wie ein Polyp ans Herz gewachsen, daß ihr verbluten müßt, wenn man es abreißt. Ein Denkmal haben sie der Schwäche aufgestellt, ein Fluchthor haben sie gebaut — die Ohnmacht flucht, die Stärke rächt sich. Daß sie ihren Zollbuden Königsnamen beigelegt, daß sie Vivat riefen, das ist alles was geschah. Charpieen haben sie gezäuselt, damit gute Heilung den Invalidensold erspare: bei allem anderen haben sie geknaust und geknaust, daß ja nicht der Gemeindesäckel sich an der Dankbarkeit verzehre. Werden Helden so geehrt? Hätten sie der Tyrannei gedient, ihnen wären Königreiche worden; hat denn die Freiheit keinen Lohn? — Noch ist es Zeit, was geschehen soll, kann geschehen und daran wird am meisten klar sich zeigen, ob wir die Zeit zu würdigen verstanden, oder sie, wie manche spotten, nach dem Preis des Zuckers abgeschätzt.

XVII.

Die geheime Polizei.

Einen Staat giebt es, der lange im Tageslichte und auf redlichem Wege gewandelt; aber dieser auch hat sich den geheimen Sünden der Polizei hingegeben. Doch der Himmel wird es wollen, daß Deutschlands verlorener Sohn, ehe er in den Abgrund stürzt, an dessen Rand ihn ehrlose Verführung geleitet, noch die Augen öffne, reuig zurückkehre, und dann wird ihn das versöhnte Vaterland mit offenen Armen empfangen. Denn vergebens hatte noch nie ein Volk einen großen und edlen Fürsten gehabt, und — daß Schlesien erobert werde, um solche Kleinigkeit allein bemüht sich die Natur nicht, einen Friedrich zu schaffen.

Die Menschen haben ihrer geselligen Natur nach einen angeborenen Korporationsgeist, und nur weil sie keine Tugendgesellschaft finden, schließen sie sich einer Spitzbubenbande an. — Jede Regierung, die sich der Spione bedient, hat im Himmel die Herrschaft verwirkt, und was der Himmel beschließt, vollführt die Erde, früher oder später.

Menschen, die nie einen anderen Geist begriffen, als den im „Sonntagskind" und „den Geist auf der Wiener Bastei" reisen im Lande umher und suchen den Geist der Zeit auszuspüren; aber diese guten Leute mögen ihm acht Tage lang im Postwagen gegenübersitzen und sie erkennen ihn nicht und halten ihn für einen lustigen Passagier.

Die Völker sind unsterblich; ob sie ein Jahrhundert früher oder später zur Freiheit gelangen, daran liegt nicht viel. Die Minister sind sterblich und denken: erhalten wir nur bis zu unserem seligen Ende die Lage der Dinge, d. h. unsere Allmacht, nach unserem Tode mag es gehen wie es will — après moi le déluge, wie Frau von Pompadour sagte. Die einzigen, die dabei leiden, sind die Fürsten.

Die Regierungen erfreuen und rühmen sich ihrer Einigkeit — sie wäre eine schöne und lobenswürdige Sache — aber sie erfreuen sich der verschwisterten Kräfte, der Freiheitsliebe der Völker mit Macht zu widerstehen und die Verblendeten begreifen nicht, daß sie dieses Band zum Verderben führt. Wenn es wahr ist wie sie behaupten, daß sich ruchlose Menschen verschworen, alle Throne umzu-

stürzen, was könnte denn jenen Bösewichtern willkommener sein, als der Freundschaftsbund der Fürsten? Nero wünschte der Welt nur einen Hals — wenn alle Regierungen nur einen Kopf haben, giebt es etwas Glücklicheres für die Unruhestifter?

Die Hebräer schickten Spione ins gelobte Land, das sie erobern wollten. Diese ehrlichen bevollmächtigten Gesandten aber brachten keine Verleumdungen, sondern nur schöne Weintrauben zurück.

Die Regierungen, besser von ihren geheimen als ihren öffentlichen Beamten bedient, sollten nur geheime Beamte anstellen.

Ihr (Spione) glaubt unschuldige Dinge zu verraten; ihr gebt den Schwefel, ein anderer den Salpeter her, und in den geheimen Werkstätten wird daraus das Pulver zusammengesetzt, das ein Menschenleben oder ein Menschenherz auseinanderschmettert. — Geheime Gesellschaften wären unmöglich, wenn die Regierungen öffentlich wären. — Seht ihre (Spione) Augen an, das Auge ist der Altar der Wahrheit, es lügt nicht, auch das des Betrügers nicht!

Polizei, Art Censur aller möglichen Handlungen — sie spionieren sich hypochondrisch, wie die Vielwisser, die Stubengelehrten. — Man hat aus der Spionerie eine Art Kunst gemacht, und die Schauspielereitelkeit der Spione erregt. — Pestbeulen aussaugen.

Bürgerliche, die schwarzen Eunuchen der Adelsfreuden, die sie verteidigen und selbst nicht genießen können.

XVIII.

Aphorismen.

1.

Legitimität. — Die französischen Ultraroyalisten machen durch ihr allzuhäufiges Predigen der Legitimität auf die Streitbarkeit des Kronenrechts zur Unzeit aufmerksam.

2.

Frankreich und Deutschland. — Man mag Frankreich, welches das verderbliche Übermaß der Freiheit erfahren, immerhin

fasten lassen, damit seine durch Schwelgerei geschwächten Verdauungskräfte wieder hergestellt werden. Man lasse aber das stets mäßige und gesunde Deutschland nicht an Freiheit hungern. Der Gesunde bedarf vieler Nahrung und erträgt sie ohne Beschwerden.

3.

Seine Schwächlichkeit. — Frankreichs Wehen sind vorüber, aber wie eine Wöchnerin nach einer schweren Niederkunft bedarf es noch großer Schonung und Pflege.

4.

Die Occupationsarmee. — Die Occupationsarmee der Verbündeten in Frankreich ist wohl nicht gegen die Franzosen allein, sondern gegen die Unterthanen aller der europäischen Staaten aufgestellt, deren Freiheitstrieb man zu fürchten anfängt. Nichts ist furchtbarer als das Tribunal, welches sich zu Paris aus den Ministern der fünf Großmächte gebildet hat, mit dem ihnen untergebenen Heer von hundertundzwanzigtausend bewaffneten Gerichtsboten. Dieses Söldnerheer der Herrschsucht ist nur in Frankreich an der gelegensten Stelle, von wo aus, in der Mitte zwischen Deutschland, Italien, England und Spanien, als denjenigen Ländern, wo der Revolutionsgeist offener oder verborgener waltet, es sich überall hin schnell verbreiten kann. Dahin ist es gekommen, daß die Völker der genannten Länder nur durch einen Krieg von den Angriffen der Tyrannei befreit werden können; dies wissen auch die europäischen Großmächte, und darum ist es ihnen diesmal mit der Erhaltung des geschlossenen Friedens und der Erfüllung ihrer Verträge wirklich ernst.

5.

Großer Lärm unter allen Dorfschultheißen und löblichen aber nicht gelobte Polizeistellen der Rhein- und Maingegenden wegen toll gewordener Füchse und Katzen. Ei, das ist ja ein wahres Glück! Diese lieben Tiere haben eingesehen, daß sie mit List und Schmeichelei nichts mehr ausrichten, weil wir sie endlich verstehen gelernt, und darum brauchen sie jetzt Gewalt und beißen und kratzen ohne Umstände. Wir sind aufgefordert worden, sie tot zu schlagen, und ein treuer Unterthan thut, was ihm seine Obrigkeit befiehlt.

6.

In Spanien läßt das gelbe Fieber nach, seitdem es kalt geworden. Die Erfindung unheizbarer Ofen für manche Versammlungs-

örter, wie wohlthätig wäre sie, die Verbreitung pestilenzialischer Grundsätze zu verhüten.

7.

Wenn in unkonstitutionellen Monarchien sämtliche Beamten ihre Pflicht streng erfüllen wollten, das heißt, das Wohl des Volkes und des Staates und nicht das Belieben des Hofes und der Minister beachteten, so müßte der Staat wie er ist, darüber zu Grunde gehen, das heißt, die Regierungsform würde hierdurch umgestoßen werden. In Repräsentativstaaten, in konstitutionellen Monarchien ist dieses anders. Nicht etwa als wären dort die Beamten oder die Menschen überhaupt besser, aber da die Gunst des Hofes und der Minister dort nicht allein die Würden verteilt, sondern gemeinschaftlich mit der öffentlichen Stimme, so finden die Beamten ihr eigenes Wohl mit dem des Volkes häufiger verbunden. Aber die Staatsdiener in konstitutionellen Monarchien sind vorzüglich aus dem Grunde strenger in Erfüllung ihrer Pflichten, weil die Preßfreiheit ihre Mißbräuche zur Sprache bringt. Wie dieser Vorteil bei der jetzigen Beschränkung der Preßfreiheit ersetzt werden könne, bitte ich sehr höflich mich zu belehren.

8.

Wir sind im Examen durchgefallen; weiter ist es nichts. Man hat uns den politischen Doktorhut versagt, angeblich, weil wir nichts gelernt hätten, und wir sollten noch fünf Jahre studieren. Was liegt daran? Wir sind noch jung. Auch ist es nicht unbillig, daß man uns die Jahre, die wir im Kriege gegen Frankreich verwendet, an der Universitätszeit in Abzug bringe und sich diese ergänzen lasse.

9.

Herr Steffano Barezzi aus Mailand hat endlich das Mittel aufgefunden, auf die einfachste, schnellste und sicherste Art, jede Freskomalerei von der Wand abzuziehen und auf Tafeln überzutragen, ohne daß die Malerei auch nur im geringsten darunter leidet. Man kann dessen Verfahren auch in der Politik benutzen, um die herrlichen Freskogemälde der alten Staatskunst, die an gotischen Mauern Deutschlands so zahlreich gefunden werden, auf die Tafeln unserer Zeit überzutragen, und sie hierdurch vor Verderben zu bewahren — welches jammerschade wäre.

10.

Eine Zeitungsnachricht aus Berlin, die von der wegen hochverräterischer Umtriebe eingeleiteten Untersuchung handelt, sagt: Die damit beauftragte Kommission bestünde aus den rechtlichsten Männern, und deren Mitglieder stifteten sich einen unvergänglichen Namen. Was sich doch Dummheit, Ungeschicklichkeit oder Schmeichelei nicht alles zu sagen erlaubt! Selbst der nachsichtigste Censor hätte dies streichen sollen. Wehe dem Volke bei dem ein gerechter Richter sich einen unsterblichen Namen erwirbt!

11.

An Beiträgen zu einem Denkmale des Generallieutenant von Scharnhorst sind in drei Monaten 748 Thaler eingegangen, worunter 10 Friedrichsdor von dem Kriegsminister, ebensoviele von dem Generalmajor von Clausewitz, 30 Friedrichsdor von dem Offizierkorps des I. Garderegiments zu Fuß. Also haben die übrigen zehn Millionen Preußen zusammen 500 Thaler gegeben. In Paris war innerhalb 14 Tagen, zur Wiederaufbauung einer Bauernhütte, die angeblich rechtswidrig von der Behörde war niedergerissen worden, mehr als das Doppelte eingegangen. Da man seit Einführung der Censur den Menschen und Völkern nicht mehr ins Herz sehen kann, so bleibt nichts anderes übrig, als ihnen den Puls zu fühlen. Man denke an Luther, an Schiller und Blücher, welchem letzteren man auch nur ein Municipaldenkmal errichtet. Goethe sagt im Wilhelm Meister „wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß"; daraus folgt nun freilich nicht, daß, wo er nicht schenkt, er auch nicht liebe. Aber unbegreiflich ist dabei, wie wir in den Verdacht demagogischer Umtriebe kommen konnten, da doch unser Blut langsamer schleicht, als ein Civilprozeß. Wer nicht liebt, kann auch nicht hassen, wer nichts bewundert, kann nichts verachten, wer nichts anbetet, nichts verfluchen.

12.

In Braunschweig sind bei einer Feuersbrunst in dem Gebäude der fürstlichen Kanzlei sämtliche Schriften verbrannt. Hoffentlich wird man so klug sein und es geheim halten, daß wegen des Unglücksfalles die Staatsverwaltung auch nicht einen Augenblick in Stockung geraten ist. Denn man könnte ja daraus schließen, daß durch viele unnütze Schreibereien, Papier, Zeit, Menschenkräfte und überflüssige Steuern des Volkes verschwendet werden.

13.

In Kopenhagen ist eine Polizeiverordnung erschienen, des Inhalts: daß dem Publikum erlaubt sei, während zehn Minuten nach Beendigung des Schauspiels seine Meinung über ein Stück laut zu äußern, länger aber nicht. Das Ende der Frist soll durch drei Schläge auf einer Gongong verkündet werden. Der Teufel wird alle Tage jovialischer und man wird ihn endlich lieb gewinnen. Über diesen Text da könnte man ein großes Buch schreiben, und wahrhaftig die kleine Bouillontafel reichte hin, ganz Europa mit der kräftigsten Kraftbrühe zu speisen. Wer nur reden dürfte! Es ist zum toll werden. Ehemals, da wir noch beißen durften nach Herzenslust, war gewöhnlich Hungersnot überall, und wir armen Journalisten mußten darben. Seitdem man uns den Mund verbunden hat, fliegen uns die gebratenen Tauben um den Kopf herum. Nicht einmal Findelhäuser giebt es, in denen man die unehelichen, ohne den Segen der Censur gezeugten Kinder unterbringen kann, und die Rabenmütter müssen sie töten. Wenn sich die Kopenhagener Kunstrichter im Schnellsprechen üben, ist die Polizei geprellt; denn auf diese Weise läßt sich auch in zehn Minuten ein Urteil erschöpfen. Wäre es nicht ausführbar in Abbreviaturen zu reden, wie man in solchen schreibt? Z. B. statt Theater sagte man The (Synonym sind die Wörter ohnedies), statt Polizei Pol (sie ist wirklich der Pol, um den sich jetzt die ganze Welt dreht). Wäre es aber nicht billig, daß man uns auch über jedes politische Ereignis so viel zu schreiben erlaubte, als man in zehn Minuten sprechen kann. Der Censor hätte dann weiter nichts nötig, als eine Uhr. Er liest den Artikel mit lauter Stimme, und wenn die zehn Minuten vorüber sind, ehe er vollendet hat, streicht er den Rest aus. Er dürfte aber kein Schalk sein, und vorsätzlich langsam sprechen.

Die Polen in der Schweiz.

Wem für die Freiheit das Herz alt werden konnte, der hatte sie auch in seiner Jugend nicht geliebt mit der wahren Liebe.

Im Kanton Aargau fielen seit der Emancipation des Volkes aus der Gewalt der Aristokratie häufige Brandstiftungen vor. Jetzt hat man einen katholischen Priester als Urheber dieser Verbrechen ent-

deckt. Auch in Baselandschaft fallen Straßenräubereien und Morde vor, und die Aristokraten der Stadt Basel auch, predigen frohlockend: Seht das sind die Folgen der wilden Freiheit!

Ich fürchte es nicht — doch sollte sein, daß euer Edelmut nicht ausreiche zu einem edlen Entschlusse, dann möge euer Verstand ergänzen was euerem Herzen fehlt. Seid klug, könnt ihr nicht menschlich sein. Bedenkt eueren Vorteil, bedenkt die Zukunft, die schon an die Pforte der Gegenwart pocht. Die Tyrannei ist alt und die Freiheit ist jung. Die Völker überleben ihre Fürsten und erben sie. Mögen sie in der Verlassenschaft ihrer Tyrannen keine Kränkung an euch zu rächen finden. Das Böse, was alle Völker Europens sich wechselseitig einander angethan, werden sie sich verzeihen, denn sie waren nur blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Unterdrücker. Aber ihr habt keinen Fürsten, das Schlechte was bei euch geschieht, habt ihr, das Volk gethan. Und was schützt euch dann gegen gerechte Vergeltung? Euere Berge waren hoch genug, euere Arme stark genug, euch gegen die feilen Söldnerheere der Tyrannen zu schützen; aber im Kampfe freien Völkern gegenüber, seid ihr ein winzig kleiner Haufe.

Wenn ihr glaubt, es sei gefahrloser die Menschlichkeit als die Fürsten zu beleidigen, täuscht ihr euch. Dem einzelnen Menschen bringt seine Tugend oft den Untergang; einem Volke ist das Recht Schild und Schwert. Werdet ihr ihm untreu, um zu klügeln, und liebäugelt mit der monarchischen Diplomatik, und laßt euch von ihren Buhlerkünsten umstricken, dann wird euch der jämmerlichste Wicht von Legationssekretär überlisten, und ihr werdet der Spott euerer Feinde. Dann, in eurer jammervollen Lage werdet ihr euch an einen euerer alten Aristokraten wenden, der die Livree irgend eines Fürsten trägt, und werdet ihm die Hände küssen, daß er euch mit seinem blauen Bändchen, seinem Französisch, seinen Bücklingen und seinen Pfiffen aus euerer Not helfe.

Seid auf eurer Hut, vergeßt Österreich nicht, das nie vergessende. Für Österreich giebt es keine Vergangenheit. In seinem Grauen vor der Zukunft möchte es jede Gegenwart zerstören, welche der Zukunft als Brücke dienen könnte herüberzukommen. Die Vergangenheit, selbst die fernste, liegt ihm nur im Scheintode, und nicht ein halbes Jahrtausend vermochte seine Geduld zu ermüden, bei der ohnmächtigen zu wachen, bis sie wieder zum Leben komme. Seht euch vor Schweizer! In der Wiener Staatskanzlei liegt noch kein Staub auf den Akten

eurer Empörung, Geßler schreit noch immer um Rache, und ihr habt gar manchen unter euch, dem gelüstete, österreichischer Landvogt zu werden.

Die Erde ist Gottes Haus, keines Menschen. — Stark ist jedes Volk, das die Stärke hat seiner Größe. Es giebt schwache Männer und starke Kinder.

Der Polen Betragen in Frankreich. Erst jetzt klagt die französische Regierung; aber die Polen zeigten sich gleich anfänglich wie jetzt. Doch damals war die Regierung noch nicht stark oder keck genug, der Sympathie des französischen Volkes entgegenzutreten.

Die Schweiz fürchtet sich vor dem deutschen Bund, der sich vor drei Polen fürchtet!

Polen nicht arbeiten — „Gastrecht verletzt". Das Land ist dem Volke, nicht den Regierungen — Asyl betteln. Kein echter Mann bettelt so wenig um Freiheit als um Brot. Er weiß das eine und das andere zu erwerben und weiß zu sterben.

Die Freiheit verfolgt man in den Polen zum Schrecken aller Völker. Man will das Volk verächtlich machen überall, zeigen wie es seine Verteidiger verlasse, wie nur Regierungen ihr geleistete Dienste zu belohnen wissen.

Ein Recht bleibt den Unglücklichen: Das Recht zu leben, das kein Tyrann rauben kann. Mögen die Schweizer dies Recht nicht vergeuden, durch die Behandlung der Polen, das einzige, das ihnen noch bleibt.

Der Himmel ist ein freies Dach.

Der Schweizerbote (Zschokke) „Die Schweiz und ihre Nachbarmächte" — jammert, daß die Trümmer der alten Aristokratenfaktion ihr Vaterland durch Verleumdungen, Korrespondenzen, öffentliche Blätter anschwärzen. „Die Polen, indem sie das in der Schweiz genossene Zufluchtsrecht mißbrauchten, haben den Genuß dieses Rechts verwirkt. Wer von seinen Feinden verfolgt, sich in mein Haus rettet, aber von hier aus der ihm gewährten Sicherheit, seine Gegner mit Schmähungen und Steinwürfen angreift, verletzt das Gastrecht. Ich soll gegen ihn mein Hausrecht gebrauchen." — Eifert gegen die Aristokraten und dann gegen die „Bewegungspartei" gegen die „radikalen" Blätter. — „Darin werden ohne Scheu auswärtige Fürsten und Regierungen verhöhnt und beschimpft." Sind sie denn so mächtig die Nachbarstaaten der Schweiz, die ganz gewaltig

drohenden? Nein. So poltert die Feigheit, daß man das Herzklopfen ihrer Angst nicht vernehme. So laut droht die Schwäche, um ihre Ohnmacht zu bedecken. Das bißchen Macht, das langer Mißbrauch der Macht ihnen noch übrig gelassen, ist ihnen kaum genug, ihr sieches Dasein zu tragen, und sich fortzuschleppen zum nahen Untergange. Ist etwa Österreich mächtig, das die vier Millionen seiner Lombarden von hunderttausend Bajonetten und zehntausend Spionen bewachen läßt? Das, sobald die Sonne untergeht, seine Lunten anzündet und mit Kanonen durch die Straßen Mailands patrouilliert? Das, sobald der Morgen graut, seine Tiroler auf die Stadttürme pflanzt, dort mit ihren scharfen Augen umherzuschauen, ob von dem Lande der Aufruhr nahe? Oder ist der König von Sardinien mächtig, der in dem Gequäke der Frösche von Savoyen Empörungsgeschrei vernimmt, Sumpflichter für Wachtfeuer ansieht, und gegen nackte Fischerbuben seine wohlbewaffnete Reiterei ausschickt? Oder ist der König von Bayern mächtig, der seinen Thron für gefährdet hält, so lange noch ein einziger ehrlicher Mann im Lande außer dem Kerker lebt; der sich so staatsweise zeigte, die Schlachtopfer seiner Tyrannei und das Murren dieser Schlachtopfer aus allen entfernten Provinzen in München zu vereinigen, damit das Konzert der Jammernden recht vernehmbar, recht vollständig werde, und dem es so gelang, das Bier in den Adern seiner Altbayern in wirkliches Menschenblut zu verwandeln? Oder ist der Großherzog von Baden mächtig, der Furcht vor der Schweiz und Unzufriedenheit mit ihr nur heuchelt, um einen Vorwand zu haben, sein Oberland mit Truppen zu bedecken, dessen Bevölkerung durch das preußische Mautsystem zur Empörung gebracht werden könnte? Die Feindschaft aller dieser Mächte habt ihr nicht zu fürchten, seid nur vorsichtig mit der Freundschaft Louis Philipps.

Begreift ihr denn nicht, wie es den Witz der Tyrannei kitzeln muß, die Schweizer, welche zuerst das Fürstenjoch abgeworfen, mit den Polen, die es zuletzt versucht, zusammenzuketten, und die Wiege der Freiheit zu ihrem Sarge zu machen? Polen in der Schweiz begraben — wahrlich das ist ein Spaß, bei dem alle Hofmarschälle Europens aufjauchzen!

Dünkt euch das Los fürstlicher Unterthanen, alles Mark des Landes in die Hofküche zu bringen, so beneidenswert; gelüstet euch

nach einer Civilliste, soll euer Volk lernen: die Fütterung eines Fürsten und seiner Gesellen sei „die erste und heiligste aller Staatsausgaben"; denkt ihr so — dann, ihr Machthaber der Schweiz, verjagt nur alle Flüchtlinge, die Schutz bei euch gesucht, liefert sie ihren Henkern aus — die Hofküche, der Fürst, die Civilliste, werden bald über euch herkommen. Jeder Verstoßene läßt euch einen Fluch zurück und der Same wird Wurzel fassen. Der Himmel auch hat seine Gesandten unter euch, die ihm alles berichten, was ihr thut, was ihr vorhabt, und wenn Gott, der euch ein halbes Jahrtausend beschützte, die diplomatischen Verhältnisse mit euch abbricht: das könnte noch gefährlicher werden als die Zurückberufung des österreichischen Gesandten.

Wollt ihr Menschlichkeit und Staatsklugheit zugleich üben, wollt ihr eines der heiligen Gebote des Völkerrechts erfüllen, dann giebt es ganz andere Fremdlinge in euerem Lande, die ihr verstoßen solltet. Und diese jagt ihr nicht ins Verderben, ihr treibt sie ihrem Glücke zu, denn in allen Königreichen der Welt finden sie die herzlichste Umarmung, den reichlichsten Lohn, das gedeihlichste Fortkommen. Das sind die Spione, die euere reine Bergluft verpesten, die das Straßenpflaster von Genf, von Bern, Zürich, Basel, Freiburg, Chur, Martigny, Luzern beschmutzen; die euere Schweizertreue zu vergiften, euere Beamten zu verführen suchen, die Bürger gegen Obrigkeit, Obrigkeit gegen Bürger, Stadt gegen Land, Land gegen Stadt aufwiegeln; die eure Häuser anzünden, Mord und Straßenraub anzetteln, um was der Übermut der Tyrannei begangen, dem Übermut der zügellosen Freiheit aufzubürden. Die verjagt aus euerem Lande! Und ihr möget sie sehr leicht erkennen, wenn ihr wollt; denn sie tragen alle ein Kainszeichen auf der Stirn. Habt nur das Herz zu zeigen, daß ihr sie erkannt.

Bayern in seinen Zeitungsmanifesten droht der Schweiz mit der Rache der deutschen Regierungen, weil diese in Schweizer Tagesblättern geläftert würden. Der Hanswurst der heiligen Allianz, den man auf ein Gerüst vor der Bude des Wiener Kongresses gestellt, den Aristokratenpöbel auf der Gasse zu belustigen, ehe die Komödie anfängt — er verschmäht es, gleich seinen Prinzipalen, die Schweiz von Überraschung zu Überraschung, von Verwickelung zu Verwickelung, von Nachgiebigkeit zum Nachgeben, von Nachgeben zur völligen Unter-

werfung sachte zu führen: er spielt gleich den Ausgang des Stückes und fordert blinden Gehorsam auf einmal. Die großen Mächte verlangen die Vertreibung der politischen Flüchtlinge, Bayern fordert die Unterdrückung der Preßfreiheit.

Wie viele von den reichen und angesehenen Familien, die aus Deutschland nach Amerika auswandern, würden die Schweiz zu ihrem neuen Vaterlande wählen, wenn sie nicht besorgt wären, die Pest des deutschen Fürstenbundes möchte sich auch dorthin verbreiten.

Spaziergänge eines Wiener Poeten.*)

Jupiters Blitze von der Hand einer Grazie umhergestreut. — Nie hat mich ein Buch so gerührt, wie diese Spaziergänge eines Wiener Poeten. Wir anderen in allen Städten und Ländern klagen auch; aber wir klagen doch nicht allein. Es klagen viele mit uns. Tausend Gleichgültige gehen vorüber und reichen uns keine Hand; aber sie gehen doch vorüber. Sie verstehen uns nicht; aber sie mißverstehen, sie hören uns doch. Berge ringsumher schallen unseren Weheruf zurück. Aber dieser trauernde Mensch auf einer menschenleeren Insel ausgeworfen, allein atmend in einer leblosen Welt, ringsumher eine Wasserwüste, kein Echo für seinen Schmerz, unter sich das nahe Grab und über sich nur der ferne Gott — es ist etwas darin, das den tiefsten Grund meiner Seele bewegt, zu dem noch kein Gefühl hinabgereicht. Dieses Buch hat die stillen Schauer in mir aufgeregt, die, seit ich Bürger geworden, durch alle meine Nerven rieselten, so oft ich das Wort Österreich hörte. Wahrlich, ich komme mir vor wie das possierlich kleine Männlein, das in dem herrlichen Gedichte: Warum? sich auf der Sprache garbenreichem unermessenem Erntefeld, ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum? So oft ich erfuhr, was man in Österreich thut und duldet, frug ich leise, lispelnd, stille vor mich hin, seufzt ich: Warum? Warum? Fiele ich in Lissabon als Schlachtopfer unter tausend Schlachtopfern, nun, da sehe ich doch einen Tyrannen, der Lust hat an unserem Schmerze, einen Tiger, der unser Blut trinkt.

*) Geschrieben in Paris 1832.

Ich weiß warum. Aber in Österreich ist Tyrannei, und ich sehe keinen Tyrannen; Unterdrückung, und ich sehe keinen Unterdrücker; des Lebens kostbarste Güter werden geraubt, und ich sehe keinen Räuber, der sie genießt, der sie auch nur vergeudet. Warum? Knecht ist alles. Knecht ist der Kaiser, wie der gemeine Soldat; Knecht der Minister, wie der niedrigste Schreiber; Knecht ist der Unterthan, und Knecht ist das Gesetz. Wo ist der Herr? Mauer um Mauer gezogen, eine Mauer beschützt die andere — und warum? Was wird denn endlich beschützt? Ein ungeheueres Gebäude aufgerichtet, worin die Menschen, die es bewohnen sollen, mit eingemauert, als Karyatiden, als Säulen, Decke und Gewölbe tragend — warum? wer soll denn das Haus bewohnen? Des Lebens längste Dauer zu des Lebens höchsten Zweck zu machen, die frischesten saftigsten Völker der Erde, vom Baume der Geschichte pflücken, sie in Essig einmachen, die Luft von ihnen abhaltend, sie Jahrhundert nach Jahrhundert bewahrend — warum? Wer endlich wird denn das genießen? Wenn Österreich hunderttausend Jahre steht, hat es mehr gelebt als Athen, Pisa, Florenz in einem einzigen Jahrhundert? Und daß es Menschen giebt, die das bewundern können! Wenn rings um Österreich alle Länder beben, alle Völker übereinanderstürzen, alle Throne wanken — doch Österreich steht fest — dann frohlocken seine Staatsmänner: Seht! bei uns ist Ruhe, Friede, Ordnung; was habt ihr gewonnen bei eurem rastlosen Streben? Gerechter Gott! So kann jeder Grabstein spotten! „Du Mensch unter mir mit deiner stolzen Brust, mit deinem glühenden Herzen, was bist du jetzt? Staub, Asche, nichts. Als du lebtest, hast du mich mit Füßen getreten, schnell war dein Dasein, und ich stehe noch immer und laste auf dir!" Er steht noch, der Grabstein, er hat den Menschen überdauert; aber er lebt, hat er je gelebt? Heißt das Leben einen Raum einnehmen, ist das Bewegung so viele Luft verdrängen? Und dauerte Österreich noch Millionen Jahre, ein Erdbeben wirft es doch endlich um. Und widerstände es allen Erschütterungen, so verwittert es endlich doch. Wozu war es dagewesen? Und darum ein Volk zum Steine machen, daß es als Grabstein über gestorbene Völker prange! Es ist ein furchtbares Naturgeheimnis in diesem österreichischen Staate, das ich nie ergründen werde. Einen ähnlichen Staat hatte die Geschichte früher: Sparta; aber weil Sparta die Tyrannei noch besser verstand als Österreich, war seine Tyrannei minder schrecklich. In Sparta wurde keine Neigung, keine Kraft des Menschen unterdrückt;

sie durften sich alle frei entwickeln. Aber der Staat verstand sie alle zu bändigen, und sie mußten ihm alle dienen. Doch Österreich versteht von den tausend Kräften und Neigungen seiner Bürger nur hundert zu bezähmen, und die anderen Hunderte, die widerspenstig sind, und die es nicht beherrschen kann — schlägt es tot.

Sein einziger Trost in diesem feuchten dunkeln Kerker, daß es ihm an guten Sohlen nicht fehle, dem Drucke der Luft zu entlaufen, auf Feld und Berg.

Rettung.*)

Es war im Mai, an einem jener schönen Tage, wo der Mensch und die Natur ihre Schwüre wechseln, und die geschmückte Braut uns mit tausend Reizen umschlingt, und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen schmeichelt, und unsere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unsere Zukunft. Jeder Atemzug ist ein Kuß, zurückgegeben vom Balsamhauch der Luft. Der Himmel regnet sein Licht herab, und die warmen goldenen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tausend Gräser und Würmchen, tausend Käfer und Blumen laben sich daran.

Ich saß unter einer Eiche im Gehölze von Boulogne. Der alte Baum, ein erfahrener, geschwätziger Nestor, sagte mir viele weise Dinge, und erzählte mir viele traurige und lustige Geschichten von anderen Menschen, die zu seinen Füßen gelegen, geliebt und gescherzt, geweint und gesungen, und von einem Betteljungen, der in seinem Schatten jauchzend einen gefundenen Pfefferkuchen verzehrt, und dann König geworden, und sorgenvoll von goldenen Schüsseln gespeist. Ich horchte der Weisheit und der Erfahrung. Aber die Nachtigall im Gebüsche spottete bald mit ihren blühenden Liedern die welke Vergangenheit fort, und ich verließ die Weisheit und die Erfahrung, und folgte der Schönheit und der Hoffnung.

Kinder mit rosenlächelndem Gesichte spielten in meiner Nähe zu den Füßen ihrer Mutter, Wanderlehrlinge, und so oft sie ihre kleinen Schritte schwankten, war es wie Blumen, die der Wind bewegt.

---

*) Geschrieben in Auteuil 1834.

Jetzt jagten schöne stolze Frauen auf mutigen Pferden von huldigenden Männern begleitet durch den Wald. Reitet schnell, denn die Freude ist noch schneller als das Pferd; bald überholt sie euch!

Aber ein altes dürftiges Weib sah den Reitern mit ihren angelaufenen gläsernen Augen nach und seufzte. Sie saß auf einem Erdhügel vor dem großen Kamine des Frühlings, in dem die Sonne brennt — seit sechs Monaten das erste Feuer, das sie nicht mit Hunger bezahlt. Ach! so lange die armen Leute ihren Frost stillen, schreit ihr Hunger; sie verbrennen Brot, die armen Leute! Muß denn das so sein?

Muß denn das so sein? .... Ich hob das Buch von der Erde auf, das meinen Händen entfallen war, ein neues Buch, erst an diesem Tage erschienen, das man mir aus der Stadt geschickt. Und indem ich beschäftigt war, seine Blätter aufzuschneiden, kam mir etwas in den Sinn, das zugleich lächerlich und traurig war. So sitzt der Mensch auf der Erde, mit dem Buche des Schicksals in seinen Händen, das am ersten Tage der Schöpfung schon geschrieben war. Und der Mensch trennt dessen zusammengefaltete Blätter und liest darin, und jede Seite ist ihm ein Jahr, jeder Band ein Jahrhundert, und was er gelesen, ist seine Vergangenheit, was noch nicht, seine Zukunft. Und lesen nennt er leben, und das Buch glaubt er selbst geschrieben, die Geschichten darin selbst gethan zu haben; und er ist stolz, und dünkt sich groß, und dünkt sich weise, weil er — lesen gelernt. Es wäre kindisch; aber ach! das Buch ist mit Blut geschrieben, und das Schneidemesser ein Schwert, und der Mensch ist ein Teufel. Wie gütig ist die Natur, wie kurz ihr Zorn, wie schnell ihre Verzeihung! Und sie zürnt nur um ihre Liebe zu würzen. Wie bald schmilzt ihr rauher Frost in den Tauthränen des Frühlings hin! Es sind wenige Tage, da stürmte noch der Himmel und fuhr die Menschen hart an; und jetzt lächelt er ihm wieder und bittet dem Menschen alle Kränkungen ab, die er — von ihm empfangen!

Aber der Mensch! Wann kommt der Mai der Völker? Hier zürnt ein König schon viele Tage, und immer düsterer wird der Himmel, immer nächtlicher der Tag dieses Landes. Dort geifern erboste Fürsten schon fünf Jahreszeiten, und sie drohen immer noch, strafen immer noch nicht, froh ihrer schleichenden Rache, froh der langen Erwartung. Und sie wetzen immer noch ihren Haß, und finden ihn immer noch nicht scharf genug.

Der Himmel, auch wenn sein Herz erkaltet, schneit seine leichten Flocken, eine nach der anderen, auf die Erde nieder, daß er seinen

Menschen nicht zu wehe thue; aber die Fürsten, diese Affen des großen Gottes, häufen tückisch Flocke auf Flocke, bis sie zur Lawine werden, dann stürzen sie ihren Zorn herab, und Völker werden darunter begraben.

Wende deinen unschuldsvollen Blick von mir, du holdes Kind; ich kann nicht mehr lieben, noch nicht. Ihr Nachtigallen singt dem Schäferknaben; euere goldenen Töne finden keinen Widerklang in meinem Ohr; es horcht nach dem Donner der Schlacht. Säuselt mir keine Ruhe herab ihr Wipfel! Ich kann nicht rasten, ich habe keinen Frieden, so lange die Würger der Menschheit aufrecht stehen.

Dort auf der Landstraße kommen von St. Cloud her des Königs rote Lanzenreiter. Staubwolken umwirbeln den langen Zug, und wenn durch eine geöffnete Wolke der rote Schein der Röcke dringt, ist es wie der Blitz des Geschützes durch Pulverdampf. Nebel und Blut, Trug und Gewalt!

Im Frühlinge werden alle Söldlinge in den Waffen geübt und gemustert. Die Fürsten wissen, es wird eine Zeit kommen, wo sie weder hassen und morden — sie kennen ihr Herz. Königen blüht kein Frühling, ihnen singt keine Nachtigall, sie haben keine Kinder, sie haben nur Erben und Sklaven.

Wann kommt der Mai der Völker? Wie lange noch wird ihr Winter dauern?

Ich verzweifle nie, zweifle selten. Nie lästerte ich, wie viele: es ist keine Hilfe! Nie fragte ich: wird Hilfe kommen? Aber ich fragte oft: woher kommt uns Hilfe? Auf welchem Wege naht sie uns?

Und sie kam, die Hilfe, und der Weg ward mir gezeigt, auf dem sie nahte, und schon ihr fernes Licht erwärmte mich, und mein Herz jubelte maitrunken. Und ich küßte das Buch, das uns Gott gesandt: „De La Mennais Worte eines Glaubenden", und der Zeiten gedenkend und der Zeit vergessend, las ich das Buch zu Ende. Die Sonne sank, der Abend dämmerte, und je tiefer die Sonne sank, je höher stieg meine Hoffnung, und je dunkler der Abend dämmerte, je heller ward es in mir.

Die Wehen der Zeit wurden immer stärker, und als es not war, daß ein Geburtshelfer käme, schickte ihn uns der Himmel.

Wahrlich, dieses Buch ist ein goldener Schlüssel, der tausend stillstehende Herzen in Bewegung setzen, tausend abgelaufenen Geistern wieder Leben gegeben wird. Und was edle Menschen geträumt,

werden sie erwachend als wahr erkennen und es fassen. Und was gute Menschen geglaubt, wird ihnen zum Wissen, und mit Zahlen, Maß und Gewicht ihr bestimmtes, sicheres, zu schätzendes Eigentum werden. Und das kalte, bleiche, tote Wissen der Schriftgelehrten wird sich aus seinem Buchsarge erheben und, von der Liebe angehaucht, zu Fleisch und Blut werden und lebend unter den Lebendigen umherwandeln und nicht länger als ein Gespenst die Unwissenheit und den Aberglauben erschrecken.

Gepriesen sei De La Mennais, der uns den Nervenlauf der menschlichen Leiden gezeigt und den kranken Völkern eine weise Lebensordnung vorgeschrieben. Gepriesen sei er, daß er uns die listigen Geheimnisse des großen Schachspiels aufgedeckt und das Volk belehrt, wie es nur eines leichten Griffes mit seiner breiten Hand bedürfe, das tote Königsspiel über den Haufen zu werfen und dann auf befreiten Feldern Korn, Früchte und Blumen zu säen.

Jetzt faßt nur eure gewaltigen Beschlüsse, ihr weisen Fürstenräte in Wien! Mit der Vollmacht des Himmels in der Hand, werden wir mit euch rechten, und mit unserem Rechte in der Hand gegen euch kämpfen. Ihr habt des ersten und des zweiten Testaments gespottet, dieses dritten lacht ihr nicht.

Das aber wird das Schicksal dieses Buches sein, und so wird es kommen. Wenn sein Licht in die dunklen Gewölbe der Klöster, zwischen die Mauern der lichtkargen Kirchen, in die Schlafzimmer der Fürsten und Staatsmänner dringt, werden die Fledermäuse und Eulen aufflattern, und die schlafenden Völkerwächter werden erwachen und erbost sein, daß man sie aus dem Schlafe geweckt. Dann werden sie nach ihren Nachtwächtern senden, daß sie das ruhestörende Buch gefangen nehmen. Die Mächtigen und die Reichen, die das Buch gelesen, werden es verwünschen. Der Adel der Gelehrten wird es verspotten. Manchen unter den Gebildeten würde es gefallen, wäre nur keine Religion darin; aber mit etwas Glauben ist ihnen auch das kostbarste Wissen zu teuer bezahlt. Nach einiger Zeit wird man nicht von dem Buche sprechen und es vergessen. Und jetzt beginnt seine Wirkung. Es wird in das Volk dringen, sich unter dem Volke verbreiten, von Hütte zu Hütte, von Hand zu Hand. Und sein Wort wird von Mund zu Mund, seine Lehren von Ohr zu Ohr, sein Licht von Auge zu Auge wandern. Und Millionen werden erstaunen, daß sie erst jetzt erkennen, was seit Jahrhunderten unter ihren Augen gewesen. Und Millionen werden erstaunen, daß sie erst jetzt bedenken,

was sie schon längst gewußt. Und dann wird sich ein Herz an das andere, eine Hand an die andere ketten. Und die Kette wird immer länger und länger werden, bis das Volk seinen Riesenkreis geschlossen und ihr umringt seid. Dann rettet nichts mehr:

„Das Tier, das von Fleisch und Blut lebt."

Und die Welt atmet frei.

Fragoletta.

— — — Ich habe in diesen Tagen das wunderlichste Buch von der Welt gelesen, einen Roman in Weingeist: Fragoletta — Naples et Paris en 1799. Es ist schon vor drei Jahren erschienen, in Deutschland bekannt genug, gewiß auch übersetzt. Im ersten Teile wird der Krieg der Franzosen in Neapel geschildert, dann die Rückkehr des Königs, die Furie Karoline von Neapel, Nelson, die Hamilton, Schlachten, Mordgemetzel, Banditen, Erdbeben, alle Schrecken der Menschen und der Natur. Der zweite Teil schildert Paris um die nämliche Zeit, seine Geschichte, Sitten und geselliges Leben. Es ist alles mit Geist, Phantasie, mit den lebhaftesten Farben geschildert. Besonders anziehend ist die Beschreibung eines Festes, das Ouvrard auf seinem Landgute gab. Da sehen und hören wir: die Staël, Benjamin Constant, Talleyrand, die Recamier, alle ausgezeichnete Personen, die damals in Paris lebten. Und während des Festes kam die Nachricht, Bonaparte wäre von Ägypten zurückgekehrt. Diese Nachricht schlägt wie ein Blitz in die Lustbarkeit. Einer schleicht sich nach dem anderen fort, nach Paris zu eilen. Ouvrard selbst verschwindet zuerst. Tausend Kerzen, hundert Musiker, leuchten, spielen endlich nur den Wänden. Das alles ist aber nur die Landschaft, in der zwei Liebende spazieren gehen. Man höre und staune was das für Menschen sind! Der Held des Romans ist ein französischer Offizier Namens Hauteville. Den führt der Krieg nach Kalabrien. Dort lernt er ein junges Frauenzimmer Fragoletta kennen, erst vierzehn Jahre alt, aber schon sehr entwickelt. Eigentlich ist sie verheiratet an einen alten und ehrwürdigen Mann, der in den politischen Stürmen sich das Recht eines Gatten auf sie erworben, nur um sie und ihr Vermögen besser schützen zu können. Er betrachtet und behandelt Fragoletta als sein Kind. Hauteville

liebt sie bald, sie ihn auch. Der Alte vor seinem Tode legt die Hände der Liebenden ineinander, und stirbt beruhigt, Fragoletta unter dem Schutze eines würdigen Mannes zu sehen. Diese ist jetzt unabhängig. Hauteville will heiraten, sie will aber nicht, ob sie ihn zwar liebt. Warum nicht? Es ist nicht klug daraus zu werden. Und hat man hundert junge Witwen schon nein sagen hören, diesmal kann man es sich nicht erklären. Hauteville ist sehr unglücklich. Einige Zeit darauf kehrt Hauteville nach Paris zurück. Dort lebt seine Mutter und Schwester. Als er in das Zimmer tritt, sieht er — Fragoletta, aber in männlicher Kleidung. Er ist versteinert, zweifelt, fragt. Fragoletta lächelt und sagt: es wundere ihn gar nicht, daß er ihn mit seiner Schwester verwechsele, sie wären sich so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden wären. Er kenne Hautevilles Verhältnisse zu seiner Schwester, er habe Briefe für ihn und sie lebe gegenwärtig in Wien. Adriani heißt Fragolettas Bruder. Hauteville bemerkt bald, daß zwischen Adriani und seiner Schwester ein zärtliches Verhältnis stattfinde. Er und seine Mutter haben nichts dagegen. Adriani ist reich, vornehm, an die ersten Pariser Häuser empfohlen. Hauteville eilt nach Wien seine Fragoletta aufzusuchen. Dort angekommen findet er sie nicht mehr und reist nach Paris zurück. Da findet er trostlosen Jammer in seiner Familie. Adriani hat seine Schwester verführt, entehrt, und darauf die Flucht genommen. Hauteville eilt dem Verführer nach bis Italien, kann ihn aber nicht finden. Aber seine Fragoletta findet er sehr betrübt, sehr herabgekommen. Sie weiß warum er kommt, redet ihm zu, sich in sein Schicksal zu finden, mit Blutvergießen werde doch nichts abgewendet und gut gemacht. Hauteville sagt, er suche nicht Adrianis Blut, es ließe sich ja alles noch ausgleichen, wenn er die Ehre seiner Schwester herstellte, indem er sie heirate. Er erneuert gegen Fragoletta seine alten Empfindungen für sie. Diese weißt ihn ab. Er entdeckt endlich Adriani, macht ihm erst sanfte Vorstellungen, und da dieser taub dagegen bleibt, duellieren sie sich. Adriani stürzt und Hauteville verläßt Italien. Das Buch ist aus. Man merkt wohl, es muß dahinter noch etwas stecken; aber das Wunderbare ist, daß der Held selbst dieses nie merkt und nie erfährt, was ihm das Schicksal für einen seltsamen Streich gespielt. Der Leser selbst erfährt es eigentlich auch nicht, aber er kann es erraten. Gleich im Anfange des Romans ist eine Scene, die im Antikenkabinette zu Florenz spielt. Hauteville beschaut in Gesellschaft mehrerer Damen, worunter auch Fragoletta

die Kunstwerke. Die verschiedenen Statuen und Gruppen werden kunstkennerisch besprochen. Endlich kommt der berühmte Hermaphrodite an die Reihe. Die Damen, nach Art gläubiger Kunstkenner, sprechen ohne Verlegenheit und Schüchternheit von dem Werke. Nur allein Fragoletta schleicht sich davon. Hauteville schreibt das jungfreulicher Schamhaftigkeit zu und — das war es nicht . . . Fragoletta und Adriani, Bruder und Schwester, sind ein und die nämliche Person. Als Weib liebt Fragoletta Hauteville, als Mann dessen Schwester. Darum nannte ich Fragoletta einen Roman in Weingeist . . . . Giebt es nun etwas Ausschweifenderes? Wie ist es möglich, daß ein Mann von so viel Geist und Sinn, wie der Verfasser von Fragoletta (de Latouche,) sich so verirren konnte? Und das ohne alle Not, ohne allen Gewinn. Das Buch wäre eben so schön geworden, ohne jene tolle Phantasie, und brauchte man Liebende und ihr Unglück, hat die Liebe nicht Hindernisse genug, und mußte der Verfasser gerade solche wählen, die man nicht überwinden kann, die zu besiegen so schändlich ist? Das Buch hat hier bei seiner Erscheinung sehr gefallen. Ich kann mir das denken; für die verschlemmten Pariser war das Teufelsdreck.

Volupté, par Sainte-Beuve.

Deux Volumes.

(1834.)

Die französischen Romane, die guten wie die schlechten, kann man trinken, so leicht und fließend ist die Schreibart. In dem Romane aber, von welchem hier die Rede ist, muß der Leser erst den Stil zermalmen. Es kommt eben daher, weil dem Verfasser, wie allen Franzosen, die Philosophie der Empfindungen noch etwas Fremdes ist, deren Substanz sie noch nicht flüssig bekommen konnten.

Sonderbare Entwickelung des französischen Geistes, der erst Schmetterling war, ehe er zur Puppe wurde.

Held spricht von seiner Reue und Buße, ehe man seine Sünden erfährt.

Man liest den Roman so langsam, als wäre es ein wissenschaftliches Werk.

Die Geschichte ist so schwer beladen mit Philosophie und Moral, daß sie nicht von der Stelle kommt.

Der Roman hat unübersehbar breite Strecken bedeckt mit dem Heidekraut einer frucht- und schattenlosen Liebesphilosophie, und man muß oft lange lesen, ehe man wieder Häuser und Menschen findet. Welche mühselige Wollust! wird mancher Leser nicht selten ausrufen.

Den Recensenten von Gottes Werken (Roman) der Mensch, Roman oder Geschichte? hat man nie gefragt.

Glücklicherweise vergißt der Verfasser oft seine Drohung, uns eine Biographie ((Psychologie) der Wollust zu geben, und so oft er sich ihrer erinnert, fertigt er sie kurz und verdrießlich ab. — Der Held, weit entfernt voluptueux zu sein, ist merkwürdig keusch.

Der Held, ein unglücklicher Meteorolog der Seelenwitterung, der beständig nach Barometer und Thermometer sieht, und darüber versäumt gutes Wetter zu genießen, gegen schlimmes sich zu decken. — Ein Deutscher gewinnt nichts aus dem Romane; er hat für ihn nur ein historisch-politisch-geographisches Interesse, die Bedeutung nämlich, daß er einen Franzosen zum Verfasser hat. — Erzählt feierlich und zerknirscht wie er zum ersten Male in Paris ausgezogen mit dem festen Vorsatze, an diesem Tage seine Unschuld zu verlieren. Dieses geschah nach seinem zwanzigsten Jahr. — Moralische Lustseuche. — Sein Reuejammer, gewöhnlich verziert mit lateinischen Frucht- und Blumenstücken aus der Bibel und den Kirchenvätern.

1 Vol. Es kann noch dahin kommen, daß die französische Nation eine Betschwester wird. — Glückliche Unschuld, beneidenswerte Unwissenheit!

2 Vol. Vor dem Schluchzen des Büßenden hört man seine Bekenntnisse nicht. — Man kann schon hart, tief fallen, und das erzählen; man findet Verzeihung, Mitleid, erregt Erstaunen; man muß aber verschweigen, daß man auf einen Misthaufen gefallen.

Sein Herz leidet an mehreren Weibern, von welchen er die eine liebt, die andere geliebt hat, die dritte geliebt hätte, von der vierten geliebt wird — kurz, er leidet an allen Konjugationen dieses regelmäßigen Zeitwortes. Das wäre nur etwas ganz Gewöhnliches; aber in seiner Not ruft der Held oft den heiligen Namen Gottes an: o Dieu! — und bringt vor diese höchste Instanz kleine Streithändel, die vor den Friedensrichter gehören. Nur noch wenige Franzosen kennen die Gerichtsordnung Gottes. — Der zweite Band, klarer, besser, interessanter als der erste, weil da die Sünden zu der im ersten Bande pränumerierten Reue abgeliefert werden. — Der Held erzählt sein Leben einem jungen Freunde zur Lehre und Warnung. Er kann den Eindruck nicht verfehlen. Wäre der Weg des Lasters immer

so beschwerlich, die Sündigen immer so langweilig, würde jeder die Tugend zum besseren Zeitvertreibe ergreifen. — St. Paul, St. Augustin, Marc Aurel, Bossuet als Beweisstellen der Wollust. — Der Verfasser, bei all seinen saueren Bemühungen, das Geheimnis der menschlichen Natur zu ergründen, kommt nicht tiefer als bis zur zweiten Schicht der Physiologie. — Der Festungskrieg der weiblichen Koketterie und das alle so weinerlich. — Die Stecknadeln der weiblichen Koketterie. — Zu wenig gesündigt, um ein Heiliger zu werden. So wohlfeil erkauft man kein seliges Leben.

Behüte uns der Himmel, daß wir je eines so tugendhaften Bestrebens spotten sollten, sei auch das Bemühen noch so ungeschickt. Ja, in diesem Kinderlallen, in diesen ängstlich geheimen Versuchen, ist etwas Rührendes. Aber ein Lächeln darf man sich doch erlauben, wenn man wahrnimmt, wie die Franzosen endlich einsehen, daß, und begreifen, warum ihr Wissen bis jetzt wurzellos gewesen, und darum all ihr Thun seit einem halben Jahrhundert fruchtlos geblieben; und wie sie mit Dank und Erstaunen von dem Christentum reden, als von einer neuen Welt, die erst jetzt entdeckt worden wäre.

Die Liste und Schelmereien der Versuchungen, den Gerechten straucheln zu machen, und den Büßenden von der betretenen Bahn der Tugend abzulenken.

Über das Christentum. Der Verfasser lobt es sehr. Nimmt endlich die Priesterweihe, und so endigt die Geschichte, daß er das Weib seiner reinsten Liebe, als Priester tröstend, bis an die Schwelle des Todes begleitet.

Wir Deutsche haben das alles besser, oder vielmehr wir haben das schlimmer. — Demut der Menschheit, Hochmut der Menschen. — Gottesfürchtige, gottergebene Menschen, wie sie sich nicht ertragen.

Shakespeare, der beste Übersetzer dieses unsterblichen Werkes: Der Mensch, und sonderbar, die Deutschen haben den Übersetzer gelobt und das Original getadelt.

Die das Buch in die Hände nehmen oder wegwerfen, angelockt oder abgeschreckt durch den Titel, die täuschen sich, die einen wie die anderen.

Alte Nationen haben viel Ähnlichkeit mit alten Weibern.

Steht seiner reinsten Liebe, der Frau eines anderen, als Priester in der Todesstunde bei. Beichte. Kommunion. Letzte Ölung. — Die Krankheiten der Seele und des Herzens heilt man wie die des Körpers schwer und selten mit Arzeneien, sondern durch Lebensordnung.

Hamann.*)

Hamann, gleich noch anderen früheren, gleichzeitigen und späteren deutschen Philosophen, wendete ebensoviel Witz und Scharfsinn an, den Glauben an die heilige Schrift und deren Offenbarungen zu verteidigen, als die gleichzeitigen französischen Philosophen angewendet, ihn anzugreifen. Aber Witz und Scharfsinn sind Waffen gut zum Angriffe, doch nicht zur Verteidigung des Glaubens. Wer die Dunkelheit beleuchtet, um zu lehren, was sie sei, der zerstört sie. Hamann sucht den Zwist des Verstandes mit dem Glauben zu schlichten, ohne daß einer dem anderen einen Schritt entgegenzukommen, ohne daß sie von ihren wechselseitigen Ansprüchen das Geringste aufzuopfern nötig hätten. Ein verzweifeltes Unternehmen. Der Glaube ist Licht für das innere Auge, Musik für das innere Ohr. Einer tauben und blinden Seele erklärt man das durch Worte nicht.

Hamann hat ein so kindliches Vertrauen zu Gottes gütiger und väterlicher Führung, daß er von 300 Pfund Schulden redend, die er in London gemacht und die ihn ängstigen, ausruft: „Wie sollte es Gott auf eine Kleinigkeit ankommen? Die 300 Pfund sind seine Schulden."

Die deutsche Sprache zur Zeit Hamanns hatte etwas von den Sitten, Kleidern, Trachten und Moden der damaligen Zeit, wie sie auch in Frankreich herrschten. Es fällt uns etwas schwer, einen geistreichen Mann mit einer Allongeperücke, wie sie Voltaire trug; eine große tragische Schauspielerin im Reifrocke zu finden. Hamanns Geist scheint von seiner Sprache maskiert.

Hamanns Schriften. Gold mit Schlacken, ohne Geschmack, ohne Form.

Die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse der deutschen Schriftsteller und ihre Belesenheit in der Litteratur aller Völker und Zeiten, giebt ihnen, wenn sie Dichter und Humoristen sind, eine große Bildung aus allen Zweigen des Wissens, so daß man gelehrt sein muß, die Spiele ihres Witzes zu verstehen. So Hamann. Sie sind so bekannt mit jenen Kenntnissen, diese sind ihnen so häuslich und alltäglich geworden, daß sie ganz vergessen, daß es gebildete Leser geben kann, die dieses nicht verstehen.

Hamanns Worte reichen nicht für seine Gedanken, nicht für sein Denken hin.

*) Geschrieben in Auteuil 1834.

„Die Dämmerung des Ausdrucks.“ Glückliches Wort Hamanns, das man auf seine Schriften anwenden kann.

Hamann lebt nur in der Bücherwelt. In seinen Schriften ist so viel von Büchern die Rede, als in den Memoiren der französischen Schriftsteller von Menschen.

Den deutschen Gelehrten ist die Welt ein Buch, wozu die Wissenschaft den Text, das Leben die Notizen liefert.

Hamanns Schriften haben einen Vorzug, der oft den Werken der berühmtesten Schriftsteller fehlt, um ihnen die äußerste Vollendung zu geben; ein Vorzug, den jeder Schriftsteller sich aneignen sollte und könnte, weil weder Talent noch Geist dazu gehört, sondern nur Klugheit oder Bescheidenheit; ein Vorzug, der auch eine schlechte Schrift vor strengem Tadel und den Leser einer langweiligen Schrift vor Langerweile schützt — die Kürze.

Es giebt unter den Deutschen wenige philosophische Schriftsteller, die man unmittelbar genießen kann, die dem Geist eine schon zubereitete Nahrung geben. Die vollendetsten geben uns Mehl, das man erst zu Brot backen, die minder vollendeten Getreide, das man erst mahlen muß. Hamann aber giebt uns dieses nicht einmal. Die Bedürfnisse unseres Geistes zu befriedigen, giebt er uns die Arbeit. Er ist ein scharfer Pflug, und wenn man ihn gelesen, und in die Furchen, die er in unserem Geiste gezogen, gesäet hat, wird man der Ernte froh. Seine Gedanken bereichern uns nicht, aber sein Denken.

Hamann hat oft Artikel gegen seine Recensenten. Die Schimpfreden deutscher Kritiker und Antikritiker sind riesenhaft. Die Zänkereien der homerischen Helden sind artiges Hofgeschwätz damit verglichen.

Hamann mußte von seinen Recensenten, die ihn nicht verstanden, oft den Vorwurf hören: er habe nur witzig sein wollen, sowie den der Dunkelheit. Hamann in seinen Antikritiken, sucht sich deutlich zu machen, aber ohne Erfolg. Er gebraucht eine Blendlaterne, wobei *er* sieht, aber kein anderer.

Es gab mehrere solche Geister wie Hamann, die wie Blitze in die dunkle Nacht ihrer Zeit herabfuhren, aber nicht dazu dienten, sie zu erhellen, sondern nur zu erfrischen.

Frau von Genlis ließ ihre Zöglinge mit bleiernen Schuhen große Fußwanderungen machen, damit ihnen hierdurch weite Fußreisen in gewöhnlichen Schuhen zum Spiele würden. Ich würde aus gleichem Grunde den Franzosen, die sich mit der deutschen

Litteratur bekannt machen wollen, um sich gegen alle Ermüdung abzuhärten, raten mit Hamann den Anfang zu machen.

Hamann lebte und wirkte gleichzeitig mit Rousseau, Voltaire, und sie gehörten zwei aneinander grenzenden Völkern an. Wenn man aber das Leben und Wirken Hamanns und anderer deutschen Schriftsteller mit dem der französischen des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht, sollte man nicht glauben, daß Jahrhunderte oder das Weltmeer sie getrennt? Welche Not, Armut und Verborgenheit bei den deutschen, welches Wohlleben, welcher Glanz und welches Ansehen bei den französischen Schriftstellern! Auch viele der letzten litten und hatten mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aber sie besiegten endlich immer ihre ungünstigen Verhältnisse, und hatten in ihren Kämpfen immer Waffenbrüder zur Seite. Und welch ein Unterschied zwischen den Widerwärtigkeiten eines deutschen und eines französischen Schriftstellers. Der erste focht im Dunkeln, keiner war Zeuge seines Mutes und seiner Wunden, und alle seine Leiden wurden lebendig begraben. Der französische Schriftsteller, der Verfolgungen und Not litt, hatte ganz Paris zum Zeugen. War er wie Rousseau unglücklich, ein Bettler, ein verkannter Biedermann, so spielte er seine Lebensrolle gleich dem Glücklichen, dem Reichen, dem beliebten Voltaire, auf der nämlichen Bühne, beim Schein derselben Lichter mit ihm. Welcher Luxus in der Not Rousseaus, welche Armut in der Hamanns! Der französische Schriftsteller litt wie ein König im Kerker, den sein Feind, der ihn gefangen hielt, in den Hungerturm sperrte; der deutsche hungert wie ein armer Tagelöhner. Der französische ging im Sturm unter, der deutsche ertrank in einem Mühlbache.

Rousseau, Juge de Jean-Jacques. Dialogues.

Motto: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis (Ovid). — Il confia le premier dialogue à Mr. Brook-Bothby. Ce manuscrit ne fut point imprimé du vivant de l'auteur. — Il les acheva en 1776.

Du sujet et de la forme de cet écrit. „J'ai souvent dit, si l'on m'eut donné d'un autre homme les idées qu'on a donné de moi à mes contemporains, je ne me serais pas conduit avec lui comme ils font avec moi."

Rousseau konnte das Geheimnis nicht erraten, warum er so allgemein verkannt, gehaßt, verspottet, verfolgt wurde. In dieser

Schrift wollte er sich anatomieren; aber das ist alles vergebens. So lange die Seele atmet, kann man nicht aus dem Fleische und der Haut heraus. Während dem Leben ist jede Selbstverteidigung eines verkannten Menschen unnütz, nach dem Tode überflüssig. Die Verteidigung vermehrt nur die Beschuldigung der Gegner, denn der Angeklagte kann nicht unterlassen, seine Natur im Kriege noch mächtiger als im Frieden hervortreten zu lassen.

Man muß nicht fragen: Woher kommt es, daß so viele edle Menschen aller Zeiten verkannt, gehaßt und verfolgt wurden, und die Liebe und Achtung, die ihnen gebührte, den Ausgezeichnetsten unter den Schlechten zugewendet wurde? — Nicht darüber muß man sich wundern. Das war nie anders, das wird nie anders sein. Leidenschaften sind die Wolken, welche die Sonne der Wahrheit verfinstern. Aber man muß fragen, woher kommt es, daß diese Verkennung oft so lange dauert und selbst das Leben eines Menschen überdauert. Das geschah nicht in den alten Republiken, wo das Volk immer schnell von seinem Wahnsinn zurückkam, weil die Führer, die es irre führten, nur die Macht übten, die ihnen Glück oder Gunst oder Geisteskraft gab, die bald endete. Wo aber die Macht ein Recht ist, das Recht ein Besitz und erblich; da, wo Vorurteile in einem Stande befestigt, durch Gesetze bewacht werden, wo der Einfluß der Individuen aufhört, da enden die Vorurteile nie.

Rousseau hielt den Menschen für gut. Da er nun aller Orten und Länder auf gleiche Weise wie in Paris, Spott und Verfolgung fand, da er überall verkannt worden auf gleiche Weise, weil er überall der nämliche blieb, überall beleidigte durch seinen Stolz der Tugend, hielt er das für eine organisierte Verschwörung, die aus dem Hauptquartier seiner Feinde geleitet worden. — Er vergaß, daß die Menschen sich überall gleichen, daß von den Wassertropfen, die eine gemeinschaftliche Quelle haben, es keiner Verschwörung bedarf.

Rousseau hielt's mit keiner Partei, und das in Paris! Er hätte in der Einsamkeit leben sollen, dann hätte er alle Verfolgungen vermieden. Wer in der Gesellschaft lebt, muß flüssig sein, wer hart und unauflösbar darin herum schifft, wird hin und her geschwemmt, sinkt zu Boden, oder wird fortgespült.

Rousseau konnte keine Wohlthat ertragen, die Fesseln der Erkenntlichkeit waren ihm unerträglich. Er ward der Feind seiner Wohlthäter.

Der üble Einfluß der Armut auf den Charakter eines reichen Geistes macht mißtrauisch. — L'historien du coeur humain nennt sich Rousseau selbst und mit Recht.

Das Herz, das Vaterland des Menschen.

Rousseau, dem wie die Ohren, so das Herz ewig sauste. — Wer das nicht kennt! Leiden — Störungen. — Man glaubt, sie kämen von außen, aber sie kommen nicht von außen.

Paris, den 5. Dezember 1834.

Marat, Danton und Robespierre gegenüber, kommen mir die Nußknacker des Frankfurter Comité du Salut Plublic sehr lächerlich und unschädlich vor, und ich würde mich gar nicht fürchten, ihnen meine Hand in den Mund zu stecken. Zu gut zu morden sind sie auf keine Weise, und sie würden gern den Schrecken gebrauchen; aber feig, wie sie sind, fürchten sie, er möchte ihnen platzen in der Hand: das macht sie zahm. Die Langeweile ist ihre Guillotine — wohl eine scharfe Schneide für zarte Seelen. Aber unsere guten Deutschen können das ertragen, das ritzt ihnen die Haut nicht, denn sie haben einen jochgewohnten, abgehärteten, schwieligen Nacken. Und sie sind auch nicht wehrlos gegen solche Waffen, sie haben auch ihre Guillotine und können sich rächen. Ich möchte einmal diese beide Langeweilen im Zweikampfe einander gegenüber sehen; ich möchte dabei sein, wenn künftig die Stellvertreter des Volkes und die Stellvertreter der Regierungen, die sich in den Kammern nicht haben vereinigen können, ihren Streit vor die Bundesversammlung bringen, und die Entscheidung dieser gleich einer Aloeblüte, nach sieben Jahren mit einem Knalle hervorbricht! Wie da die drei Parzen des deutschen Lebens die Sachen drehen, spinnen und endlich durchschneiden werden! Wie sich da die deutsche Staatsweisheit, diese Todfeindin aller Aphorismen, breit und schwer machen wird, so daß schon nach dem ersten Jahr die Nachbarn des taxisschen Hauses bei dem Bauamte klagen werden, der deutsche Bundestempel drohe Einsturz, und man solle die Mauern stützen! Das schläferige Wesen wieder einzuführen, war der Hauptzweck jener Beschlüsse des Kongresses von München-Grätz; man wollte den jungen deutschen Volksvertretern den alten Puls des Regensburger Reichstages beibringen, und man wird diesen

Zweck bald erreichen. Keiner verliert dabei als das deutsche Volk; denn seine uns wohlbekannten so freisinnigen, mutigen und standhaften Fürsprecher, werden in dem Anwachsen ihrer Kollegienhefte und der Vermehrung ihrer publizistischen Citate reichen Ersatz für die Verminderung ihrer Bücher finden.

Des alten Buches zweiter Teil.

Eine Käsnovelle (Käsemärchen)

von

Ludwig Börne.

(1835.)

Ein geneigter Leser unterscheidet sich von einem ungeneigten nur durch den Grad des Winkels, den er mit dem Buche oder dessen Verfasser bildet. Der geneigte Leser bildet einen spitzigen, der gleichgültige einen rechten, der ungeneigte Leser einen stumpfen Winkel; woher es auch kommt, daß Schriftsteller von Verstand ihre feindlichen Recensenten *stumpf* nennen. Aus diesen mathematischen Sätzen könnten für die deutsche Nationallitteratur, besonders für die romantische Poesie die wichtigsten Folgerungen gezogen werden. Es ist aber gegenwärtig nicht meine Absicht diese zu erörtern. Es genügt mir, einige nützliche Wahrheiten gleich voran aufgestellt zu haben; denn jeder gewissenhafte Schriftsteller sollte, so oft er ein neues Werk beginnt, bedenkend die Ungewißheit aller menschlichen Dinge, und daß er auch bei dem besten Willen dahin geführt werden könne, unnütze, einfältige und schädliche Sachen zu schreiben, gleich im Anfange irgend einen Nutzen für die Leser sicher stellen.

Ich kann jetzt beruhigt fortfahren. Der ungeneigte wie der geneigte Leser werden es nicht weniger logisch und dankbar als landwirtschaftlich finden, daß ich künftiges Märchen, welches ich eben zu dichten anfange — denn seit mich *Athelstan Tieck* scheel angesehen, und der *Hans* in mich gefahren, halte ich mich für einen Dichter, wenn auch nur für einen klassischen — daß ich es ein Käsemärchen nannte. Mit Recht wurde es so genannt, weil es aus der *Buternovelle* entstanden ist, gemacht und verfertigt worden, womit Tieck die *Urania* von diesem Jahre verziert hat. Geschmackvolle Leser könnten mich fragen: warum ich meine poetische Produktion statt Käse-

märchen nicht lieber Märchenkäse genannt, und warum ich von Tiecks Poesien redend, nicht treffender Novellenbutter als Butternovelle gesagt? Auf die erste Frage weiß ich nichts zu antworten, denn ich fühle, daß ich Unrecht habe; auf die andere aber erwidere ich: daß hier nicht von Tiecks gewöhnlicher Novellenbutter, sondern von einer potenzierten, von einer eigentlichen Butternovelle die Rede sei, welche unter dem Namen: das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein, im genannten Almanache zu lesen ist. Noch eine dritte Frage könnte man an mich richten: warum ich für nötig gehalten, aus Tiecks Novellenbutter Novellenkäse zu machen, da Alter und Säure jene Butter selbst schon zu Käse gemacht? Diese große Frage zu erörtern ist aber jetzt nicht Zeit, ich werde sie umständlich in dem siebenten und achten Teile meiner Briefe aus Paris besprechen, die nächstens in der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt erscheinen werden, die aber nicht für den Pöbel in den Buchhandel kommen, sondern bloß für die verehrten Mitglieder des hohen deutschen Bundes pro Dictaturo gedruckt werden, wobei also Herr Ludwig Tieck in Dresden nicht zu kurz kommt.

Ich hatte anfänglich das Käsemärchen der Urania von 1836 zugedacht; aber zwei Zweifel, die bald in mir aufstiegen, brachten mich von meiner Entschließung wieder ab. Die verdrießliche Kakophonie in zwei Zweifeln hat mir Hans eingeblasen; sie thut mir leid, aber Hans ist unwiderstehlich. Das erste Bedenken war: der Komet, der im Herbste dieses Jahres erscheint, und der mit seinem furchtbarem Schweif aus Dunst und Wasser an der Erde so nahe vorbei streicht, das zu befürchten ist, die deutschen Almanache werden nicht mit ihm zu konkurrieren wagen und im nächsten Jahr gar nicht erscheinen. Das zweite Bedenken war: ich wußte nicht, ob Herr Tieck und sämtliche Dienerschaft der Urania, sowohl die Stahlstecher als die Poeten und Prosaisten, ihr Werk und Bilder selbst verantworten müssen gegen den Bundestag und seinen Wohlfahrtsausschuß, oder ob sie unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung stehen und schreiben. Wäre ich des letzteren gewiß gewesen, hätte ich mir es zur großen Ehre gerechnet, mich unter das Gefolge der Urania zu mischen; denn es giebt nichts Ehrenvolleres für einen echten deutschen, tapferen, kühnen, unabhängigen, freisinnigen, stolzen Mann, als sich mit seinen Meinungen, Gesinnungen und Reden unter die Vormundschaft eines Buchhändlers zu stellen. Aber ich war dessen nicht gewiß, fürchtete meine Worte selbst verantworten zu

müssen, und dieser Gedanke ist mir unerträglich, ja er könnte mich rasend machen. Zu antworten, statt zu fragen — pfui! Auch werden mir meine erbittertsten Gegner die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich immer nur unverantwortliche Sachen geschrieben.

Möchte mich doch einer das Geheimnis lehren, wie Oberon Tieck die anatomische Unmöglichkeit zustande gebracht, sich selbst zu umarmen und sich hierdurch zum großen Dichter zugleich zu machen und zu erklären! Auf dem gewöhnlichen osteologischen Wege ist dieses gar nicht zu erreichen. Aber ein König der Elfen ist wie ein König der Menschen; er erlaubt sich alles, weil ihm keiner wehrt. Seine gute brave Haushälterin, die seine Küche besorgt, ihm wollene Strümpfe strickt und den Rücken mit einem Lappen Flanell reibt, erhebt er zu einer Gloriane, zu einer Titania. Eine dürre prosaische Seele, voller Menschenfurcht und Philisterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung, krönt er zum Dichterfürsten, und wenn sich einer erkühnt, dieser Fürstlichkeit wie jeder anderen zu spotten, schimpft er ihn einen unterirdischen, buckligen, krummbeinigen, stotternden Gnom, der von Dingen spricht, die ihn nichts angehen, und die er nicht versteht.

Aber weder Wachler, noch Menzel, noch sonst ein deutscher Litteraturhistoriker hätte es nur drei Tage vorhersehen können, daß ich mit Meister Ludwig Tieck ein romantisches Verhältnis anknüpfen würde — ich, der gegenwärtigste aller Menschen, die sich je in den Straßen von Paris umhergetrieben haben. Denke aber darum keiner schlimm von mir, weil ich so gegenwärtiger Natur bin; meine schwache Verdauung ist schuld daran. Ich habe schon vor vielen Jahren die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß alle ausgezeichneten romantischen Dichter unseres Vaterlandes zugleich ausgezeichnete Esser und Trinker sind und waren; ja, wenn es nicht unschicklich wäre, könnte man sie Fresser und Säufer nennen. Auch werden sie, wenn sie einst vor Gottes Richterstuhl stehen, und der Herr sie fragen wird — nicht, was habt ihr gethan für euer Volk? denn ihm ist wohlbekannt, daß sie Sklaven waren und ihnen die Hände gekettet, wie uns Allen — aber sie fragen wird: was habt ihr gelitten? — werden sie nichts zu antworten wissen als: die Gicht, die Rückenmarkdürre, das Asthma, die Nervenschwindsucht — und der Herr wird sich ihrer elenden Seelen um ihrer elenden Leiber willen erbarmen.

In meiner Jugend, da ich noch einen guten Magen hatte, gefielen mir Tiecks romantische Dichtungen ungemein, ja sie entzückten

mich oft; und vorgestern, da ich von Tiecks frischer ungesalzener Novellenbutter kostete, konnte ich sie nicht vertragen. Es kann aber auch sein, daß die Veränderung meines Geschmackes nicht aus dem Unterleibe, sondern daraus entspringt, daß ich älter und Tieck alt geworden. Es ist auch möglich, daß es eine Selbsttäuschung gewesen, als ich glaubte, Tiecks romantische Dichtungen hätten mich einst entzückt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß damals, als dieses geschah, ich, so oft ich ein Buch von Tieck (wie ohne Unterschied auch jedes andere) in die Hand genommen, ich immer kurz vorher getrunken hatte, und zwar mehr viel als gut. Entweder sogenannten alten Malaga bei Sioli, oder Hoppelpoppel bei Schelling (nicht den Naturphilosophen, sondern dem Kuchenbäcker auf dem Markte) oder Franzwein im Ring, oder Cognak auf meiner Stube, oder irgend etwas anderes, irgend wo anders. Es ist also möglich daß, was ich damals für Entzücken gehalten, nichts anderes gewesen sei, als die Begeisterung, die ich aus dem Alkohol geschöpft, und womit ich als Weihwasser den hochchristlichen und tiefromantischen Tieck besprengt hatte. Vielleicht aber ist dieses alles nichts und ich thue mir unrecht.

Vielleicht wäre ich heute noch so romantisch und buttergesinnt, wenn ich nicht seit vier Jahren in Paris wohnte, dieser vermaledeiten Stadt, in der Kaiser Oktavian und die heilige Genoveva selbst, schon nach einem Aufenthalte von drei Tagen, ihren eigenen leiblichen Vater auslachen würden.

Herr von Raumer in England
und
seine Genossen in Deutschland.

Wie beneide ich den edlen Don Quichotte um seinen ruhmvollen und glücklichen Wahn! Er kämpfte mit Windmühlen, freilich; aber er *glaubte* doch gewaltige Riesen zu bekämpfen. Ich aber fechte mit Windmühlen, und weiß, daß ich mit Windmühlen fechte, und muß doch mit ihnen fechten. Denn was sie mahlen, sind die Gebeine eines Volkes, und was sie herausbringen, ist die Speise für das unersättliche Tier, das von Fleisch und Blut lebt, und was sie klappern, ist die Lüge, und was sie gewinnen, ist eine Metze Dienstbarkeit. Wer aber nicht weiß, was eine *Bockmühle* ist, der weiß

nicht was ich leide. Nur wer Herrn von Raumer kennt und seinesgleichen, der kennt meinen Schmerz, denn er weiß, was eine Bockmühle ist. Eine Bockmühle oder eine preußische Windmühle unterscheidet sich von einer gewöhnlichen holländischen darin, daß, während letztere nur mit dem Dache und den Flügeln, erstere mit dem ganzen Gebäude samt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann. Und jetzt bedenkt, was nicht all für Zeug in dem historischen Raumer steckt, und was sich alles mit ihm dreht, wenn er sich dreht, und was es einem festen und stolzen Herzen kosten muß, sich von solchen Windmühlen anschwindeln zu lassen. Wäre es die Liebe nicht, die mich treibt, die Liebe, die nicht rechnet, ich bliebe weit von ihnen. Denn was wäre zu gewinnen in solchem Kampfe? Ruhm nicht, denn es ist keine Gefahr dabei, und den Ekel zu besiegen, das ist kein Heldentum; Ehre nicht, denn ich streite im Dunkeln; und Vorteil bringe ich der guten Sache auch nicht, ich bringe ihn eher der schlechten. Sie werden nach ihrer Art Fetzen aus meiner Wahrheit schneiden, und ihre durchlöcherten Lügen damit flicken.

Altes und junges Deutschland.

Herr Kühne, eines der bedeutendsten Mitglieder des Berliner litterarischen Tierkreises, hat sich über mich und mein Bestreben wie folgt geäußert („Litterarischer Zodiakus" 1835 Jan. S. 73): „An Börne haben wir diese vulkanisch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare Schreckgestalt der Weltironie. Der wenige von Jean Paul teilweise erborgte Humor wurde rasch aufgebraucht, der Witz, mit dem er anfangs so glücklich den kleinen Krieg gegen die Frankfurter Presse und sonstige Lokalmiseren geführt, wurde an ihm wie ein Hautjucken und Gliederzucken zur Krankheit, sein anfangs leuchtendes, blitzendes Auge wurde stechend und starr, sein Gedankenspiel wurde fix, sein früher schäumendes Gehirn verbrannte, sein Herz verkohlte, seine Phantasie wurde zu Zunder. Die Symptome zeigten sich allmählich, aber immer zahlreicher in dieser krassen Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten Dingen zuginge, nichts weiter mehr thun, als radikal wahnwitzig werden, oder Hand an sich legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert. Sobald Börnes Ergießungen unschön wurden, mußte man nicht allein für sein Gemüt, das sich völlig

aushöhlte und verkohlte, auch für sein Gehirn besorgt werden. Er ist ein schreckbares Phänomen der Zeit, ein großes Talent ist in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die Stadien seiner Entwickelung still verfolgt, ich könnte eine Geschichte dieses psychologischen Patienten schreiben, es wäre die Geschichte des menschlichen Wahnsinns."

Wenn dieser Herr Kühne wirklich das ist, wofür er sich ausgiebt: der schlaue Mouchard meiner Entwickelung, der ihr lange leise nachgeschlichen, und der alle ihre Wege kennt, dann sollte er seine wichtigen Entdeckungen der Welt mitteilen, er sollte mein medizinischer Plutarch werden, und die Geschichte meines Geistes schreiben, welche, wie er sagt, nichts weniger als die Geschichte des menschlichen Wahnsinns ist. Es wäre seine Staatsdienerpflicht dieses zu thun, nicht etwa zu meinem eigenen Besten, denn ich muß es in der Zerknirschung meines Herzens bekennen, daß an mir Hopfen und Malz verloren ist; aber er sollte es thun zur Belehrung der anderen, zum abschreckenden Beispiele, wohin es führt, wenn man in Deutschland den windstillen Freihafen der Wissenschaft verläßt, und in die Stürme des Lebens hinausschifft. — Sollte aber Herr Kühne, weil er die Vernunft der eleganten Welt verwaltet, darum keine Zeit übrig haben, sich mit meiner Unvernunft zu beschäftigen, so mache ich ihm das freundliche Anerbieten ebensoviele Mühe, und zwar mit landesüblichen Zinsen, auf seine elegante Vernunft zu wenden, als er Mühe und Arbeit meiner groben Unvernunft gönnen wird. Kurz, und um mich mit klaren Notariatsworten zu verpflichten: ich will solange ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitung für die elegante Welt sein, als Herr Kühne gegen mich schreiben wird, und ich glaube mir nicht zu viel zu schmeicheln, wenn ich überzeugt bin, daß ich mich dieser zu übernehmenden Verpflichtung, nicht bloß zur Zufriedenheit der eleganten Leser, sondern auch zu der des Herrn Kühne selbst entledigen werde. (Ich will so flau schreiben, so zahm, weich, morsch, bleichsüchtig und rückenmarkdürr, so polizeimanierlich und bundestäglich, daß alle Welt bekennen soll, daß ich dem jungen Deutschland zur größten Zierde gereiche.) Aber hat Herr Kühne es auch wohl bedacht, als er wagte, die Censur in Frankfurt, diese heilige Mutter Gottes, die ja wie in Frankfurt, so auch in Berlin, Wien, Leipzig, München und in ganz Deutschland angebetet wird, unter die Lokalmiseren zu rechnen? Er sehe sich vor, Herr von Rochow könnte ihn sonst als Relaps behandeln und ihm untersagen die elegante Zeitung zu redigieren.

Herr Kühne kann es mir glauben, daß ich noch ebensoviel Kredit bei Jean Paul als früher genieße, und daß derselbe sich nicht weigern wird, mir von seinem Humor zu leihen, ob ich auch den, welchen ich ihm einst abgeborgt, noch nicht zurückbezahlt habe. Dieser reiche und edle Geist vertraut am liebsten den Armen. Mein früheres Talent, Lokalmiseren glücklich zu behandeln, wie sollte ich es verloren haben? An Miserenlokalen, provinzialen und nationalen ist noch heute kein Mangel in Deutschland, und das müßte ein Genie von Dummkopf sein, den ein so reicher Stoff nicht zu begeistern vermöchte.

Wenn ich aber geduldig wie ein deutscher Leichnam mich dem Zergliederungsmesser des Herrn Kühne hingebe, dann darf ich wohl im Namen der Gerechtigkeit mir eins von ihm bedingen; nämlich: daß er mich wirklich zergliedere, mich, nicht sich; daß er meine Pariser Briefe, die es hier doch wohl gilt, zum Vorteile des Rechts und der Wahrheit widerlege, sie aber nicht für sich als Panisbriefe benutze; daß er nicht den Geist aus meinen Werken ziehe, welches, wie er mir gern gestehen wird, sehr schwer ist, sondern das Wort. Daß er meine Reden anführe, unverfälscht, unverstümmelt, vollständig, mit Gänsefüßchen verwahrt, und dann bekämpfe, niederschmettere, zermalme er mich ohne Barmherzigkeit. Und wenn er so thut, möge er auch das letzte Wort behalten, ich würde, ich könnte nichts darauf erwidern. In jeder meiner Meinungen ist zugleich deren Verteidigung enthalten, und wer meine ausgesprochenen Meinungen wörtlich und vollständig anführt, der hat mich zugleich verteidigt.

(1835.)

Goethianer. — Eure Kunst, eure Poesie ist nichts als Formschneiderei — wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr und weil körperlos auch schattenlos und im reinsten Lichte seines Daseins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längst aufgehört haben wird euch zu verschmähen, wenn man euch vergessen haben wird. — Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. — Die wahre Kunst ist eine Tochter der Zeit, aber die eure ist ein Findelkind, wie eure Kunst so ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt ihr nur in der Gegenwart, klammert euch daran fest. Darum zittert ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt ihr wer sie rüttelt, darum haßt ihr was wird und noch nicht ist, jede Hoffnung, und lebt nur dem Genusse.

Tieck. — Wahrheit, Freiheit, Recht, Menschenliebe sind Tieck und seinen Gläubigen nur Märchen. — Die betrübten Waisen des toten Apis (Goethe), die sich einen neuen Gott und Vater suchen. — Tieck zeige uns das Wort, das er gegen Napoleon gedichtet, als seine Herrschaft auf Deutschlands Fürsten lastete, nur zu leicht für ihre Schuld, nur zu kurz für die Wohlfahrt des deutschen Volkes; er zeige uns das Wort, das er in der Dresdener Insurrektion gesprochen. Ihr seid wie Emigranten aus dieser Zeit der Freiheit und schimpft ohnmächtig und droht lächerlich von der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herüber. Weimar ist euer Koblenz und Goethe euer Condé. — Goethe hatte seine Jugend wie die Blattern ausgehalten, der Werther blieb ihm als eine Narbe zurück, denn Gott sei Dank, Deutschland hat noch kein Jenner gehabt, gleich Paris, der gelehrt die Jugend inokulieren, daß auch nicht eine Narbe im Herzen übrig bleibe — das poetische Polizeigesindel!

Reisen.

(1836.)

Semilassos Lorbeeren, Heines florentinische Nächte, des Herrn von Raumers radikale Rübchen und konservative Rohrstengel, und die Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage — nämlich die von Menzel — raubten mir den Schlaf. Morpheus selbst hätte einer so zahlreichen Räuberbande nicht widerstehen können. Meine Gestalt ward täglich schlanker und lieblicher, und meine Seele nahm ungemein ab und nahte sich der Seichtigkeit. Ach! ich war so flau und rückenmarkdürr wie das junge Deutschland, und weder der erste Botaniker unter den Politikern, noch der erste Politiker unter den Botanikern hätte entscheiden können, ob ich zu den radikalen Rübchen oder zu den konservativen Rohrstengeln gezählt werden müsse. Ich war ja gar nichts mehr, höchstens ein bißchen Schimmel auf einem faulen Fleck der Welt, und Herr von Raumer hätte mich gelobt, wegen meiner mäßigen Gesinnung. Wenn es aber in Berlin nur zwei Menschen giebt, die mich ein wenig lieb haben, so könnten sie mich durch eine kleine Gefälligkeit, die sie nichts kostet, glücklich machen. Ich bitte sie, in Gegenwart des Herrn von Raumer einmal einen geographischen Wettstreit miteinander zu führen, ob Berlin im Wendekreise des Krebses oder in dem des Steinbocks liege, und Herrn

von Raumer zur Entscheidung aufzufordern. Ich weiß zwar mit Bestimmtheit vorher, daß Herr von Raumer zur Vermittelung der beiden Extreme in den Meinungen und aus ehrfurchtsvoller Rücksicht vor dieser Vermittelung entscheiden wird: Berlin liege unter dem Aquator; ich möchte es aber nicht bloß von vorn wissen, sondern auch von hinten, und ich lechze nach der Erfahrung.

In der erbärmlichen Beschaffenheit des Leibes und des Geistes, kam ich am jüngstverflossenen 22. Mai, meinem fünfzigsten Geburtstage, nach einer schlaflosen Nacht, blaß und zerstört zum Frühstücke. Nicht der herrliche Morgen, nicht einmal die Glückwünsche und Geschenke, welche mir die Freundschaft bot, konnten mich erheitern. Meine Freundin sah mich bekümmert an und sagte: Sie sollten reisen. Ich sprang vom Stuhle auf und hatte die Milch umgeworfen. Nachdem ich eine Weile lang, nachdenklicher als einst Cäsar am Rubikon, an dem Milchbache auf und ab gegangen war, bemerkte ich: reisen kann jeder Narr, aber reisebeschreiben! das kann auch jeder Narr, fiel Freund S. ins Wort. Freilich, sagte ich, kann das jeder Narr; warum sollte ich es also nicht auch können? Ja, ich will reisen und reisebeschreiben, und ich schwöre es bei dieser unschuldig vergossenen Milch, die um Rache schreit — nicht gegen mich, sondern gegen die, die sie vergossen, denn ich war nur das blinde Werkzeug — ich schwöre, nicht eher wieder heimzukehren, als bis ich meinen großen Zweck erreicht.

— Sie sollen keinen anderen Zweck haben, als sich Bewegung zu machen und sich zu zerstreuen. Sie sind wieder sehr hypochondrisch. — Ich will es bekennen, ob es zwar der Leser vielleicht schon gemerkt haben wird, daß ich mich diesmal aus wichtigen Gründen, nämlich aus eigennützigen, eines guten Stils befleißigen werde. Zwar kommt mir nichts schneiderhafter vor, als wie Heine der Schneider seiner Gedanken und Empfindungen zu sein, und mehr daran zu denken, wie man sie gut kleide, als wie man sie gut erziehe; da ich aber schon seit drei Jahren den Vorsatz in mir herum trage, von meinem fünfzigsten Jahre an ein Spitzbube zu werden, und ich daher alle Verkleidungen versuchen will, möchte ich auch den guten Stil kosten. So thöricht werde ich aber nie sein, mich um einen besseren Ausdruck abzumühen, wenn der beste schon früher gefunden worden ist von einem anderen. Da nun Herr von Raumer in seinen Briefen aus England nach Hause schrieb, daß einmal, da er in London etwas mit angehört, was gelassen anzuhören gegen seine Staats-

dienerpflicht gewesen wäre, es ihm wie spanischer Pfeffer durch die Nase gefahren sei; so eigne ich mir diese Schönheit an, und sage: es fuhr mir wie spanischer Pfeffer durch die Nase, als ich meine Freundin von meiner Hypochondrie sprechen hörte.

Wild und durch und durch gepfeffert, frug ich sie: haben Sie das in meinem Gesichte oder in Menzel gelesen? Glauben Sie ihnen nicht, sie lügen oder heucheln beide, nein, ich habe nicht den Spleen; der Hochmut, die Eitelkeit, die Habsucht, der Neid, das sind die Teufel, die mich plagen, und die will ich austreiben — wie man Teufel austreibt. Es giebt aber nur eine sichere Art den Teufel los zu werden, nämlich, indem man thut was er will; er plagt immer nur die Widerspenstigen. In früherer Zeit, da es noch öfter Menschen gab als heute, die wert waren, daß sie der Teufel holte, da holte er sie. Aber welche Menschen? die edlen. Es waren immer die besten Seelen, die vom Teufel besessen waren; die schlechten brauchte er nicht zu holen, die kamen von selbst.

Ja ich muß reisen. Ich muß mit Lord Brougham Senf essen, und an dem Tische eines Königs die glänzende Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern.

Ich muß mir glückliche Liebschaften erreisen, zwar nicht so viele als Heine, denn das ist unmöglich, weil sie zahllos sind; auch nicht halb so viel, denn das ist auch unmöglich; aber doch sehr viele, welches möglich ist, und den ganzen astronomischen Tag will ich den schönen Rosenkranz von Küssen abbeten, und zum Entzücken aller Metzger die Sache des Fleisches besingen. Auch will ich so lange Champagner trinken, bis ich noch etwas Geistreicheres geschrieben, als Raumers radikalen Rübchen und konservativen Rohrstengel. Ich will . . . — Sie sind ein Narr!

— Der Himmel sei dafür gepriesen. Was! Habe ich darum die deutsche Quartgeschichte drei Wochen lang in meinen Händen gewogen, daß mich heute noch die Knöchel davon schmerzen; habe ich sie darum durchjammert und durchlacht, um am Ende, da ich auf Ruhe und Erholung hoffte, mir von einem Philister sagen zu lassen, ich sei ein grober Fanatiker und ich solle einmal in die Grazie des geistreichen Spötters und des Thümmelhaftesten Schriftstellers seiner Zeit hineinblicken und mich schämen? Darum? Habe ich ihnen darum seit zwanzig Jahren zugerufen: seid keine Hofräte, keine Philister, schreibt leserlich, seit liebenswürdig, seit keine Perücken, um zu erleben, was man jetzt sieht? Sie sind keine steifen Hofräte mehr,

sondern flink wie die Lakaien stellen sie sich hinter jede glänzende Equipage, möge darin sitzen wer da will; sie sind keine steifen Philister mehr, sind aber Kleinmeister, Hasenfüße und jämmerliche Gecken geworden; sie schreiben leserlich, aber wie man sie früher nicht lesen konnte, mag man sie jetzt nicht lesen, und man bedauert die Unverständlichkeit, die früher ihre Unverständigkeit bedeckt; sie sind so liebenswürdig geworden, daß sie um das Lächeln jeder Gassendirne buhlen; die Perücken haben sie abgeworfen, aber statt frischer Locken kamen Kahlköpfe hervor. Klug vor der Erfahrung, lebensmüde vor dem Kampfe. Betrüger ehe sie betrogen worden, Tugend, Recht, Freiheit verspottend in den schönen Jahren der Schwärmerei, an der Nadel gespießte Schmetterlinge, ein jämmerlich Geschlecht, das mich anekelt. Das ist die Grazie jener adeligen und bürgerlichen deutschen Gecken. . . . . .

Grangeneuve par H. de Latouche.

Deux Volumes.

(1835.)

Depuis Leipsick et Waterloo, ces deux grands champs de bataille ou plutôt de bêtises, où tous les rois de l'Europe avaient envoyé leur contingent; où ils s'étaient réunis pour renverser Napoléon ce puissant et cet unique protecteur de la royauté; où ils avaient rompu de leurs propres mains la digne, qui contenait les flots populaires; depuis cet heureux temps, ces pauvres rois sont par trop malheureux, et le plus farouche républicain ne saurait se défendre de quelque peu de compassion. Rien ne leur réussit plus, tout conspire contre eux. Il y a une sainte alliance entre le ciel et la terre, entre le monde des idées et le monde des réalités, pour aider les peuples à s'affranchir du joug honteux de la domination, qui leur fut jadis imposé par la disgrâce de Dieu. C'est pour la première fois que la sagesse et la folie se devinent et se comprennent et qu'elles agissent dans le même sens. La décadence de la philosophie en Allemagne et ses progrès en France. Les succès de la royauté lui sont aussi funestes que ses revers, et les efforts de ses amis s'unissent aux efforts de ses ennemis, pour la détruire. Si la royauté après tous les événemens des quatre dernières années est encore debout, c'est qu'elle n'a pas encore assez vaincu, c'est qu'elle ne compte pas encore assez de victoires remportées sur les peuples; quelques unes de plus, et elle est anéantie.

La royauté a ses compères qui répandent partout qu'elle est plus forte que jamais. Il est vrai, qu'elle fait plus de bruit et qu'elle a plus de colère que jamais; mais c'est le bruit de la colère d'une cataracte, qui irrésistiblement entrainée vers l'abime, tombe en écumant et en mugissant de

rocher en rocher, jusqu'à ce que, réduite en poudre, elle soit dévorée par le tombeau. La royauté est en apparence plus puissante que jamais, parcequ'elle à placé sa fortune en rente viagère et qu'elle consomme son capital; elle parait bien fraiche, bien vermeille; mais c'est l'éclat des joues d'un malade qui se meurt de consomption. Elle est au bout de ses moyens, elle n'a plus de force vitale et elle est reduite à consulter et à suivre les pratiques superstitieuses de la police secrète, de cette vieille sorcière qui lui escroque son argent, la trompe et se moque d'elle. La monarchie est tombée si bas, que les princes ne sont plus que les premiers mouchards de leurs pays.

Il n'y a pas un seul événement, pas un hasard, pas une science, pas un art, pas une nouvelle invention, pas une découverte, pas un seul homme d'état, pas un roi, qui ne conspire contre la royauté. Les caisses d'épargne, les sociétés de tempérance, les omnibus, l'homéopathie, la diète de Francfort, le roi de Bavière, les congrès des souverains, toutes ces consultations enfin des médecins, qui tiraillent le malade et l'emportent en lambeaux; les Tartares, les Baschkirs et les Kirghises au camp de Kalisch, qui s'exercent sous le commandement de l'empereur Nicolas à couper la tête aux hommes et la gorge aux femmes, pour effrayer les petits princes de l'Allemagne, les radicaux de Berne et les républicains de la France; tout cela est entré dans la conjuration. La géometrie elle-même, de temps immémorial amie de l'ordre et de la stabilité, froide et impassible de sa nature, à pris parti contre les rois; elle a tracé ses chemins de fer, elle pousse ses bateaux et ses voitures à vapeur, et la royauté s'en va en fumée.

Et même les romans, si doux, si inoffensifs, si aimables, la consolation et le délassement des censeurs, les délices des vieilles princesses et des princes appanagés, ont tiré le poignard contre César! Un franc sans-culotte en voyant tout cela se pâmerait d'aise; mais nous autres gens proprement habillés et bien élevés, tristement condamnés à l'étiquette et à la politesse, il faut nous contenter de sourire. Eh bien, sourions et parlons des romans séditieux, des romans historiques.

Transportez-vous en arrière de vingt ans d'ici, au temps du congrès de Vienne. Dans cette sainte ville monarchique,

où l'on garde les reliques gouvernementales, s'étaint alors rassemblés les principaux propriétaires de l'Europe, pour y tenir ce fameux marché de moutons chrétiens, qu'on a désigné par le nom de la paix de Vienne. Ah! qu'en ces beaux jours les pasteurs des peuples furent contens et charmés. Ils se frottaient la tête avec de l'eau de Cologne et tachaient d'oublier les songes fâcheux et importuns des vingt-cinq dernières années. Ils dansaient, ils jouaient aux proverbes, ils s'amusaient au casse-tête politique, composant et décomposant avec des triangles, des carrés et des parallélogrammes, des territoires, de beaux royaumes, des grand-duchés, des principautés, les uns plus ingénieux que le autres. Le loup corse qui avait dévoré les bergers et leurs troupeaux était assommé; le tournis des brebis, ainsi que les vétérinaires courtisans appelaient la révolution, avait cessé ses ravages. On se promit d'être plus circonspect à l'avenir; de ne pas se laisser attrapper une seconde fois; de fermer plus soigneusement les bercails; et de se donner des mâtins plus forts, plus vigilans et en plus grand nombre. La gentilhommerie allemande s'était offerte pour cet honorable service de surveillance et d'aboiement, et avait dans ce dessein formé une société secrète sous le nom de la chaîne de la noblesse; mais les princes n'en voulaient pas, ils se suffisaient à eux-mêmes. Les présomptueux! Dans l'orgueil de la victoire, ils furent presque généreux; ils ne chassaient pas la liberté de leurs terres; il lui assurèrent même un certain état, en la chargeant de traire leurs vaches; les princes donnaient des constitutions.

Vers ce même temps, que les pères des peuples avaient donné l'ordre de remaillotter leurs enfans, et de les bercer pour les endormir, il vivait à cinq lieues de Vienne, au fond d'une île, un simple bourgeois, un petit homme boiteux, auquel la providence avait ordonné de se moquer des rois, de défaire ce qu'ils avaient fait, d'éveiller les peuples en les amusant, en leur parlant de leur origine, de leur ancienne gloire, en leur racontant leurs combats, leurs victoires, leurs défaites, en leur dressant la généalogie de leurs souffrances; en les convainquant qu'eux-mêmes étaient les auteurs de leurs misères; que les rois n'avaient fait que profiter des discordes intestines et des haines et jalousies entrenationales des peuples;

et que c'est ainsi que les peuples conquis étaient devenus les esclaves des peuples conquérans, et les peuples conquérans les sujets de leurs capitaines, les esclaves de la discipline.

Sir Walter Scott s'acquitta avec l'habileté et la fidélité la plus grande de la charge que la providence lui avait donnée et dont il ne savait ni ne devinait pas le secret. C'était un tory, un aristocrate, un artiste enfin, qui ne s'inquiète jamais de ce qui doit être, mais de ce qui est. Précisément en l'an 1814, quand les rois, pour la première fois d'accord, traçaient en secret leur plan de campagne contre les peuples, Walter Scott publia son Waverley, qui commence cette suite innombrable de romans historiques qui contribuèrent plus que les événemens, plus que tous les écrits politiques et journaux, à éveiller les peuples, à les avertir de leur danger, et à leur donner la conscience de leur force et de leur droit. Dès que les opprimés ont leurs historiens, les oppresseurs tombent dans l'oubli. Les rois n'ont été plus forts que les peuples, que par la raison qu'un enfant qui veille est plus fort qu'un géant qui dort. Que le géant s'éveille et il est le maitre de l'enfant. Et peu importe la manière dont les peuples soient éveillés, que ce soit par des coups de fouets et par des injures, ou par la voix douce et caressante de la liberté, il suffit qu'ils ouvrent les yeux pour foudroyer leurs tyrans.

En moins de vingt ans les romans historiques ont fait le tour du monde. Ils entraient dans les chaumières, ils entraient dans les palais, et c'était plaisir de voir, combien peu les gouvernemens les plus ombrageux s'en défiaient Et en vérité, tandis que le peuple puisait ses enseignemens dans les romans historiques, les princes devaient y trouver une douce flatterie. Faute de résistance, ils avaient presque oublié qu'ils étaient les maitres; partout le peuple était battu si plat, que le marteau du despotisme se rouillait faute de métaux malléables. Les romans historiques rappellaient aux lecteurs couronnés que leur pouvoir n'a pas toujours été incontesté, qu'il leur fallût beaucoup de combats et de victoires pour subjuguer les peuples; ils sentaient dans leurs veines le sang de leurs ancêtres, et en lisant des romans ils se croyaient des héros.

En même temps que les romans historiques se répandaient par toute l'Europe, et par suite de cet événement littéraire, l'histoire proprement dite, prit une nouvelle direction et l'art de décrire l'histoire changea entièrement de face. Mais pour ne pas nous égarer trop loin, nous nous bornerons à constater ce fait, sans en developper les conséquences. Maintenant la littérature de tous les pays et de toutes les langues s'est enrichie de romans historiques. On en trouve dans les langues italienne, russe, suédoise, danoise, polonaise, allemande; même la nation royale-prussienne a un roman royal-prussien. Et ce qui est le plus curieux, c'est que tous ces romanciers historiques n'avaient que l'art en vue, et qu'ils n'écrivaient jamais dans un but politique. De même que Walter Scott, l'Italien Manzoni était un monarchiste, même un fameux flatteur du pouvoir. Le Russe Bulgarin, dont les romans historiques sont très estimés, assurément n'y entendit pas malice; car en sujet du magnanime Czar et engourdi par le vent glacial qui souffle de la Sibérie, il ne devait jamais écrire qu'en tremblottant. Mr. Haering l'auteur de Cabanis, de ce roman historique qu'on a traduit en français, est l'homme le plus innocent du monde, au cœur papier timbré, lui qui n'a pas une seule goutte de sang dans les veines, ni une seule goutte d'encre dans son écritoire qui ne soit pas royal-prussien; et dont les rêves même sont officiels. Cet honnête écrivain fut entrainé, sans le sentir, par le courant du siècle séducteur, et il se pendrait de déséspoir, s'il avait jamais la conscience que son roman ait été un ouvrage démagogique, et un crime de lèze-majesté. Heureusement ses amis n'ont pas à trembler pour sa vie, car il a l'habitude de ne pas me croire et d'excuser ma scélératesse, à cause de ma folie. Messieurs les Berlinois sont des hypocrites imperturbables. Maint professeur et référendaire royal-prussien tête-à-tête avec un républicain lui baiserait les mains, tandis qu'en présence d'un témoin, il dirait de grossières injures même à un royaliste constitutionnel. A l'avenir messieurs les Berlinois! Il y a de l'étoffe en vous pour mille Fouquier-Tinville; car vous êtes des caffards et des trembleurs.

Les romans historiques, abstraction faite de eur tendance morale et sociale, sont une dégénération de la poésie. Le

mariage du roman avec l'histoire produit un genre bâtard qui n'est ni roman, ni histoire. L'art, en imitant la nature, ne doit lui emprunter que la forme et la couleur, mais jamais l'étoffe. Si vous lui empruntiez encore l'étoffe, ce serait comme si vous appliquiez des fleurs naturelles à un paysage peint. Les romans historiques sont du nombre des mille symptômes de la décadence des arts et de la littérature, que les amis intéressés de l'ancien ordre des choses reprochent, avec une joie maligne, à notre jeune siècle. Cependant nous autres amis du mouvement et du progrès, nous ne nous attristons guère de cette décadence manifeste; car nous n'ignorons pas que le printemps des arts tombe dans l'hiver des peuples, et que les chef-d'œuvres des poëtes et des artistes ont toujours été les oraisons funèbres de la liberté et les monumens funéraires de la vertu publique.

Les romanciers qui prennent des histoires anciennes pour sujet, échappent à la censure du grand nombre des lecteurs, qui n'a pas comme les critiques la mauvaise habitude de regarder tout par un microscope, mais qui lisent simplement avec leurs yeux. Car dans les histoires anciennes, la vérité et la fiction, l'histoire et le roman, se confondent par la grande distance, on ne s'aperçoit pas de leurs empiétemens reciproques, de là vient qu'on est moins choqué par les difformités de ce genre de littérature. Mais le romancier dont l'imagination s'attache à une histoire moderne, perd cet avantage, et dès qu'il y a désaccord entre le roman et l'histoire, aucun lecteur ne balance à prendre parti pour l'histoire et à faire le sacrifice de la fiction par souvenir de la réalité. Or c'est ce qui est arrivé à Mr. de Latouche, en puisant ses inspirations dans l'histoire de la révolution française, et si l'estimable auteur de Fragoletta, si riche en esprit, en sentimens et en imagination a échoué dans Grangeneuve, c'est une preuve qui peut nous dispenser de toutes les autres preuves, que l'histoire contemporaine ne se prête jamais au bon plaisir du romancier.

Jocelyn. Episode. Journal trouve chez un curé de village.

Par Alphonse de Lamartine.*)

(1835.)

Deuxième époque. Séminaire de . . .

1. Janv. 1793.

„Ces corridors obscurs, ces nefs, ces murs épais
Ont versé sur mon front leur silence et leur paix;
Les souvenirs cuisants, les regrets, les images
De liberté, d'amour, de rians paysages,
A peine ont jusqu'ici dans mes nuits pénétré."

L'homme qui joui de la paix de l'ame, n'a pas le sentiment des passions qui ne le tourmentent pas; l'homme en bonne santé, ne pourrait jamais se rendre compte de toutes ces maladies dont il est libre. Le véritable contentement ne se prête pas à l'analyse; on ne peut faire l'anatomie du bonheur, qu'après qu'il a cessé d'exister.

18. Fevrier 1793.

L'amour de Dieu ne doit pas être une science, une affaire, un métier. Dieu est dans le bruit du monde, non moins que dans le silence, il se montre dans les passions autant que dans la paix de l'ame. Celui qui se retire dans la solitude pour trouver Dieu, montre qu'il n'a pas su le trouver partout.

25. Fevrier 1793.

„O peuple ivre de sang,
Tu détruis de tes mains l'erreur qui nous abuse
Et de tous tes tyrans, ton exemple est l'excuse!"

C'est tout le contraire. De toutes les violences du peuple les tyrans sont l'excuse.

28. Fevrier 1793.

Le mot Dieu trop souvent répété — on ne comprend pas Dieu ou on ne le respecte pas, quand on ne comprend ou

*) Fragments d'une critique non achevée sur Jocelyn. Les indications qui les précédent font connaître les morceaux du poème auxquels elle se rapporte.

qu'on ne respecte pas ses lois — c'est le langage d'un courtisan, d'un prêtre, qui exploite la vénération des hommes pour son maitre.

Devant Dieu un roi est un homme comme un autre, et quand il permet qu'une tête couronnée tombe sous la hache du bourreau, cela ne doit pas plus dérouter la foi, qu'un crime dit vulgaire que la sagesse divine laisse consommer.

Troisième époque.

20. Septembre 1793.

Les sentimens délayés dans des cuves de mots. — La peur et l'amour n'ont jamais demeuré dans le même cœur — 23. Octobre — On regrette que l'éducation de Laurence soit tombée en si mauvaises mains. Jocelyn ne lui apprendra ni à combattre pour sa patrie, ni à venger la mort de son père, il ne lui enseignera que des lâches prières que Dieu renvoie à celui qui les fait — 28. Octobre — Jocelyn, dans la vigueur del'âge pleure toujours. — 29. Octobre. — Ce poême est un chapelet sur lequel le poête dit ses patrenostres. — Dieu ne doit pas être un lit de repos pour les paresseux et les peureux — on peut se reposer dans la solitude de l'ame, mais après avoir vécu et combattu, par lassitude, non pas comme Jocelyn par paresse de vivre.

1. Decembre 1793.

La Date du Journal éveille en nous le souvenir des importans événemens de la révolution française, ce qui détruit tout notre intérêt pour Jocelyn. Le poête aurait dû mettre la terreur et la passion de la révolution à côté de la paix d'ame et du sublime silence de la nature. Il est beau de regarder la tempête de la rive, mais il faut voir la tempête, les angoisses des naufragés. Excepté deux coups de fusil, qui auraient pu partir aussi bien des mains d'un chasseur ou d'un brigand que de celles de soldats républicains, on n'entend rien du furieux orage, qui régna alors en France.

Quatrième époque.

Fevrier 1794.

En bas l'orage du peuple, sur la hauteur la terreur d'une nature sauvage, et Jocelyn avec son cœur mol, toujours en

pleurs! Moïse priait du moins tandis que son peuple combattait, mais Jocelyn tout saint qu'il est ne pense qu'à lui-même!

Mars 1794.

L'homme qui a toujours Dieu dans sa bouche, qui ne voit que lui, qui ne pense qu'à lui, qui pour le créateur oublie sa création, ressemble au courtisan, qui ne compte que son maitre dans le monde, et oublie sa patrie et le peuple.

Cinquième époque.

Grenoble, 6. Avril 1794.

„Bénissant ses bourreaux du geste et du sourire
Comme on marche au triomphe, il marchait au Martyre
Sachant que la victoire en ces combats de foi
Est à celui qui tombe et qui meurt pour sa loi!"

Appeler les prêtres persécutés ou immolés des martyrs, ce n'est pas le mot juste. On n'a pas voulu les contraindre à adorer Jupiter et à renier le Christ, on ne leur demandait que de respecter les lois de la France plus que celle de Rome. Louis XVI. était victime d'un fanatisme déplorable, mais non pas martyr. Roi il ne mourut pas pour la foi chretienne, mais pour le paganisme politique.

Sixième époque.

26. Mai 1795.

Jocelyn a sacrifié l'objet de son amour aux menaces d'un prêtre farouche, à sa propre conscience timorée, mais il n'a pas sacrifié son amour. Il n'a aucun droit à notre sympathie, ni à notre admiration. Un amour malheureux est chose si ordinaire.

Mélanges.

Le Zodiaque littéraire, une des meilleures revues de l'Allemagne, contient un article de M. Gans sur le salon de madame Récamier. Nous eussions beaucoup désiré traduire ce beau morceau; mais nous n'aurions jamais pu en venir à bout, sans le mutiler ou l'étendre. Pour des idées germaniques d'un certain tour, l'idiome français est un véritable lit de Procruste, et il faudrait être un monstre de cruauté pour

essayer de les y coucher. M. Gans professeur à l'université de Berlin, est un homme de beaucoup d'esprit, surtout quand il est à Paris; mais néanmoins il s'entend parfaitement bien à cet art merveilleux qui est propre à tous les savans de sa patrie, de préparer les plus belles fleurs en légumes et de donner aux choses les plus légères et les plus gracieuses un air de dignité philosophique. On ne penserait jamais que les charmes de la société de madame Récamier, qui jouit depuis plus de trente ans d'une réputation européenne, et que M. Gans lui-même savait si bien apprécier, aient pu servir de thème à de graves apophtègmes Hegeliens. Il est beaucoup à regretter, que M. Gans n'use pas toujours de son héroique talent de résister aux circonstances, et qu'il se plaise quelquefois à s'y prêter, comme il l'a montré récemment dans l'affaire de la jeune Allemagne. Les charmes d'un professorat doivent être beaucoup plus forts que ceux du salon de madame Récamier; M. Gans qui ne s'est pas laissé séduire par les derniers, au point de n'être qu'aimable et de déposer son langage doctorale, s'est laissé amener par les premiers à faire violence à ses sentimens généreux ordinaires et à rénier M. Gutzkow qui, persécuté par l'inquisition politique de Francfort, a été lâchement abandonné par tous ses anciens amis. Il est beau d'être professeur et d'avoir un cœur royal-prussien; mais il est plus beau encore de n'être rien et d'avoir un cœur généreux. Vous avez beaucoup d'esprit, messieurs les savans Berlinois; mais vous n'avez pas autant de sentimens, qu'il en faut à une petite fille pour aimer sa poupée. Et vous, cher Gutzkow! dans l'ivresse d'une jeune ame ardente et fière d'un avenir riche de gloire, vous vous êtes moqué du ciel; voyez maintenant si avec de tels hommes royaux-prussiens vous pourriez vous passer de Dieu!

La Diète de Francfort et M. Heine.*)

L'étonnement de ces mots doit être grand de se trouver ensemble; mais quant à nous nous ne nous en étonnons pas

*) Ces pensées ont été suggérées à Boerne à l'occasion d'une lettre de M. Heine, insérée dans le Journal des Débats et adressée à la Diète de Francfort.

Voir cette lettre à la fin de ce volume.

le moins du monde: tel maître tel valet — voir la préface de son salon. — Nous conseillons à M. Heine de ne pas trop se fier à un sauf-conduit de la Diète de Francfort. L'Allemagne ne manque pas d'un Novogorod. „Loix de ma patrie.“ Une loi soufflée par les jésuites de Munich, ébauchée par un commis de M. de Rochow, approuvée par des ministres malades et sanctionnée par la Diète en démence n'est pas une loi de la patrie et ne mérite pas une obéissance respectueuse. — Gutzkow a servi de Fieschi à la Diète de Francfort; ce n'est pas qu'on voudrait imiter les loix d'intimidation françaises, on se moque de telles loix en Allemagne, on les regarde comme des loix d'encouragement. — L'humble supplique de M. Heine on l'acceptera avec satisfaction comme arrhes de sa conversion; mais assurément la Diète de Francfort ne se payera pas d'un tel désaveu. — C'était bien modeste de la part de M. Heine de se déclarer inférieur à Luther, mais c'aurait été encore plus modeste de ne pas se mesurer avec lui — la mousse qui couvre un rocher.

Voyez maintenant, messieurs les ministres de l'instruction publique, combien la providence se moque de votre esprit législateur tant primaire que secondaire. Les frivoles marquis et les bourgeois timides de l'ancien régime ont fait la révolution de 1789, les fils et les élèves des terribles jacobins ont été les instrumens les plus dociles du despotisme de Napoléon, et les disciples du catéchisme impérial et du jésuitisme de la restauration ont fait la révolution de 1830. Voilà maintenant M. Heine né juif et élevé dans la loi de Moïse qui succède à Luther et qui est le plus ferme soutien du protestantisme!

La Diète de Francfort aura lu avec un sourire moqueur la missive de M. Heine; mais elle ne se payera pas de vains mots, elle ne lui pardonnera que quand il aura consommé son apostasie.

Ce sera beau d'entendre M. Heine chanter des pseaumes sur la grande route entre Forbach et Mayence.

Luther et Heine! Nous ne sommes pas fabulistes. Mais si nous l'étions! quel beau sujet de fable: le rocher et l'éponge!

La Diète de Francfort, que M. Heine il n'y a pas encore deux ans avait appelé dans un de ses ouvrages: le vampyre qui suce le sang au cœur du peuple allemand, s'est-elle donc amendée depuis? s'est-elle changée en pigeon? ou M. Heine n'a-t-il pas de sang à perdre?

Les malheureux patriotes allemands ont tout perdu jusqu'à l'espérance même; il ne leur est resté que l'honneur. M. Heine par sa lettre à la diète de Francfort a taché de compromettre encore ce qui leur reste; il n'a pas réussi, mais on doit lui tenir compte de sa bonne volonté. A l'égard de toute autre personne vis-à-vis de laquelle nous aurions eu à répondre des opinions que nous avons émises sur son compte, nous nous serions exprimés avec moins de modération; mais l'héroique stoïcisme de M. Heine nous désarme, nous avons honte de nous prévaloir d'une franchise à si bon marché.

..... C'est beau de défendre l'innocence malheureuse et persécutée, mais quand les innocens sont réunis au nombre de quinze millions, et qu'ils ont des rois et un demi million de soldats à leur tête, comme les protestants allemands, ils peuvent se défendre euxmêmes. M. Heine ferait une œuvre beaucoup plus méritoire, s'il voulait au lieu de protéger les protestans, que personne ne pense à attaquer, prêter son puissant appui aux juifs, ses anciens corréligionnaires, dans la réligion desquels il est né et élevé, et qui peu nombreux sont encore dans la plus grande partie de l'Allemagne hors du droit cummun, très molestés et vexés par la population chretienne.

..... Je n'aime pas à troubler les amours de qui que ce soit, pas même les amours propres; mais les Français ne doivent pas croire que nous autres Allemands soient réduits à M. Heine, qu'il soit l'Hercule de l'Allemagne, qui a terrassé la hydre du catholicisme.

Aphorismes.

Il n'y a rien de plus dangereux aux pouvoirs, que de vaincre trop souvent. Par la défaite les vaincus apprennent enfin à vaincre.

Parmi les grands hommes des sciences et des arts, il y a des génies créateurs et des génies destructeurs. L'influence des derniers est même plus forte et plus durable que celle des premiers, mais ils sont moins vénérés et moins estimés que les autres. A leur égard on commence ordinairement par l'indifférence, et en passant par le dédain, on arrive à l'oubli. C'est que les hommes ne sont reconnaissants que pour le bienfait positif, et ne tiennent aucun compte des maux dont on les a délivrés, des entraves dont on les a affranchis. Lessing a fait plus pour la littérature allemande que Schiller et Goethe; mais comme il n'a rien créé parcequ'il a epuisé ses forces et sa vie à déblayer le terrain, il n'est pas aussi populaire que les premiers.

La langue française parait toujours supposer, qu'elle ait à s'expliquer avec de grands ignorants, tant elle a soin d'être précise et claire; la langue allemande au contraire prend tout le monde pour des savants, et sans doute c'est la dernière qui se trompera le plus souvent dans son calcul.

La réligion est encore plus nécessaire aux heureux qu'aux malheureux; il faut de la croyance pour souffrir; pour jouir il en faut davantage.

Le tombeau rend les femmes égales aux hommes; j'aime les femmes qui publient leur livrés sous le voile de l'anonyme, ou dont les ouvrages ne paraissent qu'après leur mort.

Les femmes doivent être stationnaires, conservatrices, ni révolutionnaires ni réactionnaires. Je leur pardonne même des penchants aristocratiques; quand la saison des fruits est passées on aime les fruits confits préparés par de belle, mains.

L'intelligence d'une femme même la plus spirituelle, n'est qu'une lumière boréale. Ce que les femmes perdent en admiration, elles le regagnent largement en amour.

La France c'est Voltaire, l'Allemagne c'est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l'autre est de fonder.

La jeune Allemagne. Quand on a la conscience de sa jeunesse, on est déjà très vieux — ils croient être au port et déchirent les voiles qui ont poussé leur esprit.

Les langues du midi ont quelque chose de reptil, elles sont glissantes, rampantes, douces au toucher, ce sont les langues des pays conquis. Les langues du nord sont osseuses, dures, franches, marchant haut, ce sont les langues des peuples conquérants.

La peur est raisonnable en France, c'est un malheur; l'arbitraire n'a rien de comique qui offre une compensation à celui qui souffre.

Quand je dis, il faut être citoyen avant d'être poëte, j'espère trouver de l'écho en France; comme je suis sûr d'en trouver en Allemagne, quand je dis, il faut être homme avant d'être citoyen.

Nous autres Allemands nous descendons tous de Hamlet et de Faust. Nous avons gouté jusqu'au dégout de la terre et du ciel. Nous avons beau désirer nous vendre à l'enfer. Le crédit de notre vertu est si solide, que le diable même ne veut pas avoir affaire à nous, craignant d'être trompé.

Malheur à celui qui entre dans le labyrinthe de la philosophie allemande, sans avoir le fil d'Ariadne qui l'aide à en sortir, le minotaure du doute le dévorera.

Si monsieur Cousin n'a pas digéré la philosophie, du moins il l'a mangé.

Les nerfs ces espions du corps humain.

Les Allemands traduisent tout, les actions étrangères comme les livres étrangers. Les imitations de la révolution de 1830 dans quelques provinces allemandes, n'ont été que des traductions.

Révolution française. En France l'ancien régime était déraciné, on n'avait qu'à l'abattre; en Allemagne quand on aura abattu l'ancien régime, les racines resteront toujours.

Depuis la mort de Louis XVI. il y a guerre ouverte entre Voltaire et Rousseau, qui antérieurement lorsque leurs intérêts étaient encore d'accord se ménageaient réciproquement, et tout en se trompant l'un l'autre ils marchaient et combattaient de front. Voltaire c'est le chef de la bourgeoisie, Rousseau c'est le chef du peuple.

Un peu moins de fidélité et un peu plus d'honneur s'il vous plait.

On ne peut pas accorder le patriotisme avec l'amour de la liberté.

Qu'est-ce qu'un roi? Autrefois c'était le premier gensdarme, aujourd'hui c'est le premier mouchard de son pays.

Monsieur Thierry a bien deviné les maladies inconnues et les douleurs secrètes des peuples.

Toute femme de génie est le mauvais génie de son mari. Une femme auteur, quand elle est d'ailleurs aimable et aimante, pourrait être la consolation d'un homme sourd, mais elle serait le désespoir d'un homme qui ne serait qu'aveugle.

Une femme polygraphe est un monstre; un volume, un verre de champagne, un bon mot tous les ans, c'est assez.

Quand on nous force de dire tyran au lieu de roi et de parler de la tyrannie au lieu de la royauté, est-ce-que le pouvoir a beaucoup gagné à rendre ces mots synonymes?

Monsieur de Ruhmor est un gentilhomme allemand, mais un homme d'esprit.

Le peuple allemand est composé de maitres d'école et d'écoliers.

L'avenir rode autour de la demeure du présent. Que celui-ci sorte une seule fois sans tirer la clef derrière lui et il est délogé pour toujours.

On sait que la Diète germanique a récemment lancé un décret contre l'école littéraire et philosophique connue sous le nom de jeune Allemagne, qu'elle accuse de tendre au bouleversement social en attaquant la réligion, la morale et toutes les institutions fondamentales de la civilisation. Le décret de la Diète est nominativement dirigé contre cinq personnes, en tête desquels figure M. Henri Heine, écrivain bien connu en France, qui est regardé comme le fondateur de cette école nouvelle. M. Heine nous prie de publier la lettre suivante, qu'il vient d'adresser à la Diète.

A la haute Diète de la confédération germanique.

Messeigneurs

Le décret que vous avez émis dans votre 31e séance de 1835 me penètre d'une affliction profonde.

A cette affliction vient se mêler, je dois l'avouer un sentiment d'étonnement extrême. Vous m'avez accusé, jugé, condamné, sans m'avoir entendu, sans que nul ait été chargé de ma défense, sans que j'aie été cité de comparaitre. Ce n'est pas ainsi que procédait, en pareil cas, le Saint-Empire dont la confédération germanique a pris la place. Le Docteur Martin Luther, de glorieuse mémoire, put avec un sauf-conduit, se présenter par devant la Diète de l'Empire et s'y défendre publiquement et en toute liberté. Loin de moi la présomption de me comparer à l'homme qui nous a conquis la liberté de discussion en matière réligieuse. Mais il est naturel au disciple de se prévaloir de l'exemple du maître. Si vous ne daignez pas m'accorder un sauf-conduit pour aller plaider ma cause en personne devant vos seigneuries, rendez-moi du moins la faculté de me défendre par la presse allemande, en levant momentanément l'intredit dont vous avez frappé mes écrits présents et à venir.

La demande que je fais près de vous n'est pas une protestation, c'est simplement une supplique. Il m'est impossible de m'abstenir, car l'opinion publique interprèterait mon silence contre moi. Elle y verrait l'aveu des tendances coupables qu'on m'impute et le désaveu de mes écrits. Je me flatte au contraire qu'aussitôt que vous aurez permis de me défendre, il me sera aisé de démontrer péremptoirement que ma plume a été guidée, non par une pensée irréligieuse et immorale, mais par une synthèse hautement morale et réligieuse, à laquelle depuis long-tems, ont rendu hommage, non seulement quelques écrivains de telle ou telle école littéraire designée sous le nom de jeune Allemagne, mais la plupart de nos plus illustres auteurs, tant poëtes que philosophes. Quelle que soit d'ailleurs votre décision, messeigneurs, au sujet de la présente supplique, soyez persuadés que j'obéirai toujours aux loix de ma patrie.

Ne croyez pas, Messeigneurs, que je songe à me prévaloir, pour vous braver, de ce que je suis hors de votre atteinte; j'honore et honorerai toujours en vous l'autorité suprême de notre chère Allemagne. La sécurité personnelle que me garantit mon séjour à l'étranger m'est précieuse relativement à vous, en ce qu'elle doit vous être un gage de la sincérité des sentimens de considération parfaite et de profond respect que je professe pour vos seigneuries.

Henri Heine, docteur en droit.

(Journal des Débats, 30. Janvier 1836.)

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Max Hesses

Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

mit Einleitungen, Bildnissen usw.

Herausgeber bez. Verfasser der biographischen Einleitungen:

Ed. Arens, Ad. Bartels, Hans Benzmann, Wilh. Bölsche, E. Castle, Herm. Fischer, Rud. Fürst, Ludw. Geiger, Rud. v. Gottschall, Eduard Grisebach, Emil Horner, Ernst Keller, Alfred Klaar, Gotth. Klee, Max Koch, Rud. Krauß, Herm. Krumm, Eugen Kühnemann, Th. Matthias, Max Morris, M. Necker, Erich Petzet, A. Schlossar, K. Siegen, Adolf Stern, Wilhelm Weß, Georg Witkowski, W. v. Wurzbach u. a.

Ein Hauptvorzug dieser Klassiker-Ausgaben liegt neben ihrer sorgfältigen Bearbeitung durch hervorragende Literarhistoriker und der gediegenen Ausstattung bei billigstem Preise in ihrer Vollständigkeit! In den meisten Fällen werden Gesamt-Ausgaben geboten; wo dies aber nicht tunlich erschien, ist die Auswahl eine so reichliche und sorgfältige, daß ein vollständiges Bild von dem Schaffen und der Eigenart des betreffenden Dichters gewonnen wird.

Stets wird der ursprüngliche Text in reiner Fassung wiedergegeben, überarbeitete oder gekürzte Werke sind ausgeschlossen.

Die hier angezeigten Klassiker sind meist in vier Ausgaben zu beziehen:

1. **Broschiert.**
2. **In Orig.-Leinenband.**
3. **Feine Ausgabe auf besserem Papier in solidem Halbfranzband.**
4. **Luxus-Ausgabe auf besserem Papier in Liebh.-Halbfranzband.**

Arnim, Achim v., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. von Dr. Max Morris. (In Vorbereitung!)
Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Drei Teile in einem Bande. Hundertjahrs-Jubelausgabe herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit Nachbildungen der fünf Titelkupfer der Original-Ausgaben.
Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. In 1 Geschenkbd. 3.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Bauernfeld, Ed. v., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. v. Dr. Emil Horner. Mit Bildn., Faksim. u. Handschriftprobe.
Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Börne, Ludw., Gesammelte und nachgelassene Schriften in 8 Bänden. Mit Bildnis, einem Briefe in Faksimile und einer Einleitung von Prof. Dr. Alfred Klaar. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Gedichtsammlungen . . . . . Seite 10.
Max Hesses Volksbücherei . . . . . Seite 11—15.
Die Meisterwerke der deutschen Bühne . . . . . Seite 16.

Brentano, Clemens, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Max Morris. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Brinckman, John, Sämtliche Werke in 5 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Weltzien. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Bürger, G. A., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Wolfg. von Wurzbach. Mit 4 Bildnissen und e. Brief als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Byron, Sämtliche Werke in 9 Bänden. Übersetzt von Ad. Böttger. Herausg. und aus anderen Übersetzungen ergänzt von Prof. Dr. Wilhelm Wetz. Mit 3 Bildnissen, Abbildung von Byrons Stammsitz und e. Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Cervantes, Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Jubiläums-Ausgabe in 4 Bänden u. Bildnis. Übersetzt von L. Tieck. Mit Einl. u. Anmerkungen herausg. von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Lux.-Ausg. M. 7.—.

Chamisso, Ad., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Einleitung von Adolf Bartels. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Droste-Hülshoff, Annette v., Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Eduard Arens. Mit 5 Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Eckermanns Gespräche mit Goethe. 3 Bände, mit Einleit., Anmerk. u. Register herausg. v. Prof. Dr. Ludw. Geiger. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Eichendorff, Jos. von, Werke in 4 Bänden. Mit einer Einleitung von Rud. von Gottschall. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Eichendorff, Jos. von, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von G. Karpeles. In 1 Leinenband M. 1.25.

Gaudy, Werke in 3 Bänden. Mit Gaudys Bildnis und Faksimile, sowie Einl. von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.50. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3 —.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen u. Humoresken. 8 Bände, mit des Dichters Bildnis und Einleitung von Kurt Holm. Brosch. M. 2.40. In 2 Orig.-Leinenbänden M. 3.60.
Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Goethe, Sämtliche Werke in 44 Bänden. Vollständige Ausgabe, mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit 2 Bildnissen, e. Gedicht in Faksimile u. Registerband. Brosch. M. 12.—. In 12 Leinenbänden M. 20.—. Feine Ausgabe M. 30.—. Luxus-Ausgabe M. 38.—.

Inhalt: Goethes Leben und Werke.
1—2. Gedichte. Erster und Zweiter Teil.
3. Gelegenheitsgedichte.
4. Sprüche in Reimen und Prosa.
5. West-östlicher Diwan. — Hermann u. Dorothea. Achilleïs. — Reinete Fuchs. Nachträge.
6. Götz. — Egmont. — Clavigo. — Stella. — Geschwister.
7. Faust, 1. u. 2. Teil.
8. Iphigenie. — Tasso. — Die natürliche Tochter. — Elpenor.
9. Lustspiele und Farcen. — Dramatische Fragmente und Skizzen.
10. Singspiele.
11. Zeitstücke, dramatische Gelegenheitsdichtungen.
12. Jugenddramen, Entwürfe, Fragmente. Anhang.
13. Götz von Berlichingen (für die Bühne). — Mahomet. — Tankred. — Die Wette. — Theater u. dram. Poesie.
14. Theaterreden. Maskenzüge. — Annette. — Ossian. — Urfaust. — Das hohe Lied Salomonis. — Aus Goethes Brieftasche: Mercier-Wagner, Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus den physiognomischen Fragmenten (mit 43 Abbildungen). Das Tagebuch. Ghasel auf den Eifer. Arie.
15. Werthers Leiden. — Briefe aus der Schweiz. — Briefe des Pastors zu ***. — Zwo wichtige Biblische Fragen. — Judenpredigt. — Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers 1775. — Der Hausball. — Jubelfeier der Reformation 1817. — Naturforscher-Versammlung 1828.
16. Die Wahlverwandtschaften.
17—19. Wilhelm Meisters Lehrjahre.
20—21. Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Die guten Weiber. — Novelle. — Reise der Söhne Megaprazons. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.
22—24. Aus meinem Leben.
25. Italienische Reise.
26. Neapel. — Zweiter römischer Aufenthalt. — Über Italien.
27. Kampagne in Frankreich. — Belagerung von Mainz.
28. Aus einer Reise in die Schweiz. Aus e. Reise am Rhein, Main u. Neckar.
29. Annalen oder Tag- und Jahreshefte. — Biographische Einzelheiten. — Chronologie 1749 bis 1809. — Aristeia der Mutter. 2c.
30. Deutsche Literatur.
31. Auswärtige Literatur u. Volkspoesie. Ilias im Auszuge.
32. Rameaus Neffe. — Diderots Versuch über Malerei.
33—34. Benvenuto Cellini.
35. Winckelmann. — Hackert. — Reden.
36—37. Schriften über Kunst.
38—44. Naturwissenschaftl. Schriften, Farbenlehre 2c.
Registerband (5 Register!).

Hamburger Fremdenblatt (1902, 18./1.): . . . Max Hesses große Goethe-Ausgabe ist gegenwärtig die vollständigste von allen.

Dr. Harry Mayne in der Rhein.-Westfälischen Zeitung (21. September 1902): . . . Auch eine Anzahl von bisher einzig in der Weimarer Ausgabe abgedruckten Goetheschen Werke sind in die Hessesche Ausgabe übergegangen, die demnach an Vollständigkeit alle populären Ausgaben übertrifft . . . Ganz vortrefflich und höchst wertvoll ist der Registerband.

Goethe, Werke, Auswahl in 16 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Inhalt, wie Bd. 1—16 der Ausgabe in 24 Bänden.

Goethe, Werke in 24 Bänden. (Erweiterte Auswahl.) Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 6.60. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Inhalt: 1.—2. Gedichte. 1. u. 2. Teil.
3. West-östlicher Diwan. Hermann u. Dorothea. Achilleïs. — Reineke Fuchs.
4. Götz von Berl. — Egmont. — Clavigo. — Stella. — Die Geschwister.
5. Faust, erster u. zweiter Teil.
6. Iphigenie. — Tasso. — Die natürliche Tochter. — Elpenor.
7. Werthers Leiden. — Briefe aus der Schweiz. — Briefe des Pastors zu ***. — Zwo wichtige Biblische Fragen.
8. Die Wahlverwandtschaften.
9.—11. Wilhelm Meisters Lehrjahre.
12.—13. Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Die guten Weiber. — Novelle. — Reise der Söhne Megaprazons. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.
14.—16. Aus meinem Leben.
17. Gelegenheitsgedichte.
18. Sprüche in Reimen. — Sprüche in Prosa. — Ethisches.
19. Lustspiele und Farcen. Dramatische Fragmente und Skizzen.
20. Singspiele.
21. Zeitstücke. Dramatische Gelegenheitsdichtungen.
22. Jugenddramen. Entwürfe. Fragmente. Anhang.
23. Götz (für die Bühne). — Mahomet. — Tankred. — Die Wette. — Theater und dramatische Poesie.
24. Italienische Reise.

Im Anschluß an die erweiterte Auswahl in 24 Bänden erschien:

Goethe, Werke, Ergänzungs-Ausgabe in 20 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—.

☞ Diese Ausgabe enthält die Bände: 14, 26—44 der Gesamt-Ausgabe (vergl. Seite 3) und dient dazu, die Auswahl in 24 Bänden zur Gesamt-Ausgabe zu ergänzen.

Grillparzer, Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausg. u. mit Einleitungen u. Anmerkungen versehen von Dr. Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, Handschriftproben, sowie mehreren Registern. Brosch. M. 4.50. In 4 Leinenbänden M. 6.—, in 6 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe in 4 Hlbfrzbdn. M. 9.50, in 6 Hlbfrzbdn. M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Wiener allgemeine Zeitung (1. III. 1903): . . . Die Ausgabe von Max Hesse ist vollständiger, als alle anderen Ausgaben.

Freie Schulzeitung (Wien, XXIX, 27, Beilage): . . . Diese Gesamtausgabe, die vollständigste und beste aller bisherigen . . . .

Grillparzer, Ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit mehreren Bildnissen und zwei Handschriftproben. Herausgegeben von Dr. Moritz Necker. In 2 Leinenbänden M. 3.50. In 4 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Grillparzer, Meisterdramen in 4 Bänden. Mit 8 Einleitungen von Dr. Moritz Necker. In 1 Leinenband M. 1.75.

Inhalt: Die Ahnfrau. — Sappho. — Das goldene Vließ. — König Ottokars Glück u. Ende. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Des Meeres und der Liebe Wellen. — Der Traum, ein Leben. — Weh dem, der lügt!

Halm, Fr., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Hauff, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Einleitung von Prof. Dr. Ad. Stern. Brosch. M. 2.25. In 2 Leinenbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

Hebbel, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Emil Kuh, neu herausgegeben von Prof. Herm. Krumm. Mit Hebbels Bildnis und einem Gedicht in Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinbd. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Hebbels Tagebücher. Auf Grund der Quellen ausgewählt und herausgegeben von Prof. Hermann Krumm. 4 Bde. Mit ausführlichem Register. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

☞ Zu obigem billigen Preise wird diese Ausgabe, die durch eine überaus reiche Anzahl von Anmerkungen und Verweisen zu einem Kommentar der Werke ausgestaltet wurde, allen Verehrern des Dichters hochwillkommen sein!

Hebel, Joh. Pet., Sämtliche poetische Werke, nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe **in 6 Bänden.** Mit des Dichters Bildnis, zwei Abbildungen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Wörterbuch der alemannischen Mundart. Herausgegeben und erläutert von Dir. Prof. Ernst Keller. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Heine, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie einer Biographie von Dr. G. Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. (In Vorbereitung!)

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. v. Marcel Herwegh. Mit des Dichters Bildnis und einer Einleitung von Prof. B. Fleury. Brosch. 60 Pf. In 1 Leinenband M. 1.—. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Hoffmann, E. T. A., Sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach. Mit drei Selbst-Bildnissen Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 15.—.

Diese neue Gesamtausgabe der Werke E. T. A. Hoffmanns, des genialsten und phantasievollsten unter den Romantikern, zeichnet sich aus durch sorgfältige Wiederherstellung des ursprünglichen Textes. In bezug auf Vollständigkeit übertrifft die vorliegende Ausgabe alle früheren.

Hoffmann von Fallersleben, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit Bildnissen u. Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Homer, Werke (Ilias und Odyssee) in zwei Bänden, mit zwei Bildnissen. Übersetzt von Joh. Heinrich Voß. (Abdruck der ersten Ausgaben.) Mit Einleitung von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Homer, Ilias und Odyssee. Übersetzt von J. H. Voß. 2 Bände in 1 Leinenband M. 1.50.

Immermann, Der Oberhof. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. 60 Pf. In 1 Leinenband M. 1.—. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Kerner, Justinus, Sämtliche poetische Werke in 4 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Prof. Dr. J. Gaismaier. Mit 3 Bildnissen, 3 Abbildungen, 41 Nachbildungen der Klecksographien und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänd. M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Kleist, Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Siegen. Mit drei Bildnissen des Dichters, einer Abbildg. seiner Grabstätte u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Diese Ausgabe enthält alle Schriften Kleists, die noch nachträglich aufgefunden und allgemein als von ihm herrührend anerkannt wurden und ist somit die vollständigste aller Volksausgaben des Dichters.

Kompert, Leopold, Sämtliche Werke. (In Vorbereitung!)

Körner, Sämtliche Werke in 4 Teilen. Neue vervollständigte und kritisch durchgesehene Ausgabe. Herausgegeb. von Prof. Dr. Eugen Wildenow. Mit 4 Bildnissen, einem Gedichte nach der Handschrift u. 3 Abbildungen. Brosch. M. 1.20. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit Nachwort von Anna von Kügelgen und Anhang: Auszüge aus W. v. Kügelgens Briefen. Eingeleitet und herausgegeben von Ad. Stern. Mit 2 Bildnissen und Faksimile. Brosch. M. 1.40. In 1 Leinbd. M. 2 —. In 1 einf. Leinbd. M. 1.60. In fein. Geschkbd. M. 3.—.

Kurz, Hermann, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Prof. Dr. Hermann Fischer. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Lenau, Sämtliche Werke in 2 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, herausg. v. Dr. Eduard Castle. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Lessing, Werke in 6 Bänden. Mit Lessings Bildnis u. Faksimile, sowie einer Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 7.50. Luxus-Ausgabe M. 9.50.

Lessing, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Ludwig, Otto, Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Mit Ludwigs Bildnis, Abbildung des Ludwig-Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile, sowie Biographie und Charakteristik Ludwigs. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Ludwig, Sämtl. erzähl. Schriften. In Orig.-Geschenkbd. M. 2.25.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. Gesamt-Ausgabe in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Einleitung von O. Weltzien. In 2 Orig.-Lnbdn. M. 3.60. In 2 eleg. Geschenkbänden M. 5.40.

Mörike, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rud. Krauß (Stuttgart). Mit ausführl. Lebensbeschreibung, 12 Einleitungen, 6 Bildnissen, faksimil. Briefen ꝛc. Brosch. M. 4.—. In 2 Lnbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.50. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Diese Ausgabe enthält auch Mörikes Jugend-Dichtungen, sowie seine überaus wertvollen Gelegenheits-Gedichte. „Wer in Zukunft den ganzen Mörike kennen will, **der muß aus dieser Quelle schöpfen,**" schrieb Professor Dr. Ed. Engel im Hamburger Fremdenblatt.

Mörike, Gesammelte Schriften in 4 Bänden. Herausg. von Dr. Rud. Krauß. Mit Bildnis und Faksimile. In 1 Leinenbd. M. 2.—. Enthält die bekanntesten Schöpfungen Mörikes: Gedichte, Idylle vom Bodensee, Maler Nolten, Mozart auf der Reise nach Prag usw.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 14.)

Novalis (Friedrich v. Hardenberg), Ausgewählte Werke in 3 Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

Platen, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch und Dr. Erich Petzet. (Erscheint 1907!)

Raimund, Ferd., Sämtl. Werke in 5 Bänden. Mit 3 Bildnissen und Faksimile, herausg. von Dr. Eduard Castle. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinbnd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. 1 Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Reuter, Fritz, Sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Prof. Dr. Carl Friedr. Müller (Kiel). Als Beigaben: 5 Bildnisse, 9 Abbildungen, ein Brief als Handschriftprobe, sowie ein vollständiges Reuter-Lexikon. Brosch. M. 4.50. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe brosch. M. 6.—.

In 4 Bände gebunden: Leinenband M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

In 7 Bände gebunden (das Lexikon als 7. Band!): Leinenband M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 16.—.

„Dankbar kann das deutsche Volk auf diese wirklich wundervolle Ausgabe aller Werke von Fritz Reuter blicken .... Mit einem Wort: eine Musterausgabe von Fritz Reuter." Lehrer-Zeitung, Weimar.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 14.)

Reuter, Ausgewählte Werke in 9 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Fr. Müller (Kiel). Mit 5 Bildnissen, 9 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Inhalt: 1. Biographie. 2.—3. Läuschen un Rimels. 4. Hanne Nüte. 5. Franzosentid. 6. Festungstid. 7.—9. Stromtid.

Rückert, Fr., Werke in 6 Bänden. Herausg. v. Prof. Dr. C. Beyer. Mit literar. Anmerk., zwei Gedichten in Originalhandschrift und einer Einleitung. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

☞ Diese Ausgabe umfaßt über 3000 Seiten und enthält viele Dichtungen, die in keiner andern Ausgabe zu finden sind.

Schiller, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Biographie u. Charakteristik von Dr. Gustav Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Seidl, Joh. Gabriel, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Mit Bildnis u. Stammbuchblatt als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Shakespeare, Sämtliche dram. Werke in 12 Bänden. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit einer Einleitung von Dr. Max Mendheim. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Stifter, Adalbert, Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rudolf Fürst. Mit Bildnis, einem Gedichte in Faksimile und Abbildung des Stifterdenkmals. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—. (Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 15.)

Tieck, Ludw., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben v. Prof. Dr. G. Wittkowski. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

☛ Als Ergänzung zu dieser Ausgabe erschien in Max Hesses Volksbücherei: **Tieck, Vittoria Accorombona.** Roman, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. **G. Klee.** 60 Pf., in Lnbd. M. 1.—.

Uhland, Ludw., Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Rud. v. Gottschall. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Wieland, Ch. M., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeb. von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Zschokke, Heinrich, Sämtliche Novellen in 12 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Ad. Vögtlin. In 4 Leinenbänden M. 8.—.

Zschokke, Heinrich, Ausgewählte Novellen. 6 Bände in 2 Leinenbänden M. 4.—.

Zschokke, Heinrich, Humoristische Novellen. 3 Bände in 1 Leinenband M. 2.25.

„Der Verlag von Max Hesse in Leipzig hat auf dem Gebiete der billigen Klassiker-Ausgaben heute die Führung," schreibt Herr Professor Ad. Bartels im Litterarischen Zentralblatt.

Ferner Herr Professor Dr. Gotthold Klee in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht: „Unter den sogenannten Volks-Klassiker-Ausgaben stehen die Hesseschen ohne Frage obenan."

Lyrische Andachten.

Natur- und Liebesstimmungen

deutscher Dichter

gesammelt von Ferdinand Gregori. Mit Buchschmuck von Fidus. In vornehmer, moderner Ausstattung. Broschiert M. 1.40, kartoniert (Deckelzeichnung von Fidus) M. 1.80, in Leinenband M. 2.—, in feinem Geschenkband in Karton M. 3.—.

Nach Stoffen und Stimmungen geordnet: Der Morgen — Der Wald — Das Meer — Die Liebe — Gott und Natur — Das Kind — Scheiden und Tod — Abend und Nacht.

„Ein rechtes Erbauungsbuch, das nur in recht viele Hände kommen möge," schreibt die „Nation", Berlin.

Deutsche Lyrik seit Liliencron.

Herausgegeben von Hans Bethge. Mit 8 Bildnissen.

In vornehmer, moderner Ausstattung. Brosch. M. 1.40, kart. M. 1.80, in Leinenband M. 2.—, in feinem Geschenkbd. in Karton M. 3.—.

Eine Auswahl der besten Schöpfungen unserer modernen Dichter seit Liliencron (Avenarius — Bierbaum — Dehmel — Evers — Falke — Hart — Hartleben — Hofmannsthal — Holzamer — Lienhard — Liliencron — Nietzsche — Schaukal u. v. a.), die eine wertvolle Ergänzung zu der Sammlung „Lyrische Andachten" bildet. Bietet diese eine Übersicht der Gesamt-Literatur, so entfaltet die „Deutsche Lyrik seit Liliencron" ein reiches Bild der „Modernen".

„Daß Hans Bethge, einer unserer feinsinnigsten Lyriker, gut ausgewählt hat, versteht sich von selbst," schreibt der „Tag", Berlin.

☞ Von jeder dieser Anthologien wurden für Bücherliebhaber einhundert in der Presse numerierte Exemplare auf imitiert Büttenpapier abgezogen, die in echtem Pergamentband zum Preise von je M. 8.— bezogen werden können.

Für die Jugend ausgewählt:

Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit.

Herausgegeben von Dr. Ernst Wasserzieher,

Direktor der städt. höheren Mädchenschule u. des Lehrerinnen-Seminars zu Neuwied.

Broschiert M. 1.—, in Leinenband M. 1.50.

Diese Gedichtsammlung kann jedem Mädchen, jedem Knaben unbesorgt in die Hand gegeben werden.

Max Hesses Volksbücherei.

Preis jeder Nummer 20 Pf. = 24 H. öst. Währ.

Die „Deutsche Schulzeitung" (Berlin) schreibt: „Wie schon diese Auswahl zeigt, ist Max Hesses Volksbücherei wohl geeignet, dem wirklich vorhandenen Lesebedürfnis des Volkes zu dienen und den sittenverderbenden Einfluß der Hintertreppen-Literatur zu bekämpfen. Mit wenigen Pfennigen kann sich jede Familie hier eine Bibliothek guter Hauslektüre verschaffen . . . Die Ausstattung ist gediegen . . . Der Druck ist scharf und sauber, das Papier kräftig und schön."

Einband-Probe.

Hesses Volksbücherei bringt Meisterwerke der schönen Literatur aller Völker sowie wirklich gute Unterhaltungs-Schriften älterer und neuerer Zeit. Auf die Ausstattung, insbesondere auf den Druck ist große Sorgfalt verwendet; die Prosabände sind meist in besonders deutlicher und großer Schrift gedruckt. Die Ziffer hinter dem Titel ist die Nummer, die das Werk in „Max Hesses Volksbücherei" trägt. Die mit „gbd." bezeichneten Werke sind in hübschen Leinenbänden zu beziehen. Die „Geschenkbände" zeichnen sich durch besonders geschmackvolles äußeres Gewand aus (vergleiche die nebenstehende Abbildung). Gebundene Werke, bei denen keine Nummer angegeben ist, sind Einzel-Ausgaben aus Max Hesses Klassikern.

Anthologien deutscher Lyrik siehe unter Bethge, Gregori, Wasserzieher.

Anzengruber, Hartingers alte Sixtin und and. Erzähl. Mit Bildnis und Einl. v. W. v. Wurzbach. 151—152. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Benzmann, H., Meine Heide. Gedichte. 60. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.

Bernhard, Marie, Heimatluft. 127. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.

Bethge, H., Deutsche Lyrik seit Liliencron. Mit 8 Bildn. 280—286. kart. M. 1.80, Lnbd. 2.—, Geschenkband M. 3.—.

— Deutsche Oden. 171. gbd. 60 Pf.

Blüthgen, Victor, Mama kommt! Humoreske. Mit Bildnis und Faksimile. 311. gbd. 60 Pf.

Böhlau, Helene, Sommerseele. Mutterssehnsucht. Mit Bildnis u. Einleitung v. P. Legband. 161—162. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Börne, Erz. u. verm. Aufsätze. gbd. M. 1.-.

— Briefe aus Paris. gbd. M. 1.50.

— Nachgelassene Schriften. gbd. M. 1.50.

Brentano, Clemens, Aus der Chronika e. fahr. Schülers. 176. gbd. 60 Pf.

— Romanzen vom Rosenkranz. Einl. v. Max Morris. 228-231. gbd. M. 1.20.

— Ausgewählte Märchen. Einl. v. Max Morris. 258-260. gbd. M. 1.—.

— Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Die mehreren Wehmüller. Einl. v. Max Morris. 238. gbd. 60 P

Brinckman, John, Vagel Griv. 'n Dönkenbok 71—72. gbd. 80 Pf.
— Kasper-Ohm un ick. 86—87. gbd. 80 Pf.
— Voß un Swinegel und andere Erzählungen. 96—97. gbd. 80 Pf.
Alle 3 Bände m. Einl. v. O. Weltzien.

Bürger, G. A., Sämtliche Gedichte. Mit Bildn. 2 Bde. in 1 Lwd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.
— Münchhausens Reisen und Abenteuer. 53. gbd. 60 Pf.

Byron, Sämtl. dram. Werke. gbd. 1.50.
— Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.
— Ritter Harolds Pilgerfahrt. Der Korsar. Lara. gbd. M. 1.—.
— Erzählende Dichtungen. gbd. M. 1.—.
— Don Juan. 2 T. in 1 Bde. gbd. M. 1.50.

Chamisso, Sämtl. Dichtungen, hrsg. v. K. Siegen. 2 Bde. in 1. gbd. M. 1.25.
— Reise um die Welt. gbd. M. 1.20.

Chijam, Omar, Vierzeilen. Nach Fitzgerald ausgewählt und übersetzt von R. C. Gittermann. 225.

Dichter u. Denker I: Goethes Leben u. Werke v. L. Geiger. 156-157. gbd. 80 Pf.
— **II:** Shakespeare von Edward Dowden. Deutsch von Paul Tausig. Mit 2 Bildn. u. Register. 245—247. gbd. M. 1.—.

Droste-Hülshoff, Gedichte. Herausg. v. Ed. Arens. Mit Bildn. d. Dichterin. 221-224. gbd. 1.20. Geschenkbd. M. 1.80.
— Das geistliche Jahr. Geistl. Lieder. Herausg. v. Ed. Arens. 232—233. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Die Judenbuche. Ein Sittengemälde. Herausg. v. Arens. 243. gbd. 60 Pf.

Düsterbrock, M., En poor Planten ut minen Goren. (Plattdeutsche Erzähl. u. Humoresken.) Einl. v. L. Schröder. 262—263. gbd. 80 Pf.

Eichendorff, Gedichte. gbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.
— Viel Lärmen um nichts. Das Marmorbild. 80.
— Aus dem Leben eines Taugenichts. 132. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Gaudy, Aus d. Tagebuch e. wandernden Schneidergesellen. 69. gbd. 60 Pf.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen und Humoresken. I. Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. 6—7. gbd. 80 Pf.

(Gerstäcker) II. Das sonderbare Duell. Ein berühmt. Name. 12. gbd. 60 Pf. — III. Irrfahrten. Der tote Zimmermann. 35—36. gbd. 80 Pf. — IV. Herr Hobelmann. Humoristische Erzählung. 54. gbd. 60 Pf. — V. Der Wilddieb. Der erkaufte Henker. 55-56. gbd. 80 Pf. — VI. John Wells. Die Stiefmutter. Der Bekehrte. 57. gbd. 60 Pf. — VII. Die Moderatoren. Erzählung aus Texas. 63. gbd. 60 Pf. — VIII. Herrn Mahlhubers Reise-Abenteuer. 78—79. gbd. 80 Pf.

Glümer, C. v., Gesühnt. Nov. 257.

Goethe, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.25, Halbleinenband 85 Pf.
— West-Östlicher Diwan. gbd. 75 Pf.
— Faust. Erster u. zweit. Teil. gbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.
— Dramatische Meisterwerke. 2 Bde. in 1 gbd. M. 1.20.
— Italienische Reise. gbd. M. 1.—.
— Die Wahlverwandtschaften. gbd. 75 Pf.
— Wilh. Meisters Lehrjahre. gbd. 1.20.
— — Wanderjahre. gbd. M. 1.—.
— Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. gbd. M. 1.20.
— Hermann u. Dorothea. Mit Einl. u. Anm. hrsg. v. Dir. Dr. E. Wasserzieher. 39. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.
— Werthers Leiden. 70. gbd. 60 Pf.

Grasberger, Hans, Die schöne Kastellanin. Maria-Buch. Einleitung von Rosegger. 248—249. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Gregori, Ferdinand, Lyrische Andachten. Natur- u. Liebesstimmungen deutscher Dichter. Mit Buchschmuck von Fidus. 273—279. kart. M. 1.80, Lnbd. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—.

Greif, Martin, s. „Moderne Lyriker".

Grillparzer, Die Ahnfrau. 1. — Sappho. 2. — Das goldene Vließ. I. (Die Argonauten. Der Gastfreund.) 8. — dass., II. (Medea.) 9. — dass., I—II. gbd. 80 Pf. — König Ottokars Glück u. Ende. 10. — Ein treuer Diener seines Herrn. 11. — Des Meeres u. der Liebe Wellen. 18. — Der Traum ein Leben. 19. — Weh dem, der lügt! 20. — Ein Bruderzwist in Habsburg. 21. — Die Jüdin von Toledo. 22. — Libussa. 30. — Esther. Hannibal. Drahomira. Psyche. Spartakus. Mit Einleit. v. M. Neder. 33. Das Kloster bei Sendomir. Der arme Spielmann.

(Grillparzer) Ein Erlebnis. 34. gbd. 60 Pf. — Sämtliche Gedichte und Epigramme. Herausg. v. M. Necker. 1. Bd. 44—45. 2. Bd. 46—48. In 1 Leinenband M. 1.50, Geschenkband M. 1.80. — Selbstbiographie. Erinnerungen an Beethoven. 49—50. gbd. 80 Pf.

Groller, B., Lori Bergmann. Vor der Ruhe. Seitensprünge. Novell. 138.

Halm, Ausgewählte Gedichte. Mit Einl. von A. Schlossar. 163. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

— Ausgewählte Novellen. Mit Einleit. v. A. Schlossar. 159-160. gbd. 80 Pf.

Hartmann, Moritz, Der Krieg um den Wald. Mit Einleitg. u. Anmerkung von W. v. Wurzbach. 174—175. gbd. 80 Pf.

Hauff, Lichtenstein. 41—43. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.25. — Das Bild des Kaisers. 76. — Gedichte u. Novellen. gbd. 75 Pf. — Der Mann im Monde. gbd. 75 Pf. — Memoiren des Satan. gbd. 75 Pf. — Märchen. gbd. M. 1.—. — Phantasien im Bremer Ratskeller. Novellen und Skizzen. gbd. 75 Pf.

Hebbel, Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.

Heigel, Karl von, Im Isartal. Eine Erzählung. 252. gbd. 60 Pf.

Heine, Buch der Lieder. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.25.

— Neue Gedichte. Atta Troll. Deutschland. gbd. M. 1.—.

— Romancero. Letzte Ged. gbd. M. 1.—.

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. von Marcel Herwegh. Mit Bildnis. 234—236. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.

Hoffmann, Klein Zaches. 40. gbd. 60 Pf.

— Die Serapionsbrüder. Gesammelte Erz. u. Märchen I. 73-75. II. 112-114. — dasf., in 2 Lnbdn. M. 3.—

— Der Doppelgänger. Der Feind. 94.

— Phantasiestücke. gbd. M. 1.20.

— Elixiere des Teufels. gbd. M. 1.—.

— Kater Murr. gbd. M. 1.20.

— Letzte Erzählungen. — Meister Floh. 3 Bde. in 1 Lnbd. M. 1.50.

Holzamer, Wilhelm, Am Fenster u. a. Erzähl. (Der arme Lukas, Der lange Hahn usw.) Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleit. v. R. W. Enzio. 308-310. gbd. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.

Homer, Ilias. (v. Voß.) 23-25. gbd. M. 1.-.

— Odyssee. (v. Voß.) 26-28. gbd. M. 1.—.

— Ilias u. Odyssee in 1 Lnbd. M. 1.50.

Ibsen, Gedichte. Übers. u. eingel. v. Dr. H. Neumann. Mit des Dichters Bildnis. 220. gbd. 60 Pf.

Jensen, Wilhelm, Der Tag von Stralsund. Erzählung aus der Hansa-Zeit. 3—4. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— Im Frühlingswald. Eine Schachpartie. Zwei Erz. Mit des Dichters Bildnis. 218-219. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. 1.50.

Immermann, Der Oberhof. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.50.

Kügelgen, W. v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit Nachwort v. Anna v. Kügelgen u. Auszügen aus W. v. Kügelgens Briefen. Eingel. u. hrsg. v. Ad. Stern. Mit 2 Bildnissen. 101—107. gbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—.

Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre. Roman, m. Einl. v. H. Fischer. 115—120. gbd. M. 1.80.

— Der Sonnenwirt. Roman, m. Einl. v. H. Fischer. 121—126. gbd. M. 1.80.

— Die Zaubernacht u. and. Nov. 128.

— Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie u. andere Erzähl. 134—135.

— St. Urbans Krug u. a. Erzähl. 136.

— Der Weihnachtsfund. 139—140. gbd. M. 1.—. — Die beiden Tubus. 141.

— Gesammelte kleinere Erzählungen. Mit Einl. v. H. Fischer. 4 Teile in 1 Lnbd. M. 1.80.

Lessing, Meisterdramen. gbd. M. 1.—.

— Hamburg. Dramaturgie. gbd. M. 1.—.

Liliencron, Detlev v., Zehn ausgew. Novellen. Mit Bildnis und einer Einl. v. L. Schröder. 149—150. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— siehe auch unter „Moderne Lyriker".

Ludwig, Otto, Gedichte und Dramen. 2 Bde. in 1 Lnbd. M. 1.50. — Studien u. kritische Schriften. gbd. M. 1.50. — Sämtliche erzähl. Schriften. 3 Bde. in 1 Lnbd. M. 2.25. — Zwischen Himmel u. Erde. Erzählung. 13—14. gbd. 80 Pf. Geschenkbd. M. 1.50. — Das Märchen vom toten Kinde. Aus einem alten Schulmeisterleben. Humor. Erzähl. 65. — Die Emanzipation d. Domestiken. 51. gbd. 60 Pf. — Die wahrhafte Geschichte v. den drei Wünschen. 52. gbd. 60 Pf. — Die Heiteretei und ihr Widerspiel. 82—84. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.

Meinhardt, Ad., Auf dem Heilwigshof. Erz. 261. gbd. 60 Pf.

Meyr, Melchior, Erzählungen aus d. Ries (I): Ludwig u. Annemarie. Endegut, alles gut. 66-68. gbd. M. 1.-.
— dasf. (II): Die Lehrersbraut. Der Sieg d. Schwachen. 91-93. gbd. M. 1.—.
— dasf. (III): Regine. Gleich und gleich. 142—144. gbd. M. 1.—.
— dasf. (IV): Der schwarze Hans. Georg. 177—179. gbd. M. 1.—.
— Erzählungen aus dem Ries. Gesamtausg., 4 Bde., m. Bildn. d. Dichters u. ein. Einl. v. O. Welzien. In 2 Lnbdn. M. 3.60, in Geschenkband M. 5.40.

Moderne Lyriker I: Detlev von Liliencron, von Hans Benzmann. Mit Bildnis. 148. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 40 Gedichten Liliencrons.)
— **II:** Martin Greif, von Laurenz Kiesgen. Mit Bildn. 237. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 50 Gedichten Greifs.)

Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle vom Bodensee. Mit einer biograph. Skizze u. mit Einleitgn. herausg. von Rudolf Krauß. Mit Mörikes Bildnis und Faksimile. 287—290. gbd. M. 1.20, Geschenkbd. M. 1.80.
— Maler Nolten. Roman. Zwei Teile in 1 Bde. Mit Einleit. v. Rud. Krauß, Vorwort v. Julius Klaiber u. Mörikes Bildn. u. Faksim. 291—295. gbd. M. 1.50, Geschenkbd. M. 2.40.
— Novellen u. Märchen. Mit Einleitgn. von Rud. Krauß. Mit Mörikes Bildnis u. Faksimile. 296—297. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. Mit Einleit. von Rudolf Krauß, Mörikes Bildn. u. Faksimile, sowie d. faksim. Briefe „Hutzelmännleins an Klara Mörike". 298—299. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Mit Einleit. von Rudolf Krauß. 300. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Multatuli, Minnebriefe u. Millionenstudien in Auswahl. 81.
— Infam kassiert. Erzählung. Übersetzt von Adolf Glaser. 253.

Novalis, Sämtliche Gedichte. Mit Einl. hrsg. v. W. Bölsche. 85. gbd. 60 Pf.
— Heinrich v. Ofterdingen. M. Einl. v. W. Bölsche. 109-110. gbd. 80 Pf.

Oden, Deutsche. Ausgewählt von Hans Bethge. 171. gbd. 60 Pf.

Oelckers, Der Autographensammler und sein Neffe. Humor. Erzählung. 158.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. 77. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
— Prinzessin Ilse. Mit Einleitung von Hans Benzmann. 88. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Pichler, Adolf, Der Flüchtling. Ein Brautpaar. Zwei Geschichten a. Tirol. Mit Einl. v. K. Bienenstein u. Beitrag v. Peter Rosegger. 267-268. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Reuter, Fritz, Polterabendgedichte (Julklapp). Lustsp. 185—187. gbd. M. 1.—. — Läuschen un Rimels, 2 Tle. 188-190. gbd. M. 1.—. — De Reis' nah Belligen. 191—192. gbd. 80 Pf. — Kein Hüsung. 193—194. gbd. 80 Pf. — Hanne Nüte. 195—196. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut de Franzosentid. Woans ick tau' ne Frau kamm. 197—198. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut mine Festungstid. 199—201. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60. — Schurr-Murr. 202—204. gbd. M. 1.—. — Ut mine Stromtid, 3 Tle. 205-211. gbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. — Dörchläuchting. 212-214. gbd. M. 1.—. — Montecchi un Capuletti (Reis' nah Konstantinopel). 215-217. gbd. M. 1.-.

Nietzsche, Ernst, Jugenderinnerungen. Mit Faks. u. einer Einl. hrsg. v. Ad. Stern. 147. gbd. 60 Pf.

Roquette, Otto, Das Eulenzeichen. Die Tage d. Waldlebens. Zwei Novellen. Mit Bildnis u. einer Einl. v. H. Löbner. 164—165. gbd. 80 Pf. Geschenkbd. M. 1.50.

Rosegger, Peter, Der Höllbart. Mit Bildnis u. einer Einl. v. Ad. Stern. 61—62. gbd. 80 Pf. Geschenkbd. M. 1.50.

Rückert, Fr., Gedichte. gbd. M. 1.20. Geschenkbd. M. 1.50.
— Weisheit des Brahmanen. gbd. M. 1.20.
— Epische Dichtungen. gbd. M. 1.20.

Schanz, Frida, Die Alte. Erzählung. Mit d. Dichterin Bildnis u. Faksimile. 315. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildnis. Historische Novelle. In zwei Bänden. Erster Band: 301—304.
Zweiter Band: 305—307.
Beide Bände in 1 Band gbd. M. 2.—.

Schiller, Gedichte. gbd. 75 Pf., Halbleinenbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.
— Wallenstein. (I—III.) gbd. 75 Pf.
— Geschichte des 30 j. Krieges. gbd. 75 Pf.
— Abfall d. v. Niederlande. gbd. 75 Pf.

Schoene, Heinr., Der König der Täufer. Geschichtl. Erzählung. 155. gbd. 60 Pf.
Schücking, Levin, Hart am Rande. Deutsche Eroberungen. Zwei Novellen. Mit Einl. v. L. Schröder. 172—173. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Seidl, Joh. Gabr., Bifolien (Gedichte). Herausg. v. Wurzbach. Mit Bildnis u. Faksimile. 254—256. gbd. M. 1.—.
— Flinserln. Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Herausg. von Wurzbach. Mit Bildnis u. Faksimile. 264—266. gbd. M. 1.—.
— Ausgewählte Novellen. Herausg. v. Wurzbach. 271—272. gbd. 80 Pf.
Spitta, J. C. P., Psalter und Harfe. Mit einer Einleitg. v. C. E. Knodt. 313—314. gbd. 80 Pfg., Geschenkbd. M. 1.50.
Stern, Adolf, Der Pate des Todes. 111.
— Vor Leyden. Heimkehr. Mit Einleitung von H. Löbner. 137.
— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.
Stifter, Adalbert, Studien. 4 Bde. in 2 Lnbd. M. 3.—. — Bunte Steine u. Erzählungen in 1 Lnbd. M. 1.50. — Prokopus. Die drei Schmiede ihres Schicksals. 5. gbd. 60 Pf. — Bunte Steine. 15—17. gbd. M. 1.—. — Der Waldbrunnen. Nachkommenschaften. 29. gbd. 60 Pf. — Der Waldgänger. Der fromme Spruch. Der Kuß von Sentze. 31—32. gbd. 80 Pf. — Der Hochwald. 58. gbd. 60 Pf. — Abdias. 59. gbd. 60 Pf. — Die Narrenburg. 64. gbd. 60 Pf. — Der Waldsteig. Der beschriebene Tännling. 95. gbd. 60 Pf. — Aus der Mappe meines Urgroßvaters. 153—154. gbd. 80 Pf.
Stillfried, Felix, Wedderfunn'n. De Her von Moitin. Zwei Geschichten. Mit Einl. v. L. Schröder. 244.
Strauß-Torney, Lulu von, Hinter Schloß u. Riegel u. a. Erzähl. M. Bildnis u. Faksim., u. Einl. v. O. Weltzien. 239—240. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
Suttner, B. v., Ketten u. Verkettungen. Donna Sol. 133. gbd. 60 Pf.
— Franzl und Mirzl. Langeweile. Ermenegildens Flucht. Erzählte Lustspiele. M. Bildnis u. Faksim. 250-251. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Sydow, M. v., Anna Steinhofer. Erzählung. Mit Bildnis der Dichterin. 145—146. gbd. 80 Pf.
Tieck, Ludw., Der blonde Eckbert. Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone. 89.
— Der Gelehrte. Das Zauberschloß. Des Lebens Überfluß. Drei Novellen. 98—99.
— und Freuden. 108. Die Verlobung. Musikalische Leiden
— Vittoria Accorombona. Roman, mit Einleitung und Anmerkungen von Gotth. Klee. 180—182. gbd. M. 1.—.
Trinius, A., Wenn die Sonne sinkt. Thür. Erz. u. Skizzen. Mit Bildnis u. Faksimile, u. Einl. v. O. Weltzien. 241—242. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Twain, Mark, Die 1,000,000 Pfund-Note und andere humorist. Erzähl. u. Skizzen. 226.
— Tot oder lebendig u. andere humorist. Erzählungen und Skizzen. 227. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.
Uhland, Gedichte. 2 Bde. in 1 Leinenbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.
— Gedichte und Dramen. gbd. M. 1.—.
Viebig, Clara, Simson und Delila. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einl. von L. Schroeder. 129—130. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Vogt, Carl, Der lange Christian und andere Novellen. 312.
Vögtlin, Ad., Sephora. Novelle. Mit Bildnis und Einleitung v. Ludwig Schröder. 183—184. gbd. 80 Pf.
Voigt-Diederichs, Hel., Vorfrühling. Fünf ausgewählte Erzählungen. Mit Bildnis und Einl. v. L. Schröder. 269—270. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
Voß, Luise. 131. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.
Wasserzieher, Dir. Dr. Ernst, Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit. 166—170. gbd. M. 1.50.
Wieland, Oberon. 37—38. gbd. 80 Pf.
— Schach Lolo. Pervonte. Die Wasserkufe. Drei poetische Erzählungen. 90.
— Geron der Adelige. Das Sommermärchen u. and. poet. Erzähl. 100.

Weitere Nummern befinden sich in Vorbereitung

Die Meisterwerke der deutschen Bühne

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter

herausgegeben von **Prof. Dr. Georg Witkowski** (Leipzig).

Mit ausführlichen Einleitungen und Anmerkungen, die alle Dunkelheiten des Inhalts und der Sprache erklären, und mit Vers- und Zeilenzählung. Die Texte dürfen auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit Anspruch erheben.

Bisher erschienen folgende Werke mit Einleitungen und Anmerkungen der in Klammern genannten Gelehrten:

1. **Goethe**, Egmont (Dr. Max Morris).
2—3. **Schiller**, Wallenstein (Prof. Dr. Alb. Köster).
4. **Schiller**, Maria Stuart (Prof. Dr. A. Leitzmann).
5. **Schiller**, Jungfrau von Orleans (Prof. Dr. Fr. Muncker).
6. **Schiller**, Wilhelm Tell (Prof. Dr. Georg Witkowski).
7. **Kleist**, Prinz Friedrich v. Homburg (Prof. Dr. K. Schlösser).
8. **Uhland**, Ernst, Herzog v. Schwaben (Prof. Dr. H. Fischer).
9. **Grillparzer**, Die Ahnfrau (Dr. Moritz Necker).
10. **Grillparzer**, Sappho (Dr. M. Necker).
11. **Grabbe**, Napoleon (Dr. Rob. Hallgarten).
12. **Ludwig**, Die Makkabäer (Prof. Dr. Adolf Stern).
13. **Goethe**, Götz von Berlichingen (Prof Dr. Ad. Hauffen).
14—15. **Grillparzer**, Das goldene Vlies (Dr. Moritz Necker).
16. **Halm**, Griseldis (Dr. Anton Schlossar).
17. **Hebbel**, Agnes Bernauer (Prof. Dr. K. M. Werner).
18. **Ibsen**, Ein Puppenheim (Nora) neu übers. v. M. Lie. (Prof. Dr. Roman Woerner).
19. **Kleist**, Das Käthchen v. Heilbronn (Frl. Anna Ettlinger).
20. **Schiller**, Die Räuber (Prof. Dr. Georg Witkowski).
21. **Schiller**, Fiesco (Prof. Dr. Georg Witkowski).
22. **Schiller**, Kabale und Liebe (Prof. Dr. Georg Witkowski).
23. **Schiller**, Braut von Messina (Prof. Dr. A. Leitzmann).
24. **Uhland**, Ludwig der Bayer (Prof. Dr. Herm. Fischer).
25. **Shakespeare**, Der Widerspenstigen Zähmung (Dr. Karl Zeiß).
26. **Körner**, Zriny (Dir. Dr. E. Wasserzieher).
27. **Goethe**, Laune des Verliebten. — Die Geschwister (Prof. J. Minor).
28. **Goethe**, Torquato Tasso (Prof. Dr. Victor Michels).
29—30. **Hebbel**, Die Nibelungen (Prof. Dr. K. M. Werner).
31. **Goethe**, Clavigo (Prof. Dr. Rich. M. Meyer).
32. **Kleist**, Der zerbrochene Krug (Prof. Dr. Oskar Walzel).
33—34. **Schiller**, Don Karlos (Prof. Dr. Georg Witkowski).
35. **Lessing**, Nathan der Weise (Prof. Dr. Rich. M. Meyer).
36. **Hebbel**, Gyges und sein Ring (Prof. Dr. K. M. Werner).
37. **Grillparzer**, Des Meeres und der Liebe Wellen (Dr. Moritz Necker).
38. **Grillparzer**, Die Jüdin von Toledo (Dr. Moritz Necker).
39. **Halm**, Der Sohn der Wildnis (Dr. Anton Schlossar).
40. **Schiller**, Die Huldigung der Künste. — Demetrius (Prof. Dr. Georg Witkowski).
41. **Hebbel**, Maria Magdalene (Prof. Dr. K. M. Werner).
42. **Hebbel**, Judith (Prof. Dr. K. M. Werner).
43. **Lessing**, Minna von Barnhelm (Gymnasialdirektor Dr. Zehme).

Weitere Nummern in Vorbereitung!

Jede Nr. brosch. 30 Pf., gebunden 50 Pf. (Doppel-Nr. gbd. 80 Pf.)

Das **Literarische Echo** urteilte über die „Meisterwerke der deutschen Bühne": „. . . in handlicher Form und besserem Druck als so manche der bestehenden volkstümlichen Unternehmungen, fast ebenso billig, doch mit dem Unterschiede, daß der Leser in jedes Werk von kundiger Hand eingeführt wird . . . Das Unternehmen ist für die Lesewelt unbedingt auf das wärmste zu empfehlen."

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Max Hesses neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.

Arnim. Herausgegeben von Max Morris.
Börne. Mit Einleitung von Alfred Klaar.
Brentano. Herausgegeben von Max Morris.
Brinckman. Herausgegeben von O. Weltzien.
Bürger. Herausgeg. von Wolfg. v. Wurzbach.
Byron. Übers. v. Böttger. Herausg. v. W. Wetz.
Cervantes. Herausgegeben von W. v. Wurzbach.
Chamisso. Mit Einleitung von Ad. Bartels.
Droste-Hülshoff. Herausgegeben von E. Arens.
Eckermanns Gespräche mit Goethe v. L. Geiger.
Eichendorff. Mit Einleit. v. Rud. v. Gottschall.
Gaudy. Mit Einleitung von Karl Siegen.
Goethe (Gesamt-Ausgabe). Mit Einl. v. L. Geiger.
Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von S. M. Prem.
Grillparzer. Herausgegeben von M. Necker.
Halm. Herausgegeben von Anton Schlossar.
Hauff. Mit Einleitung von Ad. Stern.
Hebbel Herausgegeben von Herm. Krumm.
Hebel Herausgegeben von Ernst Keller.
Heine. Mit Biographie von G. Karpeles.
Hoffmann. Herausgeg. von Eduard Grisebach.
Hoffmann v. Fallersleben. Hg. v. H. Benzmann.
Homer, übers. v. Voß. Mit Einl. v. Gotth. Klee.
Immermann. Mit Einleitung von K. Siegen.
H. v. Kleist. Herausgegeben von K. Siegen.
Körner. Herausgegeben von Eug. Wildenow.
Kurz. Herausgegeben von Herm. Fischer.
Lenau. Herausgegeben von Eduard Castle.
Lessing. Mit Einleitung von Th. Matthias.
Ludwig. Herausgegeben von Adolf Bartels.
Novalis. Herausgegeben von W. Bölsche.
Platen. Herausg. von Max Koch und Erich Petzet.
Raimund. Herausgegeben von Eduard Castle.
Reuter. Herausg. von Carl Friedr. Müller.
Rückert. Herausgegeben von C. Beyer.
Schiller. Mit Einleitung von G. Karpeles.
Seidl. Herausgegeben von Wolfg. v. Wurzbach.
Shakespeare. Mit Einleitung v. Max Mendheim.
Stifter. Herausgegeben von Rudolf Fürst.
Tieck. Herausgegeben von Georg Witkowski.
Uhland. Mit Einleitung v. Rud. v. Gottschall.
Wieland. Herausgegeben von Wilh. Bölsche.
Zschokke. Mit Einleitung von Ad. Vögtlin.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 03 14 006 6